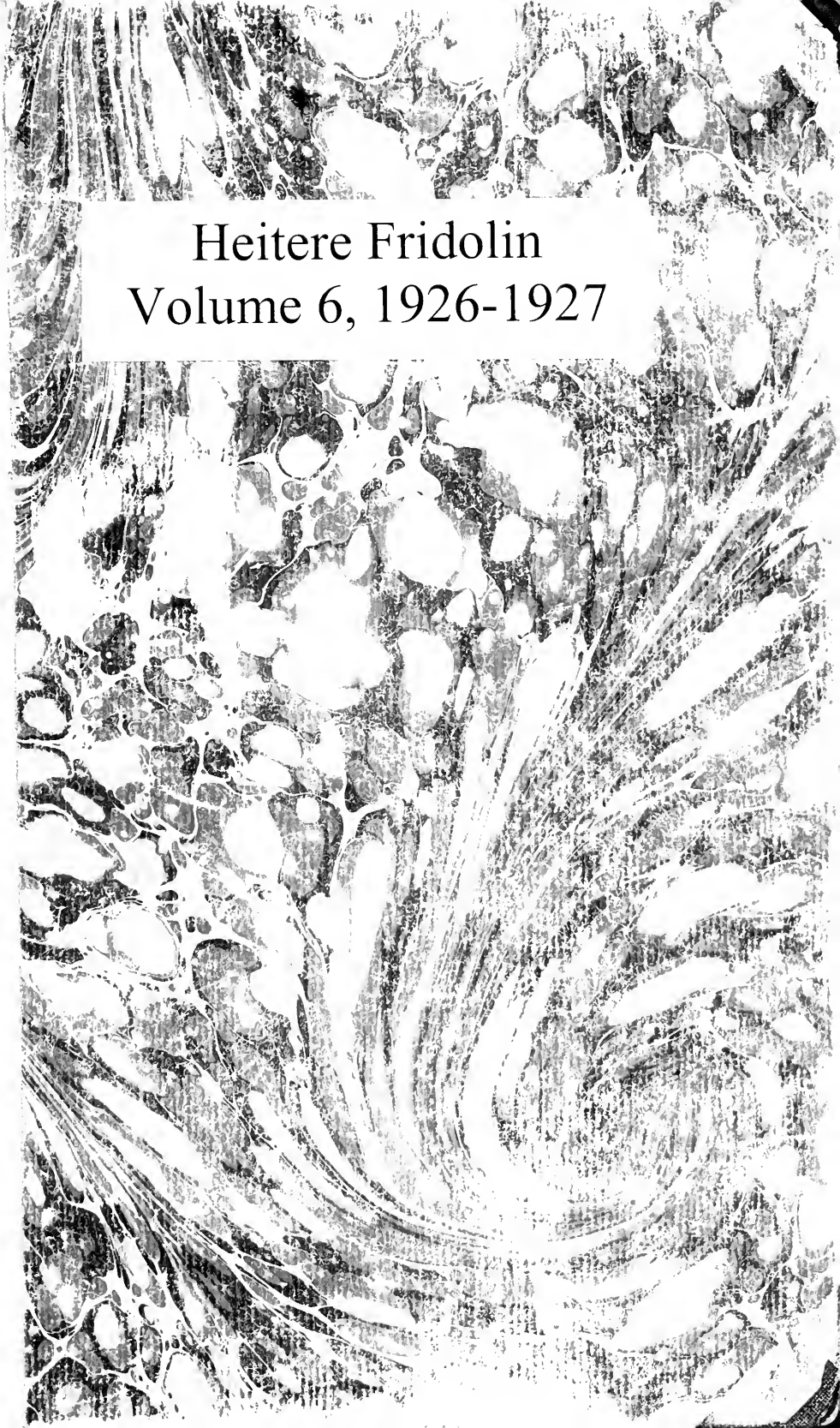
Heitere Fridolin
Volume 6, 1926-1927



Nr. 1. 6. Jahrgang.
Berlin.

Preis 15 Pfennig.

Der heitere Fridolin

Ein Zweikampf zwischen einem Jaguar und einer Riesenschlange, den ein Reisender im Urwald von Brasilien beobachtet hat. (Lest den Artikel auf den Seiten 4—6.)

Warum Herr Dabel nicht in England leben wollte

Gegen die Engländer ist nichts zu sagen und gegen Herrn Dabel auch nicht. Herr Dabel war ein achtbarer Mann, und auch an seinem Namen ist nichts auszusetzen. Oder doch? Jedenfalls hat Herr Dabel seines Namens wegen nicht in England leben können, und das kam so: Herr Dabel mußte sich geschäftehalber in London aufhalten, und wie das so üblich ist, brachte er an der Tür ein Schild an, auf dem in schönen schwarzen Buchstaben zu lesen stand: D a b e l. Die Engländer, die ihn besuchen kamen, guckten sich seinen Namen an, und wenn Herr Dabel ihnen die Tür öffnete, begrüßten sie ihn: „Guten Morgen, Mister Debel!" Denn die Engländer sprechen das a wie e aus. Herr Dabel dachte: „Wenn sie mich schon Debel nennen, dann will ich meinen Namen auch so schreiben, denn Ordnung muß sein." Ging also hin und änderte den Namen auf dem Schild in D e b e l. Die Engländer lasen das Schild und sprachen den Namen auf ihre Art wie Dibel aus. „Guten Tag, Mister Dibel!" mußte der arme Herr Dabel nun immerzu hören.

Herr Dabel ging und änderte den Namen auf dem Schild.

„Zu dumm," dachte sich Herr Dabel, „ich kann doch nicht fortwährend meinen Namen ändern! Aber schließlich, wenn sie mich alle Dibel nennen, will ich mich auch so schreiben." Ging hin und änderte den Namen auf dem Schild in D i b e l. Nun sprechen die Engländer das i wie ei aus, und am nächsten Morgen begrüßte ein Besucher den Herrn Dabel: „Guten Morgen, Mister D e i b e l!"

Da wurde es Herrn Dabel doch zu dumm; er schlug das Schild entzwei, packte seine Sachen ein und reiste ab. Und will auch nie wieder nach England.

Das Fallschirm-Flugzeug

Eine neue Erfindung, die die Flugzeuge gegen Absturz sichern soll.

Wenn bei einem Flugzeug eine Maschinenpanne eintritt und der Motor aussetzt, so muß der Pilot versuchen, im Gleitflug niederzugehen und zu landen, ohne daß den Fahrgästen und dem Flugzeug ein Schaden geschieht. Wenn aber Bruch eintritt und das Flugzeug die Tragfläche oder das Steuer verliert, dann saust es steil in die Tiefe und zerschellt auf dem Erdboden — wenn es nicht mit dem neuen Flugzeug-Fallschirm ausgestattet ist.

Dieser Fallschirm ist die Erfindung eines amerikanischen Ingeniörs. Er dachte sich: Die Flieger werden schon längst einzeln mit Fallschirmen versehen, warum soll man da nicht einen großen, festen Fallschirm konstruieren, der das ganze Flugzeug im Sturz auffängt? Es werden dabei sowohl die Fahrgäste als auch der Apparat gerettet. Das Fallschirm-Flugzeug wurde gebaut, und im August dieses Jahres machte es seinen ersten Probeflug. Es stieg hoch in die Luft, und dann wurde der Motor abgestellt. Das Flugzeug begann in die Tiefe zu stürzen; in diesem Augenblick zog der Führer an einer Leine, die den Fallschirmsack aufriß, der Schirm entfaltete sich, und mit einem Ruck stand das Flugzeug mitten in der Luft still. Es schwebte dann langsam zur Erde und setzte wohlbehalten auf. Unser Bild zeigt das Modell des Fallschirm-Flugzeugs, mit dem die ersten Versuche gemacht wurden.

Ein Riesen-Fallschirm für Flugzeuge: Der Erfinder bei einem Versuch mit einem Modellflugzeug, das mit dem Riesen-Fallschirm ausgerüstet ist. Der Fallschirm verhütet den Absturz des Flugzeugs.

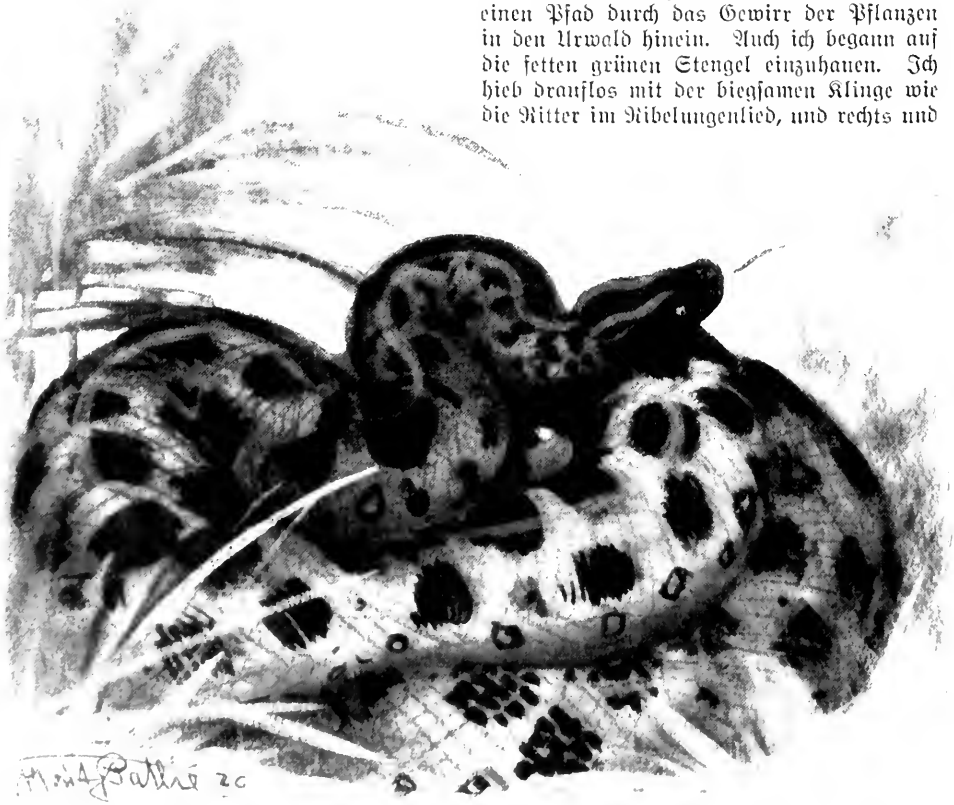
Ein Zweikampf im brasilianischen Urwald

Aus dem Tagebuch eines Reisenden.

Eines Morgens fuhren wir in einem indianischen Boot auf dem Urubu-Fluß an den blaugrünen Urwaldwänden entlang. In den Kronen der Palmen sangen die Paradiesvögel. Dann aber stieg die Sonne empor, und eine Stunde später herrschte Treibhausglut. In Schweiß gebadet lag ich im Boot. Träge tauchten die Indianer die bemalten Ruder in das trübe Wasser.

Wenn die Ruder wieder auftauchten, hingen sie voll Wasserpflanzen und Algen. Schwimmblätter, so groß wie Wagenräder, mit roten Stacheln an den Rändern, trieben vorüber, und manchmal die Schnauze und das kleine boshafte Auge eines Krokodils zwischen Algenschwämmen. Um die Mittagszeit war die Hitze wie ein Berg aus Blei, und die Natur versank in einen tiefen Schlaf. Die Papageien hörten auf zu krächzen, die großen, schillernden Schmetterlinge verschwanden. Die Ruder blieben im Wasser stecken. Ich deutete nach dem Land hin. Wir landeten zwischen den Luftwurzeln eines Fieberbaums in einer kleinen Bucht.

Die Indianer griffen zu ihren Macheten, den armlangen Haumessern, und säbelten einen Pfad durch das Gewirr der Pflanzen in den Urwald hinein. Auch ich begann auf die fetten grünen Stengel einzuhauen. Ich hieb drauflos mit der biegsamen Klinge wie die Ritter im Nibelungenlied, und rechts und



Ein Zweikampf im Urwald: Ein Reisender beobachtete im brasilianischen Urwald einen Zweikampf zwischen einem Jaguar und einer Riesenschlange, bei dem der Jaguar, der angegriffen hatte, unterlag

links sanken die erschlagenen Stengel und Luftwurzeln dahin. Aber dann war es mit meiner Kraft zu Ende; ich konnte nicht mehr und setzte mich, wo ich gerade war, auf den Boden. Ich hatte ein tüchtiges Stück Weg geschafft, wie ich nun sah.

Ich versuchte zu schlafen, aber es war ein Kunststück, bei solcher Treibhausglut zu schlafen. Das Blut tickte in den Adern, und mein Schädel brummte. Ich lag da, wälzte mich von einer Seite auf die andre . . .

Ich betrachtete die Blätter umher — es gab solche, die wie ungeheure Schilde waren und andre wie Kreissägen. Ein Wasserfall von braunen, violett gefleckten Orchideenblüten hing aus einer Astgabel herab.

Plötzlich — es kroch mir eiskalt den Rücken empor — erblickte ich zwei grünlich funkelnde Augen über mir auf einem Baum, im Schatten der Blätter versteckt. Da saß — ich konnte nun auch den Schädel mit der getupften Zeichnung erkennen — ein Jaguar.

Ich wunderte mich, wie ich so ruhig daliegen und den Jaguar betrachten konnte. Vielleicht würde ich schneller nach meinem Revolver gegriffen haben, wenn der Jaguar seinerseits mich betrachtet hätte. Das tat er aber nicht, sondern sein Blick ruhte auf etwas, das links von mir in dem Gestrüpp der Farne stecken mußte. Ich konnte zunächst nicht sehen, was es war. Von mir — das beruhigte mich — nahm der Jaguar keine Notiz: entweder sah er mich nicht, weil ich bewegungslos dalag, oder er wollte mich nicht sehen. So vergingen mehrere Minuten.

Da begann der Jaguar sich zu regen. Muskelwülste ballten sich unter dem gefleckten Sammetfell, ein Fächerblatt raschelte. Plötzlich, mit einem dumpfen Laut, sprang das Tier vom Baum herab in das Farngestrüpp . . .

Von dem, was dort geschah, sah ich zuerst nichts. Die Farne peitschten auf und nieder wie im Sturm. Ich wagte nicht, den kleinen Finger zu rühren. Da erklang ein Schrei . . .

Wenn man alle Wut und allen Schmerz, der sich erdenken läßt, in einen einzigen Schrei hineinlegen könnte und eine Kehle hätte, deren Kraft einen Urwald zu erschüttern vermag . . . so klang dieser Schrei.

Ich war — trotz der Gluthitze — eiskalt geworden und aufgesprungen. Ich zog den Revolver und schlich auf das Farngestrüpp zu.

Ein ungeheurer Klumpen wälzte sich in den zerwühlten Farnkräutern. In der Mitte

des Klumpens lag der Jaguar, und sein Sammetfell war umschlungen von drei Leibringen einer riesenhaften Anakondaschlange. Der schmale Kopf des Reptils mit den winzigen schwefelgelben Augen war über dem Klumpen erhoben. Die Schlange blickte ruhig in die brechenden Augen des Jaguars.

Ihr Leib war so dick, daß ich ihn mit beiden Armen kaum hätte umfangen können, und dieser Leib war ein einziger Strang von Muskeln, die bei jeder Bewegung spielten, Muskeln wie Stahlbänder, aus deren Umklammerung es keine Rettung gab.

Nun lösten sich die drei Ringe, aber der Jaguar schöpfte Atem und schlug seine Pranke tief in den Schlangenleib. Er versuchte, nach dem kleinen Schlangenkopf zu beißen, aber der Kopf zuckte zurück, und blitzschnell legten sich die Ringe wieder um den Leib des Jaguars. Knochen krachten. — —

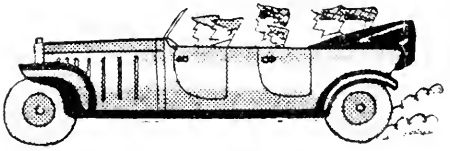
Der Jaguar war tot, und die Anakonda löste ihre Ringe. Sie umglitt den Leichnam, und ihre Zunge spielte. Sie umschlang den toten Jaguar von neuem, wälzte ihn durch Stöße mit dem Kopf auf die Seite und glitt in einem Ring mehrmals nach hinten über seine Glieder, bis sie gestreckt am Körper lagen. Eine kleine Weile lag die Schlange unbeweglich, den Blick fest auf das vor ihr liegende Opfer gerichtet. Dann erhob sich ihr Kopf. Der Hals formte sich zu einem Bogen. Der Rachen öffnete sich weit, und blitzschnell fuhr er herab und umschloß wie eine Tasche den Kopf des Jaguars. —

Ich ging wie im Traum zurück auf dem Pfad, den ich mit der Machete geschlagen hatte, streckte mich am Lagerplatz der Indianer in eine Hängematte, die für mich aufgespannt worden war, und versank sogleich in Schlaf.

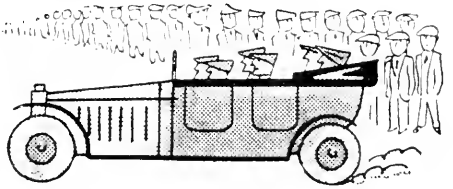
Warum fallen die Blätter?

Die grünen Blätter sind für die Pflanze wichtige Organe; denn in ihnen werden die aus der Luft und der Erde aufgenommenen Rohstoffe so umgewandelt, daß sie zum Aufbau des Pflanzenkörpers verwendet werden können. Das Blatt ist Lunge und Magen des Baums. Zu dieser Umwandlungsarbeit braucht das Blatt vor allem Licht und Wasser. Das Licht gibt die Sonne her, das Wasser wird von den Wurzeln der Pflanze aus der Erde gesogen. Es ist da in der ganzen Pflanze eine Wasserleitung: die Röhren der Wasserleitung sind die Gefäßbündel des Stammes und die Nerven des Blattes. Die Pflanze saugt das Wasser empor, indem durch die Wärme der Sonne aus den Blättern fortwährend Wasser verdunstet. Vermag nun der Baum in der kalten Jahreszeit nicht mehr genügend Wasser dem Boden zu entnehmen, so wirft er die Blätter ab, die ihm nichts mehr nützen können. Zuvor sind alle die wertvollen Stoffe, die sie enthalten, in die Zweige geleitet worden; sie sollen im nächsten Jahr zum Aufbau neuer Blätter verwendet werden. Die Blätter sind nun ausgetrocknet, die bunten Herbstfarben entstehen durch das Absterben des Blattgrüns, und unten am Blattstiel hat sich inzwischen eine dünne Korkschicht gebildet, durch die keine Nährsäfte mehr in das Blatt eindringen können. Diese Schicht reißt sehr leicht ein: ein leiser Windstoß, ein Regentropfen, oft schon die eigene Schwere des Blattes genügt, um es vom Zweig zu trennen. Darum also fallen im Herbst die Blätter.

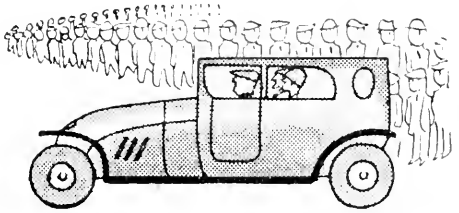
Wieviele Automobile gibt es?



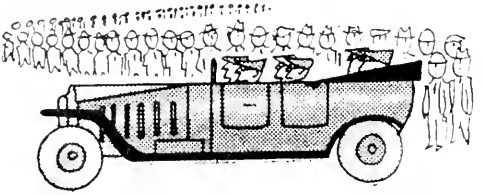
Amerika hat 20 Millionen Kraftwagen und 115 Millionen Einwohner; auf jeden Wagen kommen daher, wenn jeder Einwohner fahren wollte, 5¾ Menschen oder gerade eine Familie.



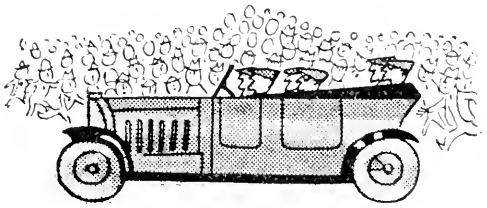
England hat 1 Million Kraftwagen und 42 Millionen Einwohner; auf jeden Wagen kommen also, wenn jeder fahren wollte, 42 Menschen.



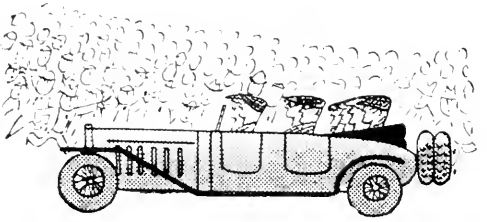
Frankreich hat 763 000 Kraftwagen und 40 Millionen Einwohner; auf jeden Wagen kommen rund 52 Menschen.



Belgien hat 120 000 Kraftwagen und 7 600 000 Einwohner; auf jeden Wagen kommen rund 63 Menschen.



Deutschland hat 300 000 Kraftwagen und 62 Millionen Einwohner; auf jeden Wagen kommen rund 206 Menschen.



Italien hat 110 000 Kraftwagen und 38 700 000 Einwohner. Rund 352 Menschen balgen sich da um jeden Waaen.

Was wäre, wenn jeder Auto fahren wollte?

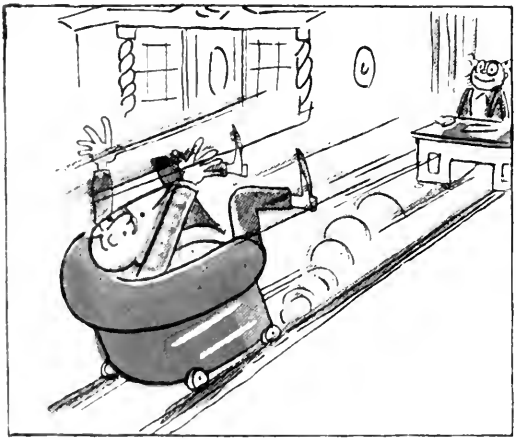
Das erste brauchbare Automobil mit Explosions-Motor wurde vor nicht viel mehr als vierzig Jahren gebaut. Die deutschen Ingeniöre Daimler und Benz sind es gewesen, die sich um die Erfindung des Explosions-Motors und des Kraftwagens verdient gemacht haben, und heute noch tragen zwei der besten Automarken die Namen der Erfinder Daimler und Benz. Der erste Benzwagen, ein komisches Gefährt wie eine Droschke ohne Pferd, ist noch heute zu sehen — und fährt auch noch, wenn auch nicht gerade im 100-Kilometer-Tempo eines modernen Kraftwagens.

Es gibt heute auf der Welt rund 25 Millionen Automobile, was schon eine ganze Menge ist, wenn man bedenkt, daß unsre Väter, als sie jung waren, noch gar keine kannten. Die 25 Millionen Wagen verteilen sich nun aber, wie in den Bildern

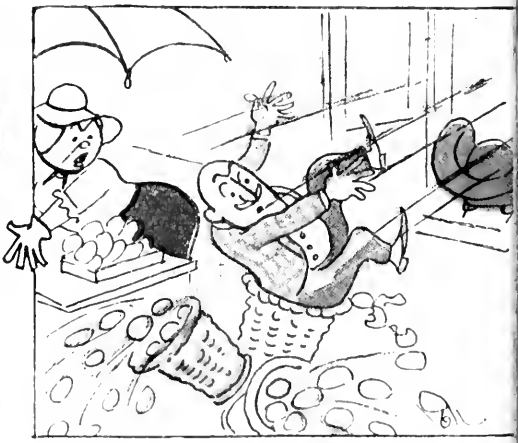
Professor Pechmanns rol

Oft kommen Waren preisende
Geschäfts- und Handlungsreisende
Mit sehr lebendigen Gebärden.
Die Leute machen viel Beschwerden.

Professor Pechmann sinnt auf Rat.
Er baut sich einen Apparat
Mit einem Sessel neuen Baus,
Der rollt die Lästigen hinaus.



Er drückt den Knopf mit froher Miene —
Da rollt der Stuhl auf einer Schiene
Mit großer Schnelligkeit hinweg,
Herr Schmidt fällt beinah um vor Schreck.



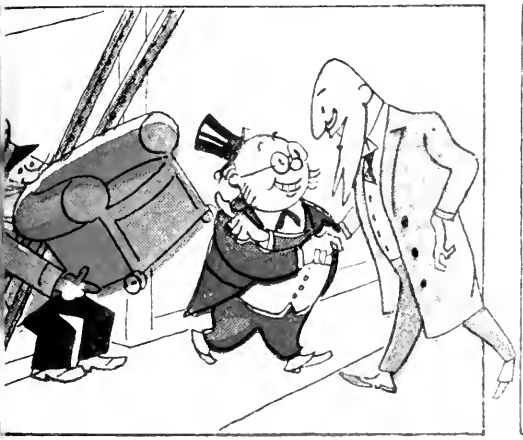
Er rollt, verblüfft im höchsten Maße,
Mit Pechmanns Sessel auf die Straße.
In frische Eier führt der Rutsch,
Die sind nun freilich leider futsch.

---

angedeutet, sehr verschieden auf die Länder. So haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika die meisten Autos, nämlich rund 20 Millionen oder ⅔ der gesamten Autos der Welt.

Wenn also etwa wieder einmal eine Völkerwanderung einsetzt, und sich die Menschen natürlich nicht mehr zu Fuß, sondern im Auto auf die Wanderschaft begeben, so hat es Amerika am besten. Seine 115 Millionen Einwohner verteilen sich dann so auf die Autos, daß für je 5¾ Menschen ein Auto zur Verfügung steht, d. h. daß eine jede Familie in ihrem Automobil völkerwandern

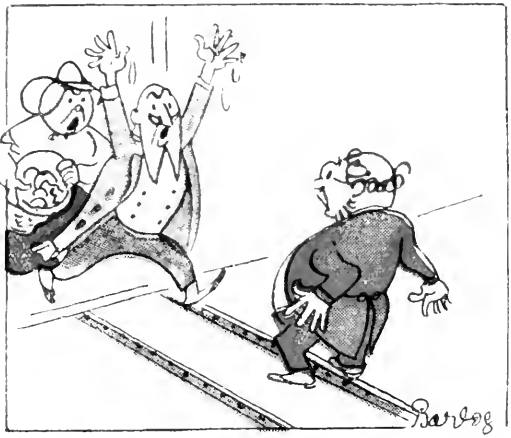
ıder Hinauswurf-Sessel



Herr Schmidt, von Fremden überlaufen,
Will diesen Wundersessel kaufen.
Ihm scheint der Pechmann wie ein Held;
Er zahlt ein schönes Stückchen Geld.

Stolz leuchtet Pechmanns dicker Kopf:
„Ich drücke hier auf diesen Knopf!,
Und der Besuch, wie ich gewollt,
Wird mit dem Stuhl hinausgerollt."

Die Marktfrau schreit: „Wer zahlt die Eier?
Die sind doch dieses Jahr so teuer!"
Herr Schmidt schimpft auch und spricht: „Geduld!
Daran ist nur der Pechmann schuld."



Und vorwurfsvoll spricht Schmidt zu Pechmann:
„Was hast du angerichtet! Blech' man!"
Betroffen blickt der Gute drein —
Es ist nicht leicht, Erfinder sein.

---

kann. Die andern Länder haben es lange nicht so gut. In England mit seinen 42 Millionen Einwohnern und 1 Million Kraftwagen kommen 42 Personen auf einen Wagen. Und erst bei Deutschland, wo rund 206 Menschen auf einen Wagen kommen, würde es eine nette Balgerei geben; von Italien ganz zu schweigen. Die Automobilbilder zeigen, wie viele Autos in den einzelnen Ländern den Einwohnern zur Verfügung stehen. Es gibt noch einige andre Länder, die zwar selbst keine Automobile herstellen, aber doch viele ausländische Wagen besitzen. So hat Kanada 720 000 Kraftwagen, Australien rund 300 000.

Johann Tolpatsch

Eine unglaubliche Geschichte.

Von W. K. v. Nohara.

Johann Tolpatsch war Botenjunge im Warenhaus „Kolossal". Seinen Namen trug er zu Unrecht, denn er war weder dumm, noch faul, noch ungeschickt, aber doch — er war zu nichts Rechtem zu gebrauchen. Einmal hatten sie einen Verkäufer aus ihm machen wollen, Regenschirme sollte er verkaufen. Eine Dame kam und wollte sich ihren Schirm neu bespannen lassen. „Wollen Sie sich wirklich die Unkosten machen?" fragte Tolpatsch, „es ist doch viel schöner, wenn einem der Regen ordentlich auf den Kopf platscht!" Die Dame ging wütend zum Geschäftsführer, und Tolpatsch flog wieder hinunter auf die Bank der Botenjungen. — Auch in der Lebensmittelbranche hatte er seine Erfahrungen gemacht. In den Mußestunden gab er den Würsten Namen: die Leberwurst hieß Katharina, die Knackwurst Puck, und die Salami Garibaldi. Wenn jemand Wurst kaufen kam, sagte Tolpatsch: „Bitte sehr, mein Herr, ein Viertel Katharina oder lieber ein Achtel Garibaldi?" Und das konnten die Kunden natürlich nicht verstehen.

Tolpatsch war Botenjunge im Warenhaus „Kolossal".

Nun lief er wieder mit alten Damen in dem riesenhaften Warenhaus umher. Die eine wollte Haarnadeln, und wenn er sie in den achten Stock zu den Haarnadeln geführt hatte, fiel ihr plötzlich ein, daß sie gar keine Haarnadeln gewollt hatte, sondern Nähnadeln, und die gab's im Erdgeschoß. So lief Tolpatsch den ganzen Tag umher, bis ihm die Knie weich wurden, wie die eines Dackels.

Eines Tages mußte er einen älteren Herrn ins Reisebüro geleiten. Es war aber gerade Ferienzeit, und im Reisebüro standen die Menschen stundenlang in Schlangen an, bis sie drankamen. Der Herr sah sich das an und sagte: „Ich habe es sehr eilig, ich kann nicht warten!" — Der Geschäftsführer, der dabeistand, rief: „Los, Tolpatsch, nimm du die Bestellung des Herrn entgegen, rasch, rasch!" — „Jawohl," entgegnete Tolpatsch, machte einen Satz über die Theke, schlug irgendein dickes Buch auf und fragte darüber hinweg: „Was wünscht der Herr?" — Der Herr sah ihn mit seinen funkelnden grauen Augen nicht unfreundlich an und schien unmerklich zu lächeln. „Ich möchte eine Fahrkarte erster Klasse nach Szekesfehervar," sagte der Herr mild.

Tolpatsch fiel fast vom Stuhl. „Was?" rief er unhöflich, „wohin?"

„Szekesfehervar," wiederholte der Herr.

Tolpatsch versuchte, den Namen zu schreiben. „Geht nicht," sagte er, „wollen Sie nicht lieber wo anders hinfahren?"

Der Herr lachte, bis ihm die Tränen aus den hellgrauen Augen rollten. „Wohin soll ich denn fahren?" fragte er belustigt.

„Nach einem Ort, den ein Mensch aussprechen kann," antwortete Tolpatsch. — Der Herr überlegte: „Hm, eigentlich wollte ich dringend nach Szek — — also nach diesem verrückten Ort da; ich habe einen Prozeß gegen einen Viehzüchter dort. Aber vielleicht gewinne ich den doch nicht. — Du meinst also, ich soll nach einem — einfachen Ort reisen?"

Sie suchten zusammen auf der Eisenbahnkarte von Europa. „Was sagen Sie zu Pin?" fragte Tolpatsch. „Pin? Wo liegt das?" — Pin lag in Spanien. Das war doch mal ein Ort! Und wie praktisch — allein die Tinte, die man sparte, wenn man den Namen schrieb! „Den i-Punkt können wir ja auch noch weglassen," schlug Tolpatsch vor. Der alte Herr hatte gegen Pin nichts einzuwenden. „Ich wollte schon längst etwas für meine

Gesundheit tun," überlegte er, „das Geld, das man dafür anlegt, bringt mehr ein als manches Geschäft. Pin liegt wunderschön an der Küste von Murcia, mitten zwischen Orangenhainen. — Gut, ich reise nach Pin!"

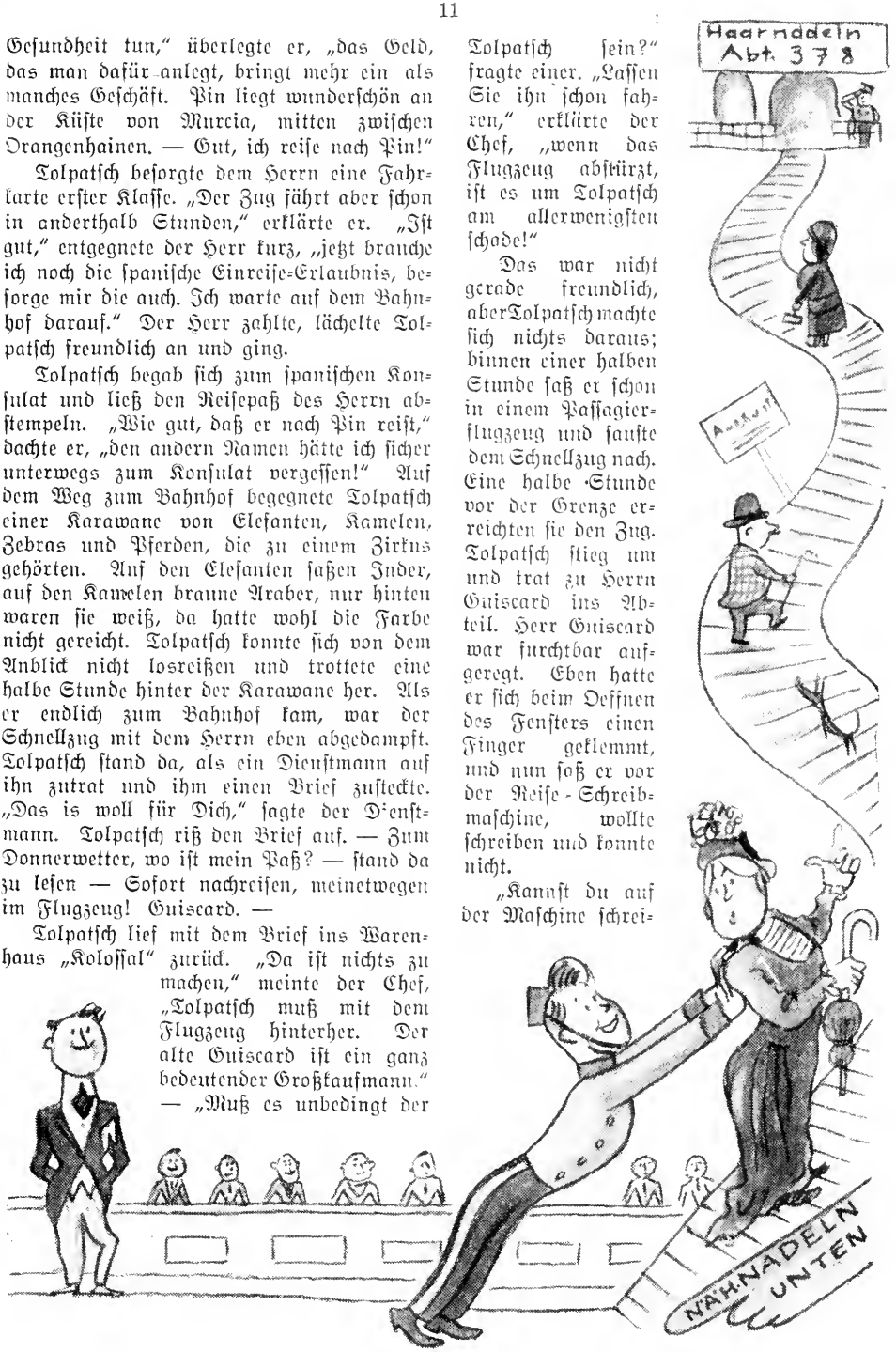
Tolpatsch besorgte dem Herrn eine Fahrkarte erster Klasse. „Der Zug fährt aber schon in anderthalb Stunden," erklärte er. „Ist gut," entgegnete der Herr kurz, „jetzt brauche ich noch die spanische Einreise-Erlaubnis, besorge mir die auch. Ich warte auf dem Bahnhof darauf." Der Herr zahlte, lächelte Tolpatsch freundlich an und ging.

Tolpatsch begab sich zum spanischen Konsulat und ließ den Reisepaß des Herrn abstempeln. „Wie gut, daß er nach Pin reist," dachte er, „den andern Namen hätte ich sicher unterwegs zum Konsulat vergessen!" Auf dem Weg zum Bahnhof begegnete Tolpatsch einer Karawane von Elefanten, Kamelen, Zebras und Pferden, die zu einem Zirkus gehörten. Auf den Elefanten saßen Inder, auf den Kamelen braune Araber, nur hinten waren sie weiß, da hatte wohl die Farbe nicht gereicht. Tolpatsch konnte sich von dem Anblick nicht losreißen und trottete eine halbe Stunde hinter der Karawane her. Als er endlich zum Bahnhof kam, war der Schnellzug mit dem Herrn eben abgedampft. Tolpatsch stand da, als ein Dienstmann auf ihn zutrat und ihm einen Brief zusteckte. „Das is woll für Dich," sagte der Dienstmann. Tolpatsch riß den Brief auf. — Zum Donnerwetter, wo ist mein Paß? — stand da zu lesen — Sofort nachreisen, meinetwegen im Flugzeug! Guiscard. —

Tolpatsch lief mit dem Brief ins Warenhaus „Kolossal" zurück. „Da ist nichts zu machen," meinte der Chef, „Tolpatsch muß mit dem Flugzeug hinterher. Der alte Guiscard ist ein ganz bedeutender Großkaufmann." — „Muß es unbedingt der Tolpatsch sein?" fragte einer. „Lassen Sie ihn schon fahren," erklärte der Chef, „wenn das Flugzeug abstürzt, ist es um Tolpatsch am allerwenigsten schade!"

Das war nicht gerade freundlich, aber Tolpatsch machte sich nichts daraus; binnen einer halben Stunde saß er schon in einem Passagierflugzeug und sauste dem Schnellzug nach. Eine halbe Stunde vor der Grenze erreichten sie den Zug. Tolpatsch stieg um und trat zu Herrn Guiscard ins Abteil. Herr Guiscard war furchtbar aufgeregt. Eben hatte er sich beim Oeffnen des Fensters einen Finger geklemmt, und nun soß er vor der Reise-Schreibmaschine, wollte schreiben und konnte nicht.

„Kannst du auf der Maschine schrei-



Tolpatsch mußte nun wieder die alten Damen im Warenhaus umherführen. Wenn eine Dame Nähnadeln im Erdgeschoß suchte, führte Tolpatsch sie in den fünften Stock zu den Haarnadeln — — —

ben?" fuhr er Tolpatsch an. — „Ja, ich habe es einmal gelernt," antwortete Tolpatsch schüchtern.

„Dann setz' dich her und schreibe, was ich dir diktiere!" — So wurde Tolpatsch Herrn Guiscards Sekretär und mußte mit ihm fahren. An der Grenze gab es wohl Schwierigkeiten, aber Herr Guiscard ließ sich nicht beirren; er beschaffte Tolpatsch alle erforderlichen Papiere und Stempel, und am dritten Tag saßen sie beide an der spanischen Küste in Pin. Die Sonne schien, wie sie nur am Mittelmeer scheinen kann; das Meer war tiefblau, und immerzu wehte ein lauer Wind.

Tolpatsch wohnte mit Herrn Guiscard in einem schönen Hotel, das ganz weiß gestrichen war; es hatte Balkons, die rundherum liefen, und da saßen die zwei den ganzen Tag, tranken Limonade, und zwischendurch tippte Tolpatsch ein paar Briefe.

Eines Tages kam ein Brief aus Szekesfehervar an. „Ich habe den Prozeß verloren!" schimpfte Herr Guiscard, nachdem er ihn gelesen hatte, „das kostet mich 5000 Mark!" — Und Tolpatsch machte sich ganz klein und drückte sich.

Vielleicht wäre Herr Guiscard doch besser nach Szeke — — also nach diesem Ort gefahren? Tolpatsch ging den steilen Bergweg zwischen Orangenhainen hinan; zwischen den dunklen Blättern leuchteten die Apfelsinen wie Glühbirnen, andre Bäume standen zu gleicher Zeit in Blüte. Und da eine besonders große Apfelsine tief herabhing und kein Wächter in der Nähe war, pflückte er die Frucht und biß hinein. Ah, wie das schmeckte! Anders als die armseligen Apfelsinen zu Hause. Abends kam er mit ganz klebrigen Händen und verschmiertem Mund zu Herrn Guiscard.

„Was hast du gemacht?" fragte der. „Apfelsinen gegessen," antwortete Tolpatsch, „die sind jetzt gerade so reif und schön, anders als die bei uns!" — Da kam Herrn Guiscard eine glänzende Idee. „Du Apfelsinendieb!" rief er, „du hast mich auf eine glän—zen—de Idee gebracht. Paß auf, wenn alles gut geht, sind wir in vier Wochen reiche Leute, du und ich."

Es verging eine Woche, da kam Herr Guiscard strahlend zu Tolpatsch. „Es ist geglückt," rief er, „ich habe die ganze Apfelsinenernte von Südost-Murcia für Deutschland aufgekauft!"

Und nun rollten wochenlang ganze Züge, fuhren ganze Schiffe mit goldgelben Apfelsinen — von der Sorte, die Tolpatsch so gut geschmeckt hatten — nach Deutschland. Es war ein Meer, ein Strom von Apfelsinen, die sich nach Norden wälzten. An jeder Apfelsine verdiente Herr Guiscard einen Pfennig, die Kiste zu 1000 Stück brachte ihm 10 Mark, tausend Kisten bedeuteten einen Gewinn von 10 000 Mark. Dabei brauchten die beiden nichts zu tun, als still in der Sonne zu sitzen, Limonade zu trinken und zu hören, wie die Apfelsinen nach Norden gerollt wurden und das Geld aus dem Norden in ihre Kasse rollte.

Tolpatsch wurde es ganz schwindlig. Und als die Orangenernte zu Ende war, da waren Herr Guiscard und auch Tolpatsch wirklich reiche Leute, denn Herr Guiscard ließ sich nicht lumpen und behandelte Tolpatsch geradezu als seinen Geschäftsteilhaber.

„Im nächsten Jahr kommen die Bananen dran," erklärte Herr Guiscard, und darauf freut sich Tolpatsch heute schon, denn die Bananen wachsen in Indien!

Tolpatsch und Herr Guiscard hatten nichts zu tun, als still in der Sonne zu sitzen.

Ein Weltereignis des Sports: Nurmi, Wide und Peltzer, die drei besten Läufer der Welt, im Kampf um die Weltmeisterschaft über 1500 Meter.

Ein neuer deutscher Weltrekord

Wie der deutsche Meister Peltzer die Weltmeister Nurmi und Wide über 1500 Meter schlug.

Den großen Sportplatz, auf dem sich 25 000 Zuschauer eingefunden hatten, schmückten die Fahnen von Deutschland, Finnland und Schweden. Aus diesen Ländern waren die besten Läufer zusammengekommen, um ihre Kräfte zu messen. Als der Startschuß zum großen 1500-Meter-Lauf knallte, löste sich die finnische Fahne von ihrem Mast und fiel zur Erde. Das war ein Zufall; aber an diesem Tage sank der Stern des großen Finnen Nurmi, des besten Läufers der Welt. Zwar führte Nurmi gleich vom Start weg, aber dicht auf den Fersen folgten ihm der Schwede Wide und der Deutsche Peltzer. Bei 800 m schnellte plötzlich der schlanke Peltzer auf und rückte Zentimeter um Zentimeter an Wide heran, erreichte und überholte ihn. Peltzer erreichte Nurmi; nun liefen die beiden Schulter an Schulter, aber nun holte der kleine Wide auf und ließ beide hinter sich. Und jetzt kam der größte Augenblick des Rennens: Peltzer löste sich von Nurmi los und überholte noch einmal den Schweden Wide. Als Erster ging Peltzer durch das Zielband. Er lief die 1500 m in 3 Minuten 51 Sekunden und stellte damit einen Weltrekord auf. Wide wurde Zweiter.

Der Sieger: Peltzer als Erster durch das Zielband lief.

Nachdenkliches und Lustiges von Zahlen

Was ist eine Million, — Gusti sagt: Riesig viel Geld! — Aber das ist Unsinn; eine Million ist eine riesig große Zahl, von der wir uns nur schwer eine Vorstellung machen können. Wir wollen es einmal versuchen: Die Taschenuhr macht Ticktack-Ticktack, und immer ist eine Sekunde vergangen. Eine

„Was ist eine Million?" fragt Onkel Otto.

Sekunde ist doch so kurz: Ticktack — und weg ist sie. Was meint ihr wohl, wieviel Sekunden hat ein Junge gelebt, der eben seinen 15. Geburtstag feiert? — Hundert Millionen Sekunden! meint Gusti. — Weit gefehlt: Nicht mehr als 47 250 000 Sekunden. Ein Jahr hat nämlich nur 3 150 000 Sekunden.

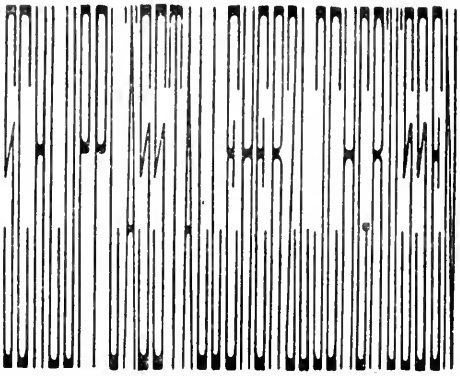
Und die Milliarde? — Wenn ihr hundert Jahre alt werden solltet, so habt ihr immer noch nur 315 Millionen Sekunden gelebt. Ihr müßtet also über 300 Jahre alt werden, um die „milliardste" Sekunde zu erleben. Die Milliarde hat aber nur 9 Nullen, eine Billion hat 12 Nullen, die Trillion bereits 18, die Quadrillion — aber das müßt ihr schon selber ausrechnen, mir dampft schon der Kopf.

Nun zur Erholung etwas Lustiges: Schreibt folgendes untereinander auf:

1. Das Jahr, in dem ihr geboren seid;
2. wie alt ihr seid;
3. das Jahr, in dem ihr zur Schule mußtet;
4. wie viele Jahre seither vergangen sind.

Rechnet alles zusammen, und es ergibt sich die Zahl 3852. — Es gibt immer 3852. Woher kommt das? — Mit diesem Kunststück könnt ihr euren Freunden gewaltig imponieren; vielleicht findet ihr auch heraus, warum es immer 3852 gibt. Onkel Otto.

Wer kann das lesen:



Ihr müßt das Blatt in einiger Entfernung vom Gesicht schräg nach unten halten!

Letzte Nachrichten vom Fridolin-Flugzeug-Wettbewerb

Freunde! Wie ihr wißt, sollten die Endkämpfe am 9. Oktober in Berlin stattfinden; bei Redaktionsschluß dieses Heftes stand aber noch nicht fest, ob sie nicht schon, des unsicheren Herbstwetters wegen, eine Woche früher als ursprünglich vorgesehen, stattfinden würden. In jedem Fall kann ich im nächsten Heft endlich die Ergebnisse des Fridolin-Wettbewerbes bekanntgeben und euch verraten, wer die Preise bekommen hat. Auch das Bild des Siegers, der den Großen Fridolinpreis der Lüfte gewonnen hat, zeige ich euch dann. Ihr sollt euch alle mit ihnen freuen. Jeder hatte die gleiche Möglichkeit, einer von den 10 Glückspilzen zu werden, aber es konnten eben nur 10 sein, obwohl ich es jedem von Herzen gegönnt hätte, der Gewinner und Sieger zu sein! Aber jeder, der mitgemacht hat, ist ein tüchtiger Kerl, (denn jetzt kann ich es ja verraten — es war gar nicht so ganz leicht, ein sauberes und gut fliegendes Modell zu bauen!) So kann auch jeder, dem ich als Zeichen meiner Anerkennung mein Fridolin-Abzeichen zum Anstecken schicke, es mit Stolz tragen!

Fridolin.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — as — au — bur — ber — bil — bra — cha — che — da — e — or — han — hank — hof — kent — las — le — li — lich — ma — mer — mie — mu — rad — ri — so — te — tel — ter — tur — the — to — ti — un — wat — za — ze —

sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Verbandsmittel, 2. Baum, 3. Nutzpflanze, 4. männlichen Vornamen, 5. schlechte Eigenschaft, 6. Hohlmaß, 7. Käsesorte, 8. Streitaxt der Indianer, 9. Säugetier, 10. Schaubühne, 11. Fangseil, 12. Fahrzeug, 13. Wissenschaft, 14. Turngerät.

Vorn und hinten.

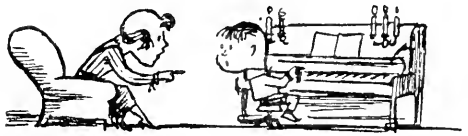
Von vorn gelesen, ist's im Menschen
Bis zu dem letzten Atemzug;
Verkehrt, da flieht es vor der Sonne
Aus Tales Grund in raschem Flug.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 26.

1. Hochzeit, 2. Otto, 3. Feme, 4. Frankreich, 5. Einhorn, 6. Nichte, 7. Ufer, 8. Nansen, 9. Dezember, 10. Haube, 11. Armbrust, 12. Rinde, 13. Rhabarber, 14. Ebro, 15. Norden, 16. Miene, 17. Anna.

Hoffen und harren macht manchen zum Narren.

Fridolins Lachkabinett



Mutter: „Paul, du darfst nicht auf dem Klavier klimpern, und mit deinen schmutzigen Fingern schon gar nicht."

Paul: „Ich spiele ja doch nur auf den schwarzen Tasten."

*

Franz steht seit geraumer Zeit am Straßendamm und schaut besorgt straßauf, straßab. Ein Dienstmann, der ihn beobachtet, tritt an ihn heran und fragt: „Warum bleibst du da stehen, Kleiner?"

„Ja," antwortet Franz, „meine Mutter hat gesagt, ich darf nicht über die Straße, ehe die Autos vorbei sind, — und nun kommt gar kein Auto!"

*

Stadtfräulein: „Ach, dieses herrliche Grün! Man möchte sich stundenlang daran weiden."

Bauer: „Weiden Sie nur ruhig mit, dem Vieh bleibt noch genug!"

Frau A.: „Denken Sie, mein Sohn will Piccolo werden; das ist doch so ein ungesunder Beruf!"

Frau B.: „Wieso?"

Frau A.: „Na, die wachsen doch gar nicht; haben Sie denn jemals einen erwachsenen Piccolo gesehen?"

*

Der Lehrer schreitet durch die Bankreihen. „Aber Hans, was macht denn dein Schuh auf der Schulbank?"

„Herr Lehrer, ich habe meinen Radiergummi vergessen, deshalb radiere ich mit dem Gummiabsatz."

*

Zwei kleine Mädchen unterhalten sich. Die Jüngere fragt: „Sag' mal, was ist eigentlich ein Abgrund?"

Darauf die andre: „Das weißt du nicht? Ein Abgrund ist — — — ein Abgrund ist aufgehörtes Gebirge!"

*

„Vater, weshalb legen die Hühner eigentlich Eier?"

„Das ist doch einfach, wenn sie sie werfen würden, gingen sie entzwei!"

Jumbo und der Dattelkern

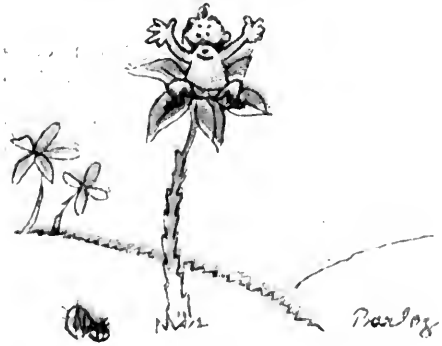
Der Jumbo sitzt am Wüstensaum
Und pflückt vom Dattelpalmenbaum
Die reifen Datteln feinster Güte
Und tut sie dann in eine Tüte.

Er geht mit fröhlichem Gesicht.
Die Sonne brennt. Die Sonne sticht.
Doch Jumbo macht das gar nichts aus.
Er trägt die Datteln froh nach Haus.

Heiß ist's; und Jumbo denkt bei sich:
Mein Durst ist wirklich fürchterlich
Drum ißt er, etwas matt vom Wandern,
Die Datteln — eine nach der andern.

Schwer ist's, im Sonnenglanz zu wachen,
Darum beschließt er, Rast zu machen.
Das Dattelobst erquickte ihn,
Die Kerne hat er ausgespie'n.

Doch scheint die Sonne warm und hell,
Wächst alles hundertmal so schnell.
Schon sprießt ein Dattelpalmenstengel
Und trägt empor den Negerbengel.



Der Mohr erwacht verblüfft da oben,
Er fühlt sich sonderbar gehoben.
Rings sieht er Palmenblätter reifen --
Der Jumbo kann das nicht begreifen!

Herausgeber: Peter Pfeffer. Redaktion: W. W. Bechtle (verantwortlich) und W. K. v. Nohara (beide in Berlin). Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich für die Herausgabe in Oesterreich: Norbert Frenzer. Verlag Ullstein & Co., Wien I, Rosenbursenstr. 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 2. 6. Jahrgang. 2. Oktoberheft.
Berlin.

Preis 15 Pfennig.

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL SPASS UND ABENTEUER

Laatsch und Bommel auf dem Gipfel des Wetterhorns in einer Nebelschicht. Laatsch kann gar nicht verstehen, daß Bommel die Aussicht nicht schön findet.

Laatsch und Bommel auf dem Wetterhorn

Der Alpennebel wallt heut' richtig,
Die Welt ist völlig undurchsichtig.
Doch Laatsch und Bommel machen Halt,
Weil sie der Nebel so umwallt.

Es ist das wohlbekannte Drama:
Verborgen bleibt das Panorama,
Und Fernsicht kann sich nicht entwickeln.
So stehen sie mit ihren „Pickeln".

Da hört man einen Jubelschrei:
Laatschs Kopf wird plötzlich nebelfrei.
Er blickt umher, von Glück erfüllt;
Der Bommel aber bleibt umhüllt.

„Siehst du den Gipfel nicht, den bunten?"
So fragt der lange Laatsch nach unten.
Jedoch von unten schimpft's und murrt's:
Denn Bommel ist und bleibt — zu kurz! ...

*

Wie es in einem Kohlenbergwerk aussieht

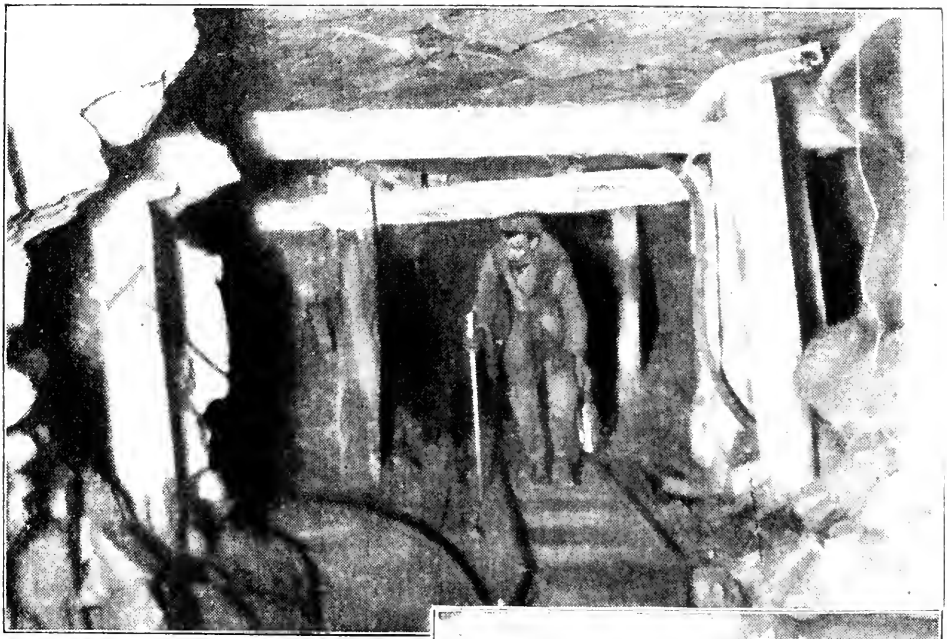
Von den Arbeitshelden viele hundert Meter unter der Erde.

Ganz früh, bevor noch die Sonne aufgegangen ist, hört man Schritte durch die schlafenden Straßen der Fabrikstadt stapfen. Es werden immer mehr Schritte, bis es sich anhört, als ob ein ganzes Heer vorbeimarschiert. Es ist auch ein Heer — mächtiger als alle Soldatenheere —, das Heer der Arbeiter, die zur Arbeit in die Kohlengruben ziehen. „Kumpel" heißen sie, und sie haben keine Trommel und keine Regimentsmusik, denn ihre Musik ist das Pochen des Hammers und des Pickels.

Wo die hohen eisernen Fördertürme sich aus der Erde erheben, sammeln sich die Arbeiter; jeder nimmt seine Lampe in Empfang und drängt sich in den engen, niedrigen Förderkorb. Das Klingelzeichen wird gegeben: „Fördern!" — Der Förderkorb sinkt in die Tiefe — hundert Meter, zweihundert Meter, oft bis über achthundert Meter tief. Dreißig Menschen hängen an einem einzigen Kabel, das sie langsam in die Unterwelt seilt; der Förderkorb ist zweistöckig und fördert Menschen und Kohle. Von den Wänden des Schachts tropft das Grundwasser, und ganz unten im Schacht ist ein richtiger See, der fortwährend ausgepumpt werden muß, weil sonst das Wasser steigen und die ganze Grube „ersaufen" würde.

An einem Hauptgang steigen die Kumpel — Männer und auch Jungen — aus, jeder weiß schon, wohin er gehört, und kennt sich in dieser Stadt unter der Erde aus. Sie begeben sich durch den Hauptgang und die Querschläge, durch die mit Lumpen verkleideten Wettertüren, die die Ausbreitung von Schlagwetter-Explosionen verhüten sollen, an ihre Arbeitsstätten, „vor Kohle", wie sie selber sagen.

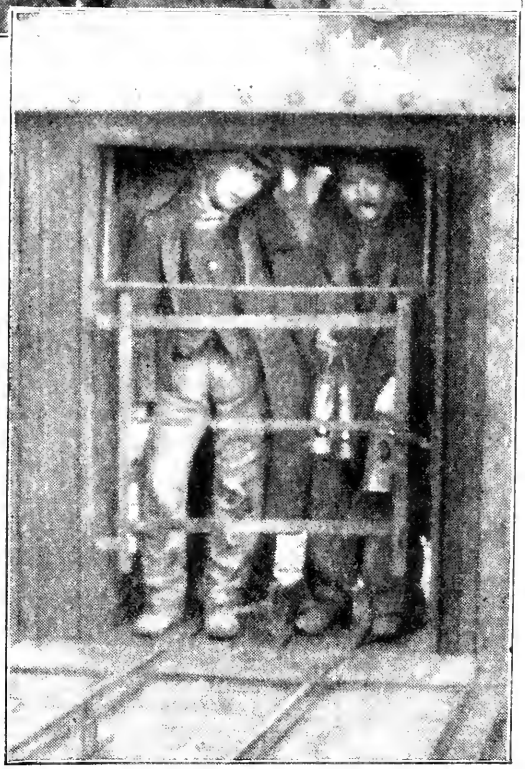
Ganz vorn, wo der Gang sich in der glänzend schwarzen Kohle verliert, muß sich der Häuer. das ist der Arbeiter, der die Kohle mit dem Pickel loslöst, lang hinlegen und so liegend oder kauernd arbeiten. Und auch der Schlittenjunge, der die kleinen schlittenartigen Behälter zum Aufnehmen der Kohlenbrocken zieht, muß oft genug auf allen vieren laufen. Den „Schlitten" hat er dann an einem Riemen um den Leib befestigt. Es kommt vor, daß das Gestein sich senkt und der Gang, durch den der Schlittenjunge gerade kriechen konnte, noch enger oder sogar verschlossen wird. Dann gibt es bange Stunden für den Eingeschlossenen. Er hört das Gestein grollen, er sieht die Stempel, die die Decke des Ganges stützen, sich verbiegen, dicker werden oder wegknicken, die Männer rufen ihm zu: „Drück' dich ganz eng an die Kohle und bleib ruhig liegen!" Dann schaufeln sie bis ein Loch freigelegt ist, durch das sie den Jungen gerade hindurchziehen können.



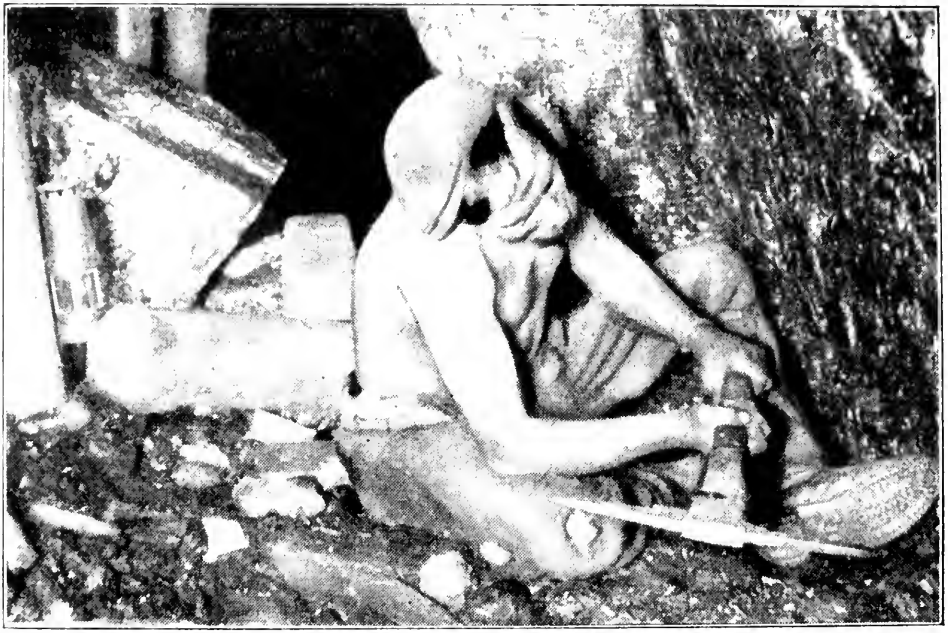
Im Labyrinth, viele hundert Meter tief unter der Erde: Ein Häuer in einem der vielen Querschläge auf dem Weg zu seiner Arbeitsstätte „vor Kohle".

Ist der Schlittenjunge anstellig und fleißig, so wird er Pferdejunge und darf das Pferd führen, das die Hunde zum Förderkorb schleppt. Die Hunde sind keine Tiere, sondern kleine vierräderige Wagen, die auf Schienen laufen und die Kohle aus dem Schlitten zum Förderschacht fahren, von wo sie „über Tag", d. h. an die Erdoberfläche gefördert werden.

Nach vielen Jahren Dienst wird der Kumpel ein Häuer und darf „vor Kohle" arbeiten. Später wird er „Zehner", das ist ein Arbeiter, der zehn Mann unter sich hat. Der Zehner muß unter anderm die Sprengungen vornehmen. Wenn nämlich die Kohlenschicht auf eine harte Steinschicht stößt, so wird das Gestein angebohrt, in die Löcher kommen Sprengpatronen, die der „Zehner" nicht mit dem Streichholz, sondern elektrisch entzündet. Dann heißt es: Ausreißen, laufen bis zu einem Quergang, wo man geschützt auf die Explosion wartet! — Bumbum! Bumbum! Bumbum! Der Luftdruck löscht die



Schichtwechsel: Arbeiter der Nachtschicht werden im Förderkorb „unter Tag" in die Tiefe gefördert, wo sie ihre Kameraden der Tagschicht ablösen



Wie es in einem Querschlag des Kohlenbergwerks aussieht. „Vor Kohle!" — Die Kohlenflöze sind häufig so niedrig, daß die Häuer in gebückter Stellung arbeiten müssen.

Ein Vorarbeiter („Zehner") beim Entzünden einer Sprengladung durch elektrischen Strom.

Lampen aus, und man wartet im Dunkeln, bis der letzte Schlag erfolgt ist. Dann bringt der Lampenjunge, der immer 40 oder 50 Lampen bei sich hat, neue Lampen heran, und es wird weitergearbeitet. Die Lampen dürfen „unter Tag", d. h. unter der Erde, nicht angezündet werden, da sonst das Grubengas oder der Kohlenstaub explodiert; und eine Schlagwetter-Explosion ist das Furchtbarste, was man sich denken kann. Es wird keinem Bergarbeiter „unter Tag" einfallen, sich die Pfeife anzuzünden; sie wollen alle wieder gesund und mit heilen Knochen ans Tageslicht steigen, und selbst die Pferde werden über den Feiertag ins Freie geführt, wo sie weiden und herumspringen dürfen.

Der Bergarbeiter hat einen schweren Beruf, aber er muß immer wieder hinunter und „vor Kohle" fahren, denn ohne die Kohle ist die heutige Welt und unser ganzes Dasein noch immer nicht denkbar.

Wie der italienische Räuberhauptmann Gianettino l'Inglese in dem Waldgebirge der Abruzzen die berühmte Tänzerin Maria Taglioni zwang, sich durch ihren Tanz von ihm und seiner Räuberbande loszukaufen.

Ein Abenteuer in den Abruzzen.

Wie die berühmte Tänzerin Taglioni einmal vor einer Räuberbande tanzen mußte.

Von Mathilde Weil.

Ein hochbespannter Reisewagen rumpelte durch die felsigen Waldstraßen der Abruzzen. Im Wagen saß die Gräfin Maria de Voisin, die, von zwei Kammerfrauen begleitet, ihrem Mann nach Italien nachreiste.

Plötzlich brachte ein donnerndes „Halt!" den Reisewagen zum Stehen. Dicht vermummte Gestalten hielten ihn umzingelt. Ein großer Mann näherte sich dem Wagen, nahm den Hut ab und sprach: „Habe ich die Ehre, mit Frau Gräfin Voisin — der berühmten Tänzerin Maria Taglioni — zu sprechen?" — „Ja, die bin ich!" erwiderte die erschrockene Dame, „was wollen Sie von mir?" — „Wir haben so viel von Ihrer Tanzkunst gehört, Madame," sagte der Anführer der Räuber, „daß es unser sehnlichster Wunsch wurde, Sie einmal tanzen zu

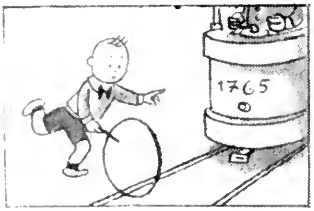
sehen." — „Was fällt Ihnen ein! Hier mitten im Wald? Ohne Musik, ohne Kostüm! Lassen Sie mich ruhig meiner Wege ziehen, Herr Räuber." — „So leicht gibt sich der Räuberhauptmann Gianettino l'Inglese nicht zufrieden!" lachte der riesige Mann. „Es soll Ihnen kein Haar gekrümmt werden; aber haben wir die große Tänzerin Taglioni nun schon in unsrer Gewalt, so soll sie sich durch ihre Kunst loskaufen. Auch wir armen Räuber möchten einmal etwas Schönes sehen."

Was blieb der berühmten Tänzerin Taglioni andres übrig? Sie mußte sich bequemen, zum Klang zweier Dudelsäcke, die das Orchester der Räuber bildeten, zu tanzen. Aber nie hatte die Künstlerin ein dankbareres Publikum gehabt als diese wilden Söhne der Abruzzen, die für jeden Tanz mit schallendem Beifall dankten.

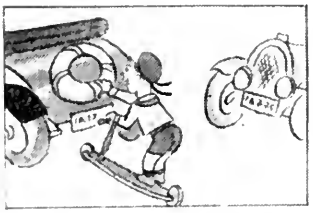
Später geleitete der Räuberhauptmann zu Pferd den Reisewagen der Tänzerin. Und als er sich höflich empfahl, ließ er rasch ein Samtkästchen in den Schoß der Tänzerin gleiten. Die Dame wollte abwehren, doch der Räuberhauptmann war schon im Waldesdickicht verschwunden. Das Kästchen enthielt ein kostbares Brillantendiadem.

Niemals trug die Gräfin de Voisin diesen Schmuck, nur vertrauten Freunden zeigte sie ihn und erzählte dazu von ihrem seltsamen Abenteuer in den Abruzzen.

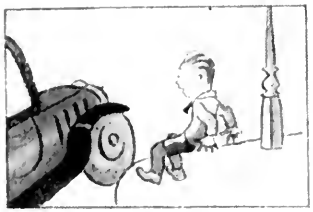
Zehn Gebote für die Großstadt-Straße



Spielen im Freien ist schön — auf Verkehrsstraßen aber gefährlich.



Anhängen ist gefährlich, weil ein Auto von der Seite kommen kann.



Wem seine Füße lieb sind, der bleibe nicht an Straßenecken stehen.

1. Spielt nicht auf Straßen mit starkem Verkehr; in ruhigen Straßen stört ihr keinen, und keiner stört euch.

2. Ueberschreitet den Fahrdamm auf dem kürzesten Weg; je länger der Weg, um so größer die Möglichkeit eines Unglücks.

3. Beim Ueberschreiten des Fahrdamms blickt erst links, dann rechts; da die Wagen stets rechts fahren müssen, kommen sie immer erst von links, dann von rechts an den Fußgänger heran.

4. Springt nicht auf fahrende Straßenbahnwagen; die Minute, die ihr dabei erspart, kann euch ein langwieriges Krankenlager einbringen.

5. Hängt euch nicht an fahrende Wagen an; der Roller oder das Fahrrad kann dabei draufgehen — wenn nicht noch Schlimmeres passiert.

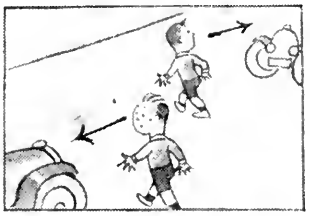
6. Lauft nicht vor Gefährten über die Straße. Wenn das ein Sport sein soll, so gibt es schöneren Sport — und weniger gefährlichen.

7. Wenn ihr an einem Wagen der Straßenbahn vorübergeht, aufgepaßt! Dahinter kann ein Auto herangesaust kommen. Lieber warten, bis die Straßenbahn weitergefahren ist.

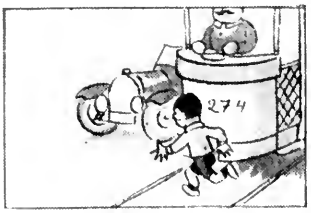
8. Bleibt nicht an Straßenecken stehen; die Autos fahren ganz dicht am Gehsteig vorbei und oft sogar über eine Ecke des Gehsteigs.

9. Wenn ihr mitten im Verkehrsgewühl nicht mehr weiter könnt, rennt nicht kopflos umher, bleibt stehen; die Schofföre haben selber Augen im Kopf und fahren um euch herum.

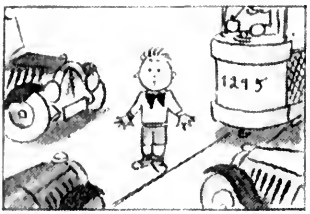
10. Werft keine Obstkerne oder Schalen auf die Straße; wer selbst einmal auf eine Bananenschale getreten ist, weiß warum.



Rasch hinüber, aber erst Augen links, dann Augen rechts!



Vor der Straßenbahn kommt man noch vorbei — aber nicht vor dem Auto dahinter.



Wenn man nicht mehr aus und ein weiß, muß man ruhig stehen bleiben.

Wie es unserm Maler Pathé in Afrika erging

Von ihm selbst erzählt.

Es gibt nichts Schöneres, als wenn man in Afrika angekommen ist, und der Jagdausflug ins Innere beginnt. Schon allein, wenn man die Berge von Mundvorrat sieht, die wunderschönen Bilder auf den Blechbüchsen mit eingemachtem Obst, sagt man sich: Ach, ist Afrika schön!

Die Neger sind wohl andrer Ansicht, denn die dürfen den Mundvorrat nur tragen, aber nicht essen, während es bei uns gerade umgekehrt ist: Wir dürfen ihn essen und brauchen ihn nicht zu schleppen.

So marschiert man den ganzen Morgen und den Vormittag durch Busch und Urwald. Sobald die Sonne hoch am Himmel steht, wird gerastet, und nachmittags geht es weiter. Dann muß ein geeigneter Platz zum Lager ausgesucht werden, eine geschützte

. . . Kokosnüsse sind sehr schön, aber nicht, wenn sie einem von den Affen an den Kopf geworfen werden . . .

. . . An meinem Abendessen nahm manchmal die ganze Insektenwelt des Urwalds teil . . .

Stelle, wo Holz und Wasser in der Nähe ist. Wasser ist ein Gottesgeschenk und gut zum Baden und zum Kochen, aber auch gut für die Stechmücken, die auf stillen Wasserflächen brüten. Ich weiß nicht, wie sie es fertig bringen, aber jeden Abend punkt sechs Uhr, nicht eine Minute später, kommen sie angeschwirrt. Man könnte die Uhr nach ihnen stellen, aber dazu lassen sie einem keine Zeit. Ich hatte eines Abends das Pech, um sechs Uhr noch nicht im Zelt und unter dem Mückennetz zu sein. Ich kann sagen, noch nie bin ich so gelaufen; sicher habe ich den Weltrekord über 100, über 200 und sogar über 500 Meter gebrochen. Mein Hund lief immer mit, und da er nicht, wie ich, einen Tropenhelm trug, hielt er sich die Pfoten vors Gesicht. Die Mücken blieben Sieger. Im Lauf der Nacht schwoll mein Kopf von den vielen Stichen langsam an,

. . . Wie mein Hund und ich mit den Stechmücken um die Wette liefen, und wie ich nachher aussah . . .

und am Morgen kriegte ich den Helm nicht auf: Mein Kopf war wie eine Melone — aber eine Melone für eine fünfköpfige Familie. Mein einziger Trost im Elend war: Mein Hund kam mit seinem Kopf nicht mehr durch das Loch in der Hundehütte, und wir mußten die Kiste hinten aufsägen.

Frühstück und Abendbrot sind in Afrika immer ein Ereignis — der ganze Urwald nimmt daran teil. Für den Käse hatten die Ameisen eine große Vorliebe. Sie müssen es einander erzählt haben, wie gut Käse schmeckt; jedenfalls glaube ich, die Ameisen ganz Afrikas waren auf meinem Käse versammelt. Der sah dann aus wie Käse mit Kümmel, aber Kümmel, der läuft. Eine dicke Vogelspinne fand hingegen mehr Geschmack an meiner Suppe, die Kerze war das Stelldichein eines ganzen Museums voll Faltern und Motten, und meine Stiefel bereiteten mir jeden Morgen eine neue Ueberraschung. Einmal war ein Schuppentier darin, dann hatte wieder eine Schlange anscheinend eine sehr schlechte Nacht darin verbracht. Mein Negerjunge und ich, wir wetteten immer: „Was wird heute darin sein?"

Dann kamen wir in die Gegenden mit Großwild. Ich packte meine Elefantenbüchse aus, auf die ich sehr stolz war, obwohl ich noch nie damit geschossen hatte. Nachdem wir einige Tage den Spuren einer Elefantenherde gefolgt waren, bekam ich richtig einen riesigen Elefantenbullen vor die Büchse. Man sagt mir, daß der Urwald heute noch über meinen ersten Schuß lacht. Das verstehe ich. Wie es eigentlich kam, weiß ich nicht. Ich hatte mich schön gepolstert, um den Rückstoß der Büchse zu mildern; aber als der Schuß losgegangen war, sah ich den Urwald durch meine Beine hindurch, und dann die Elefantenherde, aber umgekehrt. Der Elefantenbulle lief hinter mir her und nahm mir einfach die Büchse weg. Er hat mir da-

. . . Als ich zum erstenmal aus der Elefantenbüchse schoß, warf mich der Rückschlag der Büchse um . . .

Wie es unſerm Maler Pathé in Afrika erging: Als er einmal einen Elefanten photographieren wollte, ſchnappte ihm der Elefant den Apparat vor der Naſe weg.

. . . Meine Stiefel bereiteten mir jeden Morgen eine allerliebste Ueberraschung. Ich pflegte mit meinem Negerjungen zu wetten: „Was wird wohl heute darin sein?“ . . .

wollte er mich photographieren und dann das Bild seinen Elefantenfreunden zeigen: „Seht, das ist ein zweibeiniges Trampeltier!“

Ja, dann kehrten wir wieder an die Küste zurück, und da wollte ich mich einmal ordentlich an Kokosmilch satt trinken. Aber die Affen, die mir die Kokosnüsse an den Kopf warfen, haben mir den Geschmack daran verdorben.

Mein letztes Erlebnis in Afrika war ein Tornado, ein Wirbelsturm, der die tollsten Dinge mit meinem Zelt machte. Ich glaube, das Zelt muß sich eingebildet haben, es wäre ein Luftballon; jedenfalls riß es sich los und ging in die Höhe, wobei es zwei Neger mitnahm. Ich selbst wurde wie ein Tennisball durch die Luft gewirbelt und schlug dreimal auf (das dritte Mal auf ein Dornengebüsch), bevor ich liegen blieb.

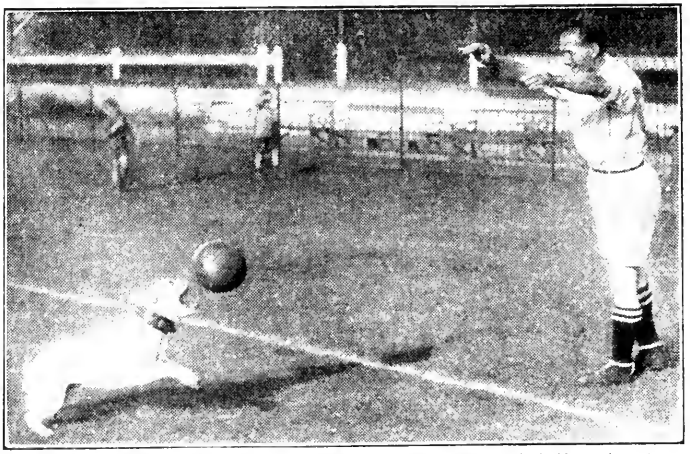
mit wirklich einen großen Gefallen getan. — Von da ab habe ich Elefanten nur noch photographiert, aber auch das ging nicht ganz glatt ab, und einmal stand ich unter dem schwarzen Tuch und hatte keine Ahnung, daß mir ein Elefant den Apparat vor der Nase weggeschnappt hatte. Vielleicht

Wie gesagt: Es gibt nichts Schöneres als Afrika, aber am schönsten ist es, wenn man es endlich mit Ruhm beladen hinter sich hat.

Wie es unserm Maler Pathé in Afrika erging: Eines Tages trug ein Wirbelsturm sein Zelt und zwei Neger davon, und er selber kam sich vor wie ein Tennisball.

Moppel als Fußballspieler

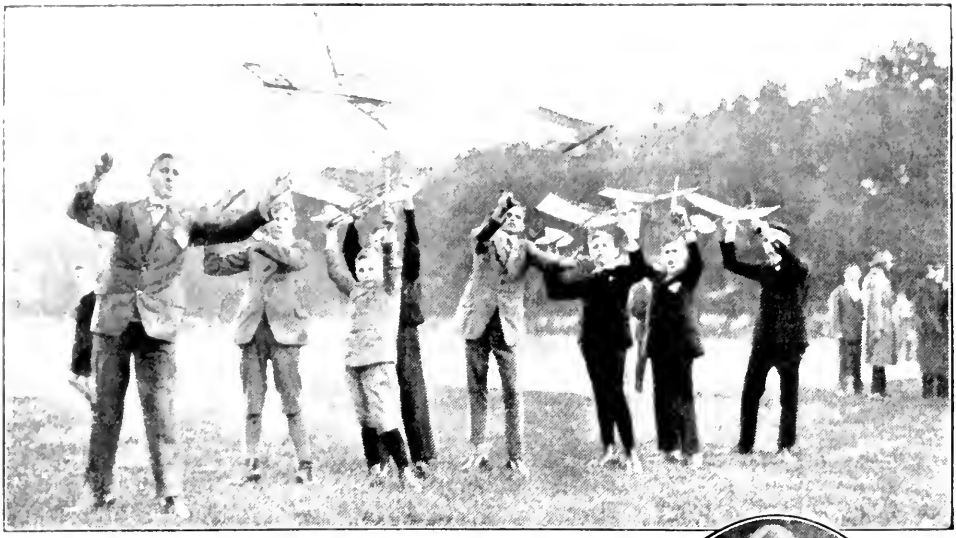
Moppel war zuerst nur ein gewöhnlicher Moppel. Sein Herr war Mitglied eines Fußballklubs; eines Tages nahm er Moppel auf den Spielplatz mit. Das Spiel begann. Moppel sah, wie alle hinter einem runden Ding herliefen, das sie mit Füßen traten. Plötzlich sprang das Ding auf Moppels Herrn los. Moppel mußte nun natürlich seinen Herrn verteidigen. Er stürzte auf das Ding los, aber es war so rund, daß man nirgends hineinbeißen konnte. Moppel raste hinter ihm her, bis es an einem aufgeregten Mann vorbei in ein Netz sprang. „Hurra!" schrien die Spieler, „Tor!" Die andre Partei aber erklärte, das gelte nicht, denn Moppel wäre kein Fußballspieler. „Ich werde einen aus ihm machen," sagte sein Herr. Und nun begann man, ihn als Fußballspieler abzurichten. Zuerst war Moppel „Stürmer", und die Gegner hatten nichts zu lachen. Moppel ließ nicht locker, bis er den Ball im Tor hatte. Dann aber mußte er das Tor verteidigen. Dabei fletschte Moppel die Zähne; es war gut, daß der Ball kein lebendes Wesen war, sonst würde er sich nie in das Tor hineingewagt haben.



Das Ding war so rund, daß Moppel nirgends hineinbeißen konnte.

Moppel ließ nicht locker, bis er den Ball im Tor hatte.

Zum Schluß lernte Moppel, das Tor gegen den Ball zu verteidigen.



Wie die Entscheidungskämpfe um den „Großen Fridolin-Preis der Lüfte" ausgetragen wurden: Hand-Start der zehn besten Flugzeuge auf der Treptower Spielwiese in Berlin.

Wie der Große Fridolin-Preis der Lüfte für Deutschlands Jugend gewonnen wurde

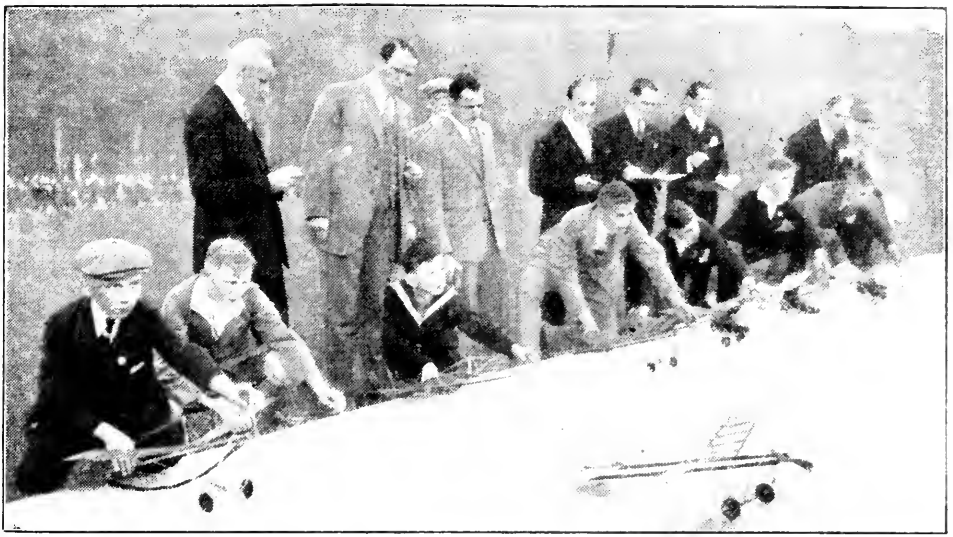
Die Rekordleistungen der zehn besten Flieger auf der Treptower Spielwiese in Berlin.

Magdeburg in der Welt voran! Aus Magdeburg, der Stadt Breitensträters und Rademachers, stammt auch der Sieger in Fridolins Flug-Wettbewerb, Kurt Kähne. Auch der Flugsport ist also in Magdeburg auf der Höhe. Kurt Kähne ist derjenige unter meinen

Kurt Kähne aus Magdeburg, der Sieger und Gewinner des Fridolin-Preises, der in einem Stipendium von 3000 Mark besteht und für die spätere Ausbildung des kleinen Kurt Kähne vom Verlag Ullstein gestiftet wurde.

Das Riesen-Automobil, in dem die Gäste Fridolins die Sehenswürdigkeiten Berlins besichtigten, vor dem Hauptquartier der Eingeladenen, dem Hotel Excelsior in Berlin.

300 000 Kindern, dem ich den Großen Fridolin-Preis der Lüfte zuerkennen konnte. Kurt Kähnes Flugzeug ist fabelhaft geflogen und hat uns allen und den Preisrichtern mächtig imponiert.



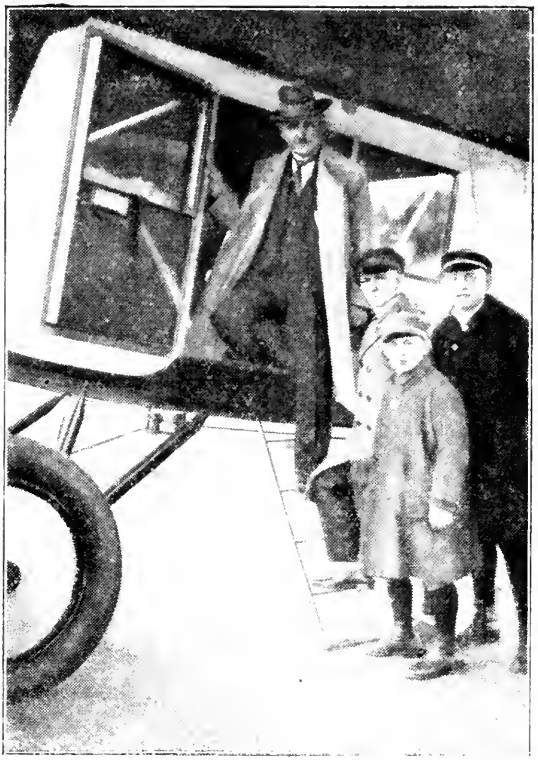
Der Boden-Start: Von den fünf Starts, die den zehn Bewerbern gestattet waren, erfolgten zwei aus der Hand und drei vom Boden aus.

Den Namen Kurt Kähne müßt ihr euch alle merken. Er wird vielleicht einmal ein großer Flieger oder Ingeniör, und Fridolin wird dann die Freude haben, ihn schon, als er dreizehn Jahre alt war, gefördert zu haben.

Zweiter Sieger ist der 17jährige Schüler aus Halle, Helmut Haeßler, geworden, dessen Flugzeug ebenfalls brillant geflogen ist. Dritter Sieger wurde Helmut König aus Dessau, vierter Willi Krakau, wiederum aus Magdeburg, fünfter Alfred Beßler aus Steuden bei Halle. Die andern fünf von den zehn besten: Rolf Radtke-Gaede, Pankow; Wilhelm Bühre, Barsinghausen; Friedrich Gietz, Fischeln bei Krefeld; Hans Rutzenhöfer, Breslau; Bruno Seitz, Hanau, erhielten Trostpreise in Gestalt eines sehr schönen Buchs.

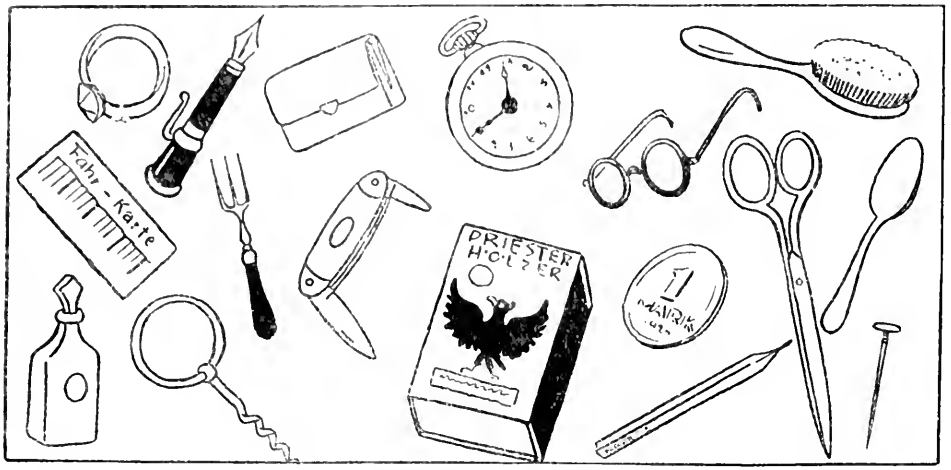
Allen meinen übrigen Freunden, die sich ebenfalls abgemüht und vielfach nicht viel schlechtere Leistungen erzielt haben, danke ich hierdurch nochmals herzlich. Auch wenn sie diesmal keinen Preis gewonnen haben, mögen sie sich trösten. Beim nächsten Preisausschreiben werden vielleicht sie die Sieger sein. Ich hoffe, daß ich schon sehr bald ein neues veröffentlichen kann.

Fridolin.



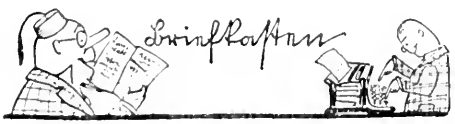
Kurt Kähne, der Sieger im Fridolin-Flug-Wettbewerb, vor dem Flugzeug der Deutschen Luft-Hansa, in dem die Gäste Fridolins den Rundflug über Berlin unternehmen durften.

Das indische Kim-Spiel



Seht euch die Gegenstände einige Minuten lang an. Dann zudecken und auswendig hersagen!

Kims Vater war ein englischer Soldat in Indien, Kims Mutter eine Inderin. Als Kim noch ganz jung war, starben beide, und er blieb als Waise zurück. Da wurde er ein kleiner Vagabund und strolchte in ganz Indien umher. Eines Tages geriet er in die Hände eines englischen Offiziers, der erkannte, welche Fähigkeiten in dem kleinen braunen Strolch steckten, und er gab ihm eine gute Erziehung. Diese Erziehung war nun sehr eigenartig. Der Offizier legte Kim auf einem Brett viele verschiedene Gegenstände vor, einen Brillanten, einen Rubin, eine Uhr, ein Messer usw., und die mußte sich Kim eine Minute lang ansehen, dann wurde das Brett mit einem Tuch zugedeckt, und Kim mußte auswendig hersagen, was alles darangelegen hatte. Und nicht nur das; er mußte sich auch entsinnen können, wieviele Klingen an dem Messer gewesen waren und was für Ziffern die Uhr gehabt hatte. — Auf diese Weise lernte er scharf und schnell zu beobachten und wurde, nachdem er sich auch auf andern Gebieten vervollkommnet hatte, einer der wertvollsten Geheimagenten des indischen Reichs. — Macht es ihm nach, seht euch die 17 Gegenstände auf dem Bild einige Minuten lang an, dann zudecken und auswendig hersagen! Später könnt ihr noch mehr Gegenstände dazulegen. — Indischer Geheimagent kann nicht jeder werden, aber rasche und scharfe Beobachtung ist in allen Lebenslagen wertvoll. Onkel Otto.



Ernst B. in Halle: Du hast Recht, das Winker-Alphabet in Nr. 25 meiner Zeitschrift ist das der nach englischem Muster ausgebildeten internationalen Boy Scouts oder Pfadfinder. Im deutschen Heer wird mit einer einzigen großen Flagge nach dem Morse-Alphabet gewinkt. Die deutsche Marine benützt ein Signal, das dem unsern ganz ähnlich ist, nur sind die Stellungen etwas verschieden, und es wird mit zwei roten Fahnen gewinkt, die in der Mitte eine weiße Fläche haben.

Otto R. in Bautzen: Das Zeichen für den Dollar — $ — ist zusammengesetzt aus den Anfangsbuchstaben der Wörter United States (Vereinigte Staaten).

Ich hatte Bauchweh. Ich ging an meine Hausapotheke heran. Da stand: „Gegen Bauchweh nehme man vier Tropfen aus der Flasche Nr. 9." — „Au weh," sagte ich, „gerade Nr. 9 ist leer, was machen wir da?" — „Ist doch ganz einfach," meinte mein Neffe Gusti, der mir zugesehen hatte, „du nimmst einfach zwei Tropfen aus Nr. 4 und zwei aus Nr. 5, das macht zusammen 9." — „Richtig," sagte ich und nahm die Tropfen. Und was geschah? Das Bauchweh hat nachher Gusti gehabt — aber hinten!

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — ah — al — arz — che — cho — de — de — der — di — di — dol — dra — drid — e — eg — er — er — ge — gen — hau — ho — il — in — kra — lan — lar — le — ma — ma — macht — mi — mo — na — nei — ner — nie — nig — no — ohm — pel — re — rich — schu — se — stel — ter — tis — toch — tüm — ul

sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Vers ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Empfindliche Pflanze, 2. kleines Raubtier, 3. Wasserlache, 4. Fabelwesen, 5. weiblichen Vornamen, 6. Stadt in Spanien, 7. Stoßzähne, 8. männlichen Vornamen, 9. Verwandte, 10. Widerhall, 11. Volksstamm, 12. biblische Figur, 13. Pflanze, 14. Landwirtschaftsgerät, 15. Lehranstalt, 16. Naturprodukt, 17. Heilmittel, 18. Staat, 19. amerikanische Münze, 20. Kleidungsstück, 21. Schwächezustand, 22. Insektenlarve.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 1:

Silbenrätsel.

1. Watte, 2. Erle, 3. Rhabarber, 4. Zacharias, 5. Unhöflichkeit, 6. Liter, 7. Edamer, 8. Tomahawk, 9. Zebra, 10. Theater, 11. Lasso, 12. Automobil, 13. Chemie, 14. Hantel.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Vorn und hinten: Nebel — Leben.

Fridolins Lachkabinett

Kurt ist hingefallen und hat seine Hose zerrissen. „Mutter," heult er, als er Schläge bekommen soll, „ich kann nichts dafür, ich bin so schnell gefallen, daß ich die Hose wirklich vorher nicht mehr ausziehen konnte!"

*

Die Mutter kommt vom Einkauf zurück und fragt: „Na, Lottchen, hat das Schwesterchen sehr geschrien?"

„Nein, es hat den Mund nicht einmal aufgemacht!"

„Wie kommt denn das?"

„Ich hab' ihm den Leimtopf zum Spielen gegeben!"

*

Mutter: „Hans, versprich mir jetzt fest, daß du dich nicht mehr mit den Jungens in der Schule prügeln willst!"

Hans: „Ja, Mutter, jetzt fehlt mir auch nur noch einer, den ich nicht verhauen habe."

Günther: „Mutter, gibt's noch kein Abendbrot?"

Mutter: „Aber Junge, es ist doch eben erst sechs Uhr!"

„Na, dann geht entweder die Uhr nach oder mein Magen geht vor."

*

Herr: „Jetzt laufen wir schon zwei Stunden bei dieser Hitze! Sind wir denn noch nicht bald beim Buchmüller?"

„Ach, zum Buchmüller wollen Sie? Der bin ich ja selber!"

*

Emil lernt radfahren. Auf der Straße fährt er einen Herrn an. Dieser ist wütend und schimpft:

„Dummer Junge, kannst du denn nicht klingeln?"

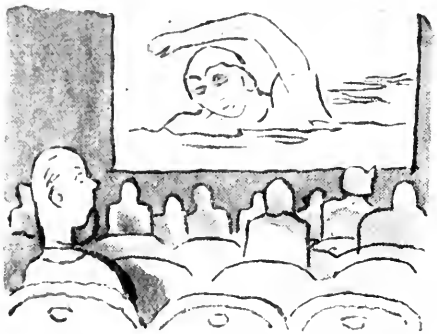
Worauf Emil erwidert: „Ja, klingeln kann ich schon, aber noch nicht radfahren!"

*

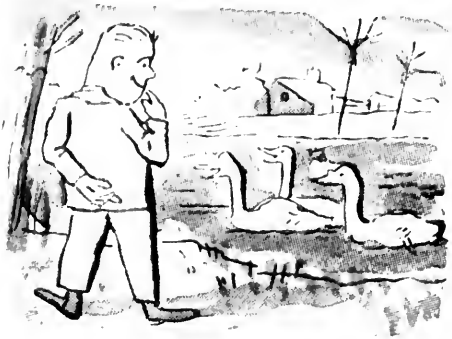
Lehrer: „Also, wer kann mir einige der bekanntesten Mineralien benennen?"

Schüler: „Fachinger und Himbeerbrause, Herr Lehrer."

Auch Pampe wollte den Kanal durchschwimmen



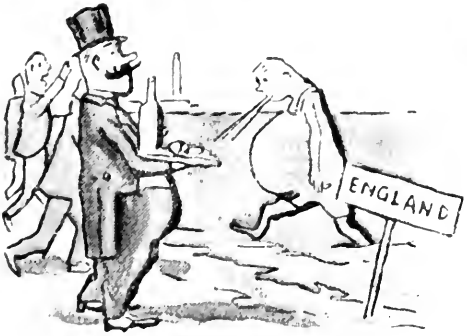
Der Pampe sitzt im Kinosaal.
Er sieht: „Der Kampf mit dem Kanal".
Vierkötter hat ihn rasch bezwungen,
Das weckt nun Ehrgeiz in dem Jungen.



Er geht vorbei am Ententeich.
Da kommt dem schlauen Pampe gleich
Ein Einfall — der wird ihn bestimmen
Selbst den Kanal jetzt zu durchschwimmen.

Mit einem Bauch (das ist belangreich)
Trifft unser Pampe ein in Frankreich.
Und nach genauer Ortsbestimmung
Beginnt er die Kanaldurchschwimmung.

Seht: Von des Strandes schräger Rampe
Stößt ab mit großer Kraft der Pampe.
Er schwimmt mit Dampfern um die Wette,
Als ob er viele Füße hätte.



In England kommt er ans Gestade.
Er wird mit einer Limonade
Und Kuchen, der so schön gefüßt,
Als schnellster Schwimmer dort begrüßt.

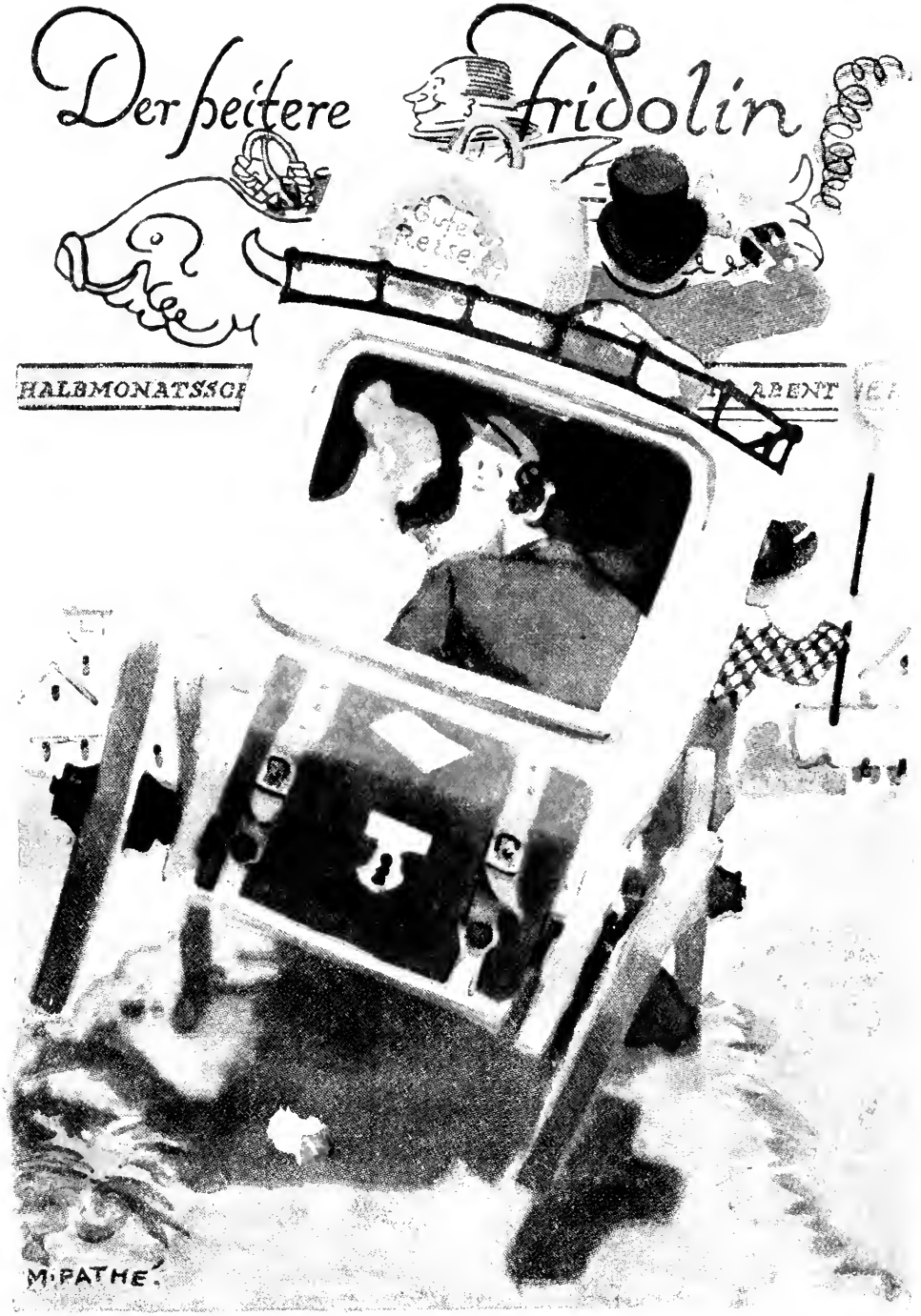
Doch plötzlich fressen, welcher Schreck,
Drei Entchen allen Kuchen weg.
Es war ein Trick, man sieht es gut,
Und Pampe ist nicht wohl zumut.

Herausgeber: Peter Pfeffer. Redaktion: W. W. Bechtle (verantwortlich) und W. K. v. Nohara (beide in Berlin). Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW. 68. Verantwortlich für die Herausgabe in Oesterreich: Norbert Freuder, Verlag Ullstein & Co., Wien I, Rosenbursenstr. 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 3. 6. Jahrgang. 1. Novemberheft.
Berlin.

Preis 15 Pfennig.

Der heitere Fridolin



In einer solchen Kutsche machten unsre Urgroßeltern ihre Reisen.
(Zu dem Artikel „Peter, die Post ist da!“ auf Seite 2.)

Peter, die Post ist da!

Wie unsre Urgroßeltern reisten.

Es ist wirklich wahr: Es gab einmal — keine Eisenbahn, sondern nur Postkutschen. Vorn saß der Postillon, den man „Schwager" nannte, und stieß ins Horn, sobald man durch eine Stadt fuhr. Den Schwager hat man nie anders als auf dem Kutschbock gesehen; er war viel zu vornehm, als daß er zu den gewöhnlichen Menschen hinabgestiegen wäre. Selbst den Schnaps oder das Warmbier, das ihm die Fahrgäste spendeten, damit er bei guter Laune blieb, trank er hoch oben auf dem Bock. Sobald die Reisenden Platz genommen hatten, und das Gepäck verstaut war, ging die Fahrt los. Sie dauerte Tage und oft Wochen. Man hatte damals noch viel Zeit. Der Schwager kutschierte ruhig und sicher, und wenn er merkte, daß ihm jemand zuschaute, kutschierte er mit der Linken allein und gab mit der Peitsche in der Rechten ein Knall- und Knatterkonzert. Mittags wurde gerastet und im Gasthaus „Zur Post" zu Mittag gegessen. Zum Kaffee wurde wieder gerastet, und wenn man einmal durch eine blühende Wiese fuhr, wurde angehalten und erst weitergefahren, wenn Kutsche, Gäste und Pferde mit Blumen geschmückt waren. Selbst der Schwager hatte eine Skabiose hinter dem Ohr oder kaute an einem Gänseblümchen. In den Städten und Dörfern liefen die Straßenjungen neben dem Wagen her und sangen zum Horn des Postillons: „Peter, die Post ist da! Peter, steig ein!"

Im Winter packte man die Reisenden an den Beinen dick in Stroh, damit sie in dem Postkutschkasten nicht allzu sehr froren.

Nicht immer war aber das Reisen in der Postkutsche ein Vergnügen. Wenn es Winter war, saßen die Reisenden bis an die Hüften im Stroh, das sie warm halten sollte; und so fuhren sie dahin wie die Eier in der Kiste und froren doch erbärmlich. Die Pferde dampften, und dem Schwager hingen Eiszapfen am Schnauzbart.

Und wenn es einmal der Zufall wollte, brach ein Rad oder eine Achse, und die Kutsche legte sich auf die Seite und blieb liegen. — Und die nächste Poststation war wohl sechs Wegstunden weit entfernt.

Flecken auf der Sonne

Von den großen Wirbelsturm-Katastrophen im Flammenmeer der Sonne.

Von Dr. F. S. Archenhold, Direktor der Treptow-Sternwarte.

Der Direktor der Treptow-Sternwarte in Berlin, Dr. F. S. Archenhold, einer der hervorragendsten Astronomen, hat durch das Riesenfernrohr der Sternwarte ungeheure Flecken auf der Sonne beobachtet und genau abgezeichnet. Der folgende Bericht ist von ihm selbst für den „Heiteren Fridolin" geschrieben worden.

Kein Himmelsgestirn hat solche Bedeutung für die Erde wie unsre Sonne. Alles Leben in der Menschen-, Tier- und Pflanzenwelt hängt von ihr ab. Die ältesten Bewohner der Erde haben ihr daher Tempel errichtet und sie angebetet; sie haben sie bei ihrem Aufgang freudig begrüßt und ihren Untergang mit Gebeten für ihr Wiedererscheinen begleitet. Die Chinesen haben schon vor 3000 Jahren bei der Beobachtung der Sonne schwarze Flecken mit bloßem Auge gesehen. Die Indianer glaubten, ein schwarzer Rabe säße in der Sonne. In diesem Jahr sind nun wieder gewaltige Sonnenflecken aufgetreten, die mit bloßem Auge gesehen werden konnten. In die Sonne

darf man aber niemals anders als durch eine berußte Glasscheibe blicken, da ihre Leuchtkraft so stark ist, daß sie die Nethaut der ungeschützten Augen für immer unempfindlich machen kann. Der Astronom Galilei hat auf diese Weise sein Augenlicht verloren.

Erst seit der Entdeckung des Fernrohrs im Jahr 1610 sind Einzelheiten in den Sonnenflecken gesehen worden, und erst im vorigen Jahrhundert hat man entdeckt, daß die Sonnenflecken in regelmäßigen Zeitabständen von 11¼ Jahren auftreten. Ungeheure Wirbelstürme rufen in dem Flammenmeer der Sonne die Erscheinung der Flecken hervor. Neuerdings hat man festgestellt, daß starke elektromagnetische Kräfte in ihnen tätig sind, so daß sie, wenn sie gerade der Erde gegenüberstehen, Nordlichter und andre Naturerscheinungen hervorrufen. Durch Vergleich der vier Zeichnungen, die ich vom 18. bis 21. September an dem großen Fernrohr der Treptow-Sternwarte in Berlin angefertigt habe, sehen wir, daß die Sonnenflecken sich täglich verändern. Wir zählten 34 Kerne am 18. September, 45 am 19., 38 am 20. und noch 21 Kerne am 21. September. 25 Erdkugeln könnten von diesen ungeheuren Sonnenflecken verschluckt werden; das gibt uns einen Begriff von der Riesengewalt der Katastrophen auf der Sonne. Infolge der Umdrehung der Sonne waren die Flecken eine Zeitlang unsichtbar; erst nach 13 Tagen wurden sie am Ostrand wieder sichtbar, und es stellte sich heraus, daß wieder neue Flecken hinzugekommen sind.

Die Sonnenflecken, wie sie am 18. September um 11 Uhr . . .

. . . am 19. September um 10¾ Uhr . . .

. . . am 20. September um 11 Uhr . . .

. . . und am 21. September um 11½ Uhr aussahen.

Wie sich die Flecken auf der Sonnenscheibe täglich verändern. Die Zeichnungen hat Dr. Archenhold an vier aufeinanderfolgenden Tagen am Fernrohr der Sternwarte angefertigt.

Man erhält einen Begriff von der Ausdehnung der Sonnenflecken, wenn man bedenkt, daß unser Erdball 25mal darin Platz finden könnte.

Wie Cobham von England nach Australien und zurück flog

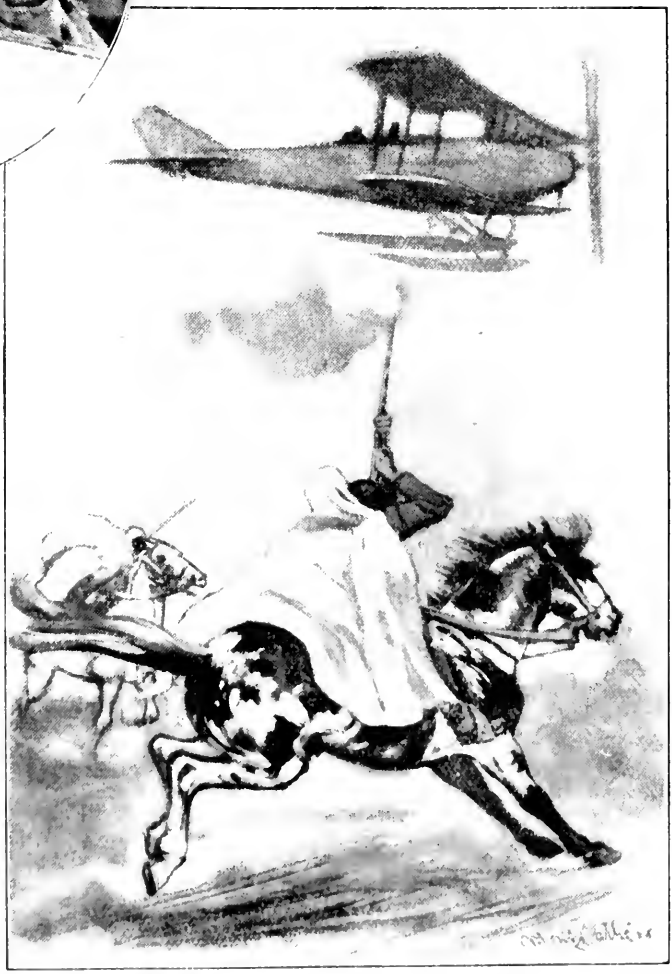
Die größte und kühnste Reise, die je von einem Flugzeug ausgeführt wurde.

*

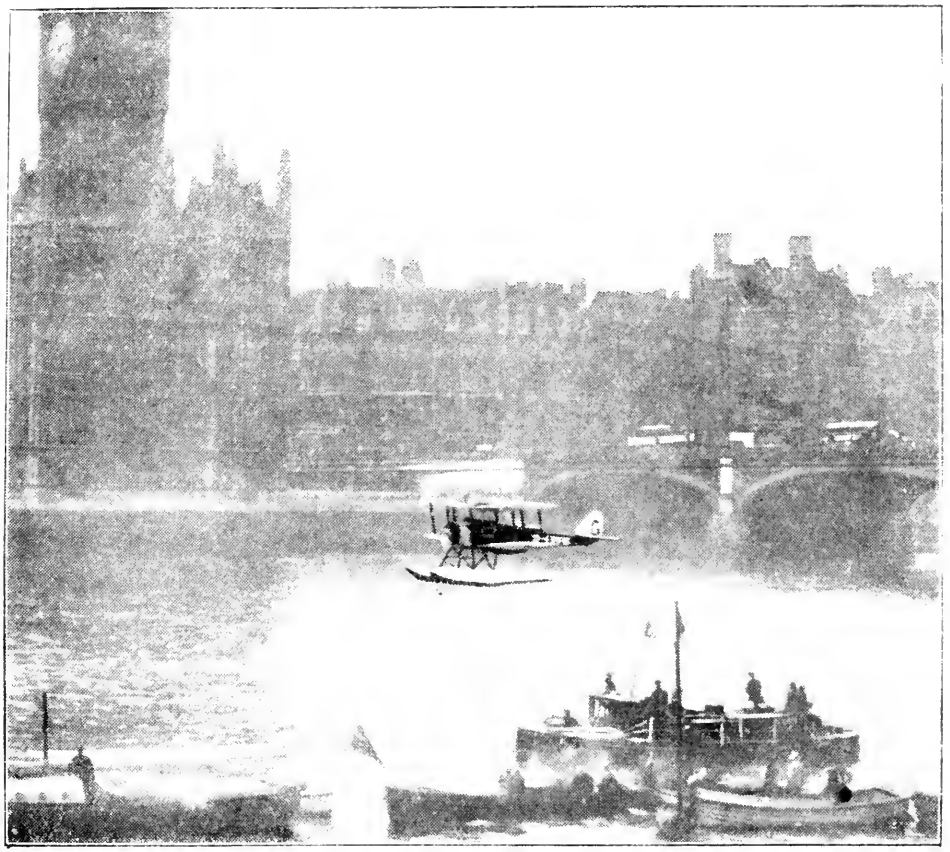
Allan Cobham, der Mann, der von England nach Australien flog.

Der Flieger Allan Cobham hatte eine Flugreise nach Afrika gemacht. Kaum war er zurück, da wollte er schon wieder fort. „Wohin?" fragte man ihn. „Ein bißchen nach Australien!" „Fliegen?" „Jawohl!" Man glaubte, er hätte einen Spaß gemacht. Von England nach Australien ist es so weit, daß die Frachtdampfer, die die australische Schafwolle nach England bringen, beinahe zwei Monate zu dieser Reise brauchen.

Aber Cobham machte Ernst mit seinem unglaublichen Plan. Am 30. Juni 1926 stieg er mit seinem Mechaniker Elliott in London in sein Flugzeug, winkte „Auf Wiedersehen!" und flog nach Australien ab. Bis nach Arabien flog er ohne Zwischenfall. Als er aber dort über der Wüste flog, verfolgten ihn die Beduinen. Sie hatten ihr Leben in der Wüste zugebracht und noch nie ein Flugzeug ge-



Ein unglückseliger Zwischenfall auf der Reise: Die Beduinen hielten Cobhams Flugzeug für einen bösen Luftgeist und schossen danach. Den Mechaniker Elliott traf eine Kugel.



Als Allan Cobham von seinem Flug nach Australien zurückkam: Cobhams Flugzeug landet auf der Themse in London.

sehen. Sie hielten es für einen bösen Luftgeist. Cobham dachte, die Beduinen wollten ihn nur begrüßen und senkte sein Flugzeug tief hinab. Da glaubten die Beduinen, der Luftgeist wollte sie nun packen und schossen aus ihren langen Feuersteinflinten auf ihn. Eine Kugel traf den unglücklichen Elliott. Er starb, nachdem das Flugzeug in der Stadt Basra gelandet war.

Nun saß Cobham fest, denn ohne Mechaniker konnte er nicht weiterfliegen. Er telegraphierte nach England, und ein neuer Mechaniker wurde ihm in einem Flugzeug nachgesandt. Nach einem Aufenhalt von vierzehn Tagen ging der Flug weiter. Am 22. Juli traf Cobham in Delhi, der Hauptstadt Indiens, ein. Und nun kam das gefährlichste Stück der Reise — über Hinterindien und das Gewirr der Sunda-Inseln, über den Indischen Ozean nach Australien. Es gelang. Das Flugzeug landete in der australischen Stadt Melbourne. Das große Wagnis war geglückt, die ganze Reise von England nach Australien hatte, wenn man den Aufenthalt in Basra und an andern Stellen abrechnete, 321 Stunden oder 13 Tage und 9 Stunden gedauert.

Cobham ließ den Australiern kaum Zeit, ihn gebührend zu feiern; er machte sich auf — und flog den ganzen Weg nach England wieder zurück.

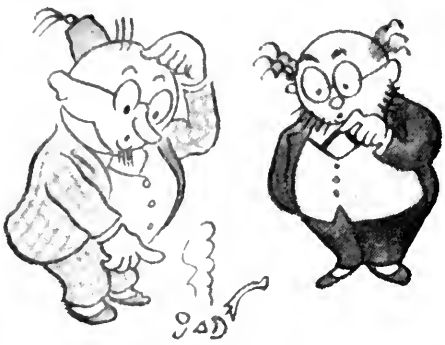
Am 1. Oktober vormittags landete Cobham auf der Themse in London. Zu seiner Begrüßung vollführten alle Schiffssirenen, Dampfpfeifen und Autohupen in der Nähe der Themse 20 Minuten lang einen Höllenlärm.

Wenige Tage darauf geschah Cobham ein kleines Mißgeschick: Er war unterwegs

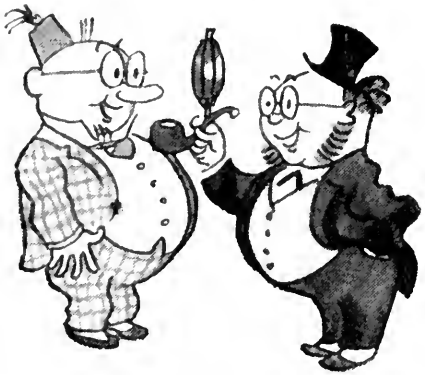
im Flugzeug nach Manchester zu einer Feier, da hatte er eine Panne und mußte niedergehen. Der Mann, der von Australien nach London geflogen war, mußte nun warten, bis ein andres Flugzeug kam und ihn mitnahm. Mit drei Stunden Verspätung traf er in Manchester ein und verpaßte das Festessen, das ihm zu Ehren gegeben wurde.

Professor Pechmanns Fallschirm-Pfeife

Eine ausgezeichnete Erfindung, die nur den Nachteil besaß, daß sie Onkel Toldi nicht zugute kam.

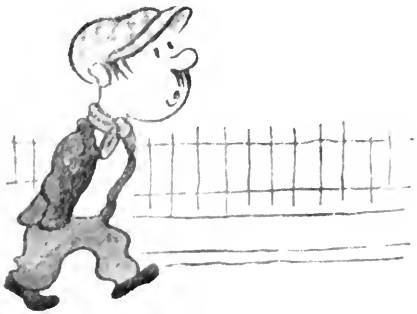


1. „O weh, meine schöne Meerschaumpfeife zerbrochen!"

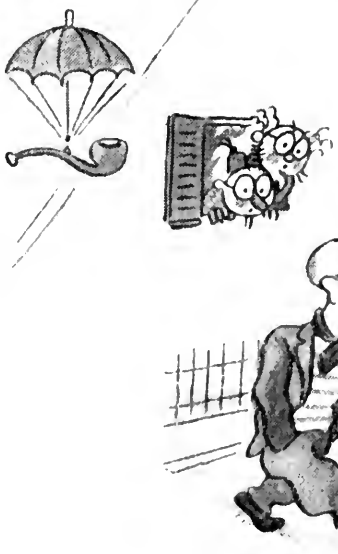


2. „Hier, Onkel Toldi, eine Fallschirm-Pfeife, meine allerneueste Erfindung! Diese Pfeife wird nie zerbrechen!"

3. „Deine neue Erfindung ist ja großartig. Sie arbeitet wunderbar!"



4. „Ei, ei, ei, was kommt denn da?!"



5. „Aber sooo hatten wir es uns eigentlich nicht gedacht!!"

Wie die Hundemeute ihren ersten Fuchs fing

Im Sommer fing der Master, der Vorsteher der Jagd, an, die Meute einzuschulen. Oft knallte seine Hetzpeitsche, und endlich war aus der wilden Horde eine brauchbare Jagdmeute geworden. Eines schönen Tages im Herbst lud der Gutsherr seine Freunde zur Parforcejagd ein. Sie kamen zu Pferd in roten Röcken. „Die Meute los!“ rief der Master. Die Hunde konnten kaum erwarten, bis das Tor des Zwingers aufgesperrt wurde. Dann ging es wie der Sturmwind hinaus auf die Felder. Dort lief der Fuchs. Die Meute raste auf ihn zu, die Reiter galoppierten hinterher, über Gräben und Gebüsch. Durch ein Dorngebüsch schlich sich der Fuchs; die Hunde stachen sich die Nasen blutig. Schließlich aber stellten sie den schlauen Reineke doch. Er biß wütend um sich, und keiner traute sich an ihn heran, bis die Reiter ankamen. Die Meute scharte sich dann noch atemlos um den Master und bellte, bis sie ihre Belohnung von ihm erhielt.

„Wann wird hier endlich aufgemacht?“
Als der große Tag der Fuchsjagd gekommen war, konnte die Meute kaum den Augenblick erwarten, bis das Tor des Zwingers geöffnet wurde.

Einer hilft dem andern! Pa

Was wissen wir von den Lebewesen, die die Wissenschaft „Niedere Tiere" nennt? Wir stehen vor den Behältern eines Seewasser-Aquariums; nur die dünne Glasscheibe trennt uns von diesen rätselhaften Geschöpfen. Kleine Krebse beginnen unzählige Glieder zu rühren, eine Muschel, die wie ein Kieselstein aussieht, durchpflügt den Sand. Und da sind noch geheimnisvollere Wesen, die wie Blumen aussehen — sie heißen Seeanemonen, Seenelken, Rosen — und sind doch Tiere. Ihre „Blütenblätter" sind Arme. Die Arme gleiten auf und nieder; manchmal zuckt das gespenstische Blumentier zusammen und kriecht in den Stengel zurück. Können diese Geschöpfe denken und fühlen wie andre Tiere? Man kann es sich nicht erklären, aber — sie können es. Irgendwo in dem durchsichtigen, schleimigen Stoff, aus dem sie bestehen, muß eine Vernunft wohnen, denn wie könnten sie sonst Schutz- und Nutzbündnisse schließen, Lebensgemeinschaft und Freundschaft untereinander halten? Da lebt z. B. ein Krebs — „Einsiedler" heißt er — in einem leeren Schneckenhaus. Er ist ein wenig ängstlich. Das Schneckenhaus schützt seinen Hinterleib, aber mit dem Vorderteil kann er nicht hinein. Deshalb pflückte er eine von den Seetierblumen, eine Rose, ab und hat sie oben auf das Schneckenhaus gepflanzt. Die Arme dieser lebendigen Rose sind wie Brennesseln; jeder hütet sich, hineinzubeißen. Wenn Gefahr naht, breitet die Rose ihre Nesselarme schützend um den Kopf des Krebses, so daß ihm der Feind nichts anhaben kann; dafür nimmt die Rose ihren Anteil an allem, was der Krebs verzehrt. Die leuchtend gefärbten Korallenfische haben sich ebenfalls mit den lebendigen Seeblumen verbündet. Sie füttern die Blumen mit winzigen Kleinwesen, dafür dürfen sie sich vor ihren Feinden hinter den Nesselarmen der Blumen verkriechen. Eine kleine Krabbe aber, die „Muschelwächter" heißt, lebt in Gemeinschaft mit einer Seemuschel. Der Muschelwächter sitzt meistens am Rand der geöffneten Muschelschale und hält Ausschau. Naht eine Gefahr, so kriecht er rasch in die Muschel hinein, und sogleich klappt sie ihre Schalen zu. Nun ist er sicher aufgehoben.

Wie einige Seetiere untereinander B
siedlerkrebs im Schneckenhaus, auf dem eine „Rose", seine

...r auf dem Grunde des Meeres!

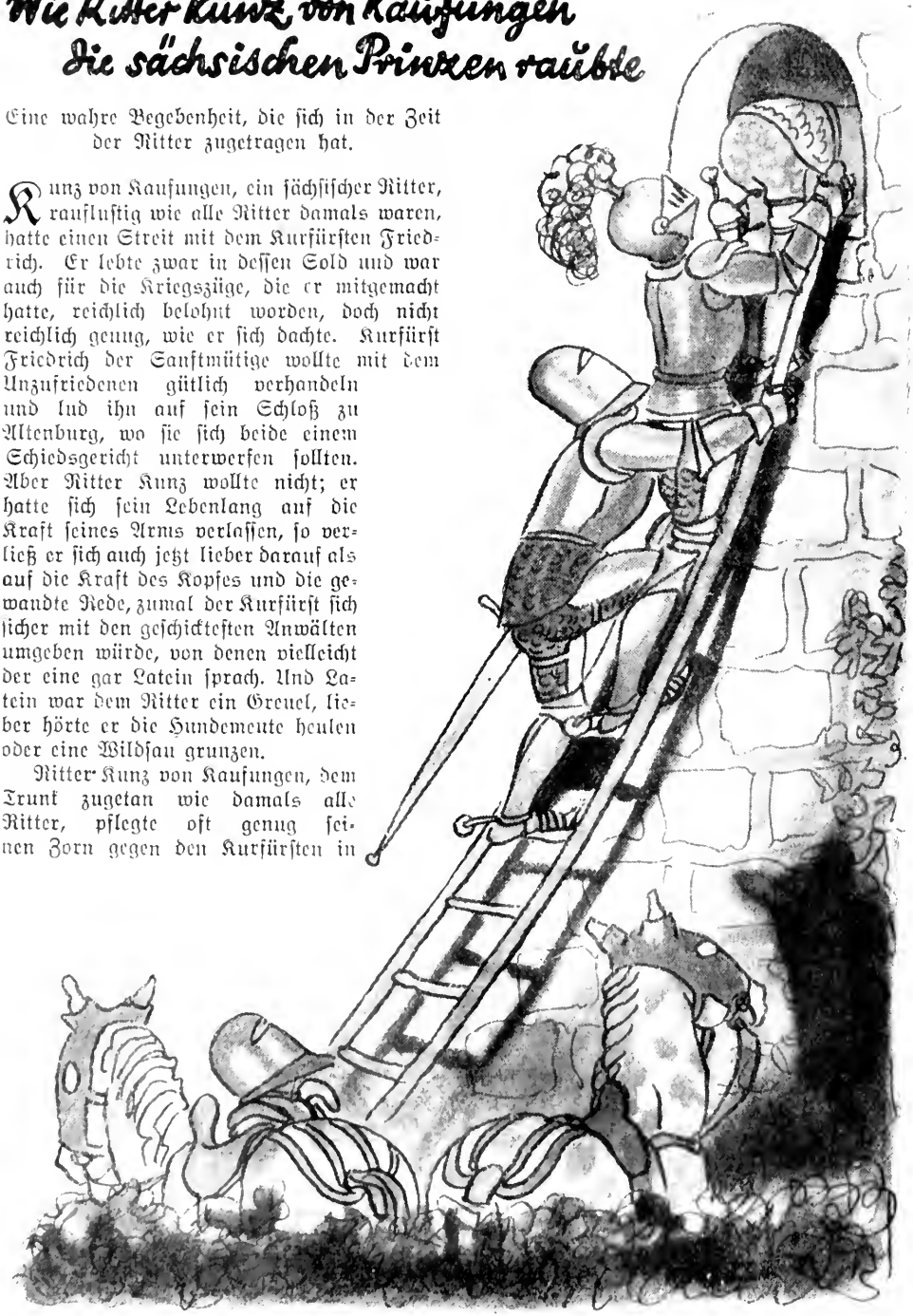
...se schließen: Unten links: Ein „Muschelwächter", der seine Muschelfestung bewacht; rechts: ein Ein-...in, sitzt. Oben: Korallenfische, die die Seeblumen füttern und sich dafür hinter deren Armen verstecken dürfen.

Wie Ritter Kunz von Kaufungen die sächsischen Prinzen raubte

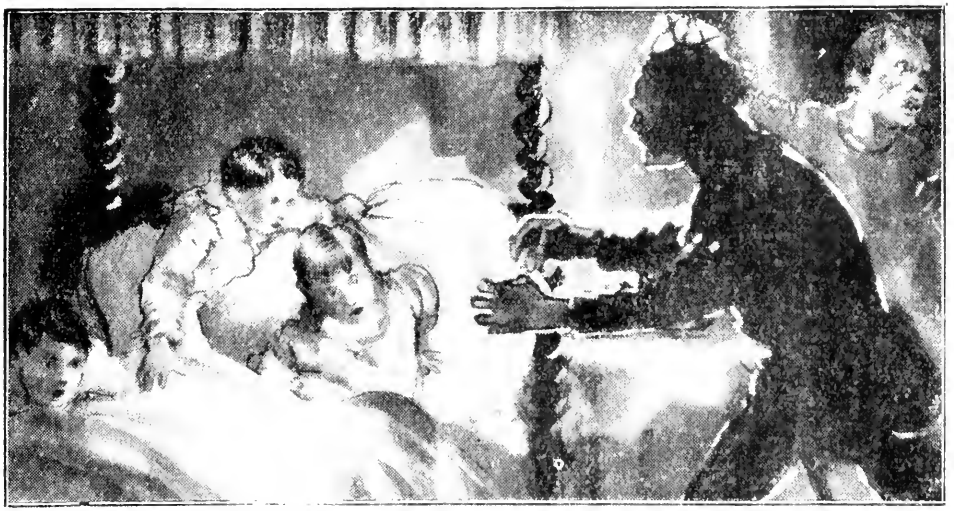
Eine wahre Begebenheit, die sich in der Zeit der Ritter zugetragen hat.

Kunz von Kaufungen, ein sächsischer Ritter, rauflustig wie alle Ritter damals waren, hatte einen Streit mit dem Kurfürsten Friedrich. Er lebte zwar in dessen Sold und war auch für die Kriegszüge, die er mitgemacht hatte, reichlich belohnt worden, doch nicht reichlich genug, wie er sich dachte. Kurfürst Friedrich der Sanftmütige wollte mit dem Unzufriedenen gütlich verhandeln und lud ihn auf sein Schloß zu Altenburg, wo sie sich beide einem Schiedsgericht unterwerfen sollten. Aber Ritter Kunz wollte nicht; er hatte sich sein Lebenlang auf die Kraft seines Arms verlassen, so verließ er sich auch jetzt lieber darauf als auf die Kraft des Kopfes und die gewandte Rede, zumal der Kurfürst sich sicher mit den geschicktesten Anwälten umgeben würde, von denen vielleicht der eine gar Latein sprach. Und Latein war dem Ritter ein Greuel, lieber hörte er die Hundemeute heulen oder eine Wildsau grunzen.

Ritter Kunz von Kaufungen, dem Trunk zugetan wie damals alle Ritter, pflegte oft genug seinen Zorn gegen den Kurfürsten in



Eine Leiter wurde an das Schlafzimmerfenster der Prinzen gelegt, und die Ritter kletterten hinauf.



Der Raub der sächsischen Prinzen im Jahr 1455. Wie der Ritter Kunz von Kaufungen mit seinen Spießgesellen in das Schlafzimmer der Prinzen eindrang und sie aus dem Bett holte.

einer Waldschenke zu ertränken, die auf dem Weg zur Stadt Altenburg lag. „Kunz von Kaufungen mit seinen Rittern — saß in der Schenke und trank seinen Bittern," lautet ein Lied noch heute von ihm. Und tapfer wie nur ein trinkfester Ritter stieß er fürchterliche Drohungen und Verwünschungen gegen den Kurfürsten aus und nahm durchaus kein Blatt vor den Mund.

Eines Tages machte sich ein Küchenjunge des Kurfürsten, der auch in der Waldschenke, aber an einem andern Tisch gesessen und mißmutig in seinen leeren Bierkrug geguckt hatte, an den Ritter heran und meinte, er wüßte wohl einen Weg, wie der Ritter mit dem Kurfürsten abrechnen könnte, und der Weg hätte noch den Vorteil, daß er den Fürsten zwingen würde, mit dem Geld, das er Kunzen schuldete, herauszurücken. Der Ritter horchte hin, was er nicht hätte tun sollen, denn ein Küchenjunge ist kein Umgang für einen Ritter, besonders wenn der Küchenjunge im Begriff steht, seinem Herrn einen Streich zu spielen.

Ein pechschwarzer Plan wurde ausgedacht. Hans Schwalbe, der Küchenjunge, kehrte ins Schloß des Kurfürsten zurück, hielt Augen und Ohren offen, verriet nichts und behielt alles, und endlich, am 7. Juli 1455, ließ er Ritter Kunz wissen: „Die Stunde der Rache ist gekommen, der Augenblick ist günstig. Der Kurfürst ist abwesend, die Hofbeamten teils mit ihm, teils auf einem Fest in der Stadt!"

Zwischen Elf und Zwölf in der Nacht ritt da Kunz von Kaufungen mit einigen Genossen an die Burg des Kurfürsten heran. Aus einem Fenster gab der Küchenjunge ein Zeichen; eine Leiter wurde angelegt, und die Ritter kletterten hinauf. Die Kurfürstin schlossen sie in ihrem Schlafzimmer ein. Im Nebenraum schliefen die Prinzen, zwölf- und vierzehnjährige Buben; sie wurden aus dem Bett gerissen und davongetragen. Da sich ihnen keiner entgegenstellte, rasselten die Ritter in ihren schweren Rüstungen durch die Gänge, die Treppen hinunter. Auf dem Hof im Schatten eines Baums warteten die Pferde. Beim Licht des Mondes merkte Ritter Kunz, daß der eine Knabe gar nicht der Prinz war, den er suchte; er kehrte um, zog den richtigen Prinzen aus seinem Versteck hinter dem Bett hervor, legte ihn quer vor sich aufs Pferd und galoppierte mit ihm in die Nacht. Er und seine Spießgesellen wandten die Pferde nach Böhmen, wo die Burg des Ritters Kunz stand.

In der Stadt Altenburg wurde indessen Alarm geschlagen. Die Trommel dröhnte durch die engen Gassen, Sturmglocken schlugen, im flackernden Licht von Fackeln wurde ausgerufen, die Prinzen, die Söhne des Kurfürsten, seien geraubt worden!

Noch in derselben Nacht ritten Boten in das Land mit der Kunde: Die Prinzen sind geraubt!

Der Morgen fand Kunz und den Prinzen

mit nur zwei Begleitern von den andern getrennt mitten in einem Wald. Der Prinz klagte über Durst, und da die Grenze von Böhmen nahe war, ließen sie sich Zeit, stiegen ab und suchten Beeren für den Knaben. Sie wollten ihm nichts zuleide tun, nur schweres Lösegeld sollte der Vater zahlen.

Hinter einem Busch stand da der Kohlenbrenner Georg Schmidt und schaute dem seltenen Schauspiel zu, wie ein Gepanzerter und seine zwei Knappen an der Erde herumkrochen und Beeren für einen bleichen, verstörten Jungen im Nachthemd pflückten. „Merkwürdig!“ sagte sich der Köhler, trat hervor und fragte:

„Habt ihr euch etwa verirrt? Und was ist das für ein Bub da?“

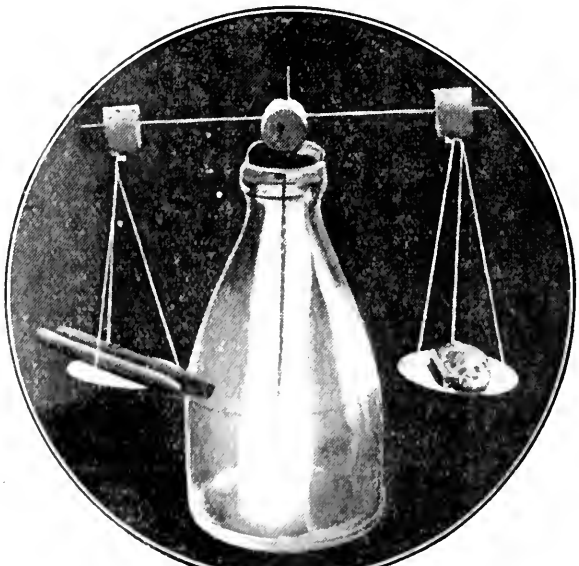
Der Ritter hatte wenig Lust zu antworten, da er aber den armdicken Knüppel sah, den der Köhler trug, und den Hund, der drohend zwischen seinen Beinen hervorguckte, entgegnete er kurz: „Der Bub ist seinen Eltern davongelaufen, ich will ihn zurückbringen.“

Da lief der Prinz dem Köhler entgegen und schrie: „Ich bin aus dem Schloß! Hilf mir! Ich bin des Kurfürsten Sohn — schnell, schnell!“ Der Ritter wollte ihn packen, da verfingen sich seine großen Sporen in den Brombeerranken, und er stürzte, indem er einen Hieb mit seinem Schwert nach dem Köhler führte. Und da der Köhler sah, daß der Hieb nicht freundlich gemeint und der Ritter aus eigner Schuld auf die Nase gefallen war, half er ihm auf herzhafte Art mit dem Knüppel. Es entstand eine Prügelei, wie sie so schön nur die Ritterzeit kannte. Der Köhler, ein baumstarker Mann, schlug dem Ritter mit dem Knüppel das Schwert aus der Hand, dann griff er die beiden Knappen von vorn an, während der Hund sie von hinten bearbeitete. Der Wald hallte von den wuchtigen Schlägen, und auf ein Zeichen der Köhlerfrau, die ihren Mann kämpfen sah, liefen noch andre Köhler aus dem Wald zur Hilfe herbei.

Die Prügelei wurde immer schöner und wilder, und es trat erst Ruhe ein, als Harnische und Köpfe der drei Prinzenräuber mit Beulen bedeckt waren. Dann schafften die Köhlerleute den Prinzen zu seinen Eltern nach dem Schloß Altenburg, die Räuber aber ins Gewahrsam des Kurfürsten. —

Der andre Knabe war in eine Höhle verschleppt worden, in der die Räuber sich versteckt halten wollten. Als sie sich jedoch entdeckt sahen, gaben sie den Knaben gegen die Versicherung her, daß sie ungestraft ins Ausland entkommen dürften. Ihre Güter wurden aber eingezogen, und sie durften das Land nie wieder betreten.

Mit Kunz von Kaufungen machte man kurzen Prozeß. Am 14. Juli wurde er zum Tod verurteilt und hingerichtet, ebenso seine Knechte und der Küchenjunge Hans Schwalbe. Der brave Köhler aber wurde von dem Kurfürsten empfangen und gefragt, was er sich als Belohnung wünschte. Der Köhler entgegnete darauf, er bäte nur um ein Stück Land im Wald, wo er als ein freier Mann seine Kohle brennen könnte. Der Kurfürst schenkte ihm, von solcher Bescheidenheit gerührt, einen schönen Gutshof mit Pferden und Kühen und allem Zubehör.

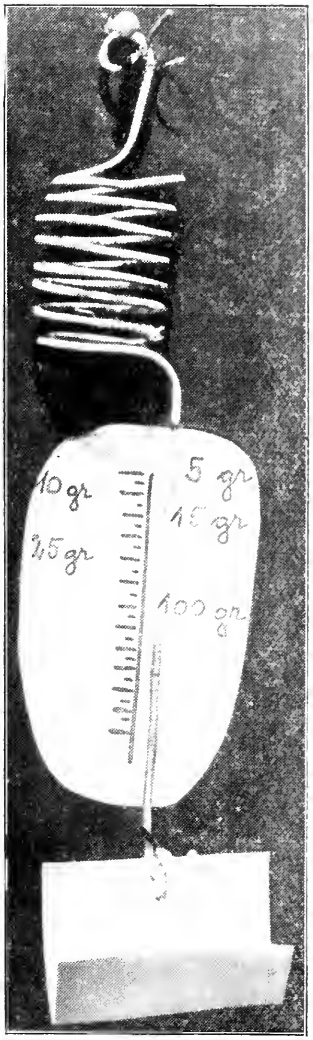


Aus zwei Stricknadeln, zwei Korken und einer Milchflasche hergestellt: Eine Wage, die nichts kostet und mit der man die kleinsten Gewichte abwiegen kann.

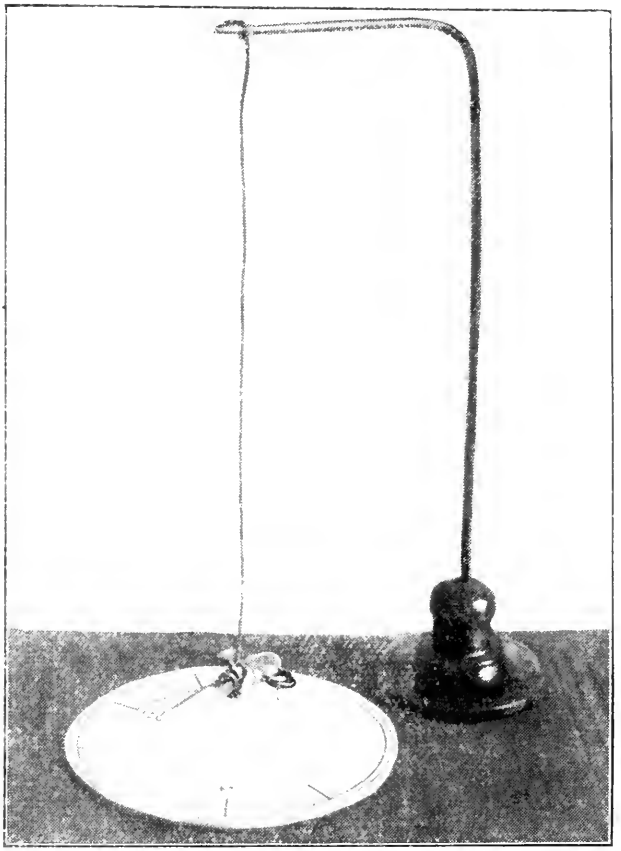
(Zu dem Artikel auf der nächsten Seite.)

Was man aus einem Stückchen Draht, einer alten Violinsaite, zwei Stricknadeln, zwei Korken und einem Nagel bauen kann

Aber nicht bloß studieren, sondern selber probieren!



Aus einem Stückchen Draht: Eine wirklich brauchbare Briefwage.



Aus einer alten Violinsaite und einem Nagel: Ein Feuchtigkeitsmesser, der das Wetter vorhersagt.

Aus einem Stückchen Draht, das von einer Reparatur an der Klingelleitung übriggeblieben ist, kann man eine Briefwage mit genauer Gewichtsangabe machen. Der Draht wird um einen Bleistift zur Spirale gedreht. Das eine Ende der Spirale wird an einem Nagel befestigt, an das andre Ende kommt ein gebogenes Stück Pappe. Hinter der Spirale wird ein Stück Papier an der Wand befestigt; die Spirale selbst bekommt einen schwarzen Punkt. Wir legen ein Einmarkstück und ein Dreimarkstück auf die Wagschale, die Wagschale senkt sich, der Punkt auf der Spirale auch; an der Stelle, wo der Punkt nun steht, kommt auf das Papier dahinter ein Strich und die Aufschrift „20 Gramm". Soviel darf ein mit 10 Pfennig freigemachter Brief in Deutschland wiegen. Ein Einmarkstück ergibt 5 Gramm, ein Zweimarkstück 10 Gramm usw. Alles wird auf dem Papier aufgezeichnet, und fertig ist die Briefwage.

Eine Wage für ganz kleine Gewichte baut man folgendermaßen: Eine Stricknadel wird seitlich durch einen Flaschenkorken gesteckt, eine andre Stricknadel senkrecht dazu. Das Ganze wird auf die Mündung einer Milchflasche gesetzt. Wenn die Mündung zu weit ist, wird ein Stück Pappe oder Kork

oben aufgelegt, mit einem Schlitz darin, in dem sich die senkrechte Stricknadel frei bewegen kann. An die Enden der wagerechten Stricknadel werden halbierte Korken gesteckt, an diesen werden mit Garn kleine Schalen aus Pappe befestigt. Durch Verschieben der Korken läßt sich das Gleichgewicht herstellen — fertig ist die Dezimalwage! — Wir haben keine feinen Gewichte? Doch: eine Pyramidontablette wiegt $^1/_{10}$ Gramm, eine Aspirintablette $^1/_2$ Gramm, ein 5-Pfennig-Stück $2^1/_2$ Gramm. Was braucht man mehr?

Während wir mit unsern Gewichten hantieren, übt nebenan die Schwester auf der Violine. Knack! platzt eine Saite. Nicht mehr zu gebrauchen? Im Gegenteil! Wir machen einen Feuchtigkeitsmesser daraus, der uns anzeigt, wieviel Feuchtigkeit in der Luft ist und ob das Wetter besser oder schlechter wird. Die Violinsaite wird aufgehängt und an ihrem unteren Ende ein Haken oder ein schwerer Nagel befestigt. 1 Zentimeter unter dem Nagel liegt ein Bieruntersatz oder ein Stück rundgeschnittener Pappe. Bei feuchtem Wetter dreht sich der Nagel nach der einen, bei trockenem Wetter nach der andern Seite. Wir tragen also auf der Pappscheibe ein: Schönes Wetter — Beständig — Bewölkt — Regen usw., und stellen unsern Feuchtigkeitsmesser an einer windstillen Stelle vor das Fenster. Nun können wir immer voraussagen, wie das Wetter wird.

Ein Loch durch die Hand

Wenn ihr erstaunte Gesichter sehen wollt, so zeigt mal euren Freunden das geheimnisvolle Loch durch die Hand. Dazu müßt ihr folgenden Vortrag halten:

„Meine verehrten Herrschaften! Hier ist das neueste Kunststück der indischen Fakire: die durchbohrte Hand, die Hand, durch die man

So hält man das Fernrohr und die Hand und wird dabei entdecken: Die Hand hat ein Loch!

hindurchgucken kann. Kein Messer ist dazu nötig, kein Tropfen Blut fließt dabei. Nur einen Bogen Papier brauche ich dazu und natürlich eine Hand. Das Papier rolle ich zusammen, daß eine Art Fernrohr entsteht. Das Fernrohr fasse ich mit der linken Hand weit hinten an und setze das andre Ende ans Auge. Das andre Auge bleibt auch geöffnet. Den Blick richte ich nach dem Himmel. Nun halte ich die rechte Hand flach vor das freie Auge und fahre am Fernrohr entlang, bis die richtige Entfernung vom Auge erreicht ist, und — siehe da! — ein großes rundes Loch klafft in der Hand, und ich kann dahinter den blauen Himmel sehen."

Onkel Otto.

Der beste Schneider

In einer Straße wohnten vier Schneider, Mack, Meck, Mock und Muck, und jeder versuchte, sich vor den andern hervorzutun. Mack brachte über seiner Ladentür ein Schild

Eines Morgens nagelte auch Muck ein Schild an seine Tür.

an, worauf zu lesen stand: Mack, der beste Schneider der Stadt. Das machte Eindruck, und alle Kunden ließen sich ihre Röcke und Hosen bei Mack anfertigen. Die andern Schneider wurden grün vor Neid. Meck erholte sich am schnellsten und brachte über seiner Tür ein Schild an: Meck, der beste Schneider des Landes. Nun liefen ihm die Kunden zu. Das ließ wieder die andern zwei nicht schlafen, und deshalb ließ sich Mock eine Weltkugel auf sein Ladenschild malen, und rund herum die Worte: Mock, der beste Schneider der Welt. Was blieb da noch übrig für den armen Muck? Aber eines Morgens nagelte auch er ein Schild an seine Tür: Muck, der beste Schneider der Straße.

Und hatte nicht allein die Lacher, sondern auch die Kunden auf seiner Seite!

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

an — an — ar — au — bel — bich — dan — den — el — el — en — er — gen — kar — le — le — men — min — mo — ne — ni — ner — nick — rin — sel — ruth — si — se — sel — sen — sy — te — ti — to — tron — vier — wurz — zu — zi — zig

sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen zu beherzigenden Spruch ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Naturerscheinung, 2. Metall, 3. Tanz, 4. Blechgefäß, 5. Bildeinfassung, 6. Vogel, 7. Zahl, 8. Schneidermaß, 9. Hausgerät, 10. Reich des Altertums, 11. Chemikalie, 12. biblische Stadt, 13. Teil der Hand, 14. Baum, 15. Pflanze, 16. Mönchsgewand, 17. italienischen Maler, 18. Verkehrsmittel.

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.

Wer rät's?

Was kalt ist, mach' ich warm,
Was warm ist, mach' ich kalt,
Und mich hat reich und arm.
Wer lang' mich hat, wird alt.

Auflösung aus Nr. 2:

1. Mimose, 2. Iltis, 3. Tümpel, 4. Drache, 5. Erna, 6. Madrid, 7. Hauer, 8. Ulrich, 9. Tochter, 10. Echo, 11. Indianer, 12. Noah, 13. Distel, 14. Egge, 15. Realschule, 16. Honig, 17. Arznei, 18. Niederlande, 19. Dollar, 20. Kragen, 21. Ohnmacht, 22. Made.

Mit dem Hute in der Hand
Kommt man durch das ganze Land.

Fridolins Lachkabinett

Lehrer: „In der letzten Geschichtsstunde haben wir einiges über die Mark Brandenburg durchgenommen. Ich schloß damit, daß der Markgraf Albrecht Achilles die Mark unter seine beiden Söhne verteilte, nicht wahr? Was also bekam jeder von ihnen?

Schüler: „Fünfzig Pfennig, Herr Lehrer."

*

Der kleine Karl stolziert in seinen ersten Hosen umher und jubelt: „Jetzt bin ich endlich ein Hosenträger."

*

„Was haben Sie denn da in Ihrer geschlossenen Hand?"

„Eine Fliege für Ihren Laubfrosch. Da heute Ihr Geburtstag ist, wollte ich doch nicht mit leeren Händen kommen."

Robert und Werner gehen im Wald spazieren. Plötzlich taucht ein Rehbock auf, und der kleine Werner fängt an zu weinen. Tröstend sagt sein großer Bruder: „Vor dem brauchst du keine Angst zu haben; den kann man ja essen!"

Ein Bauer verlangt im Geschäft einen Hut.

„Aus Filz oder aus Stroh, mein Herr?"

„Aus Stroh. Wenn er abgetragen ist, kann ihn noch die Kuh fressen."

*

„Herr Doktor, Sie möchten schnell zu Müllers kommen. Herr Müller hat so hohes Fieber."

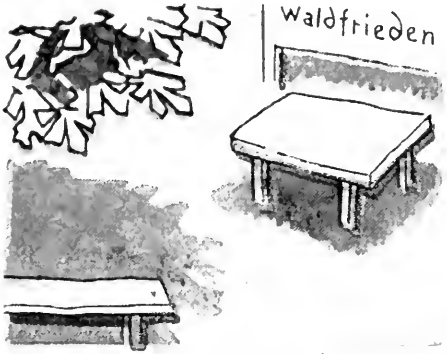
„Wie hoch ist es denn?"

„Drei Treppen."

*

Max steht vor einem Uhrenladen und bewundert eine Uhr, an der zu lesen steht: „Geht acht Tage, ohne daß man sie aufzuziehen braucht." Er geht in den Laden hinein und fragt: „Sagen Sie, wie lange geht denn dann die Uhr, wenn man sie mal aufzieht?"

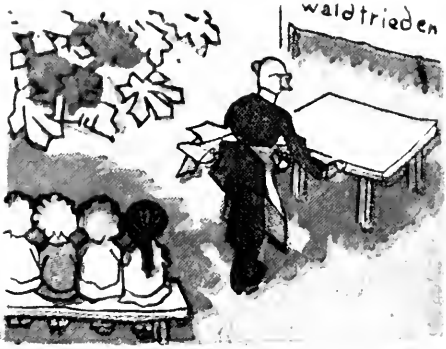
Der purzelnde „Ober“



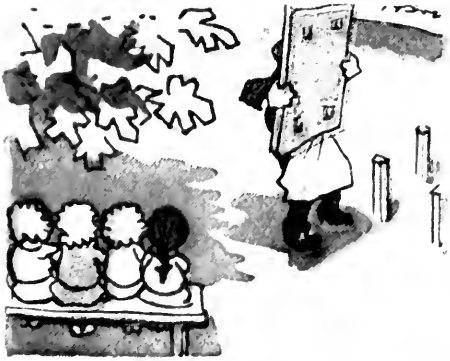
Ein Gasthof liegt im Waldesfrieden,
So einsam und so abgeschieden.
Grün strahlt der weiche Wiesengrund.
Die Blätter sind schon herbstlich bunt.

Da kommen aus dem nahen Städtchen
Vergnügt vier nette kleine Mädchen.
Man sieht sie nach dem Kellner winken:
„Wir wollen Schokolade trinken.

Doch vorher, bitte, Ober, schieben
Den Tisch Sie näher!“ „Gleich, ihr Lieben!“
So spricht voll Freundlichkeit der Ober,
Man sieht sofort: das ist kein Grober.



Und Emmi, Paula, Suse, Ruth,
Die sitzen schon. Sie sitzen gut.
Der Ober schreitet durch den Garten
Dem Tische zu. Die Kinder warten.



Es hebt der Ober, hoppla, frisch,
Den allzu fernen Brettertisch;
Das heißt: er d e n k t, daß er ihn hatte.
In Wirklichkeit ist's nur die Platte.

Was kommen mußte, kam denn auch:
Schon liegt der Ober auf dem Bauch.
Er lacht — denn nun merkt auch ein Kind,
Daß Platten keine Tische sind.

Herausgeber: Peter Pfeffer. Redaktion: W. W. Bechtle (verantwortlich) und W. K. v. Nohara (beide in Berlin). Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

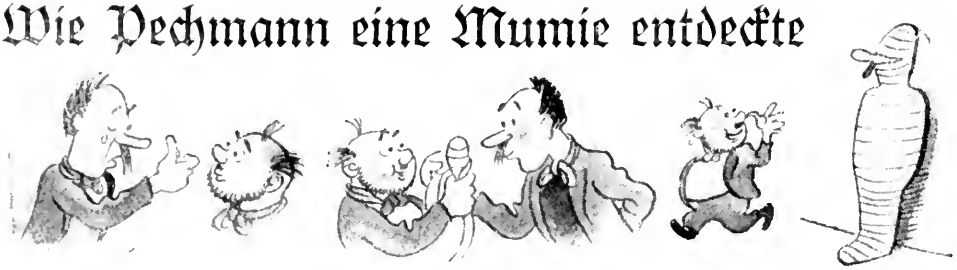
Nr. 4. 6. Jahrgang. 2. Novemberheft.
Berlin.

Preis 15 Pfennig.

Der heitere Fridolin

Er bringt die Pelze für den nächsten Winter — — Ein kanadischer Pelzjäger mit seiner Ausbeute an Pelzen bei der Rückkehr aus der nordischen Wildnis. (Zu dem Artikel auf Seite 6.)

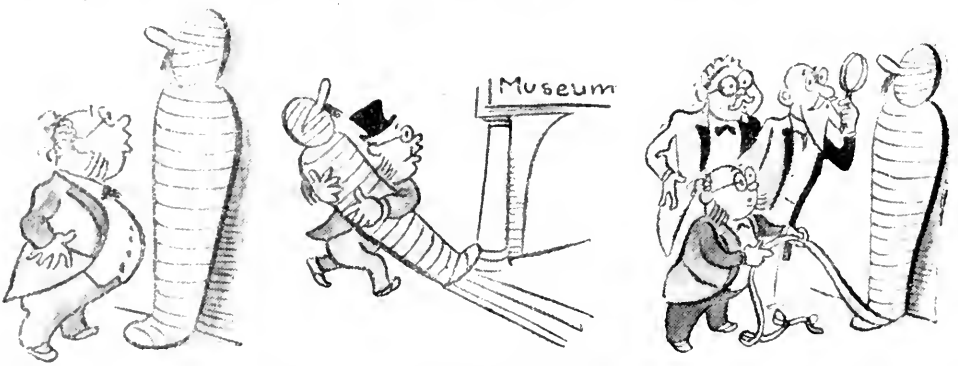
Wie Pechmann eine Mumie entdeckte



1. Laatsch: „Au weh, ich hab' mich in den Daumen geschnitten!"

2. Bommel: „Hier ist Verbandstoff; ich werde dich verbinden."

3. Bommel: „So, jetzt habe ich dich mal ordentlich eingewickelt!"



4. Pechmann: „Hm! Das scheint eine Mumie zu sein! Ich will sie gleich . . .

5. . . . in das Museum bringen. Die Kollegen von der Altertumsabteilung werden sich freuen!"

6. Die Professoren: „Hüm, eine echte ägyptische Mumie! Wir wollen sie auswickeln."

7. Mumie auswickeln? Ei, da konnte Laatsch wieder laufen, als er das hörte.

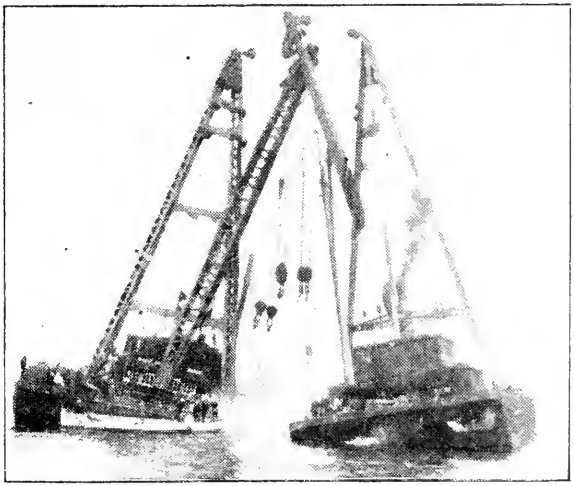
Die Hebung der S-51

Am 25. September 1925 wurde im Atlantischen Ozean das amerikanische Unterseeboot S-51 von einem Dampfer gerammt und sank.

Mit einem großen Leck in der Backbordwand lag das Unterseeboot S-51 in 33 Meter Tiefe im Meer. Seine Lage war leicht festzustellen, denn fortwährend stiegen Oelflecke und Blasen an die Oberfläche. Ein großes Unterseeboot wie die S-51 hat einen Wert von etwa 12 Millionen Mark; man machte sich daher im Juli 1926 an die Arbeit, das gesunkene Boot zu heben. Zuerst wurde der Versuch gemacht, das Boot durch zwei Riesenkräne heraufzuziehen, aber das Boot war viel zu schwer; die Kräne kippten beinahe um, ohne daß sich das Boot auch nur gerührt hätte. Nun stiegen die Taucher hinab

und stellten fest, daß das Wasser in fast alle Räume des Boots eingedrungen war; sie mußten daher zunächst alle Türen im Innern des Boots schließen und alle Löcher mit Zement abdichten. Dann wurden Saugpumpen angesetzt und die Räume leergepumpt. Die Berechnungen ergaben, daß das entleerte Boot einen Auftrieb von 527 Tonnen hatte, während sein Gewicht 1001 Tonnen betrug. Es war also, wie wenn zwei Riesenkräfte an dem Boot zogen; die eine aufwärts, die andre abwärts. Es galt nun, der schwächeren Kraft zu Hilfe zu kommen; dazu brauchte man weiteren Auftrieb

2. Der zweite Versuch, das gesunkene Boot zu heben: Man senkte Pontons in die Tiefe und verkettete sie unter dem Boot. Leergepumpt sollten sie wie Luftballons das Boot emporziehen.



1. Ein erster Versuch, der mißlang: Zwei Riesenkräne sollten das Boot vom Meeresboden emporheben.

von 474 Tonnen. Acht Tauchpontons wurden herangeführt. Diese Tauchpontons waren wie riesige Konservenbüchsen; mit Luft gefüllt hatten sie einen Auftrieb von je 80 Tonnen. Wenn man die acht Pontons einsetzte, blieb also noch ein Ueberschuß an Auftriebskraft, so daß nach menschlicher Berechnung das Boot an die Oberfläche kommen mußte. Die Pontons wurden in die Tiefe gelassen und dort von den Tauchern paarweise unter dem Boot hindurch mit dicken Ketten verbunden.

Die Hebung des gesunkenen amerikanischen Unterseeboots S-51:
3. Die Pontons genügten nicht, das gesunkene Boot vom Meeresboden zu lösen. Aber ein Sturm riß das Boot vom Grund los, und nun trugen es die Pontons empor. Das Bild zeigt den Augenblick, als der Bug des Boots zwischen den Pontons an der Oberfläche erschien.

Mit riesigen Wasserschläuchen mußten erst Löcher durch den Grund unter dem Boot für die Ketten gebohrt werden. Das Boot lag nun in einer Art Hängematte, die aus den Pontons und ihren Verbindungsketten gebildet wurde. Das Mutterschiff oben gab jetzt aus acht Schläuchen Luft in die Pontons. Ein Auftrieb von 1167 Tonnen war hergestellt, — aber das Boot rührte sich nicht. Es steckte zu tief im Meeresboden. Als das Bergungsschiff gerade vor dem Sturm flüchten und das versunkene Boot seinem Schicksal überlassen wollte, kam das Boot plötzlich hoch; der Sturm hatte es vom Meeresboden losgelöst. Durch den Ruck rissen sich zwei der Pontons los, doch die übrigen sechs hielten das Boot, und es konnte nun vom Bergungsdampfer zur Werft abgeschleppt werden.

„Paganinis Wagen“

Eine Erzählung aus dem Leben des weltberühmten Geigenkünstlers.

Eines Abends mußte Paganini, der große Geiger, bei strömendem Regen in Wien zu einem Konzert. Auf der Straße fand sich

Der Kutscher fuhr Paganini zum Konzert und verlangte dafür 5 Gulden.

nirgends ein leerer Wagen, und Paganini trabte in seinen Mantel eingewickelt unter dem Regenschirm mißvergnügt durch die Pfützen und unter sprudelnden Dachröhren hindurch, während Wagen auf Wagen mit festlich gekleideten Menschen an ihm vorüberfuhr, alle mit dem einen Ziel: zu Paganinis Konzert. Endlich an einer Straßenecke entdeckte Paganini doch noch eine leere Droschke und stieg ein.

Als er dem Kutscher das Konzerthaus nannte, meinte der: „Das kostet aber fünf Gulden!“

„Was?“ rief Paganini entrüstet, „fünf Gulden? Sie sind nicht recht gescheit, mein Lieber.“

„Doch, doch,“ meinte der Kutscher seelenruhig. „Ich habe gehört, daß der Geigenkratzer für eine Eintrittskarte fünf Gulden

verlangt. Nimmt er soviel, so nehme ich auch soviel. Was der fiedelt, das fahre ich noch lange."

„Was der fiedelt?" schrie der Meister aus der Droschke, „was denken Sie sich? Paganini spielt auf einer Saite! Können Sie vielleicht Ihre elende Droschke auf einem Rad fahren?"

Der Kutscher schwieg. Und Paganini glaubte ihn bekehrt.

Als aber die Droschke am Konzerthaus hielt und Paganini im Ernst fragte, was er schuldig sei, beharrte der Mann auf seinen fünf Gulden und bekam sie schließlich. Der Kutscher hatte im Fahren einen Entschluß gefaßt. Sobald der Wagen frei war, übergab er ihn einem andern Kutscher zur Bewachung, ging zum Schalter und verlangte eine Eintrittskarte zum Konzert.

Paganini war kaum auf der Bühne, da fiel sein Blick auf den Kutscher, der in der ersten Reihe saß und in seinem Kutscherrock mit den blanken Knöpfen daran seltsam genug aussah. Starr wie eine Säule saß der Mann da, als er seinen Fahrgast erkannte. Der Meister lächelte und begann sein Spiel.

Paganini ist sicher in seinem Leben von verständnisvolleren Zuhörern bejubelt worden; aber gewiß nicht von geräuschvolleren als dem Kutscher. Der Mann war ganz aus dem Häuschen, klatschte, tobte, trampelte und brüllte, so daß er mehr Aufsehen erregte als der Meister selber.

Als das Konzert zu Ende war und Paganini die Treppe herunterkam, stand da der Wagen mit dem Kutscher. Der Mann zog den Hut und hielt den Schlag offen.

Paganini stieg, ohne eine Silbe zu sagen, lächelnd ein. Als er bei seinem Haus angekommen war und ausstieg, reichte ihm der Kutscher die 5 Gulden, die er bei der ersten Fahrt von ihm erhalten hatte.

„Nehmen Sie," sagte er, „es war das Doppelte wert!"

Paganini lachte, nahm die fünf Gulden und steckte sie ein.

Der Kutscher hatte wohl etwas andres erwartet und sah verdutzt drein, als der Meister sein Opfer so selbstverständlich fand. Aber er faßte sich und sagte:

„Nun gut, ich habe Sie umsonst gefahren, und das gehört sich auch so. Aber es gehört sich auch wieder nicht, daß so ein reicher Mann sich umsonst von einem armen Kutscher fahren läßt. Deshalb habe ich ein Anliegen. Ich bitte Euer Gnaden um die Erlaubnis, auf meinem Wagen die Inschrift aufmalen zu dürfen: „Paganinis Wagen".

So sah der große Meister Paganini aus, der die ganze Welt mit seinem Geigenspiel bezauberte.

Paganini hatte schon die Türklinke in der Hand.

„Wenn's weiter nichts ist . . .," meinte er, winkte mit der Hand und war im Haus verschwunden.

Der Kutscher rieb sich die Hände. Er fühlte, daß er den besten Gedanken seines Lebens gehabt hatte. —

„Paganinis Wagen" war in wenigen Tagen eine Sehenswürdigkeit Wiens. Jeder kannte die Geschichte. Jeder wollte in dem berühmten Wagen gefahren werden, und da der geschäftstüchtige Kutscher diesen Vorzug nicht gerade billig vergab, war er in einem Jahr ein reicher Mann. Immer wenn Paganini in Wien spielte, fand er „seinen" Wagen vor der Tür und den Besitzer in der ersten Reihe unter den Zuhörern im Konzertsaal.

Am lebenden Tier ist der Pelz am schönsten: Zwei lebende Nerze, die ein Förster in Schlesien gefangen und gezähmt hat.

Der Stunk, der sich gegen seine Feinde durch Ausspritzen eines stinkenden Saftes verteidigt.

Der Waschbär, ein kleiner Bär, der lieber klettert als geht.

Die Bisamratte; zu einem Pelzmantel gebraucht man 80 von diesen kleinen Tieren.

„Bitte, einen feinen Winterpelz!"

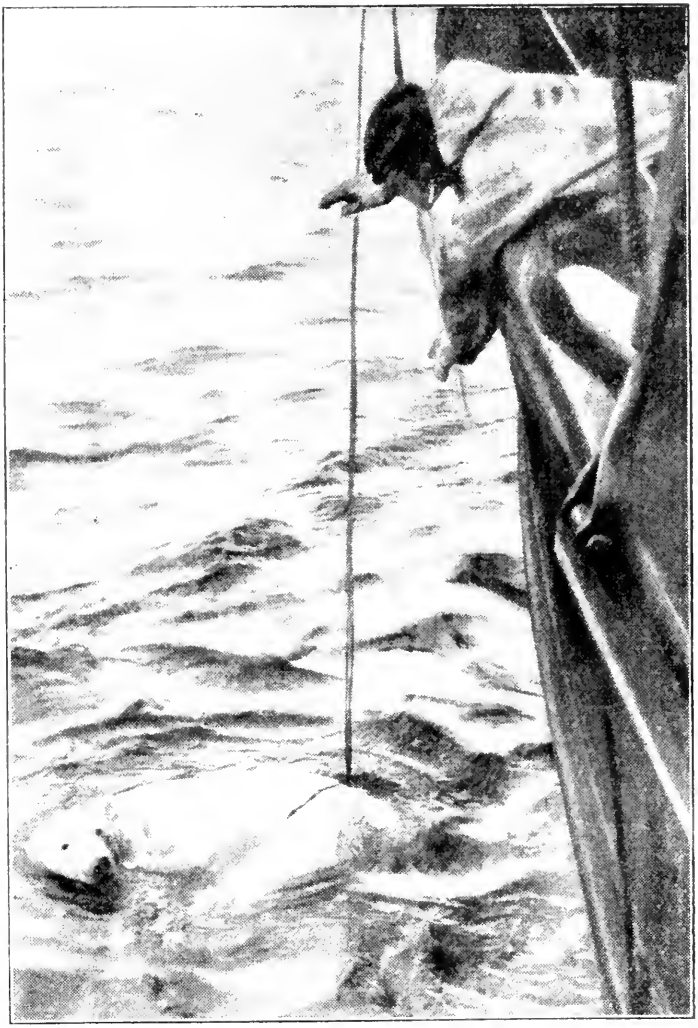
Vom Pelzjäger-Blockhaus in der Wildnis zum Pelzladen in der Stadt. (Zu diesem Artikel gehört das Bild auf der ersten Seite.)

In den alten Zeiten mußte einer, wenn er einen Pelz wollte, seinen Spieß oder den Bogen nehmen und im Urwald mit Bären und Büffeln kämpfen. Wer sich nicht getraute, der zog einer Ziege das Fell über die Ohren. Schön waren diese Pelze nicht, aber warm. Heut-

zutage sind die Menschen verwöhnt. Man geht in den Laden und kauft einen Pelz. Und es genügt nicht mehr wenn er nur warm hält; er soll vor allem schön und selten sein.

In Rußland, in Sibirien, in Skandinavien, in Grönland, in Alaska, in Kanada, in Afrika und auch in unsern deutschen Wäldern gehen die Pelzjäger auf die Jagd nach dem edlen Pelzwerk. Man hört nicht viel von ihnen; sie leben in der Einsamkeit. Die Jäger des Nordens hausen in ihrem Blockhaus, umgeben von Eis und Schnee. Im Frühjahr kehren sie mit Pelzen beladen zurück. Die Jäger der tropischen Länder dringen in die Wirrnis der Urwälder

Der Steinmarder, ein von Hühnerbesitzern gefürchteter, von Pelzjägern geschätzter Bewohner unsrer Wälder.



Wie man im Polarmeer Eisbären fängt: Genau so, wie die Cowboys in Wild-West die Pferde und Rinder fangen — mit dem Lasso!

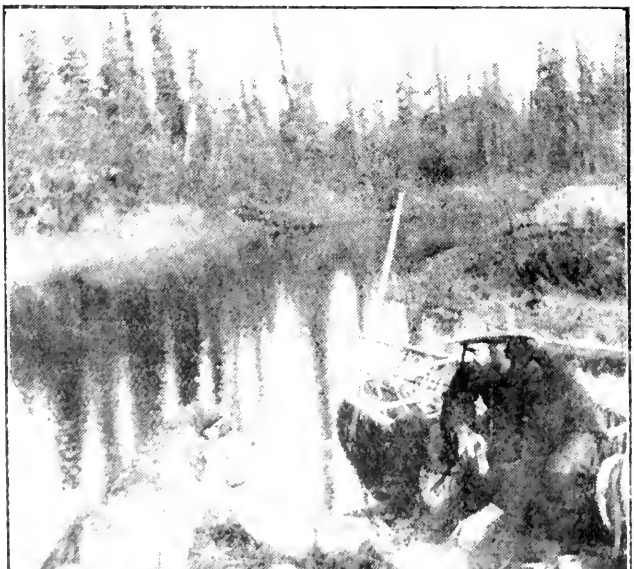
ein. Fieber und Schlangen lauern auf sie. Alles geschieht, um den Käufer im Pelzladen zufriedenzustellen.

Der denkt selten daran, daß wegen des Bisamratten-Futters in einem Pelzmantel ein amerikanischer Pelzjäger achtzigmal in einem vereisten Fluß die Falle stellen mußte, und wie oft er stundenweit auf seinen Schneereifen durch den Wald zum Teich stapfte, bis er den seltenen Biber oder den Otter fing, der den Kragen des Pelzmantels abgeben mußte. —

Wenn nun eine vornehme Dame in den Pelzladen tritt, die nicht an die unendlichen Mühen des Jägers denkt, so hören wir sie manchmal recht herzlos reden. „Ich möchte einen schönen Pelz," sagt die Dame, „zeigen Sie mal, was Sie haben." Der Verkäufer entfaltet einen schneeweißen Mantel: „Hermelin, meine Dame.

der Pelz der Könige!" „Der wird so leicht schmutzig!" „Dann vielleicht Feh?" „Was ist eigentlich Feh?" fragt die Dame. „Graues Eichhorn aus Rußland." „Ach, nur . . .!" „Dann könnte ich Maulwurf empfehlen," sagt der Verkäufer und zeigt einen Sammetfellmantel, der aus 500 Maulwurfsfellen besteht. Aber die Dame mag Maulwürfe nicht leiden. Nun zeigt der Verkäufer eine Jacke aus Waschbär. „Zu struppig!" Eine aus Seehund. „Daran sieht man kaum die Haare!" Eine aus Leopard. „Das paßt für einen Tierbändiger, aber nicht für mich!" Aus Iltis. „Iltis riecht immer," sagt die Dame und rümpft die Nase. Der Verkäufer versucht es mit einem Kragen aus schwarz gefärbtem Skunk, aber die Dame hat gelesen, daß die Skunkse Stinktiere wären. Opossum; die Dame hat gehört, das wären Beutelratten. Ratten liebt sie nicht. „Hier etwas ganz besonders Eigenartiges," schlägt der Verkäufer vor: „Guereza, ein afrikanischer Mähnenaffe, schwarz und weiß." „Was!" ruft die Dame, „ich soll einen Affen um die Schulter tragen?" Der

Eine Erdkarte, die di
tiere zeigt. Dabei ist zu b
vorkommen, wo sie auf der Karte



Unterwegs! Ein Pelzjäger und sein Freund, der Hund, bei einer Rast auf der Reise in die Wildnis, wo die Pelztiere leben.

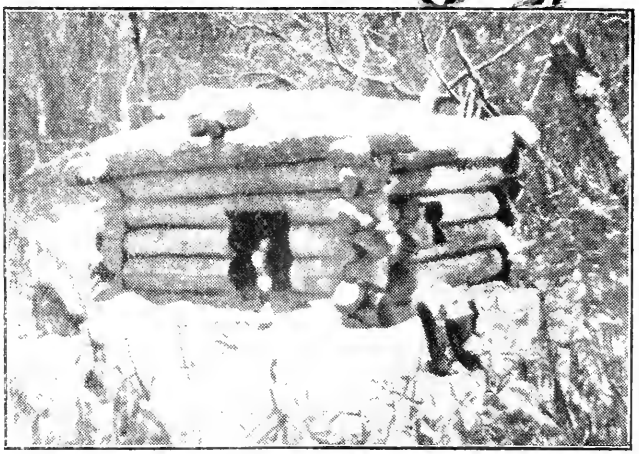
Verkäufer denkt nach: „Nehm
Polarfuchs, einen euro
Kreuzfuchs. An allen ha
schließt endlich einen besonde
silberglänzenden Pelz heraus
meine Dame. Ein echter kan
Dame, legt den Pelz um die
soll er kosten?" „1500 Mark!

Die Dame ist empört über
Haufen der übrigen und verl

…rte der wichtigsten Pelz-
einige Tiere nicht nur an der Stelle
t sind, sondern auch in andern Ländern.

…n Fuchs." Er zeigt einen weißen
…otfuchs, einen amerikanischen
…etwas auszusetzen. Der Verkäufer
…rank auf, nimmt einen schwarzen,
…in und spricht: „Ein Prachtstück,
…lberfuchs." „Hübsch!" sagt die
…nd besieht sich im Spiegel. „Was

…Preis. Sie wirft den Pelz auf den
…en. Der Verkäufer nimmt den Pelz



In einem Blockhaus, im Schnee begraben, verbringt der nordamerikanische Pelzjäger den Winter.

auf und streicht mit den Fingern darüber. Er denkt vielleicht daran, daß in der Einsamkeit im kanadischen Norden ein Trapper einen Jubelschrei ausstieß, als er diesen seltensten und schönsten aller Füchse fing, und daß noch seine Kindeskinder von dem Glückstag reden werden, an dem der Großvater den Silberfuchs fing, dessen Pelz die verwöhnte Dame in der Stadt beiseite warf, als wäre er nicht mehr als ein gewöhnliches Katzenfell.

Von seinem kleinen Töchterchen besiegt!

Was uns der deutsche Jiu-Jitsu-Meister Erich Rahn erzählte:

Vor einigen Tagen besuchte uns der deutsche Jiu-Jitsu-Meister Erich Rahn und gab uns die Photographie, die unten abgebildet ist. „Das ist natürlich ein Scherzbild," meinte Onkel Otto, „wir wollen es für die Aprilnummer im nächsten Jahr aufbewahren." „Aber nein," sagte Herr Rahn, „das Bild ist ernst gemeint. Es stellt dar, wie ich von meinem 7½ Jahre alten Töchterchen Liselotte durch einen Jiu-Jitsu-Kunstgriff zu Boden geworfen wurde. Allerdings habe ich ihr diesen Kunstgriff selber beigebracht. Er ist sehr einfach: Liselotte faßte mit beiden Händchen vorn die Aufschläge meiner Jacke und ließ sich rücklings zu Boden fallen, wobei sie mir den rechten Fuß fest in den Leib stemmte. Durch den entstehenden Ruck verlor ich das Gleichgewicht, und nun half mir die Ueberlegenheit meiner Körperkraft gar nichts, denn das Bein des Kindes wirkte als Hebel (so, wie man mit einem Druck auf eine Hebelstange den schwersten Baustein bewegen kann!) und schleuderte mich in weitem Schwung in den Sand. — Die Japaner haben diese merkwürdige Kunst des Ringkampfs erfunden. Sie besteht aus bestimmten Griffen, die man wie andre turnerische Uebungen lernen und einüben muß. Die Griffe lassen sich mit ganz geringer körperlicher Kraft ausführen; nur flink mit den Gedanken und den Gliedern muß der Jiu-Jitsu-Kämpfer sein. Ein Schwacher, der die Jiu-Jitsu-Griffe beherrscht, besiegt einen Gegner, der ihm an körperlicher Kraft weit überlegen ist."

Mit Hilfe der Jiu-Jitsu-Kunst siegt der Schwache über den Starken: Wie der deutsche Jiu-Jitsu-Meister Erich Rahn von seinem 7½ Jahre alten Töchterchen durch einen Jiu-Jitsu-Griff in den Sand geworfen wurde.

Wie der kleine Neger Tim-Tom bei den Diamantengräbern sein Glück machte

Ein pfiffiger Negerjunge erzählt seine Erlebnisse aus Südafrika, wo man vor kurzer Zeit große Diamantenfelder entdeckt hat.

Früher war ich bei der Fischerei und Wildentenjägerei. Im Frühling und Sommer fischte ich Barsche in den nahen Flüssen, im Herbst ging ich auf die Wildentenjagd, und die Beute verkaufte ich den Weißen für ihren Sonntagstisch. Warum ich die Fischerei und Jägerei aufgegeben habe? Nun, das kam von den Wasserstiefeln. Ich mußte nämlich oft weit ins seichte Wasser hinauswaten, hinter den Fischen und den Enten her, da schaffte ich mir ein Paar wasserdichte Stiefel an. Und wie das so mit wasserdichten Stiefeln ist — sie waren gar nicht wasserdicht, und wenn ich eine Stunde im Schilfdickicht gestanden hatte, war mehr Wasser in den Stiefeln als im ganzen übrigen See, und ich mußte minutenlang kopfstehen, damit das Wasser auslief. Das hält kein Mensch auf die Dauer aus, selbst wenn man Neger ist, und schließlich wurden auch die Fische und Enten in der Gegend so selten, daß ich sie bald alle einzeln beim Namen kannte.

„Prachtvolles Trinkwasser gefällig? Einen Mundvoll für 5 Schilling!"

Nun, eines Tages kam Major Stick zu mir, als ich gerade hinter meiner Hütte nach Regenwürmern suchte, und meinte: „Hüm, was macht die Fischerei?" — „Nicht viel," sage ich, „ich sehe mich gerade nach einem neuen Beruf um." — „Wo, da unten?" meint Major Stick und zeigt mit der Pfeife auf das Loch, in dem sich ein paar magere Regenwürmer krümmten. — „Es kann auch irgendwo anders sein, Herr," sage ich. — „Hüm, dann geh doch nach Elandsputte," sagt er, „da ist viel Geld zu verdienen an Diamanten." — „Diamanten sind schon recht," sage ich, „aber ich mit meinen 17 Jahren kriege doch nie nicht keinen." — „Hm," machte der Major, „aber ein kräftiger Mensch wie du kann doch, hm, am Tage, wo die Diamantenfelder freigegeben werden, für einen andern laufen und ein schönes Diamantenfeld abstecken; das bringt auch Geld ein. Mach' dich auf den Weg, ich muß auch hin als Polizeikommissar für die Gegend. Nächste Woche geht das Laufen an."

So kam ich nach Elandsputte. Ich nahm nichts mit als über die rechte Schulter einen Sack mit Essen und links die zwei Wasserstiefel. Daran hatte ich genug zu schleppen. So wanderte ich. Und am dritten Tag erreichte ich die Landstraße nach Elandsputte. Die Straße wimmelte von Menschen, die alle in e i n e r Richtung wanderten, ich brauchte gar nicht zu fragen: alle zogen nach Elandsputte. Das war ein endloser Zug; die Spitze sollte schon am Ziel angekommen sein, hörte ich, und das Ende war sicher noch an der

Küste, wo die Leute aus England und selbst aus Amerika an Land stiegen. Die ganz Vornehmen fuhren im Ford-Auto und führten Zelte, Bauholz, Wellblech, ja selbst Schafe mit, die sie unterwegs schlachten und aufessen wollten, die andern zogen langsam zu Fuß durch den Staub. Wir wanderten tagelang. Nachts taten sich einige Männer zusammen und brannten ein Lagerfeuer an, dann legten wir uns Rücken an Rücken, um uns zu wärmen, und schliefen. Kurz vor Elandsputte wurde das Wasser knapp, alle klagten über Durst, und mir hing die Zunge so weit heraus wie einem Hühnerhund an einem heißen Tag. Viele blieben am Straßenrand liegen und konnten nicht weiter; niemand kümmerte sich um sie, denn jeder hatte seine eigene Not.

Ich habe gegen Hunger und Durst ein gutes Mittel, das immer wirkt: ich schlafe. Und so dachte ich mir: Die Diamanten laufen nicht weg! Und ich ging etwas vom Weg abseits, eine grasbewachsene Mulde hinab und legte mich unter einen Strauch. Ich schlief gleich ein und muß im Schlaf den Hang hinuntergerollt sein, denn auf einmal lag ich in etwas Nassem. Ich erwachte: es war Wasser. Ein Quell entsprang da und bildete einen kleinen Teich. Ich trank, und dann wusch ich mir die Füße. Als ich weitergehen wollte, dachte ich: Es ist doch zu schade, das ganze schöne Wasser liegen zu lassen; alles trinken kann ich nicht, mitnehmen kann ich auch nichts! — Da fielen mir die Wasserstiefel ein. Wenn sie auch nicht ganz dicht waren, eine Stunde lang würden sie das Wasser schon halten. Ich füllte sie also bis an den Rand und ging zur Landstraße zurück. Aus beiden Stiefelspitzen schoß ein dünner Strahl Wasser heraus.

„Was ist das da, Kamerad?" fragte mich einer der Diamantengräber. — „Wasser," sage ich. „Wo gibt's das?" fragt er. „In meinen Stiefeln, wie du siehst," sage ich. „Was soll ein guter Trunk kosten?" fragt er. „Fünf Schilling, wenn du es zahlen kannst," sage ich. Er konnte es, und er durfte den Mund unter den Wasserstrahl halten, bis ich bis zehn gezählt hatte, dann hielt ich den Finger vor das Loch. Andre Diamantengräber kamen, legten ihr Geld hin, tranken und zogen erfrischt weiter. So mußten sie alle aus dem Stiefel eines Negerjungen trinken und mußten noch Geld dafür zahlen. — In einer dicken Staubwolke kam jemand herangeritten. Ich sah einen Polizistenstern auf einer Brust, und eine Stimme donnerte mich an: „He, was treibst du hier?" — Ich blickte auf und erkannte Major Stick. „Wie Sie sehen," sagte ich, „verkaufe ich Wasser." — „Wasser? Hm," entgegnete er, „das, hm, dürftest du gar nicht, hm, sollte eigentlich gar nicht, hm, was kostet das Glas?" fragte er schließlich. „Ein Glas gibt es nicht," sagte ich, „aber wenn Sie aus dem Stiefel trinken wollen, Major, kostet es für Sie ausnahmsweise nichts. Ich lade Sie ein." — Und auch der Major hielt den Mund unter den Strahl, und bei ihm zählte ich bis zwanzig. Dann ritt der Major weiter. — Wo das Wasser herkam, verriet ich nicht, das war mein Geschäftsgeheimnis. Wenn die Stiefel leer waren, ging ich wieder abseits und füllte sie aufs neue. Als ich die Stiefel zum zehnten Male gefüllt hatte, hatte ich einen Haufen Geld beisammen. Ich trat an den nächsten Autobesitzer heran und fragte: „Kamerad, was soll dein Wagen kosten?" — Der Kamerad antwortete nicht; er stieg schweigend vom Wagen herunter und krempelte die Aermel hoch, denn er dachte, mir hätte die Hitze geschadet, oder ich wollte ihn nur ärgern. Ich hielt ihm aber ein Paket Geldscheine unter die Nase — schöne neue Banknoten —, und als er daran roch, verdrehte er die Augen und sagte: „Der Wagen hat mich 50 englische Pfund gekostet, für 60 Pfund sollst du ihn haben, aber keinen Pfennig billiger!" — Nun, ich handelte nicht, denn bei dem Wasser hatte ich mit mir auch nicht handeln lassen, und so fuhr ich als vornehmer Diamantengräber im Auto und mit viel Geld in der Tasche nach Elandsputte. Dort traf ich wieder den Major Stick, der mir nach einigem Hin und Her sagte: „Jim-Jam Bo, du weißt, ich bin hier Polizeikommissar und kann nicht selbst nach den Diamantenfeldern laufen; lauf du für mich, und du kriegst dafür 20 Pfund." — „Und ein Drittel der Diamanten, wenn Sie welche finden," fügte ich hinzu und lehnte mich im Sitz meines Autos zurück, wie wenn ich es gar nicht nötig hätte, für den Major zu laufen. Nun, wir wurden handelseinig. Der Major ging mit mir zum Büro des Bezirksvorstehers und verschaffte mir die vier eisernen Pflöcke, mit denen ich ein Stück Land von bestimmter Größe abstecken sollte. Dann setzte ich mich in mein Auto und schlief.

Der große Tag des Wettrennens um die besten Diamantenfelder war gekommen. Die Diamantengräber standen alle mit ihren vier Pflöcken in einer einzigen langen Reihe. Be-

Im Augenblick, als das Zeichen gegeben wurde, rannten alle Diamantengräber los; alle hielten die vier Pflöcke, mit denen sich jeder das beste Stück Land zum Diamantengraben abstecken wollte.

rittene Polizisten, an ihrer Spitze der aufgeregte Major Stick, achteten darauf, daß keiner sich in der Reihe vordrängte. Die Sonne stand schon hoch, es wurde sehr heiß. Die Männer entledigten sich ihrer Oberkleider, manche hatten nur Badehosen an. Da — erschien am Himmel ein Flugzeug, es zog einen Kreis über der Menge und ließ dann eine Fahne zur Erde flattern, das Zeichen für den Beginn des Rennens. Im Augenblick, als die Fahne den Boden berührte, erscholl ein mächtiger Schrei, wie wilde Tiere sprangen die Männer hoch und liefen in die Diamantenfelder. Kilometerweit liefen sie, warfen alles ab, was sie nicht brauchten, nur die vier Pflöcke behielten sie, und als sie endlich die „blaue Erde" erreicht hatten, wo sie Diamanten vermuteten, steckten sie mit den Pflöcken ein viereckiges Stück Land ab, nicht größer als ein Haushof. Ich war als einer der ersten da und gab wohl acht, daß mein Grundstück dicht neben dem eines erfahrenen Diamantengräbers lag. Dann setzte ich mich auf die Erde mit dem großartigen Gefühl: „Du sitzt auf Diamanten, und ein Drittel davon gehört dir!" — Die andern fingen gleich an zu graben, aber ich hatte Zeit. Das Graben ging nur meinen Teilhaber, den Major, an.

Nun, der Major hat sein Wort gehalten wie ein Mann, und als ich nach vier Wochen wieder mit dem Auto in die Diamantenfelder kam, hat er mir ein kleines Säckchen voll ungeschliffener Diamanten gegeben. Die Diamantenfelder waren nicht wiederzuerkennen; es waren keine Felder mehr, es war eine Stadt aus Holz, Wellblech und Backsteinen, eine Stadt mit Autos, Garagen, Wirtshäusern und Kinos. Und alles war in vier Wochen entstanden! Und überall wurde gegraben, gewaschen und gesichtet. Die einen fanden etwas, die andern nichts, und diese waren in der Mehrheit.

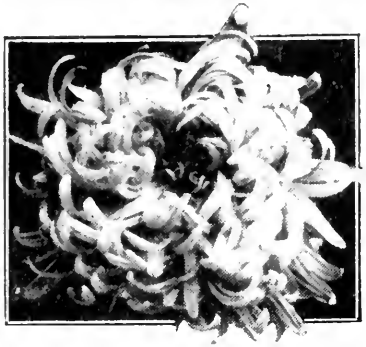
Meine Steine habe ich für gutes Geld an einen holländischen Händler verkauft, und für das Geld habe ich ein Haus in der Stadt erworben. Nun sollen mir die andern die Fische und die Wildenten für den Sonntagstisch liefern; es gibt noch welche, ich kenne sie alle bei Namen."

Freunde! Im nächsten Heft beginnt eine große spannende Geschichte:

„Robinson in der Wüste".

Sie handelt von einem kleinen verwöhnten Jungen, der mit seiner Mutter in die Wüste verschlagen wird. Dort erlebt er spannende und gefährliche Abenteuer, über die ihr staunen werdet. Aber die Geschichte ist nicht nur interessant, sie ist auch wunderschön, weil aus unserm Helden in der Not ein ganzer Kerl wird. Versäumt nicht, den Anfang der Geschichte zu lesen!

Wie die Chrysantheme zu ihren vielen Blütenblättern kam



Eine Chrysantheme, die Königin des Herbstes.

Jetzt ist die Zeit der Chrysanthemenblüte. In Japan erzählt man ein wunderschönes Märchen von dieser Blume. In einem Dorf lebte ein Mädchen namens Hanako. Eines Tages ging sie zu einem Zauberer und fragte ihn, wie lange ihr Verlobter leben würde. „So viele Jahre, wie die Chrysantheme Blütenblätter hat," sagte der Zauberer. Da wurde Hanako sehr traurig, denn die Chrysantheme hatte damals nur ein Blütenblatt. Aber Hanako war klug. Sie nahm eine Schere und schnitt das eine Blatt in viele kleine Blättchen. Nun konnte ihr Verlobter noch hundert Jahre leben. Seit dieser Zeit, erzählen die Japaner, haben die Chrysanthemen so viele Blütenblätter.

Die deutsche Sprache hat ihre Launen

Die deutsche Sprache hat mitunter seltsame Launen. So gibt es ein Wort, das einen Mann bezeichnet und doch den Artikel „die" hat. Das rätselhafte Wort heißt „die Schildwache". Gegen alle grammatikalischen Regeln verstößt auch das Wort „Bedienter", das für Diener gebraucht wird. Ein Bedienter ist doch aber ein Mann, der bedient wird, also eigentlich der Herr. Eine wunderliche Bildung ist auch der zweite Fall „des Nachts" von „die Nacht". Wie „eines Tages" kann man auch „eines Nachts" sagen. Fügt man aber ein Beiwort, z. B. „schön" hinzu, so kann wohl etwas „eines schönen Tages", aber niemals „eines schönen Nachts" vorgekommen sein. Eine Reihe von Wörtern gibt es, die nur in der Verneinung gebraucht werden; so kann einer wohl „unwirsch" sein, aber niemals „wirsch", es kann einem ein „Ungemach" zustoßen, aber niemals ein „Gemach".

Eine andre Seltsamkeit sind die sogenannten Sprachzwillinge, Wörter, die immer nur mit einem andern zusammen gebraucht werden. Es gibt Sprachzwillinge, von denen das eine Wort auch selbständig vorkommt, z. B.: „Mit Fug und Recht". Von „Recht" allein kann man wohl sprechen, von „Fug" allein zu reden, wäre Unfug. Aehnlich ist es mit „klipp und klar". Daß man „klipp" allein nicht mehr gebraucht, ist jedem klar. Die Zwillinge der zweiten Gruppe halten fest und treu zusammen und wagen sich gar nicht allein in die Welt. So beispielsweise „Saus und Braus", „gang und gäbe" usw.

Dann kennt die deutsche Sprache Wörter, die sich bloß in einer bestimmten Wendung erhalten haben, z. B. sich „anheischig machen", „kein Hehl daraus machen", während man „ein Hehl" daraus nicht machen kann. Drei Zusammensetzungen, aber nicht mehr, läßt das Wörtchen „anheim" zu. Etwas kann anheimfallen". Man kann etwas „anheimgeben" oder „anheimstellen". Damit aber Schluß.

Ein neuer Streich von Onkel Toldis Lieblingsneffen

Mutter: „Gusti, stehst du auch richtig unter der kalten Dusche?"

Gusti: „Jawohl, Mutter, und wie!"

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

chri — dam — de — di — di — dig — e — ei — ei — en — en — er — er — ge — hand — hard — in — in — ker — lhas — li — li — men — mer — ne — ne — neis — ni — pe — pe — rau — rie — rie — sa — sa — schuh — se — se — sel — sen — stel — sti — te — te — tech — ter — trep — ve — win — wür — zel

sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Vers ergeben. (ch gilt als ein Buchstabe.) Die Wörter bedeuten:

1. Jahreszeit, 2. Wirtschaftsgerät, 3. Insektenlarve, 4. Pflanze, 5. Metall, 6. deutschen Fluß, 7. italienischen Dichter, 8. Land in Asien, 9. weiblichen Vornamen, 10. Handwerker, 11. Wasservogel, 12. Lederstreifen, 13. Teil des Baums, 14. geographische Bezeichnung, 15. Blume, 16. Hauptstadt von Tibet, 17. Stadt in Italien, 18. Element, 19. Märchengestalt, 20. überlieferte Volksdichtung, 21. Teil des Hauses, 22. männlichen Vornamen, 23. Kleidungsstück.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 3.

Silbenrätsel.

1. Donner, 2. Eisen, 3. Reigen, 4. Büchse, 5. Rahmen, 6. Amsel, 7. Vierzig, 8. Elle, 9. Möbel, 10. Assyrien, 11. Natron, 12. Nazareth, 13. Daumen, 14. Erle, 15. Nießwurz, 16. Kutte, 17. Tizian, 18. Auto.

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.

Wer rät's?: Atem.

Fridolins Lachkabinett

Zwei Jungen kommen barfuß zum Zahnarzt.

„So kommt man nicht zum Zahnarzt!" ruft der Diener ihnen zu. „Geht erst nach Hause und zieht euch hübsch die Stiefel an."

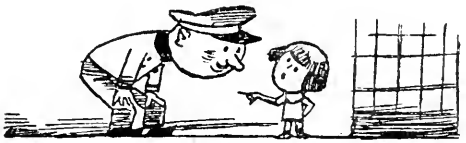
Die Jungen verschwinden.

Nach einer halben Stunde erscheinen sie wieder; der eine hat wirklich Stiefel an, der andre geht nach wie vor barfuß.

„Habe ich euch nicht gesagt, ihr sollt euch Stiefel anziehen?" schreit der Diener.

„Warum denn?" meint der Barfüßige ruhig. „Ich will mir ja gar keinen Zahn ziehen lassen, bloß der andre."

*



Die kleine Ida hat im Zoologischen Garten ihren Vater im Gedränge verloren und fragt einen Wärter: „Haben Sie nicht einen Herrn ohne ein kleines Mädchen gesehen?"

„Mutter, die Feuerwehr muß aber furchtbar ängstlich sein."

„Wieso denn, mein Kind?"

„Hier in der Zeitung steht, bei dem großen Brand wäre sie mit allen Löschzügen ausgerückt."

Lehrer: „Welcher Sinn ist der feinste?"

Karl: „Das Gefühl."

Lehrer: „Woraus schließt du das?"

Karl: „Wenn man sich auf eine Nadel setzt, so kann man das nicht sehen, nicht riechen, nicht hören und nicht schmecken, aber fühlen."

*

Otto hat von seinem Onkel eine Katze bekommen. Nach ein paar Tagen erkundigt sich der Onkel bei Otto, was seine Eltern dazu gesagt haben, darauf antwortet Otto strahlend: „Weißt du, Onkel, Vater hat sich über die Katze furchtbar gefreut. Er sagte: „Die hat uns gerade noch gefehlt!"

*

Wer hat's bequemer auf der Welt, der Tee oder der Kaffee?

Der Kaffee. Ihn läßt man sich setzen, den Tee aber ziehen.

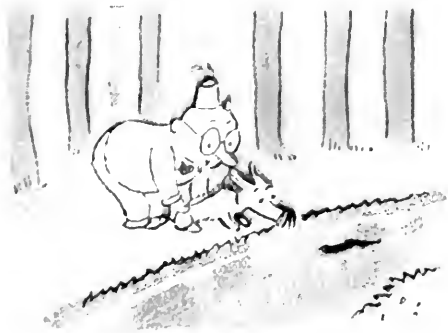
Schlupp soll apportieren lernen

Der Onkel geht mit Schlupp, dem Hund,
Mal wieder durch den Waldesgrund.
Doch geh'n sie heut nicht bloß spazieren:
Heut will der Onkel Schlupp dressieren.

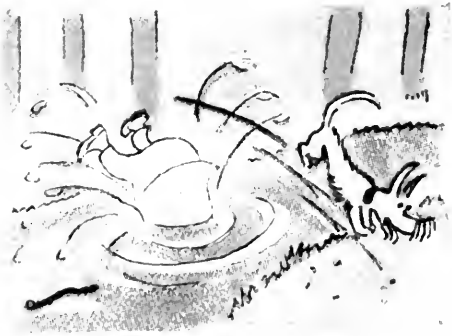
Der Toldi spricht zu Schlupp: „Sei ernst,
Damit du apportieren lernst.
Sieh hier den Zweig, den ich dir zeige.
Ihm nach, mein Hund! Und sei nicht feige!"

Schlupp ist durchaus bereit zu lernen.
Schon sieht den Zweig er sich entfernen;
Der Onkel ruft: „Nun, Schlupp, Apport!"
Schlupp bellt und läuft — der Zweig fliegt fort.

Er fliegt — und fliegt zunächst ins Wasser
Schlupp stutzt: davon wird man bloß nasser
Der Onkel mahnt mit sanftem Wort:
„Na, los, mein guter Schlupp. Apport!"



Da es dem Hund an Mut gebrach,
Hilft Onkel Toldi etwas nach;
(Gelernt sein will ein jeder Sport!)
Er faßt ihn hinten: „Los, Apport!"

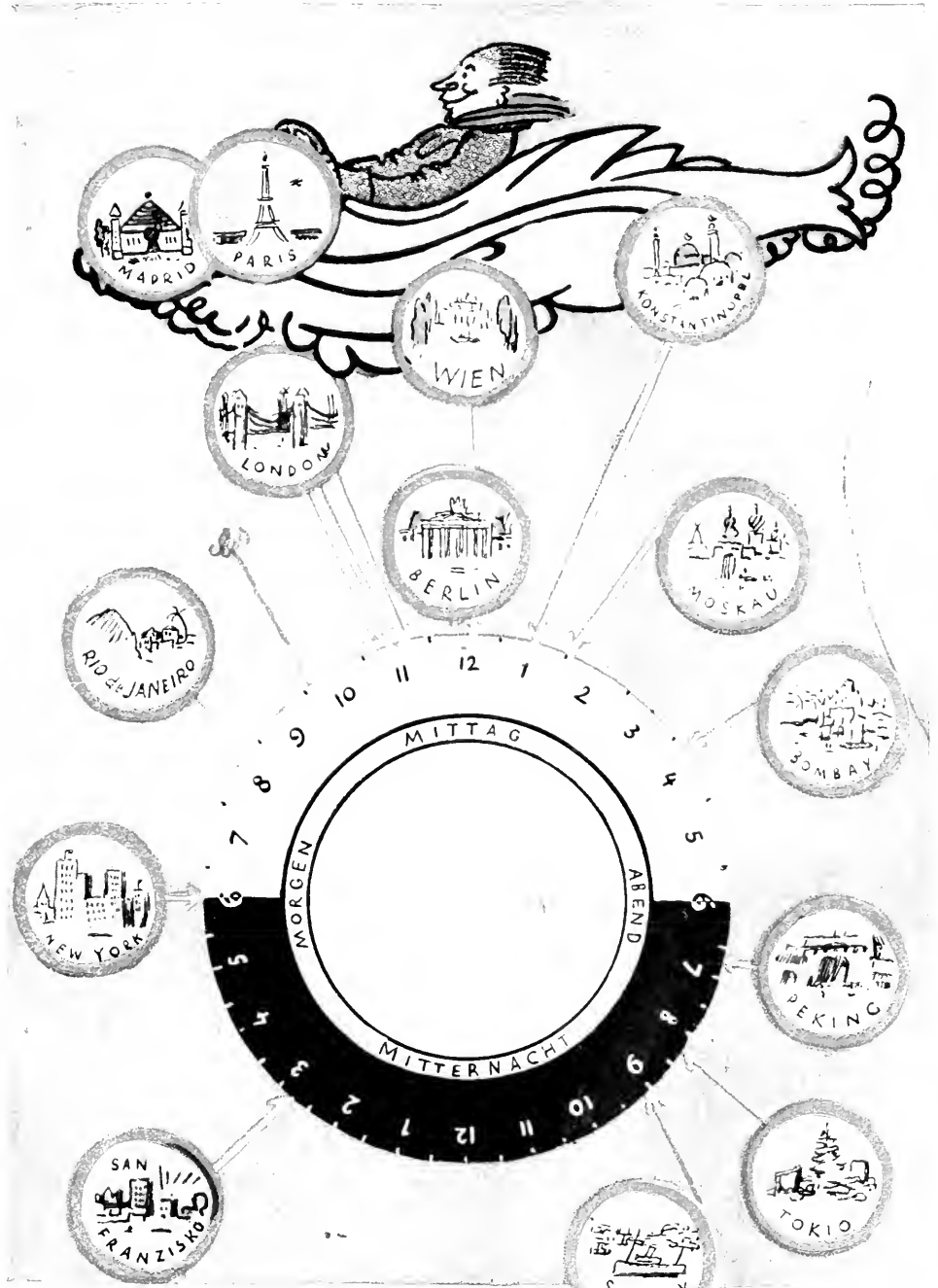


Es folgt ein schöner Weitsprung Schlupps:
Da kriegt der Onkel einen Schubs
Und fällt ins Wasser, naß und kalt.
Der Schlupp springt fröhlich durch den Wald.

Herausgeber: Peter Pfeffer. Redaktion: W. W. Beckle (verantwortlich) und W. K. v. Nohara (beide in Berlin). Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW. 68. Verantwortlich in Oesterreich für Redaktion: Norbert Brenner, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 5. 6. Jahrgang. 3. Novemberheft.
Berlin.

Preis 15 Pfennig.

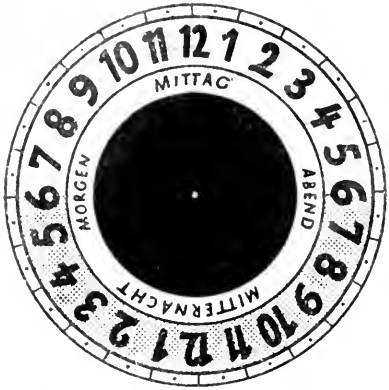


Wieviel Uhr ist's jetzt in Peking — in New York — in Konstantinopel? Jeder kann sich nach meinen Angaben aus diesem Titelbild eine „richtig gehende" Weltzeit-Uhr machen und zu jeder beliebigen Stunde darauf ablesen, wieviel Uhr es dann in den aufgezeichneten großen Städten aller Weltteile ist. (Lest dazu den Artikel auf Seite 2.)

WIEVIEL UHR IST ES IN DER WELT?

Jeder kann sich aus dem Titelblatt auf diesem Heft eine „richtig gehende" Allerwelts-Uhr machen

Die Erde dreht sich wie ein Kreisel im Licht der Sonne um sich selbst. Zu einer Umdrehung braucht sie 24 Stunden. Wie jeder Gegenstand, der vom Sonnenlicht beschienen wird, hat auch die Erde auf der einen Seite Licht, auf der andern Schatten. Wo Schatten ist, ist es Nacht, wo Licht ist, Tag. Wenn in Berlin die Sonne am höchsten steht, ist es 12 Uhr mittags; über Konstantinopel hat sich aber die Sonne um die gleiche Zeit schon etwas nach Westen geneigt; deshalb ist es dort bereits 1 Uhr nachmittags. In Moskau, das noch weiter östlich liegt, ist es dann schon nach ½2, in Tokio kurz vor ½9 Uhr abends. Alle Städte, die östlich von uns liegen, kommen also bei der Umdrehung vor uns auf die Sonnenseite, alle, die westlich von uns liegen, nach uns.



So muß der Kreis aussehen, der aus Papier ausgeschnitten wird und 7 cm Durchmesser haben muß.

Auf der Weltzeituhr auf dem Titelblatt können wir immer erfahren, wieviel Uhr es in der ganzen Welt ist. Wir müssen uns nur eine kreisrunde Papierscheibe von 7 cm Durchmesser ausschneiden und den Umfang der Scheibe in 24 gleiche Teile einteilen. Dann werden, wie auf dem Bild, zweimal die Zahlen 1 bis 12 eingezeichnet. Die eine Hälfte der Zahlen (von 6 bis 6) wird grau übermalt; es sind die Stunden der Nacht. Nun wird die Scheibe mit einer Stecknadel durch ihren Mittelpunkt auf der Scheibe auf dem Titelblatt befestigt, und wenn wir nun die Scheibe durch Drehen einstellen, so können wir überall ablesen, wieviel Uhr es in der Welt ist. Wenn wir z. B. um 5 Uhr nachmittags nachsehen wollen, wieviel Uhr es in New York ist, so drehen wir die Scheibe, bis die 5 unter Berlin steht, und erfahren, daß es in New York jetzt 11 Uhr mittags ist.

Charlie, über den alle Leute lachen

Wie es dem berühmten Filmschauspieler Charlie Chaplin in seiner Jugend erging.

Als einmal ein Amerikaner einen Hottentotten fragte, wer Präsident Wilson sei, schüttelte der Schwarze den Kopf: „Weiß ich nicht." Als man ihn aber fragte, wer Charlie Chaplin sei, da grinste er von einem Ohr zum andern. — So bekannt ist Charlie! Seine Filme laufen in der ganzen Welt, und alle, die sie sehen, müssen lachen, daß ihnen die hellen Tränen über die Backen laufen. Aber so lustig seine Filme auch sind, Charlie selbst ist ein ernster, nachdenklicher Mensch, und seine Jugend ist sehr schwer und traurig gewesen.

Seine Mutter war Sängerin und trat in ganz kleinen Theatern in England auf. Sie verdiente nicht viel, und Charlie mußte ihr deshalb immer helfen. Als er zehn Jahre alt war, hatte er noch keine Schule besucht, war aber schon auf der Bühne aufgetreten. In einem kleinen Stück spielte er die Rolle eines Straßenjungen, wie sie nach ihm der kleine Jackie Coogan gespielt hat; am Ende der

Charlie Chaplin, der Filmschauspieler, den alle lieben, alle kennen, der alle lachen macht, die seine lustigen Filme sehen; im Leben ist er ein ernster und arbeitsamer Mensch.
So sieht er in seinen Rollen aus . . . . . und so im Leben!

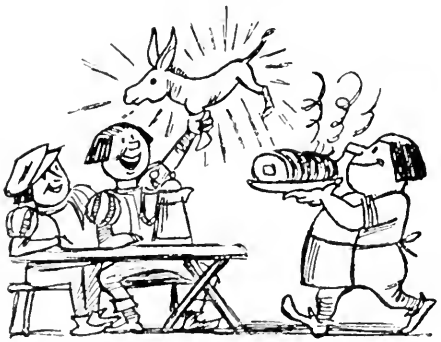
Woche strich er seinen kleinen Lohn dafür ein und übergab ihn seiner Mutter. Eines Tages aber war seine Mutter verschwunden; Charlie sah sie nie wieder, und nun mußte er sich allein durchs Leben schlagen. Er wollte immer ein richtiger Schauspieler werden und schließlich fuhr er als Spaßmacher mit einer kleinen Schauspielertruppe nach Amerika hinüber. Dort mußte er in den Pausen zwischen den Vorstellungen die Zuschauer mit seinen Späßen unterhalten. Es kam nun aber so, daß die Zuschauer mehr Vergnügen an ihm als an der übrigen Vorstellung hatten, und eines Tages, als Charlie einen Betrunkenen darstellte, mit kleinem schwarzem Hütchen, mit Hosen, die ihm zu lang

waren, und mit einem Paar riesiger Stiefel — da war Charlie Chaplin ein gemachter Mann. Er ging zum Film über, bekam zwar zuerst nur wenig Gehalt, verdiente aber später die größten Summen, die je ein Mensch aus eigener Tüchtigkeit verdient hat. Der Erfolg ist ihm aber nicht zu Kopf gestiegen; er arbeitet unermüdlich an seinen Filmen, und jedesmal, wenn ein neuer angekündigt wird, wartet die ganze Welt darauf, denn alle, Chinese und Eskimo, Neger und Europäer wissen: Charlie wird uns wieder lachen machen, und was gibt es Schöneres im Leben als das Lachen!

Wie einige deutsche Städte Spitznamen bekamen

Ebenso wie wir oft wegen einer Geschichte, bei der wir uns blamiert haben, Spitznamen bekommen, haben auch viele Städte Spitznamen erhalten.

Die Breslauer haben den schönen Namen „Eselsfresser", weil sie einst dem Kaiser eine Weihnachtskrippe aus Silber überbrachten. Da sie einige Tage warten mußten, bis sie vorgelassen wurden, verkauften sie einen silbernen Esel aus dem Stall von Bethlehem



Die Breslauer sind die „Eselsfresser" . . .

und lebten von dem Erlös. Daß die Salzburger „Stierwäscher", die Wiener aber „Flaschelträger" heißen, hat folgenden Grund: Die Salzburger versuchten einen

. . . und die Salzburger heißen die „Stierwäscher".

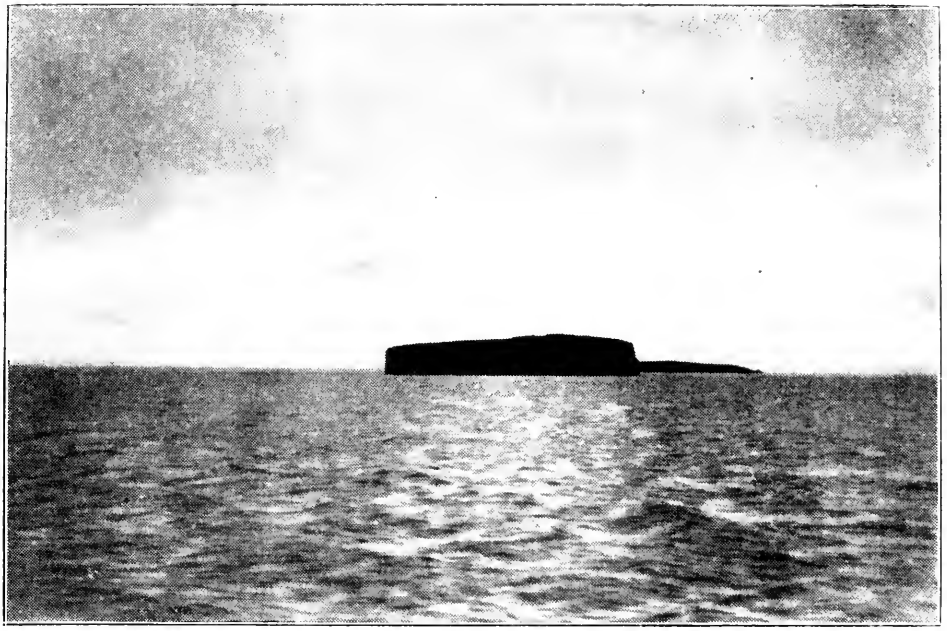
pechschwarzen Stier in der Salzach mit etlichen Zentnern Seife weiß zu waschen, aber vergeblich! Die Salzach nahm von dem vielen Seifenschaum eine milchweiße Farbe an und färbte auch die Donau, in die sie einmündet. Da glaubten die Wiener, das Wasser

Die Wiener wollten Milch aus der Donau schöpfen und wurden „Flaschelträger" getauft.

der Donau habe sich in Milch verwandelt. Sie liefen mit Flaschen herbei und schöpften und tranken.

Die Bewohner von Annweiler führen den Spitznamen „Sammetärmel".

Hübsch ist die Ursache, aus der die Annweiler (Pfalz) die „Sammetärmel" heißen. Das Städtlein hatte einst so wenig Geld, daß es seinen Ratsherren nur einen Sammetmantel anschaffen konnte. Nun wurde der Staatsrock abwechselnd angezogen. Wer ihn trug, mußte sich ans Fenster setzen. Als der Mantel ganz zerrissen war, hängten die Ratsherren reihum die mit Sammet bekleideten Arme aus dem Fenster, und alle Welt glaubte, die alte Herrlichkeit bestünde noch.



Auf dem Seeweg von Europa nach der Insel Island im hohen Norden liegen die Mondflußinseln, die aus erkalteter eisenhaltiger Lava, dem Ausfluß aus den großen feuerspeienden Bergen der Urzeit, bestehen. Die Eisenmasse im Leib der Inseln lenkt die Magnetnadeln der Schiffskompasse ab.

Wo der Magnetberg aus den Märchen von 1001 Nacht in Wirklichkeit liegt

Ein Besuch auf den geheimnisvollen Mondflußinseln bei Island.

Ein Kompaß ist eine schöne Sache. Wer lange Reisen durch einsame Länder macht, trägt ihn wie eine Uhr in der Westentasche; auf den Schiffen steht er an Deck. Man nimmt an, daß die Magnetnadel genau nach Norden zeigt. Aber das trifft nicht immer zu. Ich will hier von einem Land erzählen, an dessen Küste der beste Kompaß die Wegrichtung verliert und nicht mehr weiß, wo Norden und Süden sind. Ich fuhr auf einem Dampfer nach Island. Diese große Insel liegt im höchsten Norden Europas. Wir hatten Kurs Südwest genommen. Plötzlich tauchten vor uns zwei kleine schwarze Inseln auf, und kaum hatten wir sie erblickt, da behauptete unser Schiffskompaß, daß wir gar nicht mehr nach Südwesten, sondern ganz falsch nach Norden steuerten. Natürlich waren wir alle sehr verblüfft. Nur der Kapitän lachte und sagte: „Wartet nur ab!" — Richtig, kaum waren die beiden schwarzen Inseln aus unsern Augen verschwunden, da zeigte auch schon unsre Kompaßnadel wieder nach Südwest. Sie hatte sich nämlich geirrt. Sie selbst hatte aber an ihrem Irrtum keine Schuld, sondern die beiden Inseln, an denen wir vorbeigesegelt waren. Sie heißen die „Mondflußinseln" und führen diesen geheimnisvollen Namen, weil sie aus erkalteter eisenhaltiger Lava entstanden sind, dem Ausfluß mächtiger Vulkane, die es auch auf dem Mond gibt. Und dieses Eisen in dem Leib der Insel zieht jede Magnetnadel an. Man kann sich nun vorstellen, was einem unerfahrenen Kapitän hier alles widerfahren kann. Einmal wollte ein Schiff von Norwegen nach Island. Nach vielen Tagen kam es gegen seinen Willen wieder zu Hause an. Es hatte Island nicht finden können. Die magnetischen Inseln hatten Kapitän und Kompaß immer im Kreis um ihre steinigen Ufer herumgeführt.

Kurt Lubinski.

Der „Krieg" zwischen schlecht erzogenen Hunden und Katzen ist in Wirklichkeit nicht so ernst gemeint.

Aus Feinden werden Freunde

Wenn es nur nach ihren Herzen ginge, wären alle Tiere gute Freunde.

„Sie stehen zueinander wie Hund und Katz'" — sagt man von zwei Menschen, die sich feindlich gesinnt sind. Aber zwischen Hunden und Katzen besteht gar keine so grimmige Feindschaft, wie man im allgemeinen glaubt. Sie jagen sich manchmal, aber wenn man genau zusieht, merkt man, daß es sich dabei eher um einen Sport als um einen Zweikampf handelt. Der Hund — meist ist es ein junger Strolch — rast hinter der Katze her und kläfft sich heiser vor Begeisterung unter dem Fenstersims, auf den sich die Mieze geflüchtet hat. Sie macht den Buckel krumm und gibt dem Kläffer eine Ohrfeige, aber mit „Sammetpfötchen"; die Krallen bleiben eingezogen. Bei dem ganzen „Kampf" kommt nichts Schlimmes heraus. Wären Hunde und Katzen aber ernstliche Feinde, so würden sie sich übel zurichten. Niemals verfolgt ein großer, durch Rasse und Erziehung vornehmer Hund eine Katze, dagegen kann man oft beobachten, daß er sich einer Katze gegenüber als Freund und Beschützer zeigt. Wie oft spielen die jungen piepsenden Kätzchen zwischen den Pfoten des Gutmütigen und probieren ihre kleinen Zähne an seinen

Ein großer, durch Erziehung und Rasse vornehmer Hund „jagt" niemals Katzen. Oft aber ist er ihr Freund und Beschützer.

Aus Feinden werden Freunde: In der Natur verfolgt der Hund den Marder. Läßt man sie aber von klein auf nebeneinander heranwachsen, so fressen sie freundschaftlich aus derselben Schüssel.

Ohren und die Krallen auf seinem geduldigen Rücken!

Besteht überhaupt Feindschaft zwischen Tieren? Manchmal durch Eifersucht: z. B. wenn Mieze gestreichelt werden möchte und der Herr unterhält sich nur mit dem Papagei. Oder, durch Neid: wenn der Pudel Karo entdeckt, daß der Kater Peter sich den Kotelettenknochen angeeignet hat, den er unter dem Sofa aufbewahrt hatte. Dann gibt es mitunter einen feindschaftlichen Ausbruch, aber er ist rasch verraucht, und alles ist wieder gut.

Aber in der Natur ist es so eingerichtet, daß die einen Jäger sind und die andern die Gejagten. Der Hund jagt den Fuchs, der Fuchs den Hasen. Sind sie darum wirkliche Feinde? Sie sind es in dem Sinn, wie man die Soldaten zweier kriegführender Staaten „Feinde" nennen kann. Das Schicksal bestimmt es, daß sie sich jagen, fürchten, bekämpfen und vor einander fliehen müssen, aber nicht ihr Herz. Erzieht man diese Tiere von klein auf in friedlicher Lebensgemeinschaft, so macht man die Erfahrung, daß aus den Feinden in der Freiheit Freunde hinter der Mauer des Tiergartens werden, die die Not des Lebens von ihnen abhält. Der Marder frißt da mit dem Dackel aus derselben Schüssel, und der Dachs hat sich an eine Hofgesellschaft von Hunden und Katzen gewöhnt. Den Fuchs kann man neben dem Jagdhund an der Leine gehen lassen, sogar der Löwe lebt in Freundschaft mit einem Hund, der ihm als Spielgefährte in den Käfig gegeben wurde, als er noch klein war. Man muß an das Paradies denken, in dem alle Tiere in Frieden und Freundschaft lebten.

Der interessante Kamerad: Ein Dachs, der von Jugend auf zwischen Hunden und Katzen lebte und gute Freundschaft mit allen hält.

Was me… Weih…

C…

Freunde, jetzt fang… und man muß … Wer klug ist, hält's… wunderschöne Weihn… kosten. Als Erstes … 1927 wünschen. Er … und enthält sogar ein… dem ihr sicherlich in … besonderer Leuchtkra… Bilder ausmalen kön… als die Kalenderbild… Rembrandt ins Ha… sonst noch Schönes … beiden Seiten bedr… mein Kalender und … essantes: Geschichten…

von Sport und Technik, Wissenschaft und Kunst. Wer ihn aufmerksam liest, wird so klug wie der weise Ben Akiba.

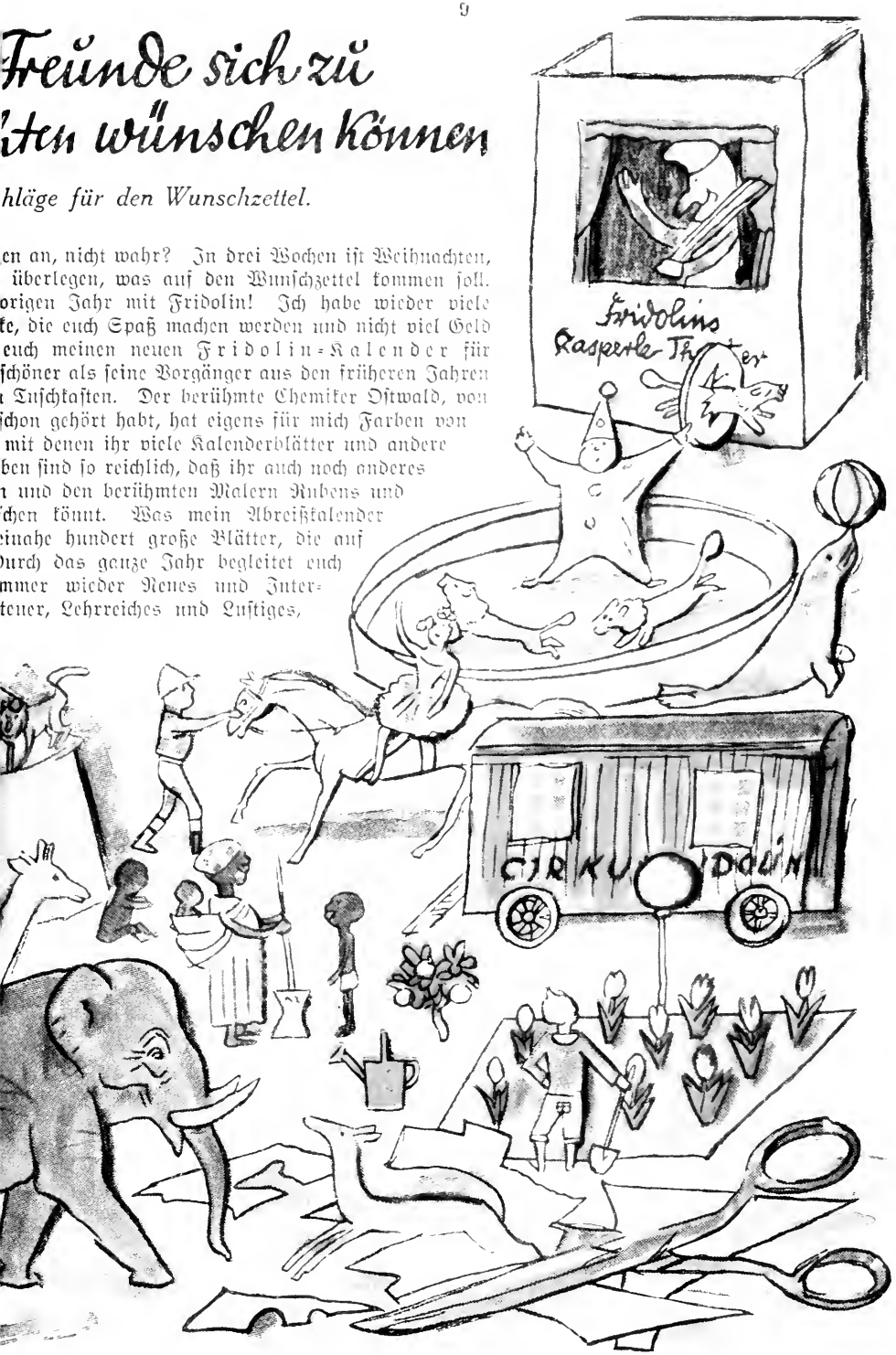
*

Für die Kleineren ist mein Fridolin-Spielzeug zum Ausschneiden und Aufstellen bestimmt. Das Spielzeug braucht nur mit der Schere ausgeschnitten zu werden, und schon hat man alles mögliche zum Aufstellen und Spielen. Vielleicht kennt ihr schon dies oder jenes, aber sicherlich habt

Freunde sich zu
ten wünschen können

hläge für den Wunschzettel.

en an, nicht wahr? In drei Wochen ist Weihnachten, überlegen, was auf den Wunschzettel kommen soll. origen Jahr mit Fridolin! Ich habe wieder viele ke, die euch Spaß machen werden und nicht viel Geld euch meinen neuen Fridolin-Kalender für schöner als seine Vorgänger aus den früheren Jahren Tuschkasten. Der berühmte Chemiker Ostwald, von schon gehört habt, hat eigens für mich Farben von mit denen ihr viele Kalenderblätter und andere ben sind so reichlich, daß ihr auch noch anderes und den berühmten Malern Rubens und chen könnt. Was mein Abreißkalender einahe hundert große Blätter, die auf Durch das ganze Jahr begleitet euch mmer wieder Neues und Inter- teuer, Lehrreiches und Lustiges,



ihr noch nicht alles. Also will ich lieber alle Namen noch einmal nennen: Da ist Fridolins Zoo mit seinen Löwen, Tigern, Affen, Eisbären und Krokodilen und das Kasperle-Theater, in dem ihr selber Direktor seid. Der Dichter Sling hat euch dazu ein lustiges Kasperlestück geschrieben, und ihr habt Gelegenheit, bei der Aufführung zu zeigen, wie schön ihr eure Stimmen verstellen könnt. Die reizende Puppe Lilli, die einen ganzen Schrank voll Kleider zum Ausschneiden und Aus- und Anziehen mitbringt, muß jedes Mädel haben. Auch Fridolins Gärtnerei mit den Blumen- und Gemüsebeeten ist wunderschön. Da gibt es gelbe und rote Tulpen, Gurken und Mohrrüben, sogar frische Radieschen. Frösche quaken munter in meiner Gärtnerei, und auch die Schmetterlinge sind ganz zahm und lassen sich auf die Blütenblätter setzen. Die Schattenspiele zu dem feinen Märchenstück „Hänsel und Gretel" sind für Jungen und Mädel; vergeßt sie nicht auf dem Wunschzettel! Bei ihnen geht es besonders aufregend zu: Während der Vorstellung muß das ganze Zimmer dunkel sein, nur hinter dem Theater brennt Licht. Hinter dem Vorhang aus Pergamentpapier werden die ausgeschnittenen Figuren hin und her bewegt und erscheinen als Schattenbilder auf dem Vorhang. Sehr lustig ist Fridolins Wanderzirkus mit dem dummen August, den vielen dressierten Tieren, der Kunstreiterin und dem Stallmeister. Aber meine Schießbude ist auch nicht zu verachten. Sie hat viele bunte Figuren, die alle sehr lustig aussehen. Einige wackeln mit den Köpfen, wenn man auf sie schießt, und andre verschwinden ganz und schicken ihre Stellvertreter. Geschossen wird mit Erbsen und einem Pusterohr. Ihr werdet staunen! Wer will Eisenbahndirektor werden? Der soll sich Fridolins Eisenbahn wünschen. Sie hat einen richtigen Schalter für die Fahrkarten und selbstverständlich alles, was zu einer richtigen Eisenbahn gehört, auch einen dicken Stationsvorsteher mit roter Mütze. Wer Fuhrhalter sein will, sollte sich Fridolins Pferdestall und Wagen mit den beiden schönen Pferden, dem Kutscher und Karo, dem Hund, zulegen. Entzückend für Mädchen ist Fridolins Puppenküche. Hier gibt es alles, was in eine moderne Küche gehört: Küchenherd, Anrichte mit Zubehör und sogar eine Köchin. Der Kuchen steht schon fix und fertig da, und ein schöner, knuspriger Gänsebraten braucht nur aufgetragen zu werden. Wer sich am Schmücken des Weihnachtsbaums beteiligen will, wünsche sich Fridolins Christbaumschmuck. Da hat er alles, was an den Weihnachtsbaum gehört: Engel, bunte Vögel, Puppen und Sterne. Wer später Kaufmann werden will, für den ist Fridolins Kaufmannsladen mit Bonbons, Rosinen, Zuckerhüten und andern leckeren Sachen geeignet. Fridolins Negerdorf erfreut alle, die gern eine Weltreise nach Afrika machen wollen. Die Neger, ihre merkwürdigen Hütten und vor allem der Negerhäuptling mit seinem Federschmuck und der seltsamen Tanzmaske sind wundervoll. Fridolins große Wäsche und Fridolins Puppenhaus sind wieder für die Mädchen, die später tüchtige Hausfrauen werden wollen.

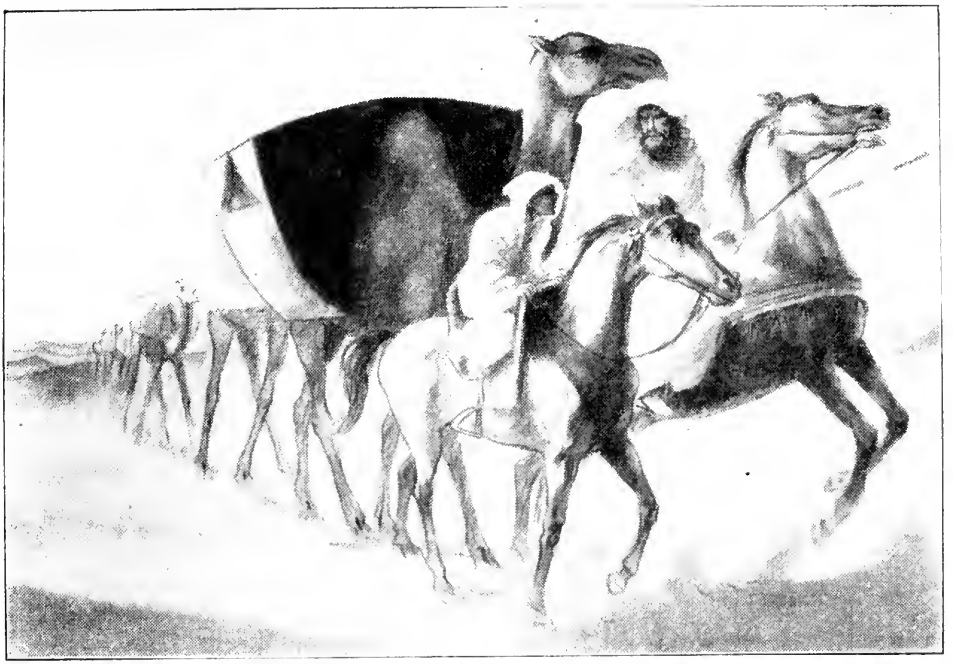
*

Und dann denkt mal ein bißchen an eure kleinen Geschwister! Für die müßt ihr sorgen, weil sie ja in der Welt noch nicht richtig Bescheid wissen. Ich habe für sie drei lustige Fridolin-Bilderbücher, die der berühmte Maler Walter Trier gemalt hat. Sie heißen **„Fridolins Zauberland"**, **„Fridolins Siebenmeilenpferd"** und **„Fridolins Harlekinder"**. Man lacht wirklich Tränen über Kamel und Affen, Hund und Eisbär, Kuh und Esel, über die putzige Kleinstadt mit der Aepfelfrau und den beiden spaßigen Anglern, dem dicken und dem dünnen. Die herrlichsten Farben und Verse von der Welt sind in diesen Bilderbüchern.

*

So, das wären meine Weihnachtsgaben! Jetzt weiß wohl jeder, was er sich zu Weihnachten wünschen kann. Sagt euern Eltern, daß alles in den Buch- und Papierhandlungen, Kaufhäusern und Spielwarengeschäften für wenig Geld zu haben ist. Wenn man etwas irgendwo zufällig nicht findet, kann man es auch direkt bei mir bestellen. (Adresse: Fridolin, Berlin SW, Kochstraße 22.) Dann aber muß das Geld für das Gewünschte sogleich mit eingesandt werden. Der Fridolin-Kalender mit dem Tuschkasten kostet 1,50 Mark, jedes Spielzeug zum Ausschneiden 60 Pfennig und ein Bilderbuch mit dicken, bunten Tafeln 5 Mark.

Euer Fridolin.



Der Karawane voran ritt Mustapha, der Karawanenführer, neben ihm ein Knabe, der mit hochgezogenen Knien müde im Sattel saß.

Robinson in der Wüste

Die abenteuerliche Geschichte eines Jungen, der sich in der Wüste verirrte.

Von Max Kirsch.

Freunde, hier beginnt meine neue große spannende Erzählung. Sie handelt von dem reichen Perserjungen Wartan, der in der Schule alles gut konnte, nur nicht turnen, und der sich erst in der Wüste verirren und durch eigene Tüchtigkeit vor dem Verhungern retten mußte, bevor er ein ganzer Kerl wurde. Die Geschichte spielt in Mesopotamien, das zwischen Persien und der großen arabischen Wüste liegt. Denkt euch beim Lesen, ihr wäret an Wartans Stelle, und erlebt alle seine Abenteuer von ganzem Herzen mit.

Fridolin.

1. Kapitel.

Einer, dem das Reiten keinen Spaß mehr machte.

In langer Kette unter melodischem Glockengeläut zog die Karawane durch die sonnverbrannte Djezireh, die weite Steppe Mesopotamiens. Schwerbeladen mit Handelsgütern aller Art schritten die Kamele in so sicherem und gleichmäßigem Paßgang dahin, daß sich die dünnen Halfterstricke, die den Kopf des einen Tieres mit dem Sattel des vorhergehenden verbanden, kaum strafften. Nur wenige braune Treiber begleiteten zu Fuß oder auf Eseln sitzend den Zug.

An der Spitze ritt hoch zu Pferd ein großer Mann mit schwarzem Bart. Es war Mustapha, der Karawanenführer. Quer über dem Sattel lag sein Gewehr, und von Zeit zu Zeit spähte er ringsum in die flimmernde Ferne, dann wandte er sich beruhigt einem hübschen, zwölfjährigen Knaben zu, der müde und zusammengesunken neben ihm auf einer zahmen Stute hockte. Reiten konnte man seine Art, auf dem Pferde zu sitzen, nicht nennen, denn mit ängstlichem Gesicht und gekrümmtem Rücken hielt er sich mit beiden

Händen am vorderen Sattelknopf fest und hatte die Beine hochgezogen.

„Nun, Wartan, wollen wir nicht wieder ein Stückchen galoppieren?“ fragte Mustapha lachend und tat so, als wollte er seinem Reittier die Sporen geben.

„Nein, bitte nicht!“ flehte der Knabe, dessen Pferd auch ohne den Willen des Reiters hinterhergetrabt wäre, „ich kann nicht mehr!“ Beinahe kamen ihm die Tränen. Aber Mustapha hatte kein Erbarmen mit ihm.

„Warum sitzt du wie ein Affe auf deinem Schimmel? So wirst du das Reiten nie lernen. Hoch den Kopf, die Beine herunter, und laß vor allen Dingen den Sattel los! Beiß' die Zähne zusammen! Morgen wird das Schlimmste vorbei sein!“

Wartan versuchte zu gehorchen; doch kaum hatte er sich aufgerichtet, krümmte er sich wieder zusammen. Nein, es tat zu weh!

„Du bist ein schöner Reiter!“ spottete Mustapha. „Als ich so alt war wie du, ritt ich mit jedem Beduinen um die Wette. Wenn du so weiter machst, wirst du bei unsrer Ankunft in Mossul einen Buckel haben wie der Zwerg Nase!“

Wartan sah zu ihm auf und begann zu schluchzen.

„Nein, ich kann nicht mehr! Ich möchte zu meiner Mutter auf das Kamel!“ Er wandte sich nach dem nächsten Tragtier um, das rechts und links von seinem Höcker zwei längliche Kästen mit einem Verdeck gegen die Sonne trug.

An dem einen Kasten wurde der Vorhang zurückgeschlagen, und eine Frau blickte heraus.

„Was hast du, mein Sohn?“ fragte sie. „Warum weinst du?“

Nun war Wartan nicht mehr zu halten. Jammernd bat er, sich zu ihr setzen zu dürfen. Doch Mustapha, der Karawanenführer, schimpfte:

„Schämst du dich nicht, von deinem Pferd in den Frauenkasten zu kriechen? Du bist doch kein kleines Mädchen. Nein, das gibt es nicht. Deinetwegen kann ich die Karawane nicht halten lassen!“

Aber der kleine Reiter ließ nicht nach, und als schließlich die Mutter sich für ihn einsetzte, da packte ihn Mustapha am Kragen, hob ihn wie einen jungen Hund aus dem Sattel und auf das Kamel, das ruhig seinen Weg fortsetzte.

Plump wie ein Sack ließ sich Wartan in den andern Kasten hineinfallen, aus dem ein silberhelles Lachen erscholl. Seine Pflegeschwester Heghinor, die darin wie eine kleine Prinzessin reiste, lachte ihn aus.

„Nun, dicker Wartan,“ neckte sie ihn, „hat dir dein Schimmel weh getan?“

Wartan wollte sich die Neckerei nicht gefallen lassen und gab ihr einen Puff, damit sie auf die Seite rückte. Das ließ sich wieder Heghinor nicht gefallen, und bald war in dem engen Kasten eine Balgerei im Gange, daß das bunte Verdeck heftig schwankte. Der Kasten wogte so stark hin und her, daß die Mutter auf der andern Seite des Höckers befürchtete, der ganze Tragsattel könnte aus dem Gleichgewicht kommen.

„Wollt ihr wohl ruhig sein!“ rief sie.

Und selbst das geduldige Kamel wandte unmutig den Kopf herum und gab einen drohenden Ton von sich. Aber erst als Mustapha angeritten kam und mit dem Kolben seiner Flinte gegen den Kasten stieß, wurde es darin ruhig.

„Ich werde euch helfen!“ rief er hinein. „Wenn ihr nicht gleich still liegt, laß' ich euch zu Fuß laufen.“

Da streckte Heghinor ihr schönes, von dunklen Haaren umrahmtes Köpfchen heraus und sagte:

„Lieber Mustapha, Wartan nimmt mir meinen ganzen Platz weg. Darf ich nicht an seiner Stelle auf dem Schimmel reiten?“

Der Karawanenführer schüttelte den Kopf und wollte „Nein“ sagen, denn ein kleines Mädchen durfte nach der Sitte des Landes nicht so offen auf dem Pferde sitzen, sondern mußte im Kasten reisen, aber Heghinor sah ihn mit ihren strahlenden Augen so schmeichelnd an, daß er den Arm ausstreckte und sie herunterhob.

„Meinetwegen,“ brummte er, „aber nur heute abend und bis zum Lager.“

Er hob sie wie eine Feder auf das Pferd Wartans. Als sie mit ihren Pumphöschen im Sattel saß, war sie außer sich vor Vergnügen. Stolz ließ sie den Schimmel, der sich seiner neuen Last zu freuen schien, leicht antraben. Dann rief sie Wartan. Als er aber den Kopf herausstreckte, machte sie ihm eine lange Nase und trabte davon.

Der Junge hatte keinen Grund mehr, sich zu ärgern. Der ganze Kasten gehörte ihm jetzt allein, und befriedigt rückte er sich die Kissen unter dem Rücken so zurecht, daß seine schmerzenden Glieder überall weich lagen. Mochte Heghinor reiten, soviel sie wollte; er beneidete sie nicht darum.

„Sie wird bald genug davon haben," dachte er. Auch ihm hatte es anfangs sehr viel Freude gemacht. Wie ein Königssohn war er am ersten Tag neben Mustapha an der Spitze der Karawane einhergeritten. Aber die schreckliche Hitze und die langen, eintönigen Wüstenstrecken hatten ihm die Sache bald verleidet. Es dauerte nicht lange, da hatte er sich die Beine so wund geritten, daß er kaum noch sitzen konnte. Und nur aus Angst vor dem großen Mustapha hatte er es so lange im Sattel ausgehalten. Gott sei Dank, daß er jetzt in diesem bequemen Kasten liegen durfte. Zwar wurde man darin bei jedem Schritt des Kamels wie in einem vom Sturm geschüttelten Boot auf und nieder, hin und her geschleudert, aber das war lange nicht so schlimm, als wie ein verängstigter Affe im harten Pferdesattel zu sitzen.

Er atmete auf und war ganz zufrieden, als seine Mutter ihm über den Kamelhöcker hinweg einen herrlichen Granatapfel reichte, den er sofort aufbrach, so daß der himbeerfarbene Saft herausfloß. Daß ihn Mustapha und Heghinor auslachten, kümmerte ihn nicht; auch war er das von der amerikanischen Missionsschule her gewöhnt, in der er bis zu der großen Reise erzogen worden war.

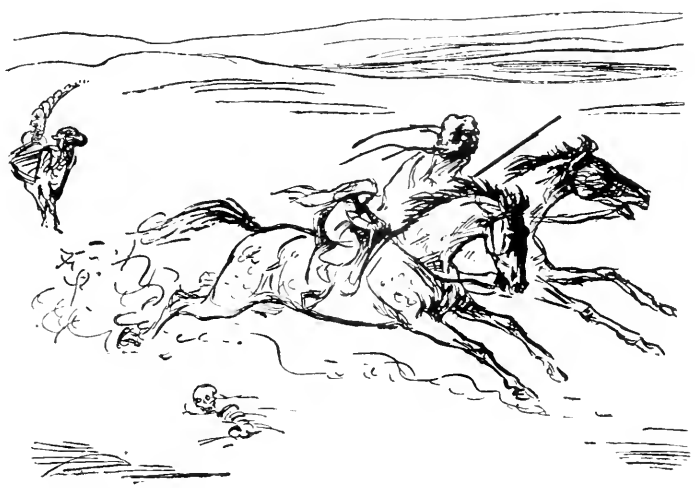
Da gab es neben all den schönen Fächern, die ihm so viel Freude machten, fast jeden Tag Turn- und Sportstunden. Das war nichts für ihn gewesen, und immer wieder hatte er sich gefragt, wer wohl diese Quälereien erfunden haben mochte. Da mußte man alle möglichen sinnlosen Bewegungen machen, an verrückten Gegenständen herumklettern, sich dauernd auf Kommando abplagen, umsonst schwitzen und sich ohne Grund herumstoßen und -schlagen. Er hatte es nicht verstehen können, daß seine klugen Lehrer, die so viel wußten und doch sonst sehr vernünftig waren, all diesen Dingen so hohen Wert beimaßen und dabei stets von Gesundheit und Ertüchtigung des Körpers sprachen.

Was hatte das mit Tüchtigkeit zu tun, wenn man an einer Querstange eine Reihe von lächerlichen Klimmzügen machen konnte, wenn man wie ein dressierter Hund über ein hochgespanntes Seil zu springen vermochte oder im Laufe etwas schneller war als die andern?

Diese Kunststücke waren gut für türkische Soldaten oder Beduinen. Ein vornehmer Mensch durfte sich nicht so anstrengen. Das hatte er auch nie getan, und war lieber mit ausgestreckten Armen einfach an dem Reck hängen geblieben und hatte sich so von seinen Mitschülern auslachen lassen. Und wenn er beim Springen das Seil von den Stangen herunterwarf, so war doch kein Schaden dabei. Auch konnte es ihm nicht einleuchten, daß Grigor, der Sohn des armen Sattlers, tüchtiger als er sein sollte, nur weil er rascher lief und viel vom heimtückischen Boxen verstand.

Nein, sie hatten keinen Grund gehabt, über ihn zu lachen, und daher war ihm bald alles Gespött über seine Bequemlichkeit in den Turnstunden gleichgültig geworden. Da hätte er sich eher über die andern lustig machen können, die im Rechnen und in der Geographie, im Schreiben und im Zeichnen so viel dümmer waren als er.

Sein Onkel war ein tüchtiger Mann. Der saß den ganzen Tag in seinem Laden im



Die kleine Heghinor trabte neben Mustapha stolz auf ihrem Schimmel.

Basar zu Adana und machte gute Geschäfte, ohne Klimmzüge zu kennen, ohne etwas vom Seilspringen zu verstehen und ohne ein wilder Reiter zu sein. Der wußte, was ich gehörte und hatte ihm immer Zuckerzeug oder süße Datteln gegeben, wenn er ihm seine Rechnungen gut zusammenzählen konnte oder einen Brief schön abschrieb, und nicht dafür, daß er einen andern Knaben niederboxte. (Fortsetzung folgt.)

Pampes Bum-Bum-Sprache

„Onbumlel Tolbumdi, diebumse Sprabumche sollbumtest dubum unbumbebumdingt lerbumnen," sagte Pampe. „Da hast du recht," entgegnete Onkel Toldi, denn er weiß, daß man einem verdrehten Kerl immer recht geben muß, sonst reizt man ihn und er wird tobsüchtig. Verstohlen griff er aber nach dem Fernsprecher und verlangte den Arzt. „Wabumrum?" fragte Pampe, „ichbum binbum garbumnicht verbumrückt! Du brauchst nur die vielen Bumbums aus meiner Sprache zu streichen, und hast vernünftiges Deutsch. Diese Bum-Bum-Sprache ist meine Erfindung; zwischen zwei Silben gibt es jedesmal ein Bum. Wenn du die Sprache lernst, Onkel Toldi, und wir uns darin unterhalten, können wir uns die größten Geheimnisse sagen, und kein Mensch versteht uns. Ich kann sie schon fließend und werde sicher mal Professor der Bumbumologie werden."

Wie General Tai einen Brief an den Kaiser schrieb

Der chinesische General Tai wurde einmal von den Mongolen in einer Festung belagert. Der General verteidigte die Festung, bis der Proviantmeister kam und meldete, daß die Vorräte nur noch 3 Tage lang ausreichen würden. Da befahl der General seinem Schreiber zu sich und sprach: „Schreibe einen Brief an den Kaiser. Berichte ihm, in welcher Lage wir uns befinden." Der Schreiber setzte sich hin, tunkte seinen Pinsel in die Tusche und begann, auf Streifen von himmelblauer Seide einen kunstvollen Brief an den Kaiser zu malen, einen Buchstaben um den andern. Nach einer Stunde kam der General und fragte: „Wie steht es mit dem Brief an den Kaiser?" „8 Buchstaben habe ich schon," entgegnete der Schreiber; „wenn ich die Nacht über bei der Arbeit bleibe, so wird der Brief bis morgen abend fertig sein." „Dummes Zeug!" rief da der General, „gib mir ein Stück Papier, ich schreibe den Brief selbst." — Der Schreiber lächelte insgeheim, denn er wußte, daß der General nur einen einzigen Buchstaben schreiben konnte, nämlich den, der seinen Namen bedeutete. Indessen war der General im Nu mit dem Brief fertig und ließ ihn mit einer der kaiserlichen Brieftauben absenden. Was hatte der General, der doch nur seinen Namen schreiben konnte, an den Kaiser geschrieben?

. . . eben nur den Buchstaben, der seinen Namen bedeutete, und rings herum Punkte, die die Armee der Belagerer vorstellen sollten. Der Kaiser verstand den Brief, und 3 Tage später nahte ein Heer, das den General Tai befreite.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Mein Neffe Gusti hat sich wieder in der Schule mit einem Kameraden gebalgt und kommt ganz zerzaust nach Hause. Ich sehe mir die Bescherung an und sage: „Gusti, ich habe dir doch schon so oft gesagt, du sollst dich nicht mit andern Jungen prügeln. Wenn du wütend wirst, habe ich dir gesagt, sollst du dich ruhig hinstellen und ganz langsam bis 100 zählen, dann vergeht die Wut. Hast du dir das nicht gemerkt?" — „Gemerkt habe ich es mir schon," entgegnet Gusti, „aber der andre Junge hat nur bis 50 gezählt!"

Rätsel-Ecke

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

ak — bo — bo — bruck — cha — che — da — de — del — del — din — e — e — e — ei — ei — ein — fal — fried — gin — hed — i — inns — irr — kun — le — li — licht — mann — mas — mer — mer — mer — mie — na — na — nat — ne — nu — num — o — o — pech — rin — sa — sa — sah — se — se — se — sen — sen — sieg — soh — stein — ster — tan — ter — ter — tho — ti — wig

sind 28 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und dritte Buchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Berühmten deutschen Physiker, 2. Figur aus dem Nibelungenlied, 3. Stadt in Tirol, 4. landwirtschaftliches Gerät, 5. einen Ungläubigen, 6. Teil des Gesichts, 7. Lichterscheinung auf Sümpfen, 8. Wissenschaft, 9. weiblichen Vornamen, 10. Riesen der griechischen Sage, 11. Milchprodukt, 12. Süßstoff, 13. germanischen Gott, 14. Schmetterling, 15. Metall, 16. biblische Figur, 17. Nähgerät, 18. Pflanze, 19. Käseart, 20. Teil des Schuhs, 21. berühmten Erfinder, 22. Musikinstrument, 23. Mehlspeise, 24. Schlangenart, 25. Haushaltungsgerät, 26. Zahlenbezeichnung, 27. Figur aus Schillers Don Carlos, 28. Zeitbestimmung.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 4.

1. Winter, 2. Eimer, 3. Raupe, 4. Distel, 5. Eisen, 6. Reisse, 7. Dante, 8. Indien, 9. Christiane, 10. Techniker, 11. Ente, 12. Riemen, 13. Wurzel, 14. Insel, 15. Lilie, 16. Lhassa, 17. Venedig, 18. Erde, 19. Riese, 20. Sage, 21. Treppe, 22. Erhard, 23. Handschuh.

Wer den Dichter will verstehn,
muß in Dichters Lande gehn.

Fridolins Lachkabinett

Im Warenhaus gibt es für jedes Kind einen Luftballon. Der kleine Peter hat bereits einen, aber er fragt schüchtern, ob er nicht noch einen haben könnte. „Tut mir leid, Kleiner," sagt der Portier, aber für jeden nur einen — hast du denn noch ein Brüderchen?"

„Ich nicht — aber meine kleine Schwester hat einen, und für den möchte ich noch einen Ballon."

„Denk' dir, eben ist meine Uhr auf den Boden gefallen und sofort stehen geblieben."

„Na, hast du vielleicht erwartet, daß sie in der Stube herumläuft?"

Die ABC-Schützen haben die Aufgabe erhalten, die Zahlen 1 bis 12 zu schreiben. Willi hat seine Sache gut gemacht, nur steht statt der Zahl 11 eine 1 da.

„Aber Willi, gerade die Elf ist doch so einfach, weshalb hast du denn nur e i n e Eins geschrieben?"

„Ja, ich wußte nicht genau, ob die zweite Eins vor oder hinter die andre kommt."

*

„Wie geht es denn Ihrem Bruder?"

„Er hatte neulich einen kleinen Unfall. Beim Vorübergehen ist ihm von einem großen Firmenschild ein Buchstabe auf den Kopf gefallen."

„Ach, ist er denn verletzt worden?"

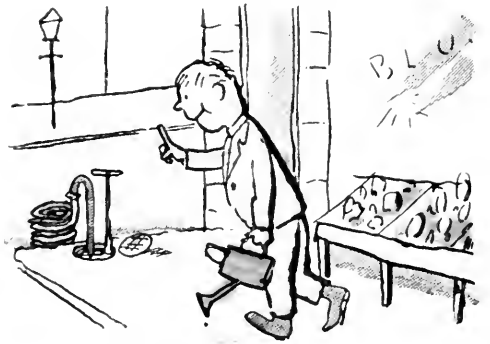
„Nein, er hat Glück gehabt, es war das weiche B."

Pampe als Gehilfe im Blumengeschäft

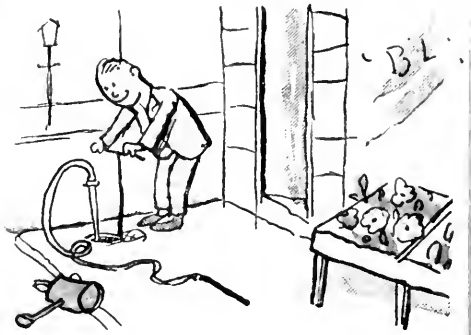
Wieder mal war es nichts für Benjamin!

Wenn du auf diesem Bilde siehst,
Wie unser Pampe Blumen gießt,
So denkst du dir gewiß dabei:
Der dient jetzt in der Gärtnerei.

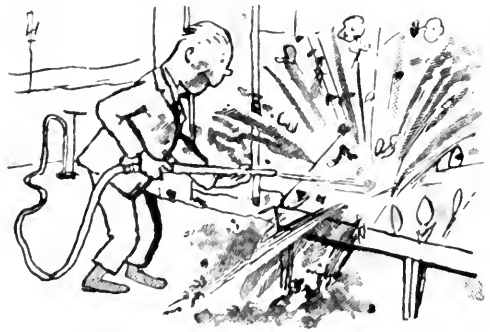
Das stimmt: man gab dem jungen Manne
Zunächst die wohlbekannte Kanne
Und sprach: „Nun mach' die Blumen feucht!"
Das ist recht mühsam, wie ihn deucht.



Die Arbeit fällt ihm wirklich schwer
Und Pampe grübelt hin und her,
Ob nicht durch eine kleine List
Die Arbeit zu erleichtern ist.



Da hat er's! Nah am Blumenstand
Kommt aus der Erde ein Hydrant;
Den braucht er jetzt nur aufzudreh'n,
Und dann . . und dann — man wird ja seh'n.



Er nimmt das Rohr und hebt es flink
Pschschschfft! Das ist ein ander Ding!
Doch allzu heftig ist der Strahl.
Ein Blumentisch? Das war einmal!

Der Meister aber sieht betümmert:
Der Blütenzauber ist zertrümmert.
Empört heißt er den Pampe zieh'n —
Auch dies war nichts für Benjamin!

Herausgeber: Peter Hoffer. Verantwortlich für die Redaktion: W. W. Bechtle, Berlin. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW. 68. Verantwortlich in Oesterreich für Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 6. 6. Jahrgang. 1. Dezemberheft.
Berlin.

Preis 15 Pfennig.

Der heitere Fridolin

Es weihnachtet: Fridolin, Onkel Toldi, Laatsch und Bommel, Pampe, Professor Pechmann und auch Schlupp wünschen allen ihren Freunden ein frohes Weihnachtsfest.

Es weihnachtet...

Zu dem Bild auf der Vorderseite.

Und wieder strahlt der Weihnachtsbaum.
Hernieder aus dem Weltenraum
Steigt heute auf besonnten Wölkchen
Ein sonderbares kleines Völkchen.

Ihr alle kennt, ich seh's euch an,
Bereits den ersten Flügelmann,
Wißt, daß er Onkel Toldi heißt
Und immer seine Witze reißt.

Auch alle andern sind bekannt;
Der Fridolin hat sie gesandt,
Sie tragen Zuckerwerk und Puppen,
Und ganz am Ende sieht man Schluppen.

So fliegen sie beim Kerzenschimmer
Und melden euch in eure Zimmer,
Daß Fridolin euch grüßen läßt:
Er wünscht ein recht, recht frohes Fest!

„Stupps, apport!"

Wie man einen kleinen Hund erziehen kann.

Ein Brief von dem Hundekenner Hans Hyan.

„Lieber Fridolin!" — schrieb mir einer von meinen allerbesten Freunden — *„Ich wünsche mir zu Weihnachten einen kleinen Hund. Nun sag' mir bitte, wie ich ihn erziehen kann, damit ich es weiß, wenn ich ihn kriege."* Ich habe den Brief an den Hundekenner Hans Hyan geschickt und drucke hier seine Antwort für alle ab. Fridolin.

Lieber Freund! Die Hauptsache ist, daß derjenige, dem der junge Hund anhängen und gehorchen soll, sich dauernd mit ihm beschäftigt. Stupps, wie wir deinen kleinen zukünftigen Pflegling nennen wollen, muß vor allen Dingen deine Stimme und deine Gewohnheiten kennen lernen und begreifen, daß du und er zusammengehören. Deshalb ist es sehr wichtig, daß er sein Futter nur aus deiner Hand empfängt. Sobald der junge Hund von der Mutter entwöhnt wird, soll er Fleisch bekommen. Man kocht gutes rohes Fleisch leicht ab, schneidet es in kleine Stückchen und reicht es dann. Außerdem gibt man Milch, aber nicht zu viel auf einmal. Als Beifutter reicht man weichgekochten Reis, auch Hülsenfrüchte mit Kartoffeln, Brot und grünem Gemüse. In seinen ersten Lebensmonaten soll man einen Hund etwa fünfmal am Tage füttern, später genügen drei Mahlzeiten, und wenn er ein Jahr alt ist, braucht der Hund nur einmal, und zwar um die Mittagsstunde, gefüttert zu werden. Wenn du deinem Stupps den Futternapf reichen willst, so laß ihn sich vorher setzen und erlaube nicht, daß er an das auf dem Boden stehende Futter herangeht, ehe du sagst: „Nimm!" Das „Setz dich!" bringst du ihm bei, indem du ihm vorher das Halsband mit der daran befestigten Leine umlegst, diese dicht am Kopf mit der einen Hand fest-

Prachtterl Stupps, von dem in dieser Geschichte die Rede ist.

hältst und das Hinterteil mit der andern Hand vorsichtig auf den Boden drückst. Man muß alle solche Uebungen häufig wiederholen und darf dabei niemals ungeduldig werden. Wenn dein Stupps dich liebt, weil du ihn pflegst und gut zu ihm bist, so hat er auch den guten Willen, deinem Befehl zu gehorchen. Tut er das trotzdem nicht, so kommt es daher, weil er deinen Willen noch nicht begriffen hat. Sobald Stupps einiges Verständnis zeigt, soll er richtig gehen

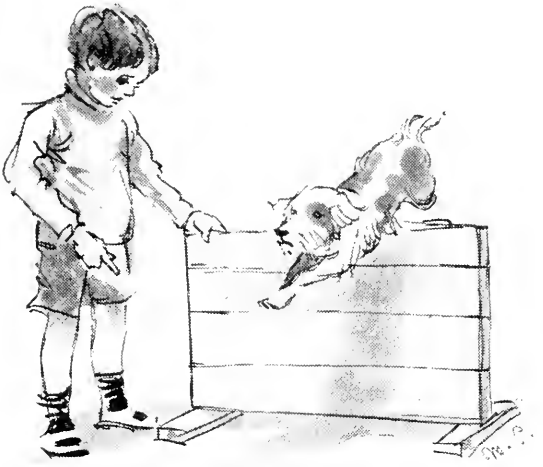
2. „Setz dich!" bringt man dem Hund bei, indem man ihn hinten vorsichtig auf den Boden drückt.

lernen. Du mußt morgens eine Viertelstunde deinen Hund hinunterführen, und außerdem am Tage, ohne die

3. So ist die richtige Stellung auf das Kommando „Nieder!"

Wie man einen kleinen Hund erziehen kann: 1. Der Hund darf erst dann an sein Fressen heran, wenn sein Herr zu ihm gesagt hat: „Nimm!"

Schularbeiten zu vernachlässigen, Zeit finden, mit dem Hund spazieren zu gehen. Bei dieser Gelegenheit soll er von Anfang an daran gewöhnt werden, daß er an der linken Seite seines Herrn zu gehen hat und nicht etwa um ihn herumtanzen darf. Man nimmt ihn also an die Leine, die durch die linke, auf die linke Hüfte gestützte Hand hindurchgeht und



4. Man baut eine Bretterwand auf und ermuntert den Hund zum Springen.

mit der rechten Hand festgehalten wird. Später wird Stupps auch ohne Leine auf das Kommando: „Bei Fuß!" von selbst an die linke Seite kommen und ruhig neben seinem Herrn herlaufen. Will man ihm gestatten, sich frei zu bewegen, so kommandiert man: „Vorwärts!", was der Hund, seinem Frei-

5. Mit dem Kommando „Apport" schiebt man dem Hund den Apportierbock in den Fang.

heitsdrang folgend, schnell begreift. Sehr wichtig ist es, Stupps von Anfang an einen bestimmten Platz in der Wohnung anzuweisen, ihn mit dem Befehl: „Platz!" dorthin zu führen oder zu tragen und ihm geduldig klar zu machen, daß er auf das Kommando ein für allemal den ihm zugewiesenen Ort aufzusuchen und sich dort niederzulegen hat.

Auf das Kommando „Nieder!" muß sich Stupps hinlegen. Das lehrt man ihn, indem man ihn so an den Boden drückt, daß man den Körper von vorn nach hinten abwärtsschiebt. Als nächste Uebung kommt dann das Apportieren. Man läßt ihn sich setzen

6. Mit Hilfe der Leine bringt man dem Hund bei, daß er stets an der linken Seite seines Herrn gehen soll.

und schiebt ihm mit dem Kommando „Apport!" den leichten hölzernen Apportierbock in den Fang (Schnauze). Läßt er den Apportierbock fallen, so stützt man den Unterkiefer des Hundes mit der linken Hand, wobei man mit der Rechten die Leine festhält, führt den Hund so und zwingt ihn, den Apportierbock festzuhalten. Die Uebung muß mit Geduld wiederholt werden, bis der Hund das Holz festhält und es später auch vom Boden aufnimmt und trägt. Als Letztes kannst du Stupps das Springen beibringen. Dazu baust du eine niedrige Bretterwand auf und ermunterst deinen Zögling, zuerst an der Leine (später ohne Leine), zum Springen.

Damit habe ich in großen Zügen alles gesagt, was du zu wissen brauchst. Sei immer gut zu deinem kleinen Tier und habe Geduld mit ihm. Dann wirst du Freude an ihm erleben.

Die schönste Spiel-Eisenbahn der Welt

Im „Eisenbahnzimmer" des Herrn Watson.

Die schönste Spielzeug-Eisenbahn der Welt hat der junge Herr Watson, der in Schottland als Signalmann bei der Eisenbahn angestellt ist. Sobald er Feierabend macht, geht er nach Hause und baut und bastelt an seiner Zimmer-Eisenbahn herum. Eine große Dachkammer ist ganz voll von Schienen, Weichen, Kreuzungen und Brücken, ja, an manchen Stellen führt die eine Bahn über die andre hinweg. Alles hat Herr Watson selbst angelegt, die Schienen in Spurweite 1, die Signalmasten und Stellwerke ganz genau wie bei der großen Eisenbahn. Mehrere Züge können zugleich fahren, ohne zusammenzustoßen, denn von seinem Stellwerk kann Herr Watson alle Weichen stellen und die Züge zum Stehen bringen, wenn irgendwo die Durchfahrt nicht frei ist. Ein Schnellzug saust unten vorbei, ein Viehtransport fährt über die Ueberführung, und weit hinten naht ein Güterzug. Wenn alles so recht durcheinander rattert und saucht und auf einen einzigen Hebeldruck gehorcht, dann fühlt sich Herr Watson als richtiger „Bahnhofsvorsteher" und vergißt, daß er am Tag darauf bei der wirklichen Eisenbahn nur ein gewöhnlicher Signalmann ist.

Die schönste Spiel-Eisenbahn der Welt: Ein Eisenbahnangestellter hat sich in seinen Freistunden in einer Dachkammer diese großartige Spiel-Eisenbahn aufgebaut. Er kann mehrere Züge zugleich und sogar übereinander fahren lassen und leitet das Ganze von einem kunstvollen Stellwerk aus.

Blumen auf dem Weihnachtstisch: Die Christrosen blühen mitten im Winter in Eis und Schnee.

Warum sie Christrose heißt . . .

Sie blüht zu Weihnachten.

Die wilde Christrose ist ein Kind der Alpenberge. Aus einen unterirdischen Stengel, wie bei den Anemonen in unsern Buchenwäldern, kommen die gezähnten Blätter und Blütenschäfte hervor, und mitten im Winter, über Eis und Schnee öffnen sich die schönen weißen Blütensterne. Früher glaubte man, daß den Christrosen Zauberkräfte innewohnten, und viele Legenden sind über die geheimnisvollen weißen Winterblumen geschrieben worden. Der Botaniker Ebermaier aber empfahl schon im 18. Jahrhundert, die schöne Blume in den Garten zu verpflanzen und zu veredeln. Es geschah, und seitdem ist die Christrose die Weihnachtsblume geworden und steht neben den Mistel-, Tannen- und Stechpalmenzweigen auf dem Tisch im Weihnachtszimmer.

Es schneit Wunderflocken

Wie die Schneeflocken unter dem Mikroskop aussehen.

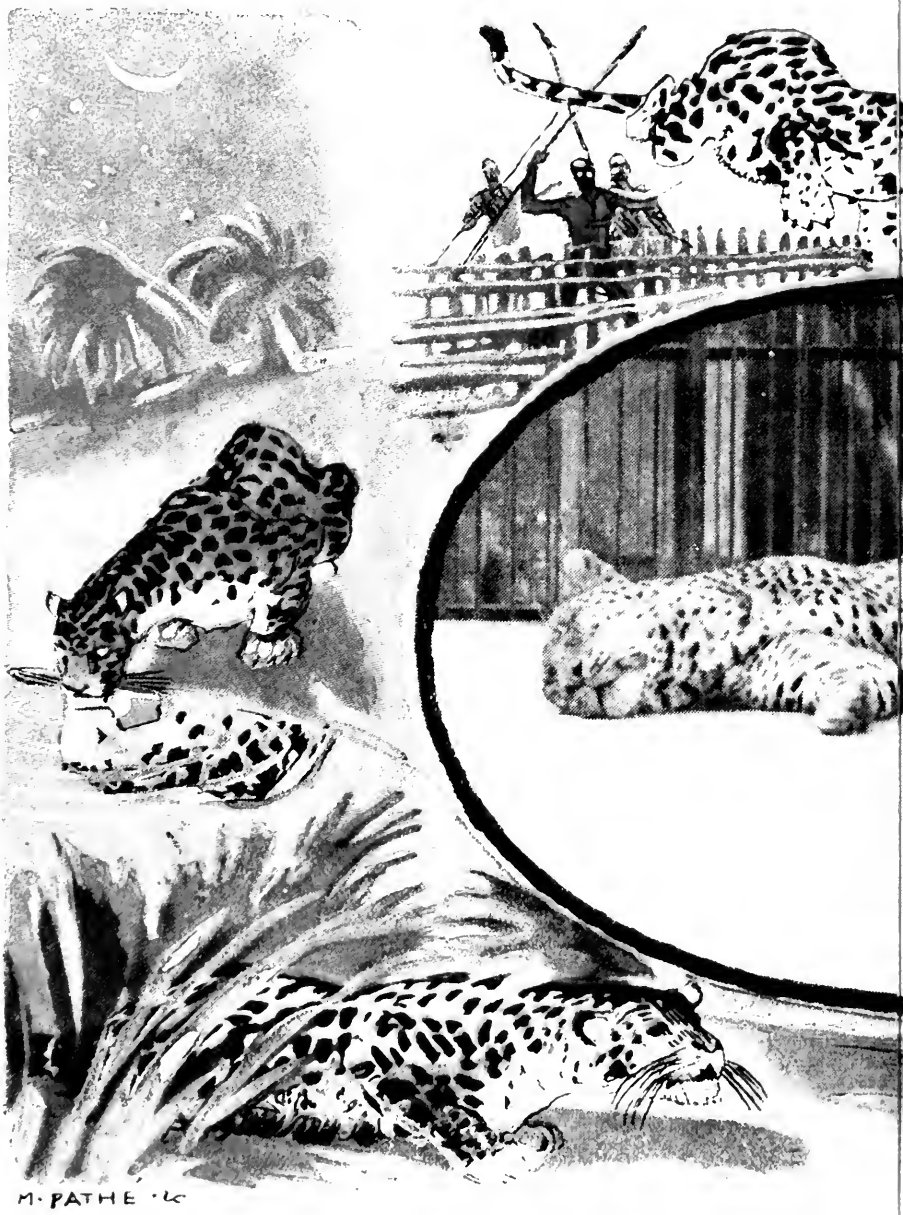
Die weißen Flocken tanzen vom Himmel hernieder, und alle Kinder rufen: „Es schneit!" Aber was geschieht nun, wenn es schneit? Eine schmutzig-graue Wolke verwandelt sich am dunklen Winterhimmel zu Wasser, und die Wassertropfen fallen nieder und erstarren in der Kälte zu Schneeflocken. Schnee ist also gefrorenes Regenwasser, richtiger — kristallisiertes Wasser, denn eine Schneeflocke ist, wie man unter dem Mikroskop erkennen kann, ein Kristall, ähnlich wie der Bergkristall oder der Amethystkristall, nur noch viel schöner und mannigfaltiger.

Wenn es nur eine Minute lang geschneit hat, so sind Millionen und Milliarden von Wasserkristallen — Schneeflocken genannt — vom Himmel auf die Erde herabgefallen, und jede einzelne unter den Milliarden Schneeflocken ist ein vollkommenes Schönheitswunder der Natur. Jede ist ein wundersam gezackter, zart verästelter, schimmernder Stern, feiner als die feinste Goldschmiedearbeit, aber das herrliche Kunstwerk schmilzt, wenn man es nur behaucht. So reich ist die Natur, daß sie die schönsten Kunstwerke in einem Augenblick entstehen und vergehen läßt, und schon im nächsten Augenblick schneien neue Wundersterne vom Himmel herab.

Die vollkommene Schönheit der Schneeflocken sieht man nur unter starker Vergrößerung durch das Mikroskop. Der Physiker Bentley hat Winter um Winter Schneeflocken auf schwarzem Papier aufgefangen und die schönsten von ihnen durch das Mikroskop photographiert. Etwa 2000 verschiedene Formen von Schneeflocken stellte er auf diese Weise fest; das Bild auf Seite 7 zeigt einige der schönsten darunter. Aber der erste, der die Entdeckung machte, wieviel Schönheit in einer gewöhnlichen Schneeflocke verborgen ist, war der berühmte Astronom Kepler.

Es schneit Wunderflocken: Jede Schneeflocke ist ein Schönheitswunder der Natur, das unter dem Vergrößerungsglas die herrlichsten Formen zeigt.

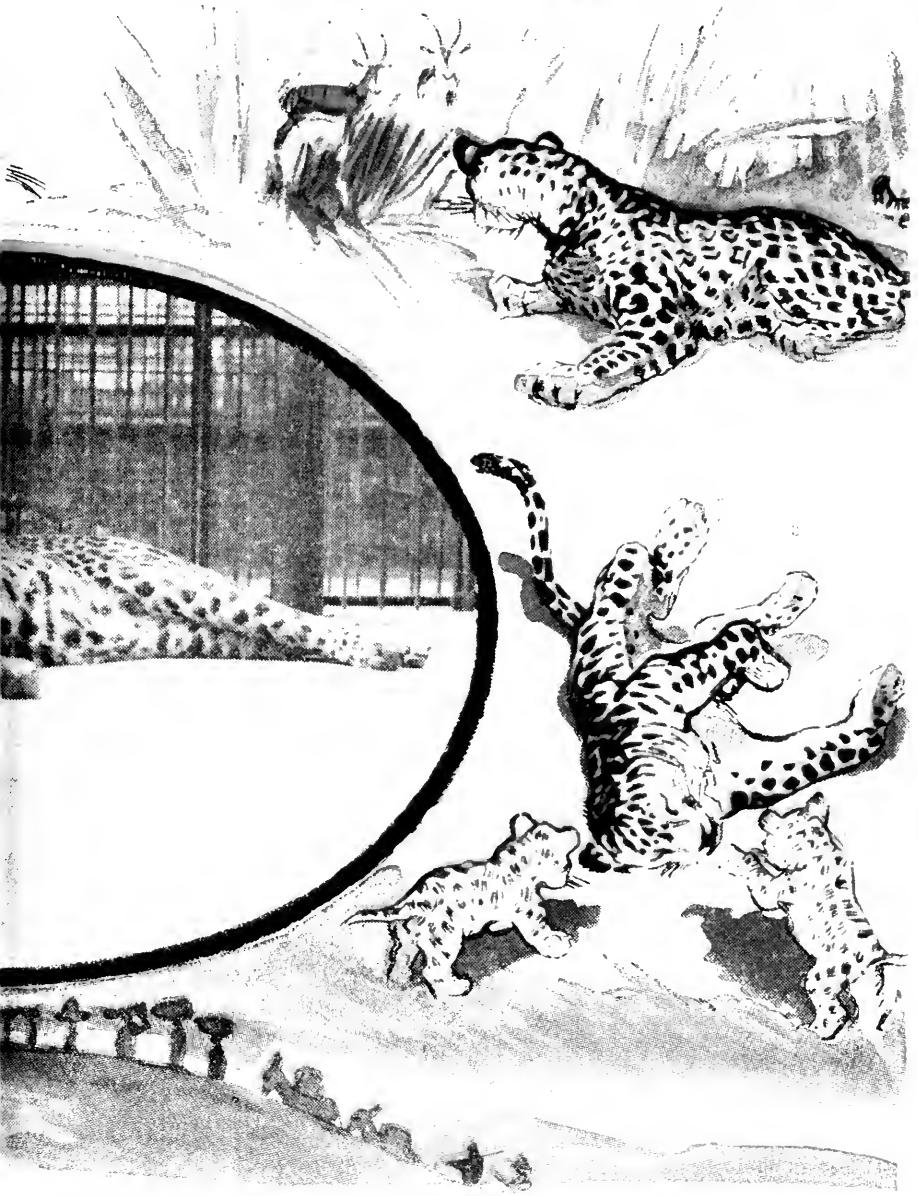
Der Traum



Im Käfig, den ein Gitter säumt,
Liegt still der Leopard — und träumt.
Er träumt mit sehnendem Gemüt
Sich in das Land, wo Sonne glüht.

Er träumt vom fernen Afrika,
Wo er viel Sand und Palmen sah.
Wie herrlich konnt' er einst dort laufen
Und Wasser aus dem Kongo saufen!

ıı6 Gufonguuuu



Und welche Luſt war's, in den Tropen
Auf Gnus, Gazellen, Antilopen
Mit aufgeſperrtem Raubtierrachen
Ganz nach Belieben Jagd zu machen!

Wie iſt er da herumgeſprungen,
Wie ſpielte er mit ſeinen Jungen!
Er ſieht ſich wieder frei und froh —
Doch war es nur ein Traum im Zoo!

Robinson in der Wüste

Die abenteuerliche Geschichte eines Jungen, der sich in der Wüste verirrte.

Von Max Kirsch.

Freunde, heute beginnt die 1. Fortsetzung der Erzählung vom Robinson in der Wüste. Wer den Anfang nicht gelesen hat, muß sich die vorhergehende Nummer des „Heiteren Fridolin" besorgen oder nachliefern lassen, damit er die ganze Geschichte beisammen hat. Fridolin.

(1. Fortsetzung.)

Und erst sein guter Vater, der reiche armenische Kaufmann, dem die ganze große Karawane gehörte und von dem dieser vorlaute Mustapha seinen Lohn bekam, war er nicht reich geworden und hatte er sich nicht jetzt ein neues Handelsunternehmen in Mossul eingerichtet, ohne täglich solche verrückten Kniebeugen und Armverrenkungen zu machen? Nein, darin hatten seine Lehrer sicherlich unrecht. Sie waren eben wie alle andern Abendländer zappelig und unruhig, und da mußten sie sich irgendwie austoben.

Mustapha aber, dieses Rauhbein, sollte lieber Feldwebel bei den Türken werden und Soldaten drillen. Mit Heghinor, der falschen Katze, würde er später in Mossul schon allein fertig werden, da konnte sie sich als Mädchen solche Späße nicht erlauben. Hier in der Wüste dagegen, wo nur wilde Beduinen wohnten, war alles verkehrt. Ach, er sehnte das Ende dieser beschwerlichen Reise herbei und freute sich jetzt schon auf die neue Heimat am Tigris und das Wiedersehen mit dem Vater, der bereits seit langen Monaten dort war. Ueber zwei Wochen waren sie schon unterwegs, und noch war kaum die Hälfte der Reise überwunden.

Auf dem Rücken ausgestreckt, trank Wartan den roten Saft des Granatapfels. Das gleichmäßige Schaukeln des Kastens wurde ihm zu einem sanften Wiegen, und es dauerte nicht lange, da schlief er selig ein.

Unterdessen ritt Heghinor fröhlich an der Seite ihres Freundes Mustapha. Sie strahlte vor Freude. War sie jetzt nicht wie eine Prinzessin aus den Märchen von Tausend und einer Nacht, die mit großem Gefolge durch die Wüste ritt?

Sie gönnte gern dem dicken Wartan den ganzen Platz in dem schrecklichen Frauenkasten, wenn sie nur reiten durfte. Sie war nicht verwöhnt; nach dem Tod ihrer Eltern, die oben in den Bergen Armeniens von wilden Kurden getötet worden waren, hatte sie als Waise viel Elend und Kummer erleben müssen, bis sie endlich von Wartans Vater in sein Haus aufgenommen wurde.

Wie glücklich war sie gewesen, daß man sie auf diese Reise mitgenommen hatte, und wie glücklich war sie, auf der Stute dahinzutraben durch die weite, weite Wüste!

2. Kapitel.

Der Ueberfall.

Langsam sanken die Schatten der Nacht auf die Steppe hinab. Immer heller erstrahlten die Sterne am dunkelblauen Himmel, aber unentwegt zog die Karawane weiter. Heute hatte sie die größte Tagesstrecke der ganzen Reise zu überwinden, und es waren noch einige Meilen bis zur nächsten Wasserstelle.

Müde und schweigsam schritten die sonst so lustigen Treiber neben ihren Tieren dahin, und auch Mustapha sprach kein Wort mehr. Um so schärfer bohrten sich seine Blicke links und rechts in die Finsternis hinein. Etwas ängstlich geworden, lenkte Heghinor ihr Pferd dicht an den hochbeinigen Fuchs ihres starken Freundes heran. Sie hätte sich sicherlich noch mehr gefürchtet, wenn die Glocken der Kamele, die so süß und harmonisch klangen und die Geister der Nacht zu bannen schienen, sie nicht beruhigt hätten.

Aber auf einmal stieß sie einen leichten Schrei des Entsetzens aus. Mustapha beugte sich zu ihr hinab. „Was ist mit dir, mein Täubchen?"

Heghinor zeigte angstvoll in die Dunkelheit hinein.

„Siehst du nicht die bösen Augen dort?"

Trotz seinem scharfen Blick konnte Mustapha nichts entdecken.

„Es wird wohl ein hungriger Schakal gewesen sein," sagte er.

Doch kaum hatte er ausgesprochen, da ertönte hinter ihnen ein lautes, unheimliches

In der Dunkelheit versuchten die Räuber, die Kamele von der Karawanenstraße herabzutreiben.

Geheul. Mit einem Ruck wandte Mustapha sein Pferd und galoppierte mit hocherhobenem Gewehr die aufgeregte Kamelreihe entlang. Ohne daß sie etwas dazu tat, rannte der Schimmel Heghinors hinterher.

Je mehr sie sich dem Ende der Karowane näherten, um so größer wurde die Verwirrung An vielen Stellen hatten sich die Tiere von ihrer Kette losgerissen und liefen angstvoll hin und her, während die Treiber voll Entsetzen nach allen Seiten flüchteten.

„Warum lauft ihr davon, ihr Feiglinge?" herrschte Mustapha sie an. Doch er vermochte nicht, sie zum Stehen zu bringen.

„Die Beduinen! Die Beduinen!" jammerten sie, indem sie an ihm vorbei nach vorn stürzten.

Mustapha machte seine Waffe schußfertig und galoppierte weiter, bis er in der Dunkelheit ein wildes Knäuel von Kamelen erblickte, die von einigen Reitern vom Karawanenweg hinunter in die Steppe getrieben wurden. Wie ein wütender Löwe fuhr Mustapha zwischen die Räuber. Um keines der Tiere zu verletzen, schoß er dabei mehrmals in die Luft. Sein Mut hatte eine verblüffende Wirkung. Wie sie gekommen, so verschwanden die Wüstenreiter, die es nur auf die Tragtiere und ihre Lasten abgesehen hatten, wieder in der Finsternis.

Aber die erschrockenen Kamele trabten aufgeregt weiter. Da ritt der tapfere Mustapha, immer gefolgt von Heghinor, die sich fest an ihren Sattel klammerte, in einem Bogen um die Tiere herum und brachte sie, wie ein Schäferhund seine Herde, endlich zum Halten. In einem wirren Durcheinander standen die zitternden Dromedare da und reckten scheu ihre langen Hälse empor.

„Bleib' hier stehen!" sagte nun Mustapha zu Heghinor, „damit die Kamele nicht weiter laufen. Ich will schnell sehen, daß ich ein paar von meinen feigen Gesellen heranholen kann."

„Ja, lieber Mustapha," antwortete Heghinor, obwohl sie vor Angst fast verging, und hielt nun mit beiden Händen die Zügel gestrafft, damit ihr Schimmel nicht wieder hinter dem großen Fuchs des Karawanenführers dahintrabte. Als er im Dunkel verschwunden war, beruhigte sie sich, indem sie die Kamele, die immer wieder ausbrechen wollten, zurücktrieb. Sie zischte und drohte dabei, so wie sie es von den Treibern gehört hatte, und freute sich sehr, als sie sah, daß die großen Tiere ihr gehorchten

Währenddessen suchte Mustapha nach seinen Treibern. Er traf bald zwei von ihnen, die ihre Furcht vor den Beduinen überwunden hatten und zu ihren Kamelen in der

Mitte der Karawane zurückkehrten. Einen davon sandte er unverzüglich nach hinten, damit er Heghinor beistand. Dann eilte er besorgt nach der Spitze der Karawane. Zu seinem Schrecken fand er sie vollkommen versprengt. Ueberall liefen die Kamele in der Dunkelheit umher. Aber er sah, wie einige Treiber bemüht waren, sie wieder zu sammeln. Das beruhigte ihn. Er ermunterte die Männer durch laute Zurufe, schärfte ihnen ein, besonders auf das Leittier mit Wartan und seiner Mutter aufzupassen, und ritt, da die größte Gefahr dem Ende des langen Zuges drohte, dorthin zurück. Vor allem wollte er das Mädchen wieder unter seinen Schutz nehmen.

Er atmete auf, als er sie wohlbehalten auf ihrem Schimmel sitzen sah. Sie war eifrig bemüht, den Treibern zu helfen. Zur Sicherung gegen weitere Angriffe der Wüstenräuber gab er ihnen den Befehl, in zwei Reihen nebeneinander zu marschieren.

„Komm, Heghinor!" sagte er dann voll Freude darüber, daß diese nächtliche Ueberraschung so gut abgelaufen war, „jetzt wollen wir sehen, was der faule Wartan macht." Gemeinsam ritten sie von neuem an der Karawane entlang, die langsam wieder in Ordnung kam. Als sie sich aber der Spitze des Zuges näherten, lief ihnen laut jammernd ein alter Treiber entgegen.

„Herr, meine Kamele sind weg! Die Räuber haben sie mitgenommen!"

Mustapha sah ihn wütend und zugleich erschrocken an: „Was sagst du? Deine Kamele sind weg? Auch das Leittier mit dem Knaben und der Frau?"

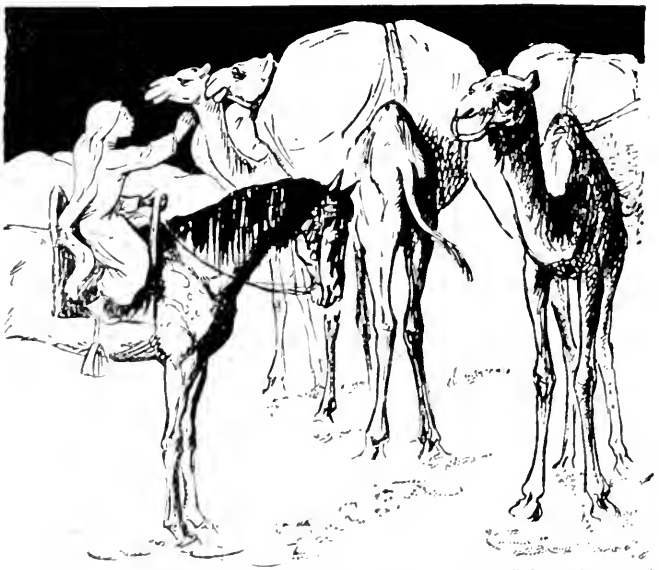
„Ja, Herr!" klagte der Treiber. „Sie haben es zuerst weggetrieben, damit die andern hinterher liefen. Allah möge sie dafür strafen!"

„Und dich mit ihnen, du feiger Tropf! Warum hast du es nicht verhindert?" Mustapha richtete sich drohend in den Steigbügeln auf. „Wohin sind sie gezogen?"

Der zitternde Treiber zeigte nach Osten in der Richtung des Weges. Da gab Mustapha seinem Pferd die Sporen und raste in die Nacht hinein, um den Räubern ihre Beute wieder abzujagen. — „Bleib' zurück!" rief er Heghinor zu, aber der Schimmel hatte sich schon hinter ihm in Bewegung gesetzt und ließ sich nicht mehr aufhalten. In heller Angst um Wartan und seine Mutter vergaß das Mädchen ihre eigene Not. Sie klammerte sich wieder an ihren Sattel fest und folgte willenlos dem mutigen Mann in die Finsternis hinein.

Nachdem er eine ganze Strecke ohne Erfolg in die leere Dunkelheit vorgestoßen war, machte er halt, um umherzuspähen. Da hörte er in der Nähe leise Glockentöne. Voll Hoffnung ritten sie darauf zu und trafen bald zwei der vermißten Kamele, die neben ihren abgeworfenen Lasten ruhig weideten. Das war sehr ermutigend, und in der Hoffnung, die andern Tiere seien ebenfalls den Weg entlang zur Wasserstelle gelaufen, suchte Mustapha nun das Gelände links und rechts der Straßenspur ab. Doch vergebens! Da beschloß er, in einem größeren Bogen durch die südliche Steppe zu reiten. Aber bevor er sich dabei noch weiter von der Karawane entfernen konnte, ertönte plötzlich wieder das Geheul der Räuber durch die Nacht. Sie hatten einen zweiten Angriff auf die Karawane unternommen.

(Fortsetzung folgt.)



Heghinor beruhigte die Kamele, die aufgeregt die Hälse reckten und furchtsam um sich blickten.

Schreibt gute Bücher auf den Weihnachts-Wunschzettel!

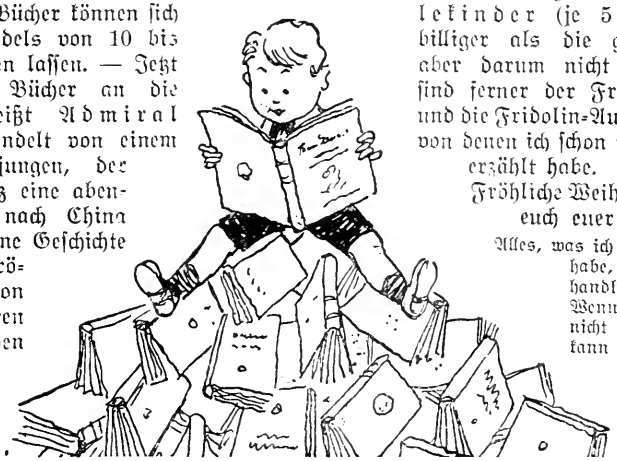
Fridolin gibt euch hier einen kleinen Wegweiser durch den ungeheuren Bücher-Urwald.

Freundel Das Beste, was ihr euch zu Weihnachten wünschen könnt, sind Bücher. Denn aus ihnen lernt ihr, wie es in der Welt zugeht, und werdet gelehrte Hühner. Natürlich nur, wenn ihr gute Bücher lest, und damit ihr die richtigen findet, will ich euch hier die allerschönsten aus dem Verlag Ullstein aufzählen.

Habt ihr schon einmal von Bruno Bürgel gehört? Das ist ein Dichter und Astronom, der früher ein einfacher Fabrikarbeiter war und in seinen Freistunden unermüdlich studierte. Er hat für die Jugend zwei schöne Bücher geschrieben. Erstens: Aus fernen Welten (8 Mark). Darin erzählt er von der Erforschung des Sternenmeeres. Das Buch ist für Kinder von 13 bis 16 Jahren bestimmt. Das andre Buch von Bürgel können schon 11—14jährige lesen, es heißt: Die seltsamen Geschichten des Dr. Ulebuhle (4 Mark). Dr. Ulebuhle lebt in einem alten Turm, in dem ein Fernrohr steht, und erzählt Märchen aus dem Zauberreich der Natur, die alle wahr sind. — Tiergeschichten habt ihr doch alle gern, nicht wahr? Ich kann euch einige wundervolle empfehlen: Die Exotischen Tier-Geschichten von A. Berger (4,50 Mark) und von dem Vogelkenner Max Geißler: Die grüne Stadt und Kikimora, die Waldeule (je 3 Mark). Diese Bücher können sich Jungen und Mädels von 10 bis 14 Jahren schenken lassen. — Jetzt kommen lustige Bücher an die Reihe: Eins heißt Admiral Bobby und handelt von einem kleinen Straßenjungen, der als falscher Prinz eine abenteuerliche Reise nach China machte. Diese feine Geschichte ist von Georg Fröschel für Kinder von 8 bis 12 Jahren geschrieben worden und kostet 3 Mark. Von Mark Twain gibt es zwei echte lustige Jungenbücher. Sie heißen: Tom Sawyers Abenteuer und Huckleberry Finns Fahrten und Abenteuer. Jedes kostet 2 Mark und ist für kleine und große Kinder. Für alle, die gern Abenteuer-Bücher lesen, habe ich folgende Vorschläge: Theodor, der Jäger und Der jüngste Reiter, zwei spannende Bücher aus Afrika von Rudolf de Haas. Dann: Des Sonnenkönigs Erbe, eine Goldsuchererzählung von Richter-Frich (jedes Buch 3 Mark). Diese Abenteuer-Bücher sind für Leseratten von 9—12 Jahren bestimmt. Wer noch nicht ganz 9 Jahre alt ist, kann Sagenbücher auf den Wunschzettel schreiben. Da rate ich zu dem deutschen Heldenbuch von Rudolf Herzog: Die Nibelungen (4 Mark) oder zu dem Meisterbuch deutscher Götter- und Heldensagen von Gustav Schalk (5 Mark). In diesen Büchern lest ihr von Siegfried und Hagen und noch viele andre Geschichten aus der deutschen Vergangenheit.

In der vorigen Nummer habe ich euch schon gebeten, auch für eure kleinen Geschwister zu sorgen. Für sie sind Fridolins Bilderbücher da, die der berühmte Maler Walter Trier gezeichnet hat. Sie heißen: Fridolins Zauberland — Fridolins Siebenmeilenpferd — Fridolins Harlekinder (je 5 Mark). Viel billiger als die großen Bücher, aber darum nicht weniger schön sind ferner der Fridolin-Kalender und die Fridolin-Ausschneidebücher, von denen ich schon im vorigen Heft erzählt habe.

Fröhliche Weihnachten wünscht euch euer Fridolin.



Alles, was ich euch vorgeschlagen habe, ist in allen Buchhandlungen zu haben. Wenn irgend etwas nicht vorrätig ist, so kann man es auch schriftlich bestellen beim Fridolin-Verlag, Berlin SW, Kochstr. 23.

Ein Junge, der das Herz auf dem rechten Fleck hat:
Der 12 Jahre alte Schüler Hermann Eichler aus Schwerin hat in Berlin einem kleinen Jungen das Leben gerettet.

Ein Junge, der das Herz auf dem rechten Fleck trug

Der Junge auf dem Bild hat einem andern Jungen das Leben gerettet. Er heißt Hermann Eichler, ist 12 Jahre alt und wohnt in Schwerin. In den Ferien war er in Berlin, kam dazu, wie ein kleiner Junge ins Wasser fiel, sprang, ohne sich zu besinnen, in voller Kleidung nach und zog den kleinen Jungen heraus. Hermann Eichler ist ein kräftiger Junge und ein guter Schwimmer; es war vielleicht für ihn kein lebensgefährliches Wagnis, den kleinen Jungen aus dem Wasser zu ziehen. Aber darum handelt es sich hier nicht, ob es gefährlich oder nicht gefährlich für ihn war, sondern darum, daß er das Herz im entscheidenden Augenblick auf dem rechten Fleck hatte und sofort bereit war, einem fremden Jungen in der Not zu helfen. Und der schönste Lohn ist für ihn das Bewußtsein, eine Tat getan zu haben wie ein ganzer Mann.

„Du kannst weder lesen noch schreiben . . ."

. . . sagte Benjamin Pampe zu Onkel Toldi und gab ihm einen Zettel, auf dem vier Wörter aufgeschrieben waren. Toldi las:

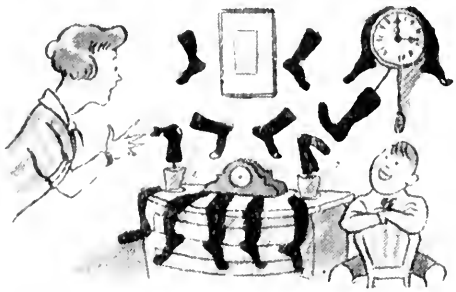
Münsterländer
Kohlentender
Enterbender
Benebelter.

„So was gibt's doch gar nicht!" rief Onkel Toldi, „Enter-bender und Bene-belter, was heißt denn das?" „Ein Ent-erbender", entgegnete Pampe, „ist einer, der jemand enterbt, ein Be-nebelter ist ein Betrunkener. Siehst du nun, daß du nicht lesen kannst?" „Hüm," sagte Onkel Toldi, „aber schreiben kann ich doch!" „So?" antwortete Pampe, „dann schreib mal: Der Müller mahlt. Und dann: Der Maler malt." „Haha!" lachte Onkel Toldi, „nichts einfacher! Das eine schreibt man mit, das andere ohne h." „So," sagte Pampe, „und nun schreib: Der Müller und der Maler ma??len!" Onkel Toldi zog die Uhr und mußte plötzlich einen eiligen Ausgang machen.

Was Onkel Toldis Lieblingsneffe nun wieder angestellt hat

Gusti: „Mutter, du hast vergessen, meinen Strumpf zu flicken."

Mutter: „Wenn du willst, daß ich dir deine zerrissenen Strümpfe stopfen soll, mußt du sie immer so hinlegen, daß ich sie sehen kann!"



Am Tag darauf hatte Gusti seine zerrissenen Strümpfe so hingelegt, daß seine Mutter sie wirklich sehen konnte.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

an — augs — be — be — brau — burg — dek — del — dem — di — dörr — drun — dür — e — e — eid — ein — en — fi — ge — ger — gi — gie — gu — ing — irr — kan — ker — le — ling — mein — na — na — ne — ne — ne — ne — ner — o — o — obst — or — ra — re — ro — ru — rup — saf — se — se — si — tor — trau — wer — wer — wein — wisch

sind 24 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und vierte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, den Anfang eines Weihnachtsliedes ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Falschschwur, 2. Atem, 3 neue Erfindung zur Fortbewegung der Schiffe, 4. altdeutschen Mädchennamen, 5. Gedichtart, 6. Handarbeitsgerät, 7. Gefäß, 8. Lichterscheinung auf Sümpfen, 9. Teil des Gesichts, 10. Trockenheit, 11. Flugzeugtyp, 12. altertümliches Schriftzeichen, 13. Frucht, 14. Gewürz, 15. Rundfunk, 16. getrocknete Früchte 17. Zuckersaft, 18. männlichen Vornamen, 19. Stadt in Bayern, 20. Lederart, 21. Blume, 22. Insektenlarve, 23. Dusche, 24. geographische Bezeichnung.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 5.

1. Einstein, 2. Siegfried, 3. Innsbruck, 4. Sense, 5. Thomas, 6. Nase, 7. Irrlicht, 8. Chemie, 9. Hedwig, 10. Titan, 11. Sahne, 12. Saccharin, 13. Odin, 14. Falter, 15. Eisen, 16. Isaak, 17. Nadel, 18. Ginster, 19. Edamer, 20. Sohle, 21. Pechmann, 22. Oboe, 23. Rudel, 24. Natter, 25. Eimer, 26. Nummer, 27. Eboli, 28. Sekunde.

Es ist nichts so fein gesponnen,
Es kommt doch an das Licht der Sonnen.

Fridolins Lachkabinett

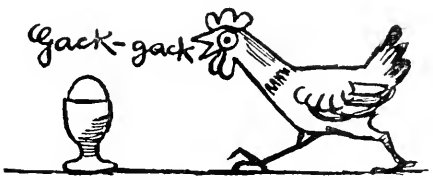
Frau (zum Mädchen): „Sind Sie eigentlich musikalisch, Anna?"

Anna: „Jawohl, gnädige Frau, und wie!"

Frau: „Dann wissen Sie sicher, was ich jetzt spiele?"

Anna: „Aber natürlich — — Klavier!"

*



Lehrer: „Viele Tiere besitzen eine große Klugheit. Wer kann mir ein Beispiel dafür nennen?"

Hans: „Die Hühner. Sie legen die Eier immer so groß, daß sie genau in den Eierbecher hineinpassen."

Hugo soll in der Schule sagen, wie die Vergangenheit von „schlafen" heißt. Da er es nicht weiß, kommt der Lehrer ihm zu Hilfe und sagt: „Nun, wie sagst du, wenn du geschlafen hast? Nicht: ich schlafe, sondern?"

„Guten Morgen!"

*

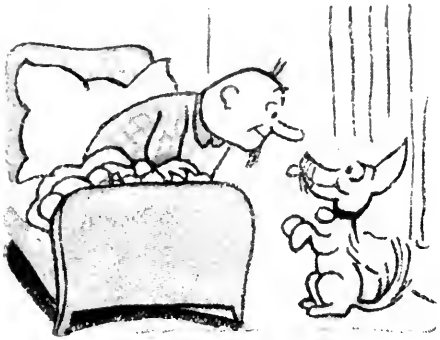
Ein Bauer kommt mit seiner Frau in die Stadt. Im Schaufenster einer Gastwirtschaft bemerken sie ein Schild, auf dem geschrieben steht: Mittagstisch von 12 bis 4 Uhr . . . 1,50 Mark. Erfreut wendet sich der Bauer an seine Frau und sagt: „Komm, Frau, da gehn mer rein. Da könne mer vier Stund' lang schnabbuliere for ee Mark funfzig!"

*

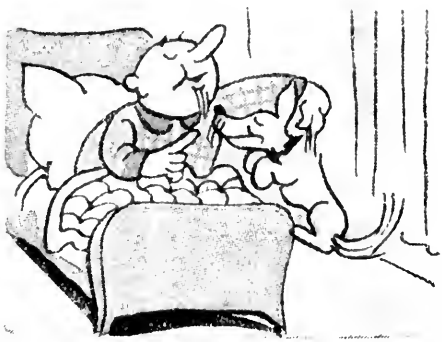
„Warum haben die Gärtner denn hier die weißen Ringe um die Kiefern gelegt?"

„Damit man Oberkiefer und Unterkiefer unterscheiden kann."

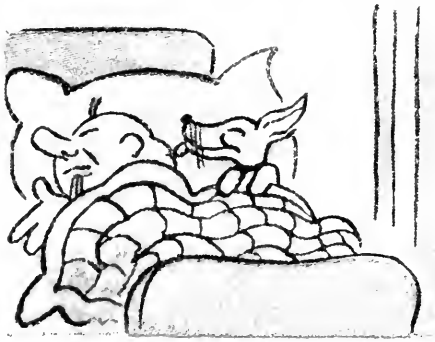
Schlupp als Ruhestörer



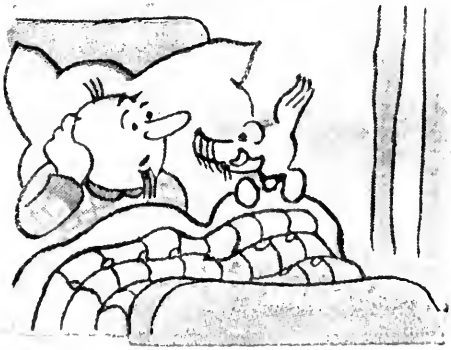
Toldi möchte schlafen Es ist Nacht.
Doch er hat an Schluppchen nicht gedacht.
Schlupp macht schön. Das heißt: „Nun sei mal nett,
Onkel Toldi — nimm mich in dein Bett!"



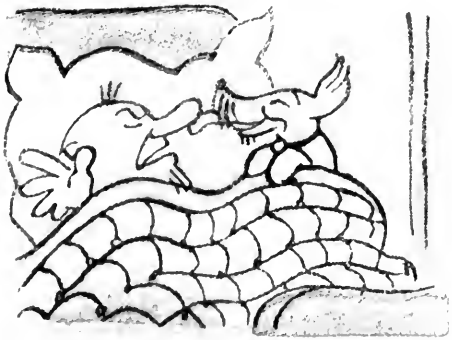
„Gut!" spricht Onkel Toldi, und beim Nacken
Kriegt er seinen treuen Hund zu packen.
„Gut!" spricht er zu Schlupp. „Doch nun sei brav,
Störe Onkel Toldi nicht im Schlaf!"



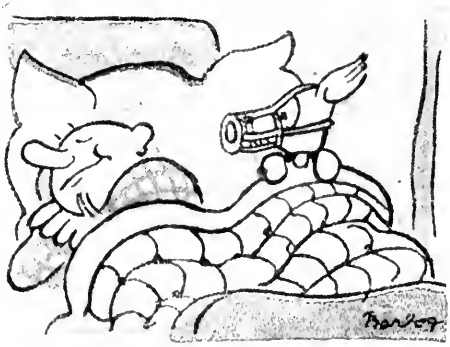
Toldi ist so müde wie zuvor;
Schläft bald ein. Da leckt ihn Schlupp am Ohr.
Onkel ist so kitzlig. Schluppchen leckt.
Schon ist Toldi aus dem Schlaf geweckt.



„Schlupp, leckst du noch einmal, wenn ich schlafe,
Kriegst du ganz gewißlich deine Strafe!"
Droht der Onkel, der so schlafbereite;
Und er dreht sich auf die andre Seite.



Worauf Schlupp, der sich behaglich streckt,
Nun zum Dank des Onkels Nase leckt. –
Onkel Toldi, der so schön geträumt,
Steigt aus seinem Bette ungesäumt



Und er tut – denn Toldi ist nicht dumm —
Nunmehr Schluppchen seinen Maulkorb um.
Und dann schläft er endlich wohlgelaunt.
Aber Schlupp ist wirklich sehr erstaunt. —

Herausgeber: Peter Pfeffer. Verantwortlich für die Redaktion: W. W. Rechtle, Berlin. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8, für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 7. 6. Jahrgang. 2. Dezemberheft.
Berlin.
Preis 15 Pfennig.

Der heitere Fridolin

Neujahrspost in Afrika. Alle Glückwünsche werden auf diesem großartig angelegten Wege telegraphiert.

Ein „ganz einfaches" Lied von der Giraffen-Neujahrspost

Zu dem Giraffenbild auf der vorigen Seite.

Bum und Jim, die Negerrangen,
Bau'n ganz einfach eine Telegraphen-
Ohne alle Telegraphenstangen, [leitung
Ohne alle Vorbereitung.

Einfach ein paar Wäscheleinen
Einfach übern Kopf gezogen,
Und der Glückwunsch von den Deinen
Kommt ganz einfach angeflogen.

Ohne Holz und ohne weiße Knöpfe
Knüpft man meilenlangen Draht
Immer nur ganz einfach an die Köpfe
Immer einfach ohne allen Apparat.

Immer einfach muß man's lösen!
Alles läßt sich ja so einfach schaffen,
Afrikas Depeschenwesen
Schafft man einfach mit Giraffen!

*

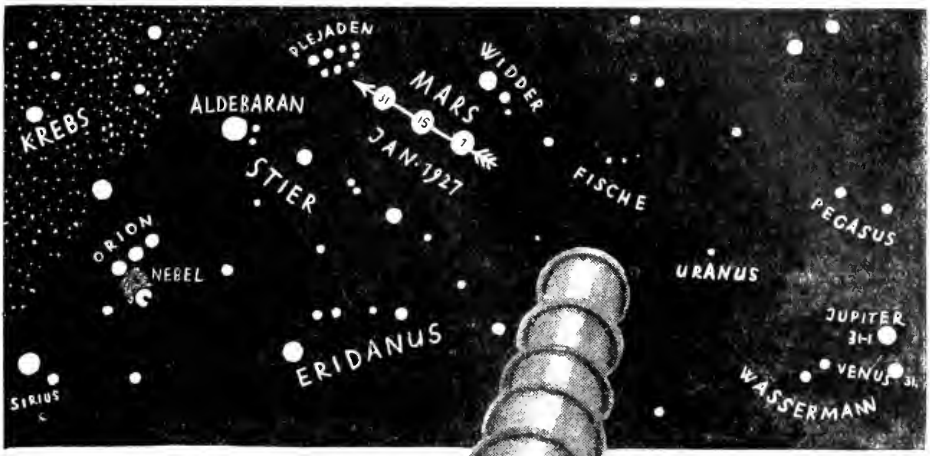
Eine Nacht beim Astronomen

Von Dr. F. S. Archenhold, Direktor der Treptow-Sternwarte.

Die Sonne, das Zentralgestirn unsers Planetensystems, hat ihren täglichen Lauf vollendet. Die Königin des Tages macht den Lichtern der Nacht Platz. Wenige Minuten nach ihrem Untergang erscheinen in der Dämmerung einige Sterne im Zenit über unsern Häuptern und am Osthimmel. Alsdann werden die Sterne erster Größe, zweiter, dritter, vierter bis zuletzt sechster Größe sichtbar. Es ist jeder Stern der ersten Größe 2½mal so hell wie ein Stern zweiter Größe, ein Stern zweiter Größe 2½mal so hell wie ein Stern dritter Größe und so fort. Es beginnt die Nachtarbeit des Astronomen an dem großen Himmelsfernrohr, das dem winzigen Menschenauge die Macht gibt, die ungeheuren Entfernungen im endlosen Weltenraum zu durchdringen.

Wenn Planeten am Himmel sind, wie jetzt im Dezember beispielsweise in der Dämmerung der Jupiter zu sehen ist, so wird das Fernrohr zuerst darauf gerichtet. Mein Riesenfernrohr in der Treptow-Sternwarte, das ich im Jahr 1896 mit Hilfe eines Freundes selbst erbaut habe, wird mit Leichtigkeit dem Jupiter zugewandt und enthüllt uns durch sein Glasauge, auf dessen Oberfläche 60 000 Menschenaugen verteilt werden könnten, auf dem Riesenplaneten bunte Streifen und Flecken, die parallel zum Aequator verlaufen. Vor kurzem konnte ich schon am hellen Tage, nachmittags um 4 Uhr, den Jupiter auffinden, und je dunkler es wurde, umso schöner traten die seltsamen Gebilde an seiner Oberfläche in Erscheinung. Der Jupiter ist eine Welt, die erst im Entstehen begriffen ist. Man nimmt an, daß sich seine Oberfläche noch in einem glutheißen, schlammig-flüssigen Zustand befindet. Er dreht sich in 9 Stunden und 55 Minuten um seine Achse. An den Polen ist er dunkler gefärbt. Während die allgemeine Temperatur des Jupiter 250 Grad Wärme beträgt, hat hier schon eine Abkühlung stattgefunden; die beiden Pole werden zuerst bewohnbar werden.

Ist der Jupiter nun untergegangen, so wird das Fernrohr auf den Mars gerichtet, der mit dem bloßen Auge an seiner rötlichen Farbe zu erkennen ist. Durch das Treptower Riesenfernrohr entdecken wir sofort seinen vereisten Südpol, erkennen die verschiedenen Meeresflächen, Becken und Seen und die großen, tiefdunklen sogenannten Kanäle. Sie sind offenbar Schmelzflüsse der Eispole, die sich als riesige Ströme über die Marsoberfläche ergießen. Den Mars beobachten wir bis morgens 3 Uhr. Nun wird das Fernrohr auf eine der vielen fernen Sonnen im Weltenraum gerichtet. Auch sie werden von Planeten umkreist wie unsre Sonne. Es gibt Riesen und Zwerge unter diesen Sonnen. Manche sind so ungeheuer groß, daß, wenn sie in unserm Planetensystem ständen, ihre Oberfläche bis über die Marsbahn hinausreichen würde, und es gibt Zwerge unter ihnen, die zu Hunderten in unsrer Sonne Platz finden könnten. Sie



Eine Himmelskarte, auf der einige der wichtigsten Planeten und Sternbilder eingezeichnet sind. Die Karte zeigt die Sternbilder so, wie sie in der Silvesternacht und den ganzen Januar über am östlichen Himmel sichtbar sein werden.

Ein Blick in den Weltenraum: Unter dem Riesenfernrohr steht der winzig kleine Mensch und erforscht die Geheimnisse im Weltall.

leuchten oft heller und sind wärmer als unsre Sonne, die eine Temperatur von 6600 Grad hat. Wir können mit dem Treptower Riesenfernrohr 1500 Millionen Sterne am Himmel sehen. Wir messen ihre Bewegungen, ihre Entfernungen, ja, mit einem neuen Apparat sogar ihren Durchmesser, was man vor einigen Jahren noch für unmöglich hielt.

Sirius, der hellste Stern, wird nun am Himmel sichtbar. Durch mein großes Fernrohr kann ich auch seinen Begleiter sehen, einen winzig kleinen Stern, der im Strahlenglanz des Siriuslichts beinahe verschwindet. Dieses strahlende Licht braucht 8,7 Jahre, bis es aus dem Abgrund des Weltenraumes in unser Auge gelangt. Würde der Sirius durch eine Katastrophe plötzlich vernichtet werden, so würde er noch 8,7 Jahre lang durch das Fernrohr strahlen, und erst dann würden wir seinen Untergang entdecken. Wer in der Neujahrsnacht bis 12 Uhr aufbleibt, der kann den Sirius gerade im Süden am Hori-

zont beobachten. Wenn es klar ist in dieser Neujahrsnacht, so werde auch ich um Mitternacht mein Fernrohr auf den Sirius richten, und dort in der unermeßlichen Ferne werden sich dann unsre Blicke begegnen.

Es ist 5 Uhr morgens geworden. Der große Orion-Sternennebel ist emporgestiegen, und wir richten das Fernrohr auf seine ungeheure Welt. Wunderbare schimmernde Gasmassen durchziehen wie Kometenschweife das Gesichtsfeld des Fernrohrs, und im Innern des sogenannten „Rachens" des Orionnebels tauchen sechs Trapezsterne auf. Sie sind so weit von uns entfernt, daß das Licht Jahrtausende braucht, um von ihnen zu uns zu gelangen. Wer weiß, ob einer von ihnen nicht schon vor 100 Jahren untergegangen ist!

Der Morgen graut, und das Nachtwerk des Astronomen ist vorüber, von dem ein großer Dichter einmal schrieb:

„Hier dringt der Blick in nie gemess'ne Weiten,
Umspannet alle Räume, alle Zeiten,
Umfaßt der Welten ungezählte Schar!'

Wie man den kleinen Napoleon entführen wollte

Eine historische Erzählung von Mathilde Weil.

In der Wiener Kongreßzeit im Jahr 1814, als alle europäischen Fürsten am Hof Kaiser Franz I. von Oesterreich versammelt waren, um über das Schicksal des Eroberers Napoleon zu beraten, befand sich dessen Sohn, der kleine Prinz Napoleon, in Wien im Schloß Schönbrunn. Es war dem Prinzen vorbestimmt, niemals Kaiser zu werden, denn als das Kind kaum drei Jahre zählte, wurde sein berühmter Vater nach der Schlacht bei Leipzig auf die Insel Elba verbannt. Seine Gemahlin, die Kaiserin Maria Louise, die Tochter Kaiser Franz I. von Oesterreich, kehrte mit dem kleinen Prinzen nach Wien zurück.

Eine französische Erzieherin, die Gräfin Montesquieu, und ein ganzer Hofstaat umgaben das Prinzlein, außerdem eine Menge Geheimpolizisten, denn man verhehlte sich am österreichischen Kaiserhof nicht, daß von Frankreich aus Versuche gemacht werden würden, den kleinen Prinzen Napoleon nach Paris zu entführen.

Da kam das Gerücht nach Wien, daß Kaiser Napoleon von der Insel Elba geflüchtet sei und aufs neue um seinen Thron kämpfen wolle. Eines Tages wurde der Gräfin Montesquieu ein Student gemeldet, der dringend um eine Unterredung bitten ließ. Das Erstaunen der Dame war groß, als sie in dem „Studenten" ihren eigenen Sohn erkannte. „Vorsicht, liebe Mutter!" raunte der junge Graf, nachdem er die Mutter umarmt hatte, „niemand darf erfahren, wer ich bin! Unser Kaiser ist wieder frei, und wir haben beschlossen, den kleinen Prinzen zu ihm zu bringen." — „Viktor, du faselst!" rief die Gräfin, „wie willst du den kleinen Prinzen aus Schönbrunn entfernen, wo wir von unzähligen Detektiven bewacht werden?" — „Laß' mich nur machen, Mutter," sagte der junge Graf, „wir wissen, daß die Kaiserin Maria Louise eben zwei ihrer französischen Hofdamen nach Paris entläßt. Ihr Reisewagen soll das Rettungswerkzeug für den kleinen Prinzen sein. Wir haben den Wagen eigens bauen lassen. Die Hinterwand ist doppelt; darin befindet sich ein verborgener Raum, in dem das schlafende Kind leicht über die Grenze gebracht werden kann. Ich selbst begleite, als Diener verkleidet, die beiden Damen."

Während die beiden so über den Entführungsplan des kleinen Prinzen berieten, durchschritt ein junger Mann den Schönbrunner Schloßpark, und bald gesellte sich ein Kammerdiener zu ihm, der zum Hofstaat der Kaiserin Maria Louise gehörte.

„Eine große Neuigkeit, Herr Polizeiadjunkt!" flüsterte der Diener, „die Gräfin Montesquieu und ihr Sohn wollen unser Prinzlein entführen."

„Aha!" nickte der Polizeibeamte befriedigt und ließ sich alles von dem Diener berichten, was dieser durch eine geheime Tapetentür erlauscht hatte.

Es war ein stürmischer Märzabend, als vom Schönbrunner Schloßtor ein Reisewagen mit zwei Hofdamen und einem Diener im Galopp abfuhr. Kaum bog der Wagen um die nächste Ecke, als eine leichte Kalesche, mit zwei feurigen Rennern bespannt, ihn verfolgte. Bald war das Glück dem Verfolger günstig. Am Reisewagen brach ein Rad, und die Damen flüchteten in das nächstbeste Gasthaus. In wenigen Minuten hatte sie

Was Schlupp mit Onkel Toldis Neujahrs-Pfannkuchen angestellt hat

1. Schlupp: „Er trägt wahrhaftig Manschetten an allen vier Beinen. Das scheint die neueste Hundemode zu sein!"

2. In der Küche, wo Onkel Toldi die Neujahrs-Pfannkuchen backt, hat Schlupp eine glänzende Idee:

3. Er tritt mit jedem Bein mitten durch einen Neujahrs-Pfannkuchen . . .

4. . . und ist nun selber nach der neuesten Hundemode mit Manschetten bekleidet.

*

der junge Polizeibeamte — er war der Verfolger — erreicht. „Sie wünschen, mein Herr?" fragten die Damen, „hier unsre Pässe — sie sind in Ordnung!" — „Daran zweifle ich nicht, meine Damen, Sie können ungestört ihre Reise fortsetzen, doch handelt es sich hier für die Wiener Polizei um einen gewissen kleinen Prinzen, der unbefugt Schönbrunn verließ!" — „Sie irren, der kleine Prinz ist nicht bei uns!"

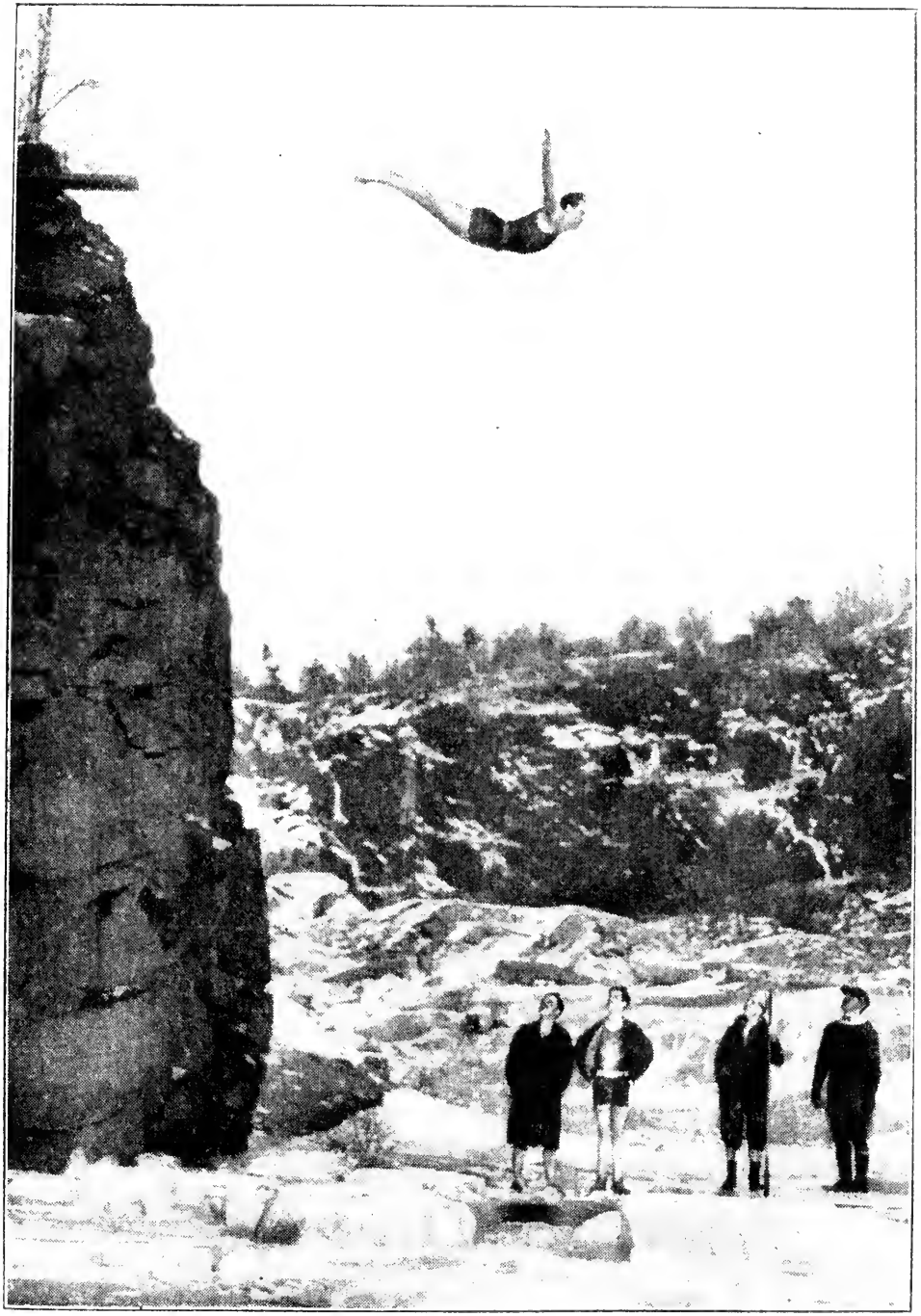
Aber der Polizeibeamte bestieg ohne viel Umstände den Reisewagen, in dem er bald hinter der doppelten Wand den hohlen Raum entdeckte, wo der kleine Napoleon in einem Bettchen ruhig schlief. Behutsam nahm er das Kind in seine Arme, verlangte von dem Wirt frische Pferde, und zur Verzweiflung der beiden Hofdamen und des Grafen Montesquieu wurde mit dem kleinen Prinzen die Rückfahrt nach Schönbrunn angetreten.

Meister im Schnee und auf dem Eis

Der Skiläufer auf dem Bild macht einen Handstand im Schnee und — was das Schwierigste bei diesem Kunststück ist — er kommt wieder auf die Füße, ohne mit den langen Skiern im Schnee stecken zu bleiben. Ein großer Künstler des Eislaufs ist der Kanadier Ph'l Taylor. Er kann sogar auf Stelzen Schlittschuh laufen und dabei noch eine Schlittschuhläuferin rund um sich schwingen. Ein berühmter Spring- und Schwimmkünstler wollte auch im Winter seinen Sport ausüben. Er ließ sich ein Loch in das Eis eines Sees hacken, kletterte auf einen 10 Meter hohen Felsen und machte von da einen Sprung kopfüber ins eiskalte Wasser. Dabei hat er sich nicht einmal einen Schnupfen geholt, so abgehärtet war er.

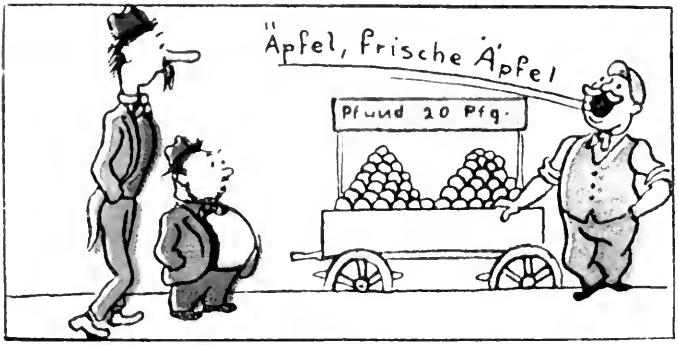
Handstand auf Skiern. Bei diesem Kunststück liegt die Schwierigkeit darin, den Weg zurück zur Grundstellung zu finden.

Schlittschuhlauf auf Stelzen: Der kanadische Schlittschuhkünstler Taylor bei einem seiner Kunststücke.

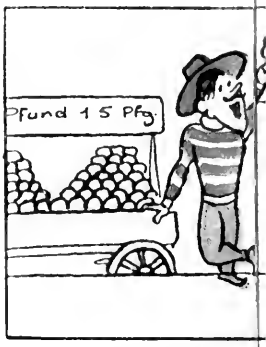


Ein abgehärteter Schwimmer: Er wollte auch im Winter seine Spring- und Tauchkunststücke ausführen und ließ sich in das Eis eines Sees ein Loch hacken. In dieses Loch tauchte er von einer 10 Meter hohen Anhöhe mit Kopfsprung hinein.

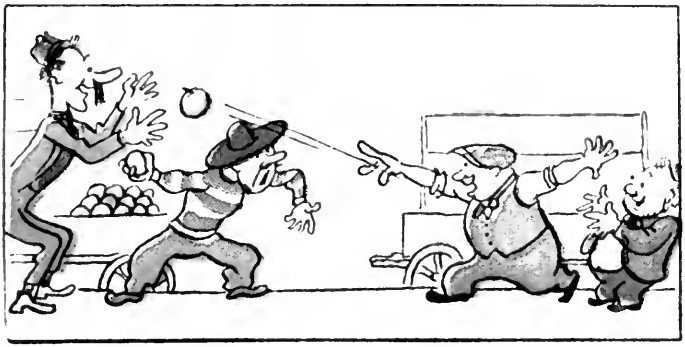
Laatsch und Bommel



Ein Aepfelwagen steht vor'm Haus.
Der Händler ruft die Früchte aus;
Er meint, daß er sehr billig sei.
Und Laatsch und Bommel steh'n dabei.



Doch komm
Ein Händl
Laut schreie
Das muß d



Man wirft sich Worte ins Gesicht,
Indessen dabei bleibt es nicht:
Auch Obst, das daliegt zum Verkauf,
Das fangen Laatsch und Bommel auf.

Der schreit:
Die Aepfel
So kommen
Hier Laatsch

Robinson

Die abenteuerliche Geschichte eines Jung

Freunde, heute beginnt die 2. Fortsetzung der Erzählung vom Robinson in der Wüste. Wer den Anfang und die erste Fortsetzung nicht gelesen hat, soll sich die vorhergehenden Nummern des „Heiteren Fridolin" besorgen oder nachliefern lassen, damit er die ganze Geschichte beisammen hat.

Fridolin.

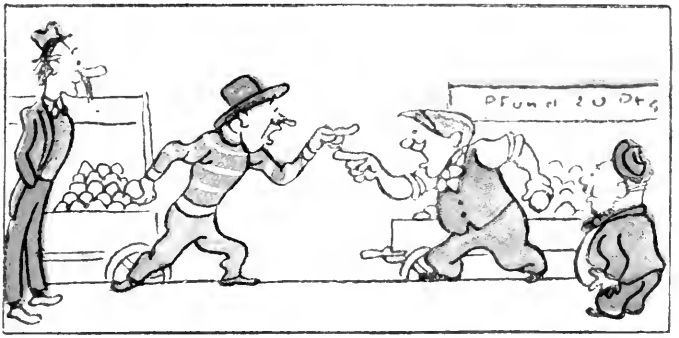
(2. Fortsetzung.)

Nun blieb Mustapha nichts andres übrig, als so schnell wie möglich zurückzureiten und von neuem den Ueberfall der Beduinen abzuwehren. Dann konnte er auf ihren Fersen bleiben und seine Schutzbefohlenen, falls sie in ihre Hände gefallen sein sollten, befreien. Aber noch hoffte er sie in Sicherheit bei der Wasserstelle, die er eiligst mit dem Hauptteil der Karawane erreichen wollte.

Voll Kampfeseifer raste er auf seinem unermüdlichen Fuchs dem Feinde entgegen,

fnen einen Aepfelladen

kurzer Frist
bill'ger ist.
seinen Laden.
ändler schaden.



Zwei Aepfelwagen tu'n nicht gut.
Die Händler kommen schon in Wut.
Sie schelten. Und es kommt zum Streite.
Doch Laatsch und Bommel steh'n beiseite.

der andre: „Schuft!"
die Luft.
züchten,
el zu den Früchten.

So endet denn der Dinge Lauf:
Die beiden machen Obst-Verkauf;
Die Händler stehn und sind verstört,
Weil ihnen gar nichts mehr gehört.

n der Wüste

in der Wüste verirrte. Von Max Kirsch.

und Heghinor, die bei all diesem Treiben fast die Besinnung verlor, eilte wieder hinter ihm her.

Als der Karawanenführer sein Gewehr abfeuerte, war Wartan heftig aufgefahren. Erst wußte er nicht, wo er sich befand, und die engen Wände des Kastens wirkten in der Dunkelheit sehr beklemmend auf ihn. Aber als jenseits des Kamelhöckers die Stimme seiner Mutter ertönte, erinnerte er sich bald an die Geschehnisse vor seinem Einschlafen, und nun beugte er sich heraus, um nach der Ursache des Lärms zu forschen.

„Warum schreien sie denn so sehr da hinten?" fragte er einen Treiber, der unruhig hinter dem Kamel einherschritt und sich immer wieder angstvoll umwandte. Doch kaum hatte er ihn angeredet, schlug der Mann

voll Entsetzen seine Hände über dem Kopf zusammen und lief so schnell er konnte von den Tieren weg in die Dunkelheit. Gleichzeitig tauchte in wallenden Gewändern und mit wehenden Kopftüchern eine Reihe unheimlicher Reiter auf, die stillschweigend auf die Kamele losstürzten und sie mit harten Schlägen von der Straße hinab in die Steppe hineintrieben. Unwillig setzten sich die müden Tiere in Bewegung, aber die Beduinen schonten sie nicht, stachen sie mit spitzen Waffen in die Hinterschenkel, und schließlich trabten die aufgescheuchten Dromedare in wilder Flucht davon.

Als Wartan die Lage erkannte, wollte er um Hilfe rufen. Aber aus lauter Angst vor den gefährlichen Gesellen, die sich mit seinem Kamel beschäftigten, erstarrte ihm jeder Laut in der Kehle, und er verkroch sich einstweilen ängstlich im Dunkel seiner Kiste.

Nach einiger Zeit aber wagte er wieder emporzublicken. Die dunklen Reiter links und rechts waren verschwunden. Doch er sah, wie sie jetzt auf eine Reihe andrer Kamele losschlugen, die hinter dem Leittier einherliefen. Sie wollten sie wahrscheinlich so scheu wie möglich machen, damit die aufgeregten Tiere ihre Flucht in die Steppe hinein allein fortsetzten, denn plötzlich rissen die rohen Burschen ihre Pferde herum und galoppierten zurück.

Als er dies bemerkte, faßte Wartan neuen Mut. Er überlegte, daß er jetzt das Kamel zum Halten bringen mußte, sonst lief es ins Endlose hinein und Mustapha konnte sie nicht wiederfinden. Doch das war keine leichte Sache. Er mußte zuerst versuchen, den Halfterstrick zu erreichen. Mühsam richtete er sich auf und tastete mit der Hand danach. Dabei wurde er aber so heftig hin und hergeworfen, daß ihm Hören und Sehen verging. Er fiel wieder zurück und mußte sich am Sattel festhalten, um nicht herausgeschleudert zu werden.

Endlich brachte er es fertig, den vorderen Sattelknopf zu erreichen. Da sah ihn seine Mutter und sie schrie laut auf: „Was machst du da? Du wirst doch herunterfallen!"

Das steigerte nur die Scheu des Kamels, und als nun Wartan sich ungeschickt mit der einen Hand an der Schultermähne des Tieres festklammerte, fing es wütend zu galoppieren an. Auf einem galoppierenden Kamel aber kann sich keine Last und nur ein sehr sattelfester Reiter halten. So dauerte es nicht lange, da flog das ganze Traggestell in einem hohen Bogen herunter, und das ledige Tier trabte ruhig weiter.

Mit lautem Krach landeten die beiden Kästen am Boden. Aber Wartan hatte das Glück, durch das Verdeck hindurch weich auf seine Kissen zu fallen. Das linderte seinen Sturz. Dennoch brummte ihm der Schädel. Halb bewußtlos blieb er lang ausgestreckt liegen. Dies alles war zu viel für ihn und seine Bequemlichkeit. Doch da beugte sich liebevoll seine Mutter über ihn.

„Hast du dir weh getan?"

„Ich weiß nicht," antwortete Wartan und kletterte aus dem Kasten heraus, hocherfreut darüber, daß auch die Mutter den Fall gut überstanden hatte. Aber noch waren sie nicht in Sicherheit. Wilde Geräusche erfüllten die Nacht, und überall lauerte unsichtbar die Gefahr. Sie sahen sich angstvoll um. Nichts war zu sehen, doch sie wußten, daß sie hier nicht bleiben durften, daß sie irgendwo Deckung gegen die Beduinen suchen mußten, eine geschützte Stelle, an der sie auf Mustapha und seine Hilfe warten konnten.

An allen Gliedern zitternd erforschte Wartan die Umgegend. Nach allen Seiten breitete sich endlos die leicht hüglige, mit kugelrunden Dornenkräutern und harten Disteln bewachsene Steppe aus. Nirgends konnte er ein Gebüsch, einen Stein oder Felsen entdecken, hinter dem sie sich verstecken konnten. Verzweifelt wollte er sein Suchen schon aufgeben, da fiel er fast in eine scharfe Erdspalte hinein, die im Zickzack durch das Gelände lief. Froh lief er schnell zu seiner Mutter zurück, um sie herbeizuholen und mit ihr in diese Rinne hineinzuklettern, die sehr geeignet war, sie den scharfen Blicken der Wüstenräuber zu entziehen.

Bevor sie den Sattel verließ, nahm die vorsichtige Frau alle die Sachen heraus, die sie in ihrem Kasten liegen hatte; Decken, Lebensmittel und auch den Ziegenschlauch mit Trinkwasser. In seinem Eifer, ihr dabei zu helfen, löste Wartan den Futterbeutel des Kamels, der mit Gerste gefüllt am Traggestell hing. Um ihn richtig tragen zu können, band er auch den Halfterstrick ab, der am Kopf des Tieres abgerissen war, und schlang ihn um seine Last.

Dann eilten sie zur Erdspalte, stiegen an einer geeigneten Stelle hinab und harrten auf dem Grund eng aneinandergedrückt auf das Tageslicht, von dem sie Rettung erhofften.

Einige Gewehrschüsse hallten durch die

Die Mutter eilte mit Wartan einer Erdspalte zu, in der sie sich vor den räuberischen Beduinen verstecken wollten.

Nacht. Sie klangen dumpf aus weiter Entfernung.

Es war Mustapha, der sie abgefeuert hatte, als er von neuem auf die Räuber stieß. Ermutigt durch das tapfere Vorgehen ihres Führers hatten die Karawanenleute ihnen diesmal besser standgehalten und sie konnten nun, da er wie ein Rachegott auf der Bildfläche erschien, die Angreifer mit blutigen Köpfen zurückschlagen. Dennoch gelang es den Beduinen wieder, einige Kamele zu rauben.

Mustapha sah ein, daß er hier in der offenen Steppe wiederholte Angriffe auf die Dauer nicht abwehren konnte. Um weitere Verluste zu verhüten, beschloß er, die Karawane so schnell wie möglich an die sichere Wasserstelle zu bringen und von dort aus die Verfolgung der Räuber aufzunehmen.

Ehe sich die Beduinen sammeln konnten, stellte er die Marschordnung wieder her und es gelang ihm, nun seinen Transport ohne weitere Zwischenfälle an den Rastort zu führen. Seine Hoffnung aber, dort die zuerst vermißten Kamele mit Wartan und seiner Mutter anzutreffen, ging leider nicht in Erfüllung. Sie waren spurlos verschwunden.

Doch um die Wasserstelle herum lagerte bereits eine Karawane, die unter starker Bedeckung nach Westen zog. Ihr Führer Hadji Achmed war Mustapha wohl bekannt. Froh, ihn wiederzusehen, begab Mustapha sich sofort in dessen Zelt. Hadji Achmed ruhte gerade auf seinem Lager. Als aber Mustapha im Dunkeln an sein Lager trat, richtete er sich mit einem Ruck empor und griff sofort nach der Waffe, die neben ihm lag.

„Friede sei mit dir!“ beruhigte ihn der ehemalige Kamerad auf langen Wüstenreisen.

Achmed erkannte die Stimme und rieb sich erstaunt die Augen.

„Mustapha, mein Freund, was führt dich her zu dieser Stunde? Komm', setz' dich und sei willkommen!“

„Du mußt mir helfen,“ antwortete der nächtliche Gast. Ein tiefer Groll zitterte in seiner Stimme.

Achmed sprang auf. — „Was ist geschehen?“

Erregt, als sei ihm die größte Schmach widerfahren, erzählte Mustapha die Ereignisse der letzten Stunden.

„Ich muß sofort zurück, den Knaben und die Frau retten. Mein Pferd kann nicht mehr. Gib mir eines deiner ausgeruhten Tiere. Allah wird es dir lohnen.“

Achmed nahm seine Hand. „Was mir gehört, sei dein. Nimm, was du brauchst' Aber gestatte mir, daß ich und meine Leute dich begleiten. Ich habe mit diesen Räubern noch ein Hühnchen zu rupfen. Auch mir haben sie vor Jahren an der gleichen Stelle

Kamele weggetrieben und dabei einen meiner besten Männer getötet. Der türkische Kommandant von Nessibin hat damals mit seinen Truppen eine Strafexpedition gegen sie unternommen. Das scheinen die Räuber mittlerweile vergessen zu haben. Doch komm, wir wollen eilen!"

Er trat vor das Zelt und rief seine Treiber. Dann machte er sich fertig, nahm sein Gewehr und ging mit Mustapha zu den Pferden. Jemand lief hinter ihnen her. Achmed merkte es zuerst und wandte sich um. Höchst verwundert sah er ein kleines Mädchen vor sich stehen.

Es war Heghinor, die Mustapha bis zum Zelt gefolgt war, die ganze Unterredung mit angehört hatte und sich nun den Männern anschließen wollte. Mustapha glaubte, sie sei bei der Karawane, wo er sie der Obhut des alten Treibers Hussein anvertraut hatte. Der war sehr um sie besorgt gewesen und hatte ihr zwischen seinen Lasten ein weiches Lager von Decken und Fellen bereitet, aber in ihrer Angst um Wartan hatte sie sich heimlich erhoben und war hinter dem Karawanenführer hergelaufen. Nun stand sie da, wie auf frischer Tat ertappt.

„Was willst du?" fragte Mustapha ein wenig erzürnt, „warum bist du nicht bei Hussein geblieben?"

„Ich wollte dir helfen, nach Wartan zu suchen."

Achmed hatte seine Freude an der kleinen Heghinor. „Das ist ja ein tapferes Mädchen!" meinte er belustigt. Aber Mustapha nahm sie auf seine Arme und wollte sie zu seinen Leuten zurücktragen.

„Das geht nicht, mein Kind," sagte er so sanft wie er nur konnte, „du fällst doch um vor Müdigkeit und hältst uns nur auf. Komm, schlafe lieber. Du hast es nötig."

„Bring' sie in mein Zelt!" schlug Achmed vor, „da ist sie am sichersten." Er eilte voran und breitete seine Decken aus. Mustapha trug Heghinor in das Zelt, legte sie auf das Lager und wickelte sie sorgsam in die Decken ein. Das tat Heghinor sehr wohl, und sie fand, daß es so schöner sei, als auf einem fortwährend galoppierenden Pferde oder in dem auf und ab wogenden Tragkasten eines Kamels zu sitzen. Als aber die beiden Männer schnell wieder das Zelt verließen, versteckte sie das Gesicht in den Kissen und weinte voll Sorgen um ihren Spielgefährten und seine gute Mutter. Doch bald erlöste sie der Schlaf von allem Kummer.

Inzwischen hatten sich die Leute Achmeds und die mutigsten Männer von Mustapha bereit gemacht. Begierig, sich an den verhaßten Räubern zu rächen, versahen sie sich mit Waffen und Munition und sprangen auf ihre Pferde. Die ausgeruhten Tiere sprengten von selbst los, und so trabten die Männer hinter den beiden Führern voll Kampfeslust in die Steppe hinein. Es dämmerte bereits, als sie aufbrachen. (Fortsetzung folgt.)

Als der große Geist die Menschen schuf.

Nach einer alten indianischen Sage.

Als Manitu, der große Geist, die Menschen schuf, so erzählen die Indianer, sagte er zu den Engeln: „Steckt sie in den Backofen und laßt sie darin backen, damit sie Farbe bekommen." Die Engel schliefen aber beim Backen ein und als sie den ersten Menschen aus dem Ofen holten, war er ganz schwarz angebrannt. — „Macht nichts," sagte der große Geist, „da machen wir einen N e g e r draus; aber beim nächsten müßt ihr schon besser aufpassen." — Die Engel paßten so gut auf, daß sie den nächsten Menschen aus dem Ofen holten, bevor er recht gar geworden war. — „Schadet nichts," sagte Manitu, „aus d e m Menschen werden wir das B l e i c h g e s i c h t machen. Und jetzt paßt

„So will ich den Menschen haben," sprach der große Geist.

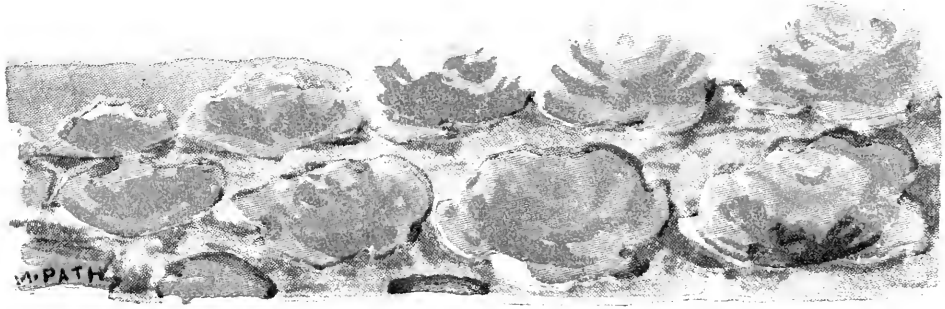
ich selber auf den Backofen auf." — Und als der dritte Mensch von den Engeln herausgezogen wurde, war er schön ringsherum braunrot gebacken. — „So ist es richtig," sprach der große Geist, „so will ich den Menschen haben!" Und so war die R o t h a u t erschaffen worden.

1. Der Zaunlattich wächst als ein unscheinbares Unkraut an Wegrändern. Aber vor vielen tausend Jahren kamen die Menschen auf den Gedanken, den Zaunlattich in fetten, nahrungsreichen Boden zu verpflanzen, und da verwandelte er sich.

Wie der Salat „erfunden" wurde

Der Stammvater des Kopfsalats wächst als unscheinbares Unkraut an den Wegrändern.

In der Urzeit haben die Menschen wildwachsende Gewächse gegessen wie die Tiere. Fanden sie nun ein Gewächs besonders schmackhaft, so trachteten sie danach, daß sie es leicht und immer wieder erlangen konnten. Sie machten die Beobachtung, daß zur Wiedererneuerung der Pflanze nur ein Samenkorn zur Erde zu fallen brauchte; das gab ihnen den Gedanken ein, die Pflanze anzusäen. So wurde der Ackerbau erfunden. Und noch eine andre Beobachtung machten die Menschen nach einiger Zeit: Die gesäte Pflanze entwickelte sich in gutem Erdboden üppiger als an ihrem natürlichen Standort, der oft sehr steinig und nahrungsarm war. So sind aus einfachen Grasarten die Getreide entstanden. Auch unser Gemüse ist auf solche Weise gezüchtet worden. Die Stammpflanze des Salats z. B. ist der Zaunlattich. Als man diese schmalblättrige, an Wegrändern wild wachsende Lattichart in den fruchtbaren Boden des Gartens versetzte, änderte sie ihren Wuchs und wurde im Lauf der Zeit zum kugelrunden Kopfsalat, den wir gern verspeisen.



2. Im Lauf der Zeit entwickelte sich der Zaunlattich in der fetten, nahrungsreichen Gartenerde durch die Kunst des Gärtners zum kugelrunden Kopfsalat.

Herr Litfaß und Herr Havelock

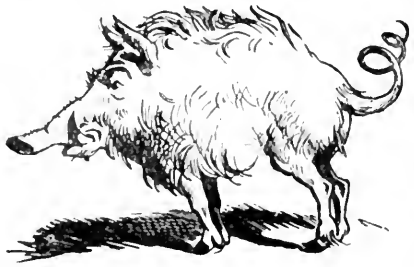
Der Havelock ist ein weiter Mantel mit Pelerinenkragen; er heißt nicht so nach dem Schneider, der ihn geschaffen hat, sondern nach dem britischen General Henry Havelock, der den Mantel in Indien einem gefangenen Sikh-Krieger abguckte. Wer denkt noch heute an ihn, wenn er einen Havelock trägt? Wer denkt an den französischen Architekten Mansard, wenn er in einem Dachzimmer haust, das nach seinem Erfinder Mansarde heißt? — Auf der Straße stehen Litfaß-Säulen, über und über mit Plakaten beklebt. Sie haben nichts mit einem Faß zu tun, sondern mit Herrn Litfaß, der als erster in Berlin Reklamesäulen aufstellte. — Wenn man mit jemand, der etwas verbrochen hat, nicht mehr verkehrt oder keine Ware mehr von ihm kauft, so „boykottiert" man ihn. Der erste Mensch, der boykottiert wurde, hieß eben Herr Boykott, war Gutsverwalter in Irland und machte sich durch übermäßige Strenge verhaßt. — Das Saxophon, dessen Gedudel heute in keiner Tanzkapelle fehlt, stammt nicht etwa aus Sachsen, wie man meinen könnte; es ist eine Erfindung des Herrn Sax, der bereits Ende des vergangenen Jahrhunderts das Instrument erfand, aber verarmt starb, weil damals kein Mensch auf seinem Saxophon spielen wollte.

Neulich sagt der Gusti zu mir: „Du, Onkel Toldi, du siehst aus wie ein Löwe." — „Was," sage ich, „ich sehe aus wie ein Löwe? Hast du denn überhaupt schon einen Löwen gesehen?" — „Gewiß, Onkel," antwortet Gusti, „unser Nachbar hat doch einen vor seinem Wagen." — „Junge, Junge," rief ich, „bist du dumm! Das ist doch ein Esel!" — „Stimmt, Onkel," sagt der unverschämte Bengel, „aber es ist mir lieber, du sagst es selber."

*

Das Allerneueste von Schlupp: Er kann seit gestern — richtig sprechen! Gestern früh sagte ich zu ihm: „Schlupp, soll ich dir eine neue Hütte bauen?" Und gleich hat er geantwortet: „Bau! Bau!"

Ein Schwein, das es den Menschen recht machen wollte



Um gute Menschen satt zu machen,
Beschloß das Schwein,
Sich schleunig auf zur Stadt zu machen.

So ging es aus dem Wald und kam
Zur Stadt herein
Und wurde dick und wurde zahm.

Doch um der Welt noch mehr zu munden,
Beschloß das Schwein,
Sich immer mehr und mehr zu runden.

Durch Kochen wird nur Zeit verloren.
Das Schwein, wie fein,
Wird drum bald gleich als Wurst geboren.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — a — a — al — an — be — bi — bi — boot — che — ci — cog — de — de — des — di — du — ei — el — en — en — erb — fet — gan — ge — gel — gel — ges — gra — hei — hu — i — in — in — irr — jo — kampf — ke — kel — kun — le — li — licht — mitt — mo — nac — ne — ne — ne — ne — neh — neis — nel — nus — o — phie — rin — ring — rung — se — se — se — see — sel — sel — sie — taf — tau — te — ter — ter — u — un — ur — wie — woch

sind 31 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Vers ergeben. (ch gilt als ein Buchstabe.) Die Wörter bedeuten: 1. biblischen Volksstamm, 2. altertümlichen Krug, 3. Stoffart, 4. Lichterscheinung auf Sümpfen, 5. Erdkunde, 6. Landzunge, 7. Vogel, 8. Teil des Baums, 9. Land in Asien, 10. Blume, 11. Briefverschluß, 12. deutschen Fluß, 13. Baum, 14. Kriegsschiff, 15. Hülsenfrucht, 16. Propheten, 17. Gerät zum Fischen, 18. deutschen Dichter, 19. Sportart, 20. Fluß in Indien, 21. Wasservogel, 22. Wüstenbewohner, 23. Schlingpflanze, 24. geographische Bezeichnung, 25. Stadt in Frankreich, 26. Maurergerät, 27. Gebirge in Deutschland, 28. Marderart, 29. hellenischen Staatsmann, 30. Zeitbestimmung, 31. Wochentag.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 5.

1. Meineid, 2. Odem, 3. Rotor, 4. Gudrun, 5. Elegie, 6. Nadel, 7. Kanne, 8. Irrwisch, 9. Nase, 10. Dürre, 11. Eindecker, 12. Rune, 13. Weintraube, 14. Ingwer, 15. Radio, 16. Dörrobst, 17. Sirup, 18. Werner, 19. Augsburg, 20. Saffian, 21. Georgine, 22. Engerling, 23. Brause, 24. Ebene.

Morgen, Kinder, wird's was geben,
Morgen, Kinder, werden wir uns freun.

Fridolins Lachkabinett

„Warum habt ihr denn den armen kleinen Otto über und über mit Senf beschmiert?"

„Wir spielen Menschenfresser, Mutter, und Otto soll gefressen werden!"

*

Tante: „Na, Werner, ich habe gehört, du singst jetzt. Gehörst du einem Knabenchor an oder einem gemischten Chor?"

Werner: „Einem gemischten, aber wir sind nur Knaben."

Tante: „Dann ist es doch kein gemischter Chor."

Werner: „Doch, einige können singen, und einige nicht."

„Iß nicht so hastig," sagt Max zu Paul beim Mittagessen. „Erstens ist es unappetitlich, zweitens hast du nicht den richtigen Genuß vom Essen und drittens ißt du mir alles weg."

*

Emil: „Großvater, hast du Zähne?"

Großvater: „Nein, ich habe sie schon alle verloren."

Emil: „Dann kannst du mir mein Schinkenbrot halten, solange ich spiele!"

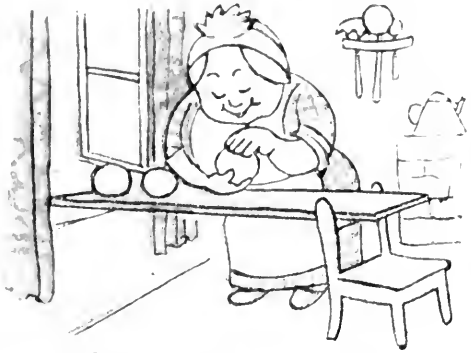
*

Kunde: „Ich möchte ein Zugpflaster."

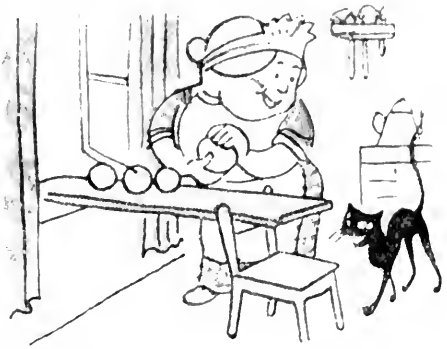
Apotheker: „Wollen Sie eins hinter die Ohren?"

Kunde: „Was fällt Ihnen denn ein, Sie unverschämter Flegel!"

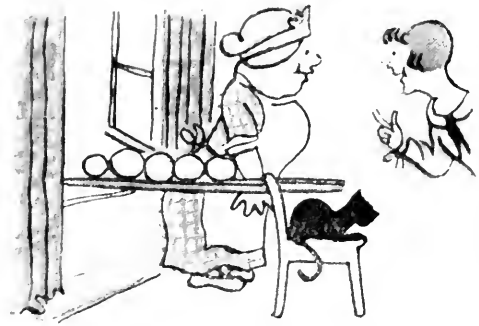
Die verschwundenen Klöße



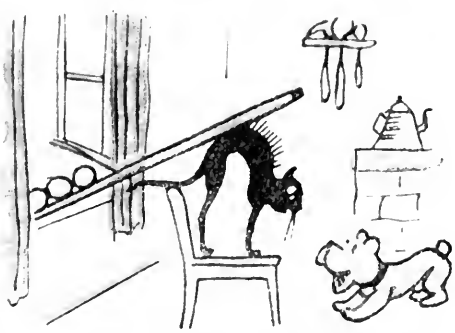
Die Köchin Minna macht heut' Klöße
Von beinah' riesenhafter Größe.
Sie pflegt sie mit der Hand zu runden,
Weil sie dann stets besonders munden.



Da schleicht die Katze Miez herein.
Für Klöße ist sie nicht — o nein!
Die Köchin Minna aber steht
Und dreht die Klöße, dreht und dreht.

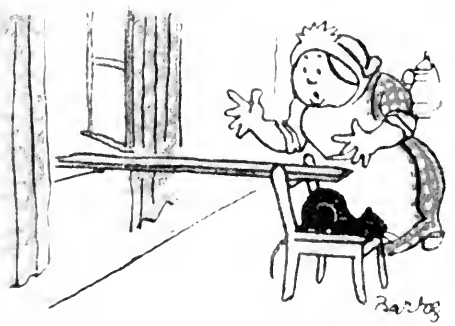


Von dem Bereiten leckern Schmauses
Ruft sie nun ab die Frau des Hauses.
Miez hat sich in den Stuhl geschmiegt,
Auf dem das Brett mit Klößen liegt.



Da springt der Moppel Kläff herein,
Mit kurzem Schwanz und kurzem Bein.
Man knurrt sich an. Die Augen grollen.
Das Brett wird schräg. Die Klöße rollen.

Hier sitzt Herr Freundlich guter Dinge
Und harrt, daß man das Essen bringe.
Da rollt es plötzlich durch das Fenster.
Fast glaubt Herr Freundlich an Gespenster.



Die Köchin Minna kommt und steht:
Sind denn die Klöße fortgeweht?
Wie war denn das nur möglich? Zieht's?
Doch harmlos schweigt die Katze Miez.

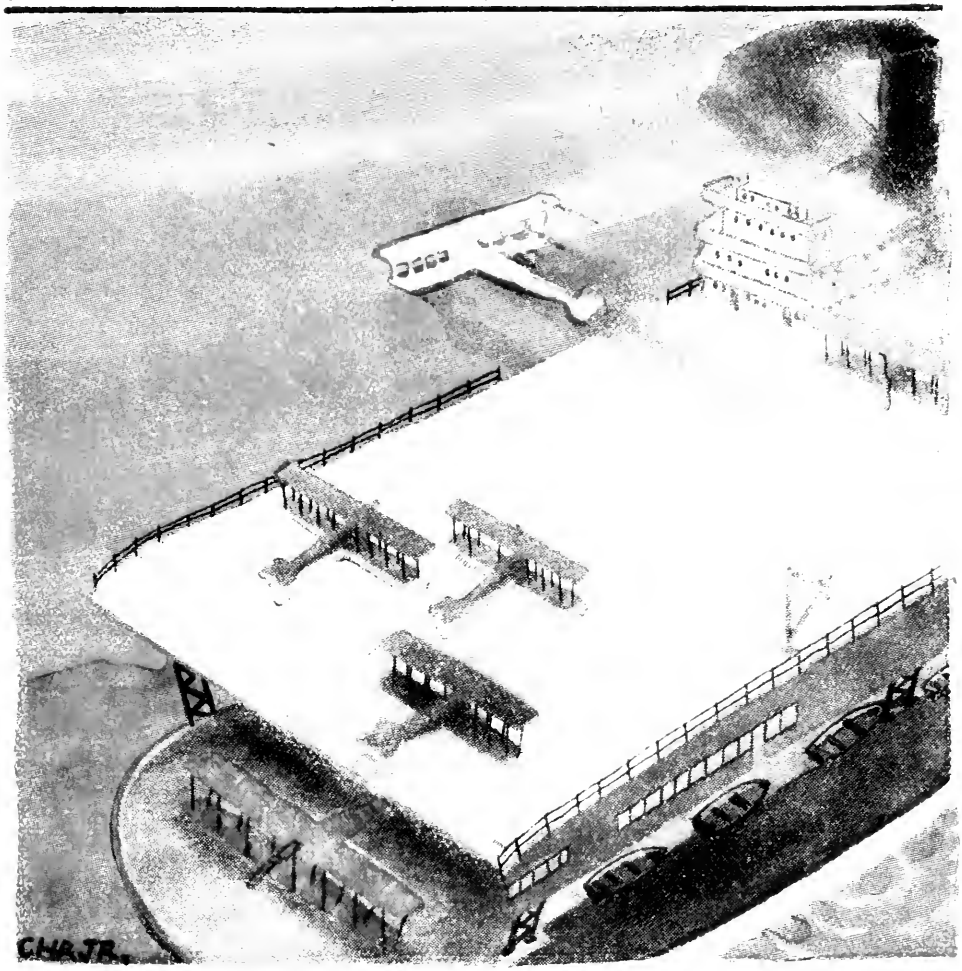
Herausgeber: Peter Pfeffer, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: W. W. Bechtle, Berlin. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 8. 6. Jahrgang. 1. Januarheft.
Berlin.

Preis 15 Pfennig.

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL SPASS UND ABENTEUER



Bald werden wir in 24 Stunden nach Amerika fliegen! Unterwegs können die Flugzeuge auf einem Flugzeug-Mutterschiff landen und Betriebsstoff einnehmen. (Zu dem Artikel auf S. 4.)

Laatsch und Bommel ergreifen einen Beruf!

1. Laatsch und Bommel wurden in einem Warenhaus als Hunde-Aufbewahrer angestellt.

Jetzt sieht man sie erschrocken
steh'n;
Was gibt es denn? Was ist
zu seh'n?
Es naht ein wahrer Hunderiese,
Den führt die winzig kleine
Liese:

2. Da kam ein kleines Mädchen und brachte einen ungeheuren Bernhardiner namens Hektor.

*

Wie sehen Laatsch und
Bommel aus?
Sie sind Portiers im Waren-
haus.
Sie grüßen höflich alle
Kunden,
Und wachen treu bei ihren
Hunden.

3. Hektor aber wollte dem kleinen Mädchen nach

4. Der Hund zog Laatsch und Bommel am Strick hinter sich her.

„Paßt nur auf meinen Hund gut auf!“
Sie tritt ins Haus zu einem Kauf.
Den Hund zu halten ist recht schwer.
Er möchte hinter Liese her.

Er springt — er zieht — er regt die Beine,
Den Bommel schleift er an der Leine.
Nichts hält ihn — nicht mal der Direktor.
Durch alle Lager rast der Hektor.

Da ist ja Liese. Und ihr Mund
Spricht sanft nur: „Kusch!“ Schon kuscht der Hund.
Ein Kind siegt über Hundelaunen.
Und Laatsch und Bommel steh'n und staunen.

5. Da drehte sich das kleine Mädchen um und sagte: „Kusch!“

Angsthans und der Zauberstein

Eine kleine Geschichte zum Nachdenken.

Es war einmal ein Junge; Hans hieß er, aber man nannte ihn immer „Angsthans". Auch Jungen, die schwächer waren als er, liefen hinter ihm her und warfen ihn mit Schneebällen, weil er sich niemals wehrte. Und er rannte, daß die Bücher in seiner Schulmappe tanzten.

Eines Tages langte er keuchend bei seiner Haustür an und — stand seinem Todfeind Karl gegenüber. Der hatte dem Angsthans hinter der Haustür aufgelauert. „Warte," schrie Karl, „jetzt wirst du verhauen wie noch nie!" Und er knuffte den Angsthans gleich in die Seite. Angsthans wimmerte: „Laß mich gehen, lieber Karl, dann schenke ich dir ein Buch." — „Was für ein Buch?" fragte Karl. — „Es sind farbige Bilder drin," sagte Angsthans eifrig. „Ich hole es dir herunter!" — „Hoho!" lachte Karl, „da könnte ich lange warten, bis du mit dem Buch herunterkommst. Dann mußt du vorher schwören!" Angsthans schwor auf der Stelle. Da ließ ihn Karl los; Angsthans ging hinauf und brachte nach fünf Minuten das Buch wirklich herunter. Aber am Tag darauf packte ihn der Karl schon wieder und schrie: „Auf der Stelle bringst du mir deinen Roller!" Angsthans holte den Roller. Aber Karl war noch nicht zufrieden; am nächsten Tag wollte er eine Schachtel mit Bleihusaren haben, und dann die Briefmarkensammlung. Angsthans getraute sich jetzt nicht mehr durch die vordere Haustür, sondern schlich hinten herum durch den Hof und den Keller. Aber Karl erwischte ihn doch.

An einem Abend saß Angsthans auf der Kellertreppe und heulte. „Warum weinst du, Kleiner?" fragte eine Stimme. Hans blickte erschrocken auf und sah vor sich die alte Waschfrau. „Huhuhuhuu!" schluchzte er. „Nun, erzähle!" sagte die alte Frau und setzte sich zu ihm. Und da erzählte ihr Hans alles. „Nun," sagte die Frau, „helfen könnte ich dir schon . . . Ich habe ein Mittel, weißt du!" — „Was für ein Mittel?" fragte Hans. — „Es ist ein geheimes arabisches Zaubermittel," sagte die alte Frau, „ein kleiner Stein, der jedem, der ihn in den Mund nimmt, Riesenkräfte gibt. Ich will ihn dir auf ein paar Tage leihen." Wirklich, am nächsten Morgen hatte die alte Frau den Stein mitgebracht. „Also — in den Mund nehmen und drauflos auf den Feind! Und keine Angst! Der Stein hilft sicher!" sagte sie.

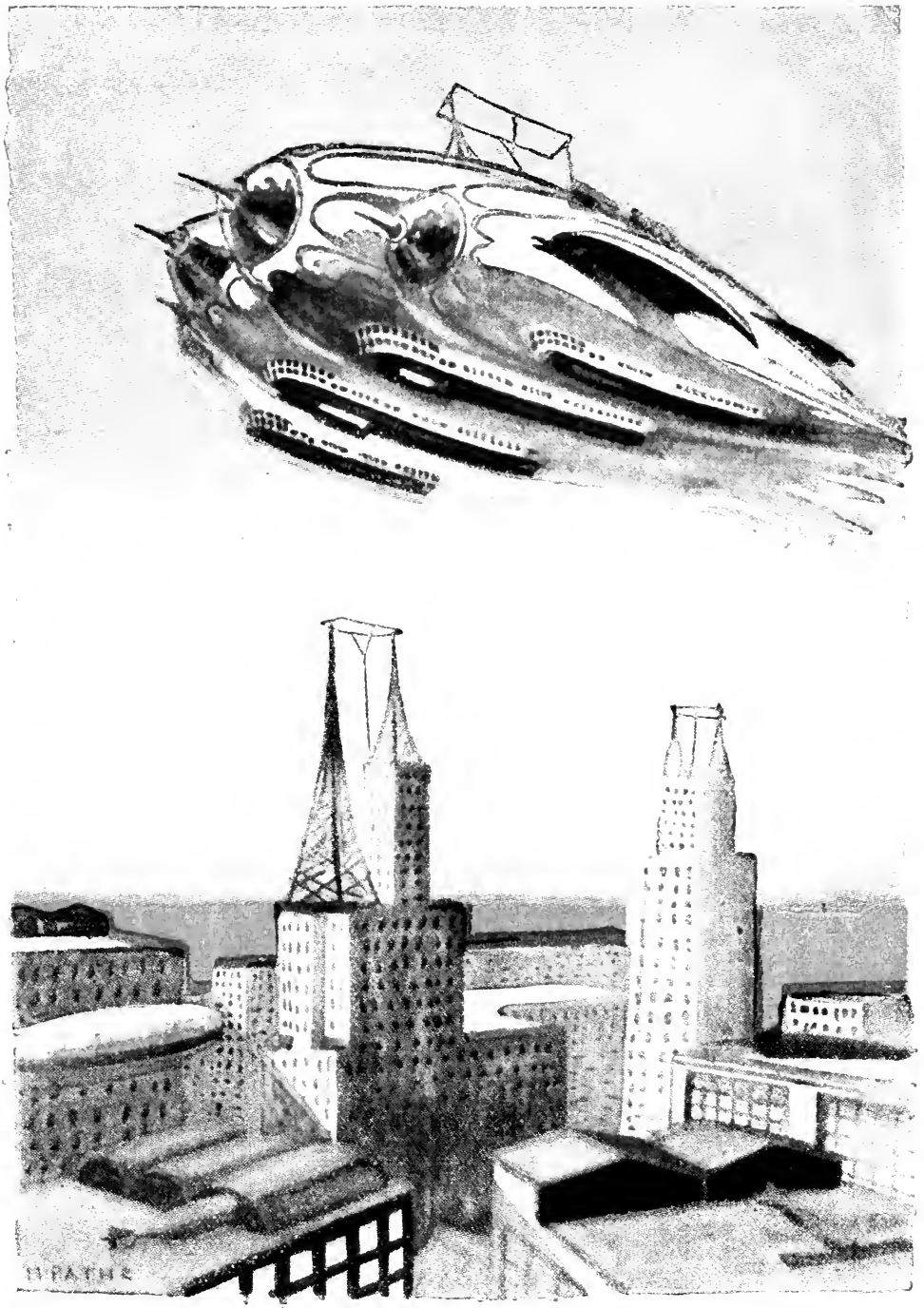
An diesem Tag fiel Karl den Angsthans mitten auf der Straße an. „Augenblicklich bringst du mir deine Dampfmaschine, oder . ." Klatsch! hatte er ein Backpfeife weg. Und ehe er sich von seinem Staunen erholt hatte, ging Angsthans von neuem auf ihn los und verhaute ihn fürchterlich. „Auaa!" brüllte Karl, „laß mich los! Ich bringe dir deine Sachen wieder." Reden konnte Hans nicht, weil er den Zauberstein im Mund hatte. Stumm ging er davon. Kaum war er zu Hause, da klingelte es, und als er aufmachte, hörte er polternde Schritte unten im Treppenhaus, und vor der Glastür lagen alle Sachen, die er dem Karl hatte geben müssen.

Eine Woche später brachte Hans der Waschfrau den Zauberstein zurück. „Ich danke schön," sagte er, „jetzt brauche ich ihn nicht mehr. Keiner getraut sich mehr an mich heran." — „So, so," sagte die alte Frau, „ja, dann wirf ihn nur weg." — „Den wertvollen Stein?" rief Hans. „Es ist ein ganz gewöhnlicher Kiesel," lächelte die Frau, „wertvoll wurde er ja nur, weil du dir selber das ausgeredet hast, was dich schwächer als deinen Feind machte — die Angst!"

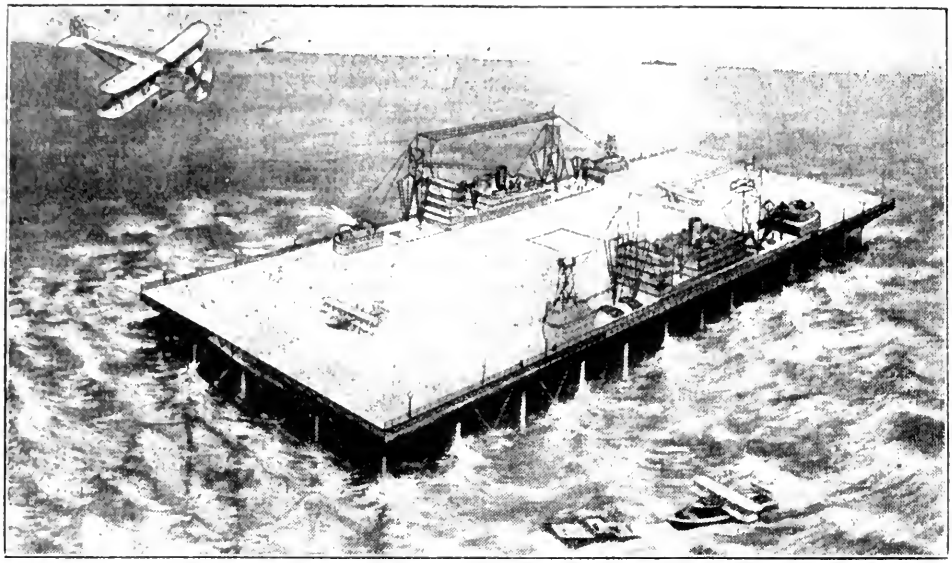
In 24 Stunden nach Amerika!

Was früher nur ein Traum war, wird heute im Zeitalter der Luftschiffe und Flugzeuge bald zur Wirklichkeit werden.

Groß war die Begeisterung in der ganzen Welt, als im Oktober vor zwei Jahren das deutsche Luftschiff Z. R. III von Deutschland nach Amerika flog. In 82 Stunden hatte der riesige Zeppelin die gewaltige Strecke von 8000 Kilometern zurückgelegt. Diese Fahrt war der Beweis dafür, daß eine Luftverbindung zwischen Europa und Amerika möglich ist, was man früher für ein Hirngespinst hielt. Ueberall in der Welt arbeiten heute die Erfinder daran, Luftschiffe zu entwerfen, die gleich den schwimmenden Ozean-



In 24 Stunden nach Amerika! Auf solchem Riesenluftschiff, das aus vier selbständigen Luftschiffen zusammengesetzt ist, wird man künftig von Europa nach Amerika fliegen.



Eine schwimmende Zukunfts-Flugstation im Meer: In gewissen Abständen sollen im Atlantischen Ozean große schwimmende Landungsplätze verankert werden, auf denen die Flugzeuge unterwegs landen und sich mit neuem Betriebsstoff versehen können. Heute dienen zu diesem Zweck die großen Flugzeug-Mutterschiffe. (Auf der ersten Seite ist eins abgebildet.)

riesen mit einer großen Zahl von Fahrgästen, mit Post und Gepäck, in noch viel kürzerer Zeit als Z. R. III die Weltteile verbinden sollen. Auf dem Bild ist eines zu sehen, das eigentlich aus vier einzelnen Luftschiffen besteht. Aehnlich wie D-Zugwagen sind sie zusammengekuppelt, nur nicht wie diese hintereinander, sondern nebeneinander. Auf diese Weise kann man mit großer Sicherheit durch die Luft reisen; sollte auf einem der vier Luftschiffe ein Unglück geschehen, z. B. die Maschinenanlage versagen, das Gas ausströmen, Feuer ausbrechen, so können die bedrohten Fahrgäste auf die andern Schiffe gebracht werden. Der beschädigte Schiffskörper kann dann, wenn es nötig ist, einfach abgekuppelt und seinem Schicksal überlassen werden. Trifft das Luftschiff nach der Fahrt über den Ozean am Ziel ein, so werden nach der Landung die einzelnen Teile des Schiffes voneinander gelöst, und jedes von ihnen kann seinen Weg nach verschiedenen Richtungen selbständig fortsetzen. Wenn etwa in New York der Hauptluftshafen sein sollte, so wird eines von den Luftschiffen nördlich nach Kanada, eines westlich quer über das nordamerikanische Festland nach San Francisco, eines südlich nach Mexiko weiterfliegen. Vor der Rückreise nach Europa vereinigen sich die Schiffe im Hauptflughafen und werden wieder zu einem einzigen riesigen Ueberfee-Luftschiff zusammengekuppelt. Noch schneller als die Luftschiffe sind die Flugzeuge. Der deutsche Ingeniör Rumpler ist jetzt bei der Arbeit, ein Riesenflugzeug für den Flug über den Atlantischen Ozean zu bauen. Als Zwischenlandungsstellen für die Flugzeuge dienen heute die Flugzeug-Mutterschiffe. Sie haben ein großes freies Flugdeck, auf dem die Flugzeuge landen und abfliegen können (seht euch das Bild auf der ersten Seite an!). Später werden mitten im Ozean große schwimmende Flughäfen für Luftfahrzeuge erbaut werden. Dort werden Wetterstationen sein, die in Funkverbindung mit den Luftschiffen stehen. Dort wird es auch Reparaturwerkstätten für die Flugmotoren, Proviantlager, Tankanlagen für Benzin und Oel, Behälter zum Nachfüllen von Gas und Speiseräume für die umsteigenden Flugreisenden geben. Scheinwerfer und Blinkfeuer werden bei Nacht und Nebel den „Amerika-Flugomnibussen" die Richtung zeigen. Es wird nur noch wenige Jahre dauern, dann können wir in 24 Stunden von Europa nach Amerika fliegen, und bald wird es auch großartige Rundflugreisen um den ganzen Erdball geben.

Welches ist das stärkste Tier?

Das stärkste Tier ist der Wal, nach ihm kommen Elefant, Nashorn, Büffel, Löwe, Gorilla, Bär und Tiger.

Von Dr. Adolf Heilborn.

Die Tiere messen nicht wie unsre Boxer, Läufer oder Schwimmer ihre Kraft miteinander, sondern, wenn sie je miteinander ringen, so gilt es einen Kampf um Leben oder Tod, um Fressen oder Gefressenwerden. Unsre Tiersage bezeichnet den Löwen als den Gebieter der Tiere. Gewiß, er ist ein majestätisches Tier, vor dessen Gebrüll die Tiere in der afrikanischen Steppe zittern. Aber im Kampf mit dem Elefanten, dem Nashorn oder dem Büffel ist er machtlos. Der Elefant

Der Tiger ist vielleicht das gefährlichste, aber lange nicht das stärkste unter den großen Tieren.

Der Gorilla besitzt ungeheure Kraft in den Arm- und Schultermuskeln, würde aber, wenn es zu einem Kampf kommen sollte, dem Ansprung des Löwen wahrscheinlich erliegen.

kann ihn mit dem Rüssel packen und in die Luft schleudern und dann mit den Riesensäulen seiner Beine zerstampfen; das Nashorn könnte ihn mit seinem Horn zu Tode spießen. Auch der mächtige afrikanische Büffel ist stärker als der Löwe und nimmt den Kampf mit ihm auf. Wahrscheinlich aber würde der Löwe mit einem gewaltigen Urwaldriesen fertig werden: mit dem Gorilla. Dieser riesige Menschenaffe, der bis 1,70 Meter lang wird, kann zwar mit einem Faustschlag den Schädel eines Menschen zerschmettern, dem Ansprung des Löwen jedoch würde er erliegen. Der Löwe erreicht eine Körperlänge von über 2 Metern bei einer Höhe von

und einem Meter; der Tiger, der nirgends mit ihm zusammen vorkommt, wird etwa ebenso lang und hoch. Der Bär erreicht die gleiche Körperlänge bei einer Schulterhöhe von einem Meter; er ist bei weitem das stärkste europäische und amerikanische Raubtier. Der Bär, namentlich der riesenstarke amerikanische Grislybär, vermag ein von ihm geschlagenes Rind in den Vorderbranten aufrechtgehend davonzutragen. Das machen ihm die Katzenraubtiere nicht nach; sie tragen ihre Beutetiere im Rachen davon und können auch wohl mit einer Ziege oder einem Schaf über mannshohe Zäune springen. Der Bär ist ein gewandter Läufer; er läuft weit schneller als der Mensch. Löwe und Tiger laufen nicht, sondern springen. Darin sind sie wirklich Meister; der Afrikaforscher Schillings hat einmal bei einem Löwen Sprünge von 8 Metern Länge beobachtet. Von dem uns so plump erscheinenden, über 3 Meter langen und anderthalb Meter hohen Nashorn sagt Schillings, es sei „ein athletenhaft gewandtes Tier"; den laufenden Elefanten kann man nur auf einem Rennpferd einholen. Diese Riesen nähren sich nur von Pflanzenkost. Ein ausgewachsener Elefant kann 3½ Meter lang und 4 Meter hoch werden. Wie die Römer bei ihren Zirkus-Tierkämpfen beobachteten, packt der Elefant den Tiger mit dem Rüssel, würgt ihn so und zerstampft ihn schließlich mit den Beinen. Er ist also sicher viel stärker als der Tiger und der Löwe und auch der Bär. Im Eismeer lebt

Der Elefant ist das stärkste von allen auf dem Land lebenden Tieren. Er kann ein Gewicht von 50 Zentnern mit dem Rüssel vom Boden aufheben.

Welches Tier ist das stär
über alle Tiere gesetzt, aber in
als er, und auch der Büffel nim

aber ein Tier, das noch viel g
reicht ein Gewicht von 200 Zi
Rachen könnte ein kleines Boot
Schwanzflosse kann er ein starl
unter allen Tieren, nur kann
Gebrauch machen, denn er hat
verschlucken kann. Außer dem
tiger und schneller als der Me
Waffen und Fahrzeuge erfinden
und so ist in Wahrheit der Me

In der Dichtung wird zwar der Löwe als Gebieter
t sind die großen afrikanischen Dickhäuter viel stärker
ampf mit dem Löwen auf und gewinnt ihn meistens.

ıd schwerer als der Elefant ist: der Wal. Er er-
der einer Herde von 50 Elefanten und in seinem
Platz finden! Mit einem einzigen Schlag seiner
ängerboot zertrümmern. Der Wal ist das stärkste
. seiner gewaltigen Kraft eigentlich gar keinen
engen Schlund, daß er nur ganz kleine Seetiere
n hat er keinen Feind. Alle diese Tiere sind kräf-
er das hochentwickelte Gehirn ließ den Menschen
e Tiere an Kraft und Geschwindigkeit übertreffen,
stärkste Geschöpf.

Der Bär ist das stärkste europäische und amerikanische Raubtier. Er kann ein Rind, das er geschlagen hat, aufrecht gehend in den Vorderbranten davontragen.

ROBINSON in der Wüste

Die abenteuerliche Geschichte eines Jungen, der sich in der Wüste verirrte.

Von Max Kirsch.

Freunde, heute beginnt die 3. Fortsetzung der Erzählung vom Robinson in der Wüste. Wer den Anfang nicht gelesen hat, soll sich die vorhergehenden Nummern des „Heiteren Fridolin" besorgen oder nachliefern lassen, damit er die ganze Geschichte beisammen hat.
Fridolin.

3. Fortsetzung

3. Kapitel.

Wie Wartan mit seiner Mutter floh, und wie es den Räubern erging.

Zur gleichen Stunde stieg Wartan zum Rand der Erdspalte empor, um im ersten Morgenlicht Ausschau zu halten. Er sah mehrere Kamele, die in einiger Entfernung in aller Ruhe weideten. Die meisten hatten ihre Lasten abgeworfen. Sonst war nichts zu entdecken, und Wartan überlegte, ob er nicht aus dem Loch heraussteigen und eines der Kamele einfangen sollte, um damit zur Karawanenstraße zurückzureiten. Aber die üblen Erfahrungen der Nacht hatten ihn im Umgang mit diesen Tieren etwas ängstlich gemacht. Auch seine Mutter wollte nichts davon wissen.

„Wir wollen uns lieber hier versteckt halten," meinte sie, „bis Mustapha kommt, um nach uns und seinen Kamelen zu sehen. Wenn wir uns zu früh zeigen, können die Bösewichter über uns herfallen. Man weiß nicht, wo sie stecken, aber mit einemmal sind sie da."

Sie hatte recht, denn kaum hatte sie dies gesagt, da bemerkte Wartan, wie eine Anzahl Männer anscheinend aus der Bodensenke herausstiegen. Sie umkreisten die Kamele, fingen sie ein und bürdeten ihnen die Lasten wieder auf.

Erst glaubte Wartan, es seien die Treiber von Mustapha, aber an der Tracht und dem Gebaren der wilden Gestalten mußte er bald bemerken, daß es die Räuber waren. — Sie schienen sich hier vollkommen sicher zu fühlen. Ohne sich sonderlich dabei zu eilen, ernteten sie jetzt die Früchte ihres nächtlichen Ueberfalls.

Mit wachsender Furcht verfolgte Wartan ihr Treiben. Beim Einsammeln der Lasten kamen die Beduinen immer näher an das Versteck heran. Bald würden sie bei dem abgeworfenen Tragsattel sein und vielleicht ihre Spuren entdecken. — Dann war es um sie geschehen.

In schlotternder Angst kroch er wieder hinab.

„Mutter, Mutter! Sie kommen!"

Die Frau überzeugte sich von der Gefahr, in der sie schwebten. Voll Sorge suchte sie nach einem Ausweg. — Hinter ihnen dehnte sich die Erdspalte in einer günstigen Richtung aus. Wenn sie darin entlangliefen, entfernten sie sich von den Räubern.

Sie zauderte nicht lange, nahm ihre Sachen zur Hand und eilte voran. Wartan ergriff seinen Futterbeutel und klammerte sich an die Mutter an. Meist war die enge Erdspalte so tief, daß sie aufrecht darin laufen konnten, aber an einigen Stellen mußten sie auf allen Vieren kriechen, um nicht über den Rand emporzuragen und so gesehen zu werden. Das war für Wartan eine sehr anstrengende Geschichte. Er ächzte und stöhnte. Aber diesmal konnte seine Mutter, eine einfache Bauerntochter aus Armenien, die sich in ihrer Jugend bei harter Feldarbeit hatte plagen müssen, keine Rücksicht auf seine Bequemlichkeit nehmen. Rastlos zog sie ihn vorwärts, bis sie wieder ein tieferes Loch erreichten, in dem sie sich etwas erholen konnten. Erschöpft machten sie Halt.

Da hörten sie ein lautes Geschrei. Erst duckten sie sich, aber dann wagten sie es doch, nach der Ursache dieses Lärms zu forschen. Durch die Dornenbüsche am Rand der Spalte konnten sie unbemerkt umhersehen. Zu ihrem Entsetzen sahen sie die Räuber um den leeren Sattel stehen und einen von ihnen, der schon über dem Erdspalt stand, nach unten deutete und die andern herbeirief. Er hatte ihre Spur gefunden.

Vor Schreck fast gelähmt, kauerten sie sich nieder. Doch der Gedanke, die gefährlichen Wüstensöhne jeden Augenblick über sich auf-

Die Flüchtlinge sahen plötzlich auf der Anhöhe einige Reiter auftauchen, die in das Tal hinabspähten.

tauchen zu sehen, trieb sie weiter. Nach wenigen Schritten wurde der Erdriß breiter und plötzlich mündete er in ein tiefeingeschnittenes, felsiges Flußtal, das jetzt völlig trocken war. Wie ein Abgrund lag es vor ihnen. In ihrer Not fanden sie jedoch bald eine Möglichkeit, hinunterzusteigen.

Mühsam kletterten sie an den Vorsprüngen der steilen Wand abwärts. Das ging nicht ohne Beschwerden. Harte Dornen rissen ihnen die Hände blutig. Oft wollte Wartan vor Schmerz laut aufschreien, aber die große Furcht vor den Beduinen verschloß ihm den Mund. In tausend Aengsten folgte er seiner Mutter, die immer voranging und ihm den Abstieg erleichterte. Allein hätte er ihn niemals gewagt. Seine Schulkameraden würden sich sicherlich halbtot gelacht haben, wenn sie die komische Eile hätten sehen können, mit der er jetzt abwärts rutschte.

Die Talsohle war bestreut mit dicken Felsblöcken, und an den Uferhängen hatte sich das Wasser in der Regenzeit tief eingefressen. Ein weit vorspringender Stein war unterwaschen worden, und so war eine flache Höhlung entstanden. Wartan und seine Mutter bemerkten sie erst, als sie, um nicht gesehen zu werden, sich dicht an die Wand drückten. Sofort beschlossen sie, in der Höhlung Schutz zu suchen. Sie mußten auf dem Bauch kriechen, um hineingelangen zu können. Um so sicherer waren sie vor den Blicken der Verfolger gedeckt.

Dicht nebeneinander ausgestreckt warteten sie nun mit bebenden Herzen auf die Ereignisse, die kommen sollten. Durch eine schmale Oeffnung in den überhängenden Felsen konnten sie das Tal und einen Teil der Uferfläche beobachten. Eine ganze Weile geschah nichts. Nur eine grünschillernde Eidechse lief vor ihnen über die blankgewaschenen Steine. Die Sonne stieg und sandte bald ihre heißen Strahlen unbarmherzig in die Felsenschlucht hinein. In der Höhle aber blieb es angenehm kühl, und so konnten sich die Flüchtlinge nach und nach von den Strapazen des harten Abstiegs erholen. Trotz ihrer Eile hatten sie alle ihre Sachen mitgenommen, und Wartan war glücklich, als ihm jetzt seine Mutter aus dem Ziegenschlauch etwas zu trinken gab.

Kaum aber hatte er sich erfrischt, als ein Geräusch sie erbeben ließ. Sie horchten auf und hörten rauhe Männerstimmen. Bald darauf wurde oben am Steilabfall eine Reihe von bewaffneten Reitern sichtbar. Sie

spähten scharf in das Flußtal hinab und schienen jeden Winkel darin erforschen zu wollen. Zitternd drückten sich die beiden Flüchtlinge noch enger in das Loch hinein, ließen aber dabei die Reiter nicht aus den Augen. Sie sahen friedlicher aus als die Beduinen, die sie bei Tageslicht zuerst gesehen hatten. Aber Freunde konnten es keinesfalls sein, denn Mustapha war nicht dabei, auch keiner seiner Leute. Zum Glück vermochten sie die hinter dicken Blöcken im Schatten der Uferwand versteckte Höhle nicht zu entdecken. Nachdem sie eine Zeitlang hin- und hergeritten waren, zogen sie weiter am Rande des Tales entlang. Aber nach einer Stunde kehrten sie wieder zurück und verschwanden in der Richtung, aus der sie gekommen waren.

Die beiden Menschen unten in der Höhle atmeten auf. Doch wo blieben die Retter?

*

Als Mustapha mit seinen Helfern das Lager verlassen hatte, bat Achmed um die Führung.

„Ich kenne das Gelände genau," sagte er mit scharfen Blicken. „Wenn wir uns auf dem Karawanenweg den Räubern nähern, sehen ihre Wachen uns bald, und da wir ihnen den Rückzug offen lassen, können sie uns leicht entwischen. Wir müssen unbemerkt hinter ihrem Rücken vorschleichen und sie überraschen. Dann ist der Sieg unser. Die Halunken können noch nicht weit sein, denn sie sind mit deinen Kamelen belastet und rechnen auch nicht damit, daß wir sie ihnen so schnell wieder abnehmen wollen. Hier unten" — er deutete in die Steppe hinein — „beginnt eine flache Erdsenke, in der wir ihnen auf den Hals kommen können."

„Gut," sagte Mustapha, „aber bedenke, daß mir die Befreiung des Knaben und der Frau wichtiger ist als alle Kamele. Wehe den Räubern, wenn sie ihnen etwas zuleide getan haben."

Aber geduldig in seinem Grimm fügte er sich den Anordnungen des vielerfahrenen Freundes. Sie schwenkten im Galopp nach Süden in die endlose Weite hinein und erreichten auch bald die angegebene Bodenvertiefung. Unaufhaltsam ging es darin weiter, bis Achmed an der Spitze des Zuges den Arm erhob und alles halten ließ. Er stieg vom Pferd, gab ein Zeichen zu schweigen, und schlich sich trotz seines Alters wie ein Raubtier den sanften Hang hinauf.

Oben angelangt, hatte er kaum in die Steppe hineingeblickt, als er erregt Mustapha herbeiwinkte. Der beeilte sich, neben ihm Deckung zu nehmen und in der Richtung zu blicken, die Achmed ihm zeigte. Zu seiner größten Ueberraschung sah er in geringer Entfernung seine Kamele mit ihren Lasten stehen, aber daneben eine ganze Schar von Räubern, die sich seltsamerweise eifrig um ein Loch im Boden zu bekümmern schienen, in dem auch einige von ihnen verschwanden.

In Mustapha kochte es auf. Was hatten die Banditen vor? Was taten sie in der Versenkung? Mit verhaltenem Atem spähte er nach Wartan und seiner Mutter. Er konnte sie nicht entdecken. Seine Sorge um sie wurde riesengroß, und er drängte Achmed zum Angriff. Der ließ sich nicht aus der Ruhe bringen und entwarf erst seinen Kriegsplan.

Er teilte den Trupp in zwei Teile, wovon der eine unter seiner Führung eine Strecke weiterreiten sollte, um den Beduinen, während sie Mustapha mit seinen Leuten in gerader Richtung angriff, in die Seite zu fallen. In aller Ruhe marschierten die Reiter auf. Auf ein verabredetes Signal ging es dann los.

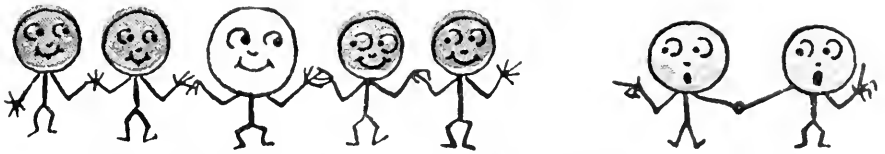
Es klappte ausgezeichnet. In ihrem Drang, die Flüchtlinge in der Erdspalte aufzufinden und sie zu berauben, merkten die ahnungslosen Räuber, die von dieser Seite aus keine Gefahr befürchteten, die Attacke der Karawanenleute erst, als es zu spät war und sie sich nicht mehr zur Wehr setzen konnten. Wie ein verderbliches Gewitter rasten die Reiter auf sie zu, und es blieb ihnen nur eine schleunige Flucht übrig. Mit unglaublicher Gewandtheit sprangen sie auf ihre Pferde und wollten in die Steppe hinein verschwinden. Da brauste ihnen Mustapha mit seinen Leuten entgegen. Sie erkannten die hohe Gestalt, die sie schon in der Nacht bedrängt hatte, und voll Schrecken warfen sie ihre Reittiere herum, um nach Norden zu entkommen. Aber drei von ihnen, die in die Erdspalte hineingestiegen waren, wurden gefangengenommen.

Mustapha galoppierte nur ein kurzes Stück hinter den Räubern her, dann machte er kehrt, um nach Wartan und seiner Mutter zu forschen. Er ritt an der Erdspalte entlang, konnte aber niemand finden. Da machte ihn einer seiner Leute auf die flüchtenden Beduinen aufmerksam.

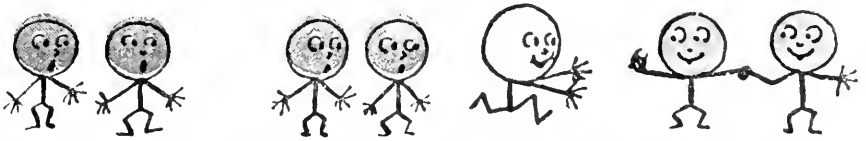
(Fortsetzung folgt.)

Wie es dem treulosen Sauerstoff erging

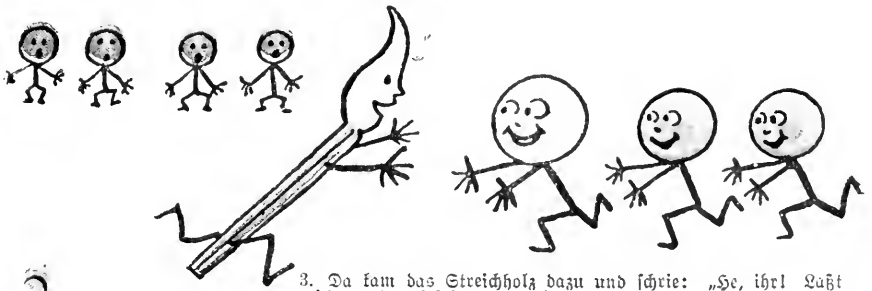
Eine Geschichte, die aus dem Chemiebuch stammt und von Onkel Otto ins „Menschliche" übersetzt worden ist.



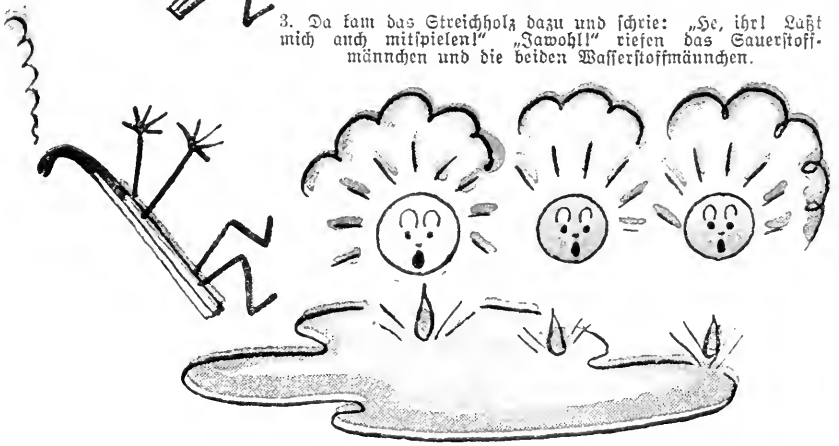
1. Das Sauerstoffmännchen lebte mit den vier Stickstoffmännchen in inniger Freundschaft, bis eines Tages die beiden Wasserstoffmännchen erschienen.



2. Die Wasserstoffmännchen gefielen ihm so gut, daß er die vier Stickstoffmännchen treulos verließ und mit den Wasserstoffmännchen eine neue Freundschaft schloß.



3. Da kam das Streichholz dazu und schrie: „He, ihr! Laßt mich auch mitspielen!" „Jawohl!" riefen das Sauerstoffmännchen und die beiden Wasserstoffmännchen.



4. Plötzlich gab es einen Knall. Das Sauerstoffmännchen und seine beiden Freunde hatten an dem Streichholz Feuer gefangen. Sie explodierten und weinten vor Schreck viele dicke Wassertropfen.

Die chemischen Elemente schließen Bündnisse untereinander. Sie bleiben aber einander nicht ewig treu. Der Sauerstoff z. B., der mit dem Stickstoff zusammen die Luft bildet, hat eine Vorliebe für den Wasserstoff, mit dem er sich verbindet, sobald sich eine Gelegenheit dazu bietet. Diese neue Freundschaft, die man Knallgas nennt, ist aber so leicht entzündbar, daß nur die Flamme eines Streichholzes dazuzukommen braucht, und gleich gibt es eine Explosion, bei der sich Wasserstoff und Sauerstoff zusammen in Wasser verwandeln.

Ein Riesenballspiel zu Pferd: Der Ball muß von den Pferden nach dem Tor des Gegners gedrängt werden, ähnlich wie beim Fußballspiel.

Was sind „Knappetiden"?

Zar Peter der Große stattete einmal der alten Hansastadt Reval einen Besuch ab, und ließ sich von dem Rat der Stadt zum guten Essen laden. Es gab unter andern Vorspeisen auch Bücklinge, die Peter dem Großen fremd waren; aber sie schmeckten ihm, und deshalb wandte er sich an den Bürgermeister mit der Frage: „Was ist das?" Der Bürgermeister schrak zusammen, er glaubte, daß der Zar über die Armseligkeit des Gebotenen erzürnt sei und stotterte: „O Ma—ma—majestät, es sind — so knappe Tiden!" (Knappe Zeiten). — Der Zar reiste ab, und eine Woche darauf traf ein Brief aus Petersburg ein, der den Befehl des Zaren enthielt, ihm eine Tonne „Knappetiden" zu schicken. „Knappetiden"! Was war denn das? Bürgermeister und Ratsherren zerbrachen sich die Köpfe, da erschien ihnen die Rettung in dem alten Ratsdiener, der die Platte mit den Bücklingen gereicht hatte. Ihm war der Vorfall an der Festtafel eingefallen. Nun begriff man den Zusammenhang, und Peter der Große erhielt seine „Knappetiden".

Im Toilettenwald von Ost-Afrika

Vom Seifenbaum und vom Zahnbürstenstrauch.

Wer in Afrika eine Forschungsreise unternimmt, dem kann es wohl geschehen, daß ihm die Seife oder das Zahnpulver ausgeht, oder daß er die Zahnbürste verliert. In Ostafrika ist das nicht so schlimm, denn da benutzen die Neger eine Zahnbürste, die sie selbst aus den Zweigen der Salvadora, des „Zahnbürstenstrauchs", anfertigen. Ein Zweig von der Größe eines Bleistifts wird an einem Ende zu einer Bürste ausgefranst, und der beim Reiben der Zähne aus dem Zweig fließende Saft macht die Zähne blank und rein.

In Ostafrika wächst auch der Luffa-Baum, der gurkenartige Früchte trägt, die getrocknet den „Luffa-Schwamm" ergeben, den wir ja auch zum Baden benutzen. Und fehlt einem die Seife, so pflückt man einige haselnußgroße Nüsse des Seifenbaumes, die, mit Wasser zwischen den Händen gerieben, einen schönen Schaum ergeben, der ebenso wie Seifenschaum reinigt.

Wenn man also in Ostafrika von einer Wanderung ins Lager heimkehrt, bietet einem der Wald alles, was man zur Säuberung braucht.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Da ist doch beim letzten Frost mein Neffe, der Gusti, beim Schlittschuhlaufen eingebrochen. Ich dachte, der Schreck ist ganz gesund für ihn, wozu muß er mich immer mit seinen dummen Rätseln aufziehen! Als ich ihn aber gestern traf, fragte ich ihn: „Sag' mal, Gusti, als du neulich ins Wasser gefallen bist, hast du da blitzartig alle deine Sünden an dir vorüberziehen sehen?" — „Ach was, Onkel Toldi," entgegnete der Bengel „sooo lange bin ich doch nicht drin gewesen!"

Aus dem Jungen wird noch was werden; ich sage nur nicht, was!

Rätsel-Ecke

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — ar — amm — bel — ben — ber — ber — brau — brust — cä — del — e — e — ei — en — er — er — fe — fi — fän — ga — ge — ha — heer — in — le — le — le — mau — mer — mütz — na — na — nu — ne — pi — ol — on — pe — pe — per — po — ra — rad — rer — rer — ri — saf — saf — sau — se — sel — sie — sol — te — trap — trop

sind 25 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Vers aus Max und Moritz ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Handwerker, 2. Haushaltungsgerät, 3. Besitzer, 4. amerikanischen Wasserfall, 5. männliches Schwein, 6. Fixstern, 7. Abteilung im Theater, 8. Wasservogel, 9. Dusche, 10. weiblichen Vornamen, 11. Handarbeitsgerät, 12. Reinigungsmittel, 13. Zahl, 14. römischen Kaiser, 15. Feldherrn, 16. Stadt in Mähren, 17. biblische Figur, 18. französischen Kaiser, 19. Lederart, 20. Teil des Hauses, 21. Baum, 22. russische Münze, 23. kanadischen Felljäger, 24. Insektenlarve, 25. alte Waffe.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 7:

1. Moabiter, 2. Urne, 3. Taffet, 4. Irrlicht, 5. Geographie, 6. Nehrung, 7. Uhu, 8. Rinde, 9. Indien, 10. Nelke, 11. Siegel, 12. Neiße, 13. Eiche, 14. Unterseeboot, 15. Erbse, 16. Joel, 17. Angel, 18. Heine, 19. Ringkampf, 20. Ganges, 21. Ente, 22. Beduine, 23. Liane, 24. Insel, 25. Cognac, 26. Kelle, 27. Taunus, 28. Wiesel, 29. Alcibiades, 30. Sekunde, 31. Mittwoch.

Mutig nur ins neue Jahr geblickt,
Was man froh und leicht beginnt, das glückt.

Fridolins Lachkabinett

„Benachrichtigen Sie mich, bitte," schrieb ein Tintenfabrikant an seinen Kunden, „welche der von mir gelieferten Tinten Ihrem Geschmack am meisten zusagt."

*

Ein Herr, der nur noch einen Kranz Haare im Nacken hat, kommt in ein Frisörgeschäft gestürmt. „Lieber Meister, schneiden Sie mir bitte die Haare. Ich habe es aber sehr eilig. Kann ich den Kragen umbehalten?"

„Selbstverständlich," antwortet der Frisör, „Sie können sogar den Hut aufbehalten."

Ein Schutzmann trifft einen Leierkastenmann an einer Straßenecke, wo er nicht spielen darf. Als dieser eben seine Orgel drehen will, faßt ihn der Schutzmann am Arm und sagt: „Sie, so geht das aber nicht! Begleiten Sie mich mal gefälligst!"

„Aber gern, Herr Wachtmeister! Was wollen Sie denn singen?" fragt der Leierkastenmann.

*

Chef (zum jungen Angestellten): „Deine Lehrzeit ist heute aus, Max, ich werde fortan „Sie" zu dir sagen. Du brauchst also das Kontor nicht mehr zu säubern, sondern Sie!"

*

Mutter: „Trudchen, ich hab' dir doch gesagt, du sollst auf dem Heimweg von der Schule einen Schwamm kaufen. Hast du das vergessen?"

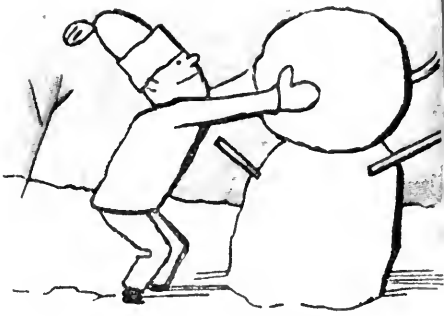
Trudchen: „Nein, Mutter, aber ich war in drei Geschäften, und da hatten alle Schwämme immer lauter Löcher."

Der verhexte Schneemann

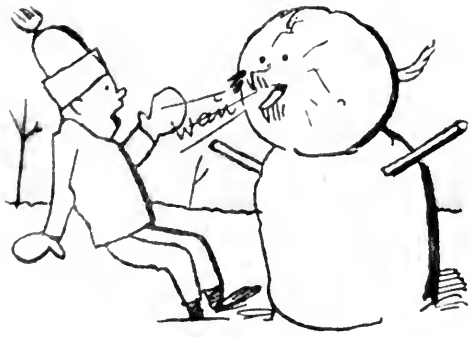
Es friert. Und überall liegt Schnee.
Da kommt dem Pampe die Idee,
Daß er sich einen Schneemann baut.
Er fragt den Schlupp — der bellt nur laut.

Er formt sich einen Riesenkloß,
Aus frischem Schnee, zehn Köpfe groß.
Der wird des Schneemans weißes Haupt.
Der Bursch ist klüger als man glaubt.

Und wie gedacht, getan! Voll Kraft
Hat er den Klumpen fortgeschafft,
Der furchtbar glitschig ist und kalt.
Er bietet Händen wenig Halt.



Doch glückt's. Der große Klumpen gleitet
Auf einen Rumpf, der vorbereitet,
Mit Armen, das sind Besenstiele.
Ja, solcher Eifer führt zum Ziele.



Ein schlechter Schneemann ist das nicht.
Doch plötzlich regt sich sein Gesicht:
„Grrr wau!" tönt es aus seinem Haupt,
Was Pampe alle Fassung raubt.

Er wendet sich voll Angst und flieht,
Wodurch er leider auch nicht sieht,
Daß Schlupp gefangen saß im Schneekloß.
Drum blieb der Schneemann ja nicht reglos.

Verantwortlich für die Redaktion: Peter Pfeffer, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: W. W. Bechtle, Berlin. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 9. 6. Jahrgang. 2. Januarheft. Preis 15 Pfennig.
Berlin.

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR ... SPIEL SPASS UND ABENTEUER

Der Zylinderhut wurde im Jahr 1797 von John Hetherington in London erfunden. Als er damit zum erstenmal ausging, gab es einen großen Menschenauflauf. Was ihm sonst noch geschah, steht auf Seite 2.

„Das soll ein Hut sein???"

Wie der Zylinderhut erfunden wurde.

Seine Exzellenz der Lord-Bürgermeister von London wollte sich gerade zum Mittagessen begeben, da ereignete sich ein großer Auflauf. Ein Büttel schleppte einen elegant gekleideten Herrn vor den Bürgermeister und schrie: „Da ist er!" — „Wer ist das?" fragte Seine Exzellenz. — „Ich bin John Hetherington, Modewarenhändler, Exzellenz," entgegnete der Herr. — „Wo ist Ihr Hut, mein Herr?" donnerte ihn Exzellenz an, „draußen steht, daß Sie nur mit dem Hut in der Hand vor mir erscheinen dürfen. Wo ist der Hut?" — „Da ist er," sagte der Büttel und hielt einen schwarzen Gegenstand ängstlich hin. Exzellenz guckte über den Zwicker weg: „Das ist kein Hut," sagte er, „das ist eine Ofenröhre mit Rand." — „Aber der Hetherington hat die Ofenröhre als Hut getragen," erklärte der Büttel, „und da sind die Leute zusammengelaufen, und die Hunde haben gebellt, Frauen sind ohnmächtig geworden, und Kinder haben geweint."

„Sie!" schrie Exzellenz den Missetäter an, „wissen Sie, was das ist? Das ist Störung der öffentlichen Ordnung, Herr! Und wenn Sie es wiedertun, ist es Widerstand gegen die Staatsgewalt. Dieser Spaß wird Sie teuer zu stehen kommen!" — Herr Hetherington mußte 500 Pfund Sterling Bürgschaft leisten, damit er auf freiem Fuß belassen wurde, aber das focht ihn nicht an. Er trug den Zylinderhut, den er erfunden hatte, ruhig weiter, und es verging keine Woche, da trugen ihn alle eleganten Leute Londons. Da verzichtete das Gericht auf die Bestrafung und gab Hetherington die 500 Pfund zurück.

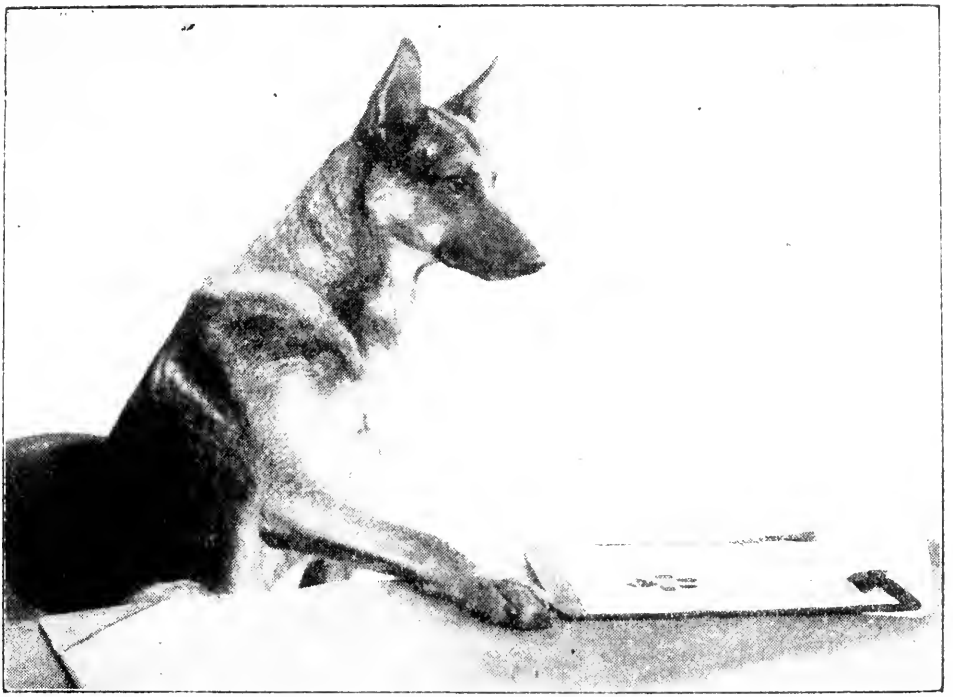
Auf diese Weise wurde am 16. Januar 1797 der Zylinderhut erfunden.

Peter der Große schließt einen Film-Vertrag

Von einem deutschen Polizeihund, der ein Filmdarsteller wurde.

Der berühmte Polizeihund „Peter der Große" wurde im Automobil zu der Film-Gesellschaft gefahren.

Eine Spur verfolgen, durch Bäche schwimmen, über Hecken setzen und schließlich den verfolgten Verbrecher stellen und solange aufhalten, bis sein Herr, der Kommissar, hinzukam — das machte schon Spaß, wenn es auch oft recht gefährlich war. Aber auf die Dauer war das doch keine rechte Beschäftigung für Peter, den Polizeihund, denn er war ganz besonders klug und gelehrig und konnte alles, was den andern Hunden große Mühe machte, spielend. — Nun sollte es anders werden; große Dinge waren in Vorbereitung, das merkte Peter. Eine Kiste wurde hergerichtet, viel größer als seine Hundehütte; die Kiste wurde innen mit weichem Leder gepolstert, vorn und



Wie „Peter der Große" den Vertrag mit der Filmgesellschaft unterschrieb: Statt seines Namenszugs, den er natürlich nicht schreiben konnte, mußte Peter den Abdruck seiner Hundepfote unter das Schriftstück setzen.

an den Seiten waren Fenster, und am Fußboden war ein Eßnapf und ein Trinkgefäß befestigt. „Was soll das werden?" dachte Peter, „meine alte Hütte ist doch wirklich noch gut genug, und eine schöne Wohnung allein macht auch nicht glücklich." Eines Tages kam sein Herr mit einem andern Herrn, den Peter gleich an seinem Geruch wiedererkannte. Er hatte ihn vor kurzer Zeit in Berlin gesehen, als Peter bei der großen Polizeihunde-Prüfung seine Kunststücke hatte zeigen müssen. Der Herr war von Peter ganz begeistert gewesen und hatte mit seinem Herrn in einer fremden Sprache lange verhandelt. — Nun kamen die beiden mit der Kiste heran, und Peter mußte einsteigen. „Er wird es sehr gut haben in Amerika," sagte der neue Herr, und sein alter Herr streichelte ihn und nahm Abschied von ihm. Dann wurde die Kiste auf ein Auto gepackt, es folgte eine lange, lange Reise über Land, bis schließlich Peter das

IN WITNESS WHEREOF, THE PARTIES HERETO HAVE SET THEIR HANDS AND SEALS THIS FIRST DAY OF MAY 1924.

METRO-GOLDWYN-MAYER STUDIOS

PETER, THE GREAT
HIS MARK.

So sah die Unterschrift „Peters des Großen" unter dem Vertrag mit der Filmgesellschaft aus. Der Text lautet auf deutsch: „Die Unterzeichneten bekräftigen den Vertrag durch Unterschrift und Siegel am 1. Mai 1924.."

Meer roch. Der neue Herr trug die Kiste an Bord eines Schiffes und setzte sie in einem geschützten Winkel ab. Dann fing der ganze Boden unter Peter an, zu wanken und sich zu bewegen; das Schiff stach in See. — Später kam sein neuer Herr und brachte ihm Futter und Wasser. Neben ihm stand der Kapitän des Schiffs. „So," sagte er, „das also ist Peter der Große." Er rief einige Fahrgäste herbei und erklärte: „Das ist der teuerste Fahrgast auf meinem Schiff." — „Warum?" fragten sie ihn. — „Weil er für 500 000 Dollar versichert ist." — Da staunten die Leute ihn an. Auf der Kiste stand: „Peter der Große, mit Sorgfalt behandeln, nicht stürzen! Nach Hollywood, U. S. A." — Wenn er nachmittags auf dem Deck spazieren geführt wurde, steckten ihm die Leute so viel zum Fressen zu, daß er sich wunderte, warum er nicht seekrank wurde wie alle die andern.

Als eines Nachts ein Sturm ausbrach und die Wellen über das Deck fegten, holte der neue Herr Peter in seine Kabine. „Das geht nicht!" sagte der Steward, „die Kabine ist nur für e i n e Person." — „Dann schlafe ich eben an Deck!" erklärte der Herr, „Peter bleibt hier!" — So wichtig war er geworden.

In Hollywood wurde Peter im Automobil zu einer großen Film-Gesellschaft gefahren. Viele Menschen standen um ihn herum, und dann mußte Peter vor allen Leuten apportieren und springen. Und immer war ein großer schwarzer Kasten, ein Kino-Apparat, auf ihn gerichtet, an dem ein Mann drehte. — Nachher waren alle Zuschauer sehr zufrieden, und die Herren von der Film-Gesellschaft rieben sich die Hände und sagten: „Nun wollen wir gleich den Vertrag aufsetzen." In einem Nebenraum saßen noch mehr Herren. Peter mußte sich auf einen Ledersessel setzen, dann las einer der Herren den Vertrag vor: „Ich, Peter der Große, Beruf: Polizeihund, verpflichte mich, ein Jahr lang für die Metro-Film-Gesellschaft zu filmen. Die Metro-Film-Gesellschaft zahlt Peter dem Großen dafür den Betrag von ....." Und da kam eine Summe, daß selbst Peter „Wau!" machte und vom Ledersessel sprang. Aber er wurde wieder hinaufgepackt, und dann hieß es: „Wollen nun die vertragschließenden — hm — Herren ihre Unterschrift unter den Vertrag setzen?" — Der Vertreter der Filmgesellschaft hustete wichtig und schrieb seinen Namen hin. Als zweiter wollte Peters Herr seinen Namen schreiben. „Nein," sagte der Rechtsanwalt, der den Vertrag aufgesetzt hatte, „das geht nicht; hier steht wörtlich: Ich, Peter der Große, verpflichte mich usw. usw., also muß Peter der Große unterschreiben." — Aber wie? — „Ja, schreiben kann mein Hund nicht," sagte der Herr. Peter aber, der sich neugierig mit den Vorderpfoten auf den Schreibtisch gestützt hatte, trat aus Versehen auf das Stempelkissen, das dort lag und schmierte nun den ganzen Tisch voll mit seinen Pfotenabdrücken. „Da haben wir's!" rief der Anwalt, „Peter unterschreibt mit einem Abdruck seiner Pfote!" — Und so geschah es. Peter mußte die rechte Vorderpfote fest auf das Stempelkissen drücken und dann auf den Vertrag; da saß seine Unterschrift und galt ebensoviel wie die Unterschrift des Herrn von der Film-Gesellschaft.

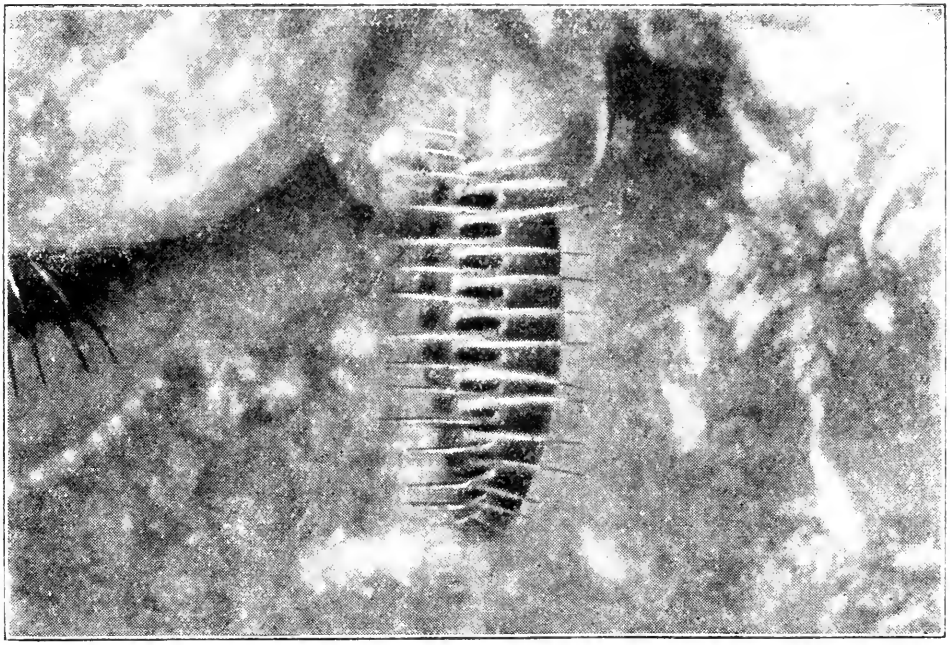
Die Klebrige Pflanze

Wie ein Naturforscher in Karolina eine unheimliche Pflanze entdeckte, die Fliegen fraß.

In den großen Waldsümpfen von Karolina in Nordamerika entdeckte eines Tages ein Naturforscher ein höchst seltsames kleines Kraut. Es hatte Blätter, die am Rand mit Stacheln besetzt waren ähnlich wie ein Kaktus. Aber besonders merkwürdig war, daß jedes Blatt in der Mitte einen Knick hatte. Einige waren offen und sahen aus wie ein kleines Buch, das man offen hingestellt hat. Andre waren zusammengeklappt und sahen aus wie eine kleine Handtasche mit einem gefährlichen Stachelverschluß. Der Naturforscher beobachtete nun die merkwürdige Pflanze und machte eine ganz unheimliche Entdeckung. Auf eines der offenen Blätter setzte sich nämlich eine Fliege; plötzlich klappte das Blatt mit einem Ruck zusammen, und die arme Fliege war im Innern der Blatt-Tasche hinter den Stacheln eingesperrt. Wozu tut die Pflanze das? fragte sich

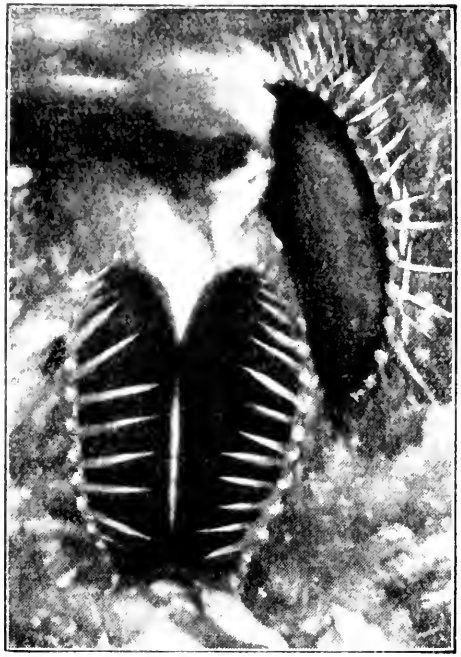
Die „Venus-Fliegenfalle", eine unheimliche kleine Sumpfpflanze, die Fliegen frißt.

1. Eine Fliege setzt sich ahnungslos auf das Blatt der „Venus-Fliegenfalle" . . . .



2 . . . schwapp! klappt das Blatt wie ein Rachen zusammen, die arme Fliege ist darin gefangen und wird im Innern des Blatts verdaut.

der Naturforscher — fängt sie hier zu ihrer Unterhaltung Fliegen? — Aber nach ein paar Stunden öffnete sich das unheimliche Stachelblatt, und da sah der Naturforscher, daß es die Fliege regelrecht verschluckt und verdaut hatte. Nur noch die Haut, die Flügel und die Beine waren von der Fliege übrig. Der Naturforscher zog sein Vergrößerungsglas heraus und untersuchte nun das Innere des Blatts ganz genau. Er entdeckte eine Menge von roten Tupfen darin, die in Wirklichkeit Drüsen waren. Die Drüsen enthielten Verdauungssäfte. Also war das Blatt ein richtiger Magen, und es fing die Fliegen nicht zur Unterhaltung, sondern zur Nahrung. Die Pflanze fraß — Fliegen, ähnlich wie ein Frosch!



Schon wieder hungrig!
3. Kaum ist eine Fliege verdaut, da öffnet sich das unheimliche Stachelblatt von neuem und will noch mehr Fliegen saugen.

Der Naturforscher, der diese fleischfressende Pflanze entdeckte, gab ihr den Namen Venus-Fliegenfalle. Und er konnte auch feststellen, daß sie eine sehr gescheite Pflanze war, denn als er sie mit einer Feder kitzelte, genau, als wenn sich eine Fliege draufgesetzt hätte, klappte sie zwar den Rachen zu, aber gleich wieder auf. Sie ließ sich kein X für ein U vormachen.

Der freigebige Geizhals

Zu Nasur, dem Geizhals, kam der arme Hassan und klagte: „O Herr, drei Wochen schon arbeite ich ohne Lohn bei dir, gib mir nur eine Kleinigkeit, damit ich für mein Weib und meine Kinder Brot kaufen kann.“ „Schere dich weg, Lump!“ schrie Nasur, „ich habe keine Zeit für dich, zu Mittag erwarte ich den Kalifen!“ — In diesem Augenblick sah man ganz oben an der Straße den Kalifen mit seinem Gefolge einbiegen. Verzweifelt rief Nasur: „Was soll der Kalif von mir denken, wenn er dich mit deiner Jammermiene auf meiner Schwelle sieht? Lache doch! Lache!“ Einen Augenblick dachte Hassan nach. Plötzlich sprang er mitten auf die Straße und führte einen närrischen Freudentanz auf. Der Kalif, der inzwischen herangekommen war, lachte und fragte ihn, warum er so tanzte. „O Herr,“ rief Hassan, „ich weiß mich vor Freude nicht zu lassen. Nasur, mein Herr, hat soeben gesagt, wenn du bei ihm einkehrtest, wolle er die ganze Vorstadt einladen und mir außerdem zwanzig Goldstücke schenken.“ — „So, wolltest du das?“ wandte sich der Kalif an Nasur. Dem blieb nichts andres übrig, als dem Herrscher zu versichern, daß es so wäre. „Nun, denn,“ sagte der Kalif, „ich will selbst an eurem Feste teilnehmen.“ Der geizige Nasur biß sich fast die Lippen blutig. Aber nun mußte er seine Diener aussenden zu den Pastetenbäckern und Köchen, und in seinem Garten wurden lange Tafeln aufgeschlagen für die Gäste. Ein wenig ängstlich betraten die geladenen Gäste das Haus. „Nehmt, liebe Freunde,“ sprach der Kalif zu ihnen, „Nasur gibt es euch gern.“ Bald herrschte denn auch eine ausgelassene Fröhlichkeit. „Mein Freund,“ wandte sich der Kalif an Hassan, „hat dir Nasur schon deine zwanzig Goldstücke gegeben?“ — „Noch nicht,“ erwiderte Hassan. — „Nun,“ meinte der Kalif, „so soll er es jetzt tun!“ Nasurs Hände zitterten, während er die Goldstücke aufzählte, aber es blieb ihm nichts andres übrig, wenn er sich vor dem Kalifen nicht bloßstellen wollte.

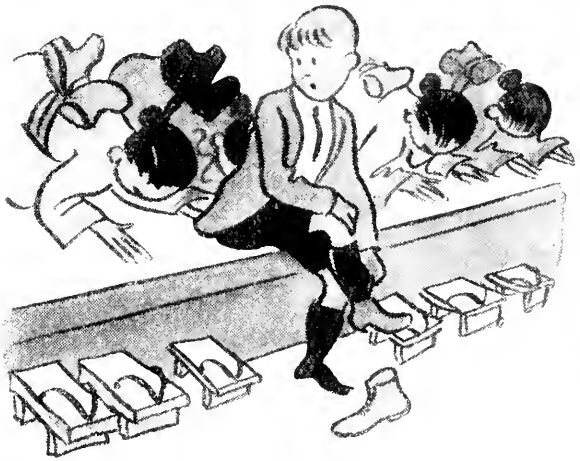
Im Hotel „Zum grünen Heupferdchen“

Wie es Karl in einem japanischen Gasthaus erging.

„Hai-hai-hai!“ rief der Rikschamann und fuhr Karl nach dem Hotel „Zum grünen Heupferdchen“

Als Karl im Hafen von Yokohama an Land steigen wollte, händigte ihm ein Bote ein Telegramm ein, das eben für ihn eingelaufen war. „Konnte Dich nicht abholen; warte auf mich im Hotel „Zum grünen Heupferdchen“; ich hole Dich morgen ab,“ schrieb ihm da sein Vater, der ihn aus Deutschland hatte herüberkommen lassen. Karl kletterte die Schiffsleiter herunter und sah sich im Hafen um. Dazu ließ man ihm wenig Zeit, denn gleich umringten ihn ein Dutzend gelbe Männer mit nackten Beinen und riesigen Hüten und schrien: „Rikscha! Rikscha!“ — Karl wußte schon, daß Rikscha ein kleiner Wagen ist, der von einem Menschen gezogen wird; er stieg ein und blätterte rasch im Wörterbuch, weil er dem Mann doch sagen wollte, wohin die Fahrt gehen sollte. Merkwürdig, Hotel hieß auf Japanisch auch Hotel, aber man mußte es Ho-te-ru aussprechen. „Grünes Heupferdchen“ konnte man hingegen überhaupt nicht aussprechen, Karl machte aber mit zurückgebogenen Ellenbogen einen Grashüpfersprung und der Rikschamann lachte und hatte sofort verstanden.

An Häuschen vorbei, die so niedrig waren, daß Karl von seinem Sitz aus auf die Dächer gucken konnte, fuhr ihn der Wagen zum „Heupferdchen-Hotel“. Als er in den Vorraum trat, sah er nur vier schwarze Köpfe, die sich bis auf den Fußboden verneigten. Vier Angestellte des Gasthofs begrüßten ihn auf japanische Art, indem sie mit der Zunge einen zischenden Laut von sich gaben. Das gilt in Japan als größte Höflichkeit. Im Vorraum lagen in langer Reihe viereckige Holzklötze. Karl dachte: „Haben die ihr Brennholz hier vorn aufgestapelt?“ — Aber es waren die japanischen Holzschuhe, die die andern Gäste hier abgelegt hatten. Karl machte auch eine feine Verbeugung und wollte gleich auf sein Zimmer gehen, da sagte man ihm aber: Nein — er müßte auch seine Schuhe ausziehen. Auf Strümpfen ging es durch viele



Die Angestellten des Hotels tupften mit den Nasen auf den Boden und zischten — das war eine japanische Begrüßung.

Karl mußte ein echt japanisches Kimono anziehen.

Dann ging es ins brühheiße Bad. Ein riesiger Badewärter schrubbte ihn ab

mattenbelegte Räume in sein Zimmer. Das Zimmer hatte gar keine Wände; es war rund herum mit dünnem Papier beklebt, und die Türen konnte man hin und her schieben, so daß, wenn sie auf der einen Seite schlossen, auf der andern Seite eine große Lücke klaffte. Und nun sollte Karl noch den Anzug ausziehen. „Nein, das mache ich nicht," sagte er, „ich will noch gar nicht zu Bett!" Aber da packten ihn einfach zwei Bediente, zogen ihm den Anzug aus und gaben ihm ein schönes Kleid mit blauem Muster, das ihm der Gasthof für die Dauer seines Besuchs lieh. — „So, und jetzt möchte ich essen," sagte Karl. Aber nein, erst wurde gebadet, denn in Japan badet man jeden Abend. Karl wurde in eine Bütte mit brühheißem Wasser getaucht. Das Wasser wurde immer heißer, denn in der einen Ecke der Bütte stand im Wasser ein eiserner Ofen, in dem ein Kohlenfeuer brannte. Als es Karl schon gar nicht mehr aushalten konnte, kam ein riesenhafter Ringkämpfer ohne anzuklopfen herein, tauchte Karl einfach unter und begann, ihn mit einer harten Bürste zu schrubben, bis er krebsrot war. Karl schrie und rang nach Atem. „Das sage ich morgen meinem Vater," dachte er, „der soll dem Ringkämpfer ordentlich einheizen!" — Aber nachher fühlte er sich vom Bad sehr wohl und hatte gewaltigen Hunger. — „Wo ist das Speisezimmer?" fragte er. Es gab kein Speisezimmer; Karl würde das Essen auf sein Zimmer bekommen. „Aber da sind doch keine Tische und Stühle! Gar nichts ist da!" sagte Karl, während er sich auf ein Sitzkissen setzte und wartete und wartete. Die Japaner haben keine Eile; auf das Essen warten sie gern eine Stunde, dafür essen sie aber drei Stunden lang.

„Wo bleibt mein Essen?" rief Karl, nachdem er eine Stunde gewartet hatte.

Endlich kam die Ne-san oder „ältere Schwester", wie man drüben die Kellnerinnen nennt, und schob ein winziges Tischchen aus rotem Lack herein. Auf dem Tischchen standen in winzigen Schalen sechs oder sieben verschiedene Gerichte. „Das Besteck, bitte," rief Karl. „Sie haben das Besteck vergessen!" Das Mädchen lachte und zeigte auf zwei hölzerne Stäbchen, die neben den Schüsseln lagen. „Damit soll ich essen?" fragte Karl. Das Mädchen nickte. Karl versuchte, und es ging mit der Zeit; selbst den Reis, den das Mädchen in einem roten Fäßchen hereinbrachte, konnte er bald damit essen. Den

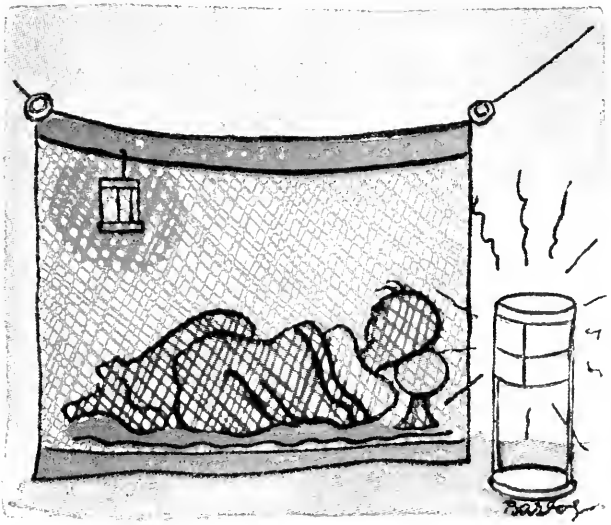
Ein Mädchen schob ein winziges Tischchen herein, auf dem einige winzige Schüsseln standen.

Suppenteller mußte er an den Mund führen und die Suppe so schlürfen. Alles schmeckte herrlich, nur mußte Karl ordentlich Reis hinterher essen, damit er satt wurde, denn die Portionen waren

Da kam das Bett herangerollt.

wohl für Zwerge berechnet, aber nicht für ihn. Nachher gab es Tee, aber ganz ohne Zucker und Milch. „Kann ich nicht Kaffee bekommen?" fragte Karl. Kaffee heißt auf Japanisch ebenso, nur wird er Ka-he ausgesprochen. Die Ne-san nickte und brachte eine Tasse Kaffee, aber der war aus weißen Bohnen gemacht, und es schwammen Mehlklößchen darin umher. „Da möchte ich doch lieber den Tee," erklärte Karl kleinlaut. — Als es dunkel wurde, schob die „ältere Schwester" eine Lampe herein und fragte, ob Karl nicht zu Bett gehen wollte. „Das möchte ich schon," sagte Karl, „aber erst muß doch ein Bett dastehen." — In diesem Augenblick rollte eine andre Ne-san eine dicke Rolle herein, sie breitete die Rolle aus und legte eine Decke darüber. „Ist das das ganze Bett?" fragte sich Karl, aber er legte sich hinein, denn er war sehr müde. Plötzlich warf die Ne-san ein grünes Fischnetz über ihn. „Hilfe!" schrie Karl. Die Ne-san hängte aber das Netz an die Decke des Raums, verbeugte sich und ging. Karl saß nun wie ein Vogel in einem Käfig, draußen vor dem Netz summten Hunderte von Mücken, innen war es aber ruhig, und in einer Ecke hing ein kleiner Käfig mit Glühwürmchen, die lustig die ganze Nacht leuchteten. — Nachdem er festgestellt hatte, daß die Decke, unter der er lag, Aermel hatte und auch als Schlafrock getragen werden konnte, schlief Karl ein. — Und so verlief Karls erster Besuch in einem japanischen Gasthaus.

Mit den Stäbchen konnte man sogar Reis essen.



. . . . und unter dem grünen Mückennetz schlief Karl ein wie ein Vogel im Käfig.

ROBINSON in der Wüste

Die abenteuerliche Geschichte eines Jungen, der sich in der Wüste verirrte.

Von Max Kirsch.

(4. Fortsetzung.)

Sie schlugen in der weiten Ebene einen Haken und eilten auf zwei Fußgänger zu, die bis dahin anscheinend versteckt am Boden gelegen und sich nun plötzlich erhoben hatten. Rasch wurden sie von zwei Reitern aufs Pferd genommen, und dann ritten die Räuber weiter in einem großen Bogen nach Südosten, um ihr sicheres Gebiet zu erreichen.

Sie hatten soeben zwei junge Burschen ihres Stammes mitgenommen, die als Wachen aufgestellt worden waren, damit sie die Karawanenstraße beobachteten. Mustapha aber und seine Leute glaubten, es seien die beiden Flüchtlinge gewesen, die nun wirklich in die Hände der Räuber gefallen wären. Deshalb nahmen sie die Verfolgung der Wüstenreiter sofort wieder auf. Um ganz sicher zu sein, bat Mustapha zuvor noch Achmed, das trockene Flußtal auszukundschaften.

Dann galoppierten sie los. Die Räuber hatten inzwischen einen großen Vorsprung gewonnen, aber die zwei Pferde, auf denen seine vermeintlichen Schutzbefohlenen entführt wurden, mußten mit ihrer doppelten Last leicht einzuholen sein. So gab er seinem Tier die Sporen und, den Gefährten weit voraus, näherte er sich zusehends den Beduinen. Die waren jedoch gut beritten und lange, bevor er sie erreichen konnte, verschwanden sie hinter einer flachen Hügelkette. Als Mustapha die Höhe erreichte, sah er in der südlichen Ferne eine Reihe dunkler Punkte, denen die nun wieder sichtbaren Räuber eiligst zustrebten. Es waren die schwarzen Ziegenhaarzelte ihres Stammes. Dort fanden sie Verstärkung und waren sicher. Auch bestand keine Möglichkeit, sie vorher einzuholen. Wütend wandte sich Mustapha um. Er stand allein. Auf ihren ermüdeten Pferden waren seine Begleiter ein ganzes Stück zurückgeblieben. Mit ihnen konnte er den Feind in seinem Gebiet auf keinen Fall angreifen. Vielmehr mußte er mit einem Gegenstoß der Beduinen rechnen. Bitteren Herzens sah er sich also gezwungen, die Verfolgung vorläufig wieder aufzugeben. Er tröstete sich mit der Gefangennahme der drei Räuber. Sie konnten als Geiseln benutzt und gegen Wartan und seine Mutter ausgetauscht werden. Doch erst mußte er mit ihnen das sichere Lager erreichen, denn nun bestand die Gefahr, daß die Beduinen mit neuen Kräften wieder erscheinen und ihre Leute befreien könnten.

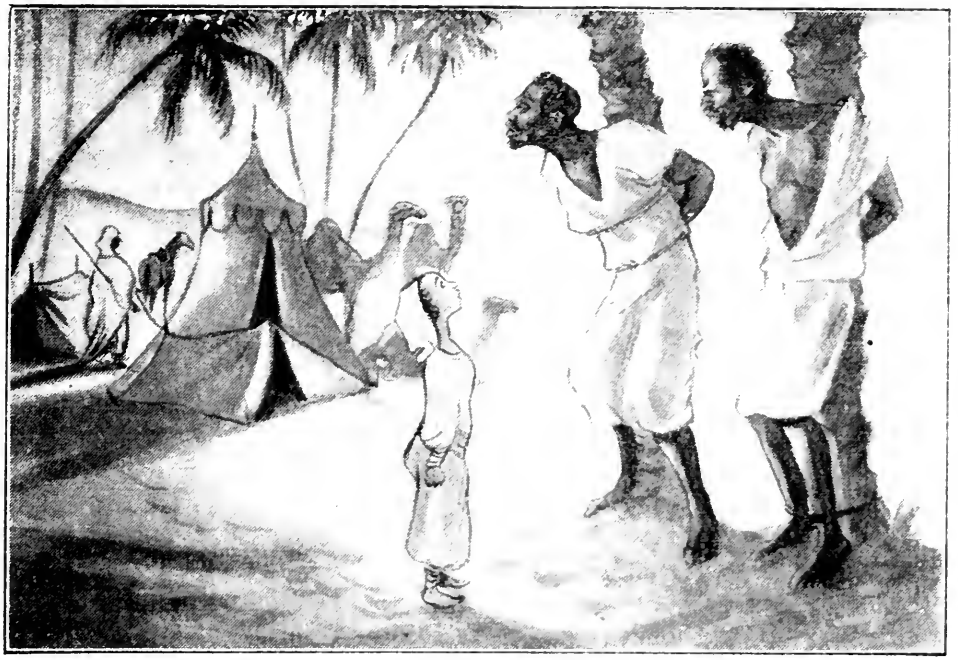
Infolgedessen machte er rasch kehrt und ritt eiligst zu Achmed zurück. Der hatte inzwischen mit seinen Reitern das Felsental eine ganze Strecke weit abgesucht, aber nichts entdeckt. Da auch ihm der tröstliche Gedanke mit dem Gefangenenaustausch gekommen war, hatte er die drei Räuber fesseln und auf Kamele festbinden lassen. Auch die anderen Dromedare waren marschbereit. Sie waren glücklich wiedergewonnen worden, aber der betrübte Mustapha hätte sie gern alle verloren, wenn er dafür in der Lage gewesen wäre, mit Wartan und seiner Mutter den Rückweg anzutreten. Er konnte es nicht ahnen, daß sie nur wenige hundert Meter von ihm entfernt zitternd vor Angst in ihrer Höhle lagen.

Von den Karawanenleuten scharf bewacht, setzte sich der kleine Kameltrupp alsbald in Bewegung in gerader Richtung auf die Karawanenstraße zu. Immer größer wurde die trennende Entfernung zwischen den armen Flüchtlingen und ihren Freunden, die sie — was nun leicht zu erraten ist — für ihre Feinde gehalten hatten, nur weil sie den guten Achmed und seine braven Leute nicht kannten.

Stunde um Stunde verging. Die Sonne näherte sich wieder dem Horizont, und Schatten kühlten das glühend heiße Tal. Aber noch wagten sich Mutter und Sohn nicht aus ihrem Versteck heraus. Bald sank die zweite trostlose Nacht auf sie herab, und wie zwei gehetzte Tiere kauerten sie in der Dunkelheit ihres engen Lochs.

*

Als das Morgenlicht die Wände von Achmeds Zelt rosig durchleuchtete, wachte



Heghinor stellte sich mit blitzenden Augen und geballten Fäusten vor die gefangenen Beduinen.

Heghinor aus tiefem Schlafe auf. Ihre ersten Gedanken galten Wartan. In der Erwartung, ihn draußen anzutreffen, sprang sie von ihrem Lager hoch und eilte hinaus. Aber Mustapha war noch nicht zurückgekehrt.

Die zurückgebliebenen Treiber, die mit den Kamelen beschäftigt waren, begrüßten sie voll Freundlichkeit, und der alte Hussein rief sie, damit sie Tee mit ihm trinken sollte. Er erzählte ihr dabei die schönsten und merkwürdigsten Geschichten von Karawanenreisen in die hohen Schneeberge von Iran und von Pilgerfahrten nach Mekka, von den goldenen Moscheen bei Bagdad und den herrlichen Oasen am Schat-el-Arab. Er hatte viel von der Welt gesehen und wußte gut zu plaudern. Aber Heghinor, die sonst für ihr Leben gern solchen Erzählungen lauschte, hörte jetzt nur mit halbem Ohr zu. Immer wieder dachte sie an Wartan und seine Mutter und oft unterbrach sie den alten Treiber mit der Frage, wann sie wohl kämen.

„Sicherlich bald, mein Kind," meinte Hussein und strich dabei wie beruhigend über seinen weißen Bart. „Mustapha ist ein Teufelskerl. Er wird sie schnell finden."

Doch die Geduld Heghinors wurde auf eine harte Probe gestellt. Vergeblich hielt sie den ganzen Tag Umschau nach den Reitern. Die Steppe blieb leer. Hundertmal fragte sie Hussein nach ihrer Rückkehr, und wohl hundertmal strich der alte Mann über seinen Bart und sagte: „Sicherlich bald!"

Als sie aber gegen Abend wiederum die gleiche Frage an ihn richtete, da sah er sie lächelnd an. Ohne dabei die Spitze seiner Wasserpfeife aus dem Mund zu nehmen, deutete er in die Ebene hinein und bemerkte, so als ob es ganz selbstverständlich wäre: „Da kommen sie ja." — Seine Falkenaugen hatten am Horizont die Kameraden entdeckt.

Ganz aufgeregt kletterte Heghinor auf den nächsten Warenballen, um besser sehen zu können. Ihr Herz schlug vor Freude, als sie zwischen den Reitern die Dromedare erblickte, und plötzlich sprang sie wieder hinunter zu Hussein.

„Siehst du nicht das große Kamel mit den Frauenkästen?"

„Ja, ich sehe es," sagte der Treiber, „es ist dabei!"

Sie klatschte vor Freude in die Hände. Dann mußten ja auch Wartan und seine Mutter gerettet sein. O Gott, wie glücklich sie nun war.

Sie konnte die Ankunft der Reiter im Lager nicht abwarten. Als sie ganz nahe waren, lief sie ihnen entgegen. Da sah sie das finstre Gesicht von Mustapha. Das dämpfte ihre Freude. Aber da es bei dem grimmigen Mann nichts Außergewöhnliches war, tröstete sie sich mit dem Gedanken, daß er wohl wütend über den Verlust einiger Kamele sei. Schweigend ließ sie ihn vorbeiziehen. Doch als das große Kamel mit den Tragkästen kam, sprang sie neberher und rief: „Wartan!" Sie wartete aber vergebens darauf, daß er seinen Kopf aus dem Vorhang herausstreckte.

„Er wird sicherlich recht müde sein und wieder schlafen," dachte sie und unterließ es, ein zweites Mal zu rufen. Geduldig ging sie neben dem hohen Tier einher, bis es im Lager angelangt war und die Treiber es niederknien ließen, um es von seiner Last zu befreien. Nun eilte sie an den Kasten heran und wollte Wartan überraschen. Sie hob die Leinwand hoch und — prallte entsetzt zurück.

Im Kasten lag mit gebundenen Händen und Füßen ein Räuber, der sie wilden Auges anstarrte. Vor Schreck wäre sie fast umgefallen. Aber sie erholte sich rasch davon und ging zum andern Kasten. Dort mußte er neben seiner Mutter liegen. Ganz vorsichtig lüftete sie diesmal den Vorhang. Doch auch hier bot sich ihr ein furchterregendes Bild. Wie ein Bündel zusammengeschnürt, füllte ein gefährlich aussehender, langhaariger Beduine die ganze Kiste aus.

Heghinor war wie erstarrt. — Da kam Mustapha herbei und nahm sie in seine Arme. „Sei nicht traurig, Täubchen, daß ich dir Wartan und seine Mutter nicht mitgebracht habe. Wir werden sie aber bald befreien. Diese beiden Burschen hier sind die beste Gewähr dafür, daß es uns gelingen wird."

Noch völlig verwirrt sah Heghinor, wie Mustapha zu den Kamelen zurückkehrte und wie nun die beiden Räuber ziemlich unsanft aus den Kästen herausgeholt und an Palmen gebunden wurden. Dazu der dritte, der auf einem anderen Dromedar festgebunden war. Das brachte sie wieder zur Besinnung. Mit einem Satz sprang sie von ihrem Stapel herunter, durchbrach den Kreis der neugierigen Treiber und stellte sich mit geballten Fäusten und blitzenden Augen vor die drei langen Wüstensöhne hin.

„Wo habt ihr Wartan und seine Mutter gelassen?" schrie sie zu ihnen empor, „ich will es wissen, ihr bösen Menschen, ihr." Und zornig stampfte sie mit den Füßen auf den Boden. Aber die riesigen Kerle verstanden sie nicht und sahen ängstlich verlegen auf sie herab. Das Mädchen wurde dadurch nur erregter, hätte sie schlagen und kratzen mögen.

„Was haben wir euch getan?" rief sie immer lauter, „warum habt ihr uns nicht nach Mossul ziehen lassen, wo der Vater wartet?" Da brach sie plötzlich in Tränen aus. „Sagt es mir, wo sie sind," bat sie jetzt mit flehenden Blicken. „Ich will euch dafür alles schenken, was ich habe."

Sie griff nach dem Hals, um die dünne Goldkette zu lösen, die ihr Wartans Vater gab, bevor er an den Tigris reiste.

Die Räuber wurden immer verlegener, starrten blöde über sie hinweg. Was wollte das kleine Mädchen von ihnen, den Gefesselten und Machtlosen?

Doch da kam Achmed herbei, nahm Heghinor ganz gerührt bei der Hand und führte sie hinweg.

„Komm, mein Kind, quäle dich nicht mit diesen Spitzbuben ab. Wir werden sie schon strafen. Sie werden ihre Zelte nicht eher wiedersehen, als bis Wartan und seine Mutter wieder bei dir sind."

Er sprach noch viele liebevolle Worte zu ihr, aber sie war nicht zu trösten. Freudlos ließ sie es geschehen, daß Mustapha sie noch am gleichen Abend auf Wartans Schimmel hob und mit ihr nach einem ernsten Abschied von Achmed und seinen wackeren Leuten an der Spitze der Karawane nach Osten zog. Er mußte danach trachten, so schnell wie möglich aus dem Bereich der Räuber herauszukommen und den nächsten festen Ort, Nessibin, zu erreichen, wo sich eine türkische Militärstation befand, mit deren Hilfe er den Austausch der Gefangenen vornehmen konnte.

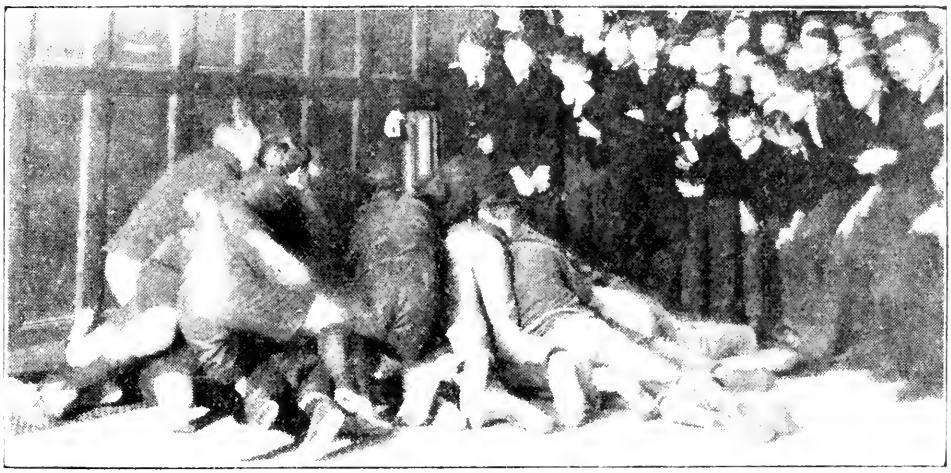
4. Kapitel.

Immer weiter auseinander.

Eingehüllt in den dunklen Mantel der Nacht gewannen Wartan und seine Mutter ihre Seelenruhe wieder. Die entsetzliche Spannung ließ nach, und bald machte sich eine große Müdigkeit bei ihnen bemerkbar. Nachdem sich nun stundenlang nichts ereignet hatte, begann Wartan zu gähnen. Er hätte gern geschlafen, aber noch hielt ihn die Angst vor den Beduinen wach. Da legte ihm seine Mutter den Futterbeutel als Kopfkissen zurecht. „Schlaf nur!" flüsterte sie ihm leise zu. „Ich werde aufpassen!"

(Fortsetzung folgt.)

Wie man an englischen und amerikanischen Schulen Feste feiert: Tauziehen mit Spritzenduſche. In einer amerikaniſchen Schule veranſtalten beim Schulbeginn die Schüler ein Tauziehen, bei dem die unterliegende Partei in den Waſſerſtrahl des Gartenſchlauches gerät.



Wer kriegt das größte Stück vom Eierkuchen? Am Tage der Rektorwahl balgen ſich die Zöglinge einer Schule in Weſtminſter in England um einen — Eierkuchen. Wer das größte Stück erwiſcht, bekommt vom Rektor ein Goldſtück.

Am Montag von 11—12: Prügeln!

Wie man an englischen und amerikanischen Schulen Feste feiert.

Natürlich wird nicht an jedem Montag geprügelt, ſondern nur zu einer beſonderen Feier, zu Oſtern oder vor den Herbſtferien, oder wenn ein neuer Rektor gewählt wird. Jede Schule hat ihre eigene Art der Prügelei, die ſeit Jahrhunderten die gleiche geblieben iſt. In der Schule von Weſtminſter in England balgen ſich die Schüler um einen Eierkuchen. Mitten in einem Saal wird der Kuchen hochgeworfen und fällt auf die Schüler herab. Dann geht die Balgerei los, bis nach geraumer Zeit der Schlußpfiff ertönt. Wer das größte Stück Eierkuchen erwiſcht hat, bekommt vom Rektor ein Goldſtück. — Noch viel wilder geht es in Glasgow in Schottland zu. Bei der Rektorwahl ſcheidet ſich die ganze

Schule in zwei Parteien, und es beginnt eine Art Schneeballschlacht, nur wird statt mit Schneebällen mit Mehltüten und Eiern geworfen. „Tote und Verwundete“ in der Schlacht werden von den Kameraden abgeschleppt, und der Kampf dauert so lange, bis alle Mehltüten und Eier zerplatzt sind.

In einer amerikanischen Schule wird ein großes eisernes Faß über und über mit Schmierseife bestrichen. Sieger ist, wer sich am längsten oben auf dem Faß halten kann. Zum Schluß hat meist keiner gesiegt, aber alle sind mit der Seife beschmiert worden, und es hat einen Riesenspaß gemacht! — Tauziehen mit Brausebad ist eine andre amerikanische Erfindung: Die neu eintretenden Schüler ziehen nach der einen Seite, die alten Schüler nach der andern. Trennungsstrich ist ein dicker Wasserstrahl aus einem Spritzenschlauch, und der Kampf hört erst auf, wenn die verlierende Partei pudelnaß ist.

Wer kann sich am längsten auf dem Schmierseifen-Faß halten? Ein äußerst „schmieriger“ und schwieriger Wettkampf, den sich amerikanische Hochschüler bei festlichen Gelegenheiten leisten.

Warum heißt es „Mark“ und „Pfennig?“

Das Geld hat in den verschiedenen Ländern verschiedene Namen; in Deutschland sagt man Mark, weil die Münze ursprünglich ein mit einer Marke versehenes, d. h. gestempeltes Stück Gold war. Ein Pfennig wurde zum Pfand für den gekauften Gegenstand gegeben. Der Groschen ist eine dicke (spätlateinisch: grossus) Münze; der Taler wurde früher in Joachimstal geprägt.

Die Engländer rechnen mit dem Pfund, das früher wirklich ein Pfund schwer war; die italienische Lira war ebenfalls ein Pfund schwer (im Lateinischen heißt Pfund: libra).

Die schwedische Krone wird nach der aufgedruckten Königskrone so benannt, desgleichen die englische crown.

Die russische Münze heißt Rubel und wurde im alten Rußland von einem Silberbarren heruntergehackt. Hacken heißt auf Russisch rubitj, also bedeutet Rubel eigentlich: „Gehacktes“.

Der holländische Gulden war „güldeu“, d. h. aus Gold.

Der amerikanische Dollar ist nichts andres als eine Abwandlung des deutschen „Talers“.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

„Onkel Toldi,“ fragt Gusti, „was ist der Unterschied zwischen einer Giraffe und einem Kaffeewärmer?“ — Ich denke hin und her, aber schließlich gebe ich es doch auf. „Es ist kein Unterschied, Onkel Toldi,“ ruft Gusti, „beides schreibt sich mit einem B.“ — Weg war er. Eine halbe Stunde später fiel mir ein: Natürlich, das Wort „beides“ schreibt sich mit einem B! — Ich habe Gusti eine Karte geschrieben: „Prügel schreibt sich mit einem P.“

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben

a — a — a — an — ber — bi — bo — bro — burg — chel — chen — chi — chin — co — der — der — di — dik — do — don — e — e — e — en — er — fie — fon — ge — grie — hau — heuch — i — il — im — in — kel — kens — lan — land — le — le — ler — li — lo — mar — me — me — mi — na — na — na — ne — ne — ne — ner — nes — no — non — o — on — ra — ra — re — rie — sche — se — se — sel — sel — si — soh — straß — te — ten — ter — tiv — u — wer

sind 30 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, und vierte Buchstaben, von unten nach oben gelesen, einen Vers ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. deutschen Fluß, 2. Verwandten, 3. Nagetier, 4. Radiozubehör, 5. grammatikalische Form, 6. Teil des Schuhs, 7. geographische Bezeichnung, 8. Klosterfrau, 9. Bekleidung der Vögel, 10. Fernsprecher, 11. englischen Romanschriftsteller, 12. Kampfplatz, 13. Hohlmaß, 14. Land in Vorderasien, 15. Stadt im Elsaß, 16. landwirtschaftliches Gerät, 17. Naturereignis, 18. weiblichen Vornamen, 19. Land in Hinterindien, 20. verlogenen Menschen, 21. Märchenfigur, 22. Lanzenreiter, 23. Stoßzähne, 24. Oper von Mozart, 25. Land in Europa, 26. Stoffart, 27. Insekt, 28. Fluß in Spanien, 29. Spielzeug, 30. Baum.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 8.

1. Maurer, 2. Eimer, 3. Inhaber, 4. Niagara, 5. Eber, 6. Sonne, 7. Loge, 8. Ente, 9. Brause, 10. Erna, 11. Nadel, 12. Seife, 13. Sieben, 14. Cäsar, 15. Heerführer, 16. Olmütz, 17. Esau, 18. Napoleon, 19. Saffian, 20. Treppe, 21. Erle, 22. Rubel, 23. Trapper, 24. Raupe, 25. Armbrust.

Meines Lebens schoenster Traum
Haengt an diesem Apfelbaum.

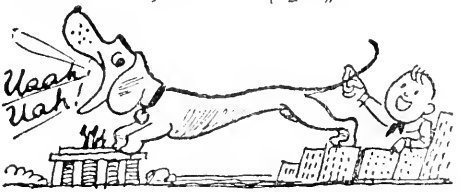
Fridolins Lachkabinett

Junge (in einem Buch lesend): „Sag' mal, Vater, was ist eigentlich ein Phänomen?"

Vater: „Das will ich dir erklären. Du hast doch schon eine Kuh gesehen, das ist kein Phänomen. Du kennst auch sicher einen Apfelbaum, das ist auch kein Phänomen. Wenn du nun aber siehst, daß eine Kuh auf den Apfelbaum steigt, um dort mit dem Schwanz Aepfel zu pflücken — siehst du, das ist ein Phänomen."

Max wird zum Kaufmann geschickt, er soll für 10 Pf. Salz und für 10 Pf. Pfeffer holen. Er nimmt einen Teller mit und reicht ihn dem Kaufmann: „Geben Sie mir für 10 Pfennig Salz." Das geschieht. Darauf dreht er den Teller um und sagt: „Nun auch noch für 10 Pfennig Pfeffer."

Mit dem Pfeffer auf dem Teller geht er stolz aus dem Laden. Als er nach Hause kommt, sagt seine Mutter: „Das ist brav, wo hast du aber das Salz?" Max dreht den Teller wieder herum und sagt: „Da!"



„Kannst du mir den Unterschied zwischen Telephon und Radio erklären?"

„Ja, sieh mal, wenn du einen großen Hund hast, der mit den Vorderfüßen in Berlin steht und mit den Hinterbeinen in New York, und der wird in Amerika in den Schwanz gekniffen, dann bellt er hier in Berlin. Das ist Telephon."

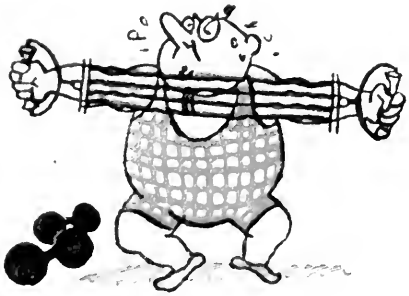
„Und wie ist es beim Radio?"

„Dann machst du es ganz genau so, aber den Hund mußt du weglassen."

Onkel Toldi will schlanker werden

Der Onkel Toldi ist entsetzt,
Denn fast zwei Zentner wiegt er jetzt.
Er scheint sich doch zu wohlbeleibt
Und sinnt, wie er das Fett vertreibt.

Hier seht ihr — ist das nicht zum Quieken?
Den Onkel Toldi mensendiecken.
Er biegt den Rumpf, die Beine auch
Und drückt die Knie an den Bauch



Dann zieht der Onkel den Expander
Mit allen Kräften auseinander
Nach altbewährten Turnsystemen.
Was tut man nicht, um abzunehmen?!

Dann hüpft der Onkel Toldi Dauer,
Solch Dauerhüpfen wird ihm sauer.
Ihm glüht die Stirn. Jedoch er weiß:
Man wird nicht dünner ohne Schweiß.

Zum Schluß hat er im bloßen Hemd
Zwei Hanteln — 100 Pfund! — gestemmt.
Der Onkel seufzt — mit aller Kraft
Wird dieses schwere Stück geschafft.

Stolz springt der Onkel auf die Wage,
„Erleichtert" — das ist keine Frage.
Doch was ist das? Er blickt beklommen:
Er hat 'nen Zentner — zugenommen?! . . .

Herausgeber: Peter Pfeffer, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: W. W. Bechtle, Berlin. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 10. 6. Jahrgang. 1. Februarheft.
Berlin.

Preis 15 Pfennig.

Der perfekte Indianer

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT BENTEUER

Wie der Häuptling Sitting Bull der Sage nach vom Großen Geist den Befehl erhielt, die Dakota-Indianer in den Freiheitskampf gegen die weißen Männer zu führen.

Wie Sitting Bull um seine Heimat kämpfte

Die Geschichte des Dakota-Häuptlings.

Der Häuptling Tatanka Pyotanka — die Bleichgesichter nannten ihn Sitting Bull (Sitzender Stier) — versammelte eines Tages alle Häuptlinge der Dakota-Indianer am Ratsfelsen im Schoschone-Gebirge und trat, als alle da beisammen saßen, im Schmuck seiner Adlerfedern und in voller Kriegsbemalung vor sie hin und sprach: „Brüder, mir ist auf dem weißen Berg der Große Geist erschienen. Auf einer blutroten Abendwolke schwebte er einher und sprach zu mir aus der Wolke: Lange genug sind meine roten Söhne die Knechte der Bleichgesichter. Ihre Jagdgründe haben ihnen die Bleichgesichter genommen, ihre Pferde haben sie ihnen genommen, alles haben sie ihnen genommen. Aber nun ist die Zeit der Vergeltung gekommen. Meine roten Söhne werden sich erheben und die Bleichgesichter vertreiben, und dann werden sie so glücklich in ihrem Lande leben wie zuvor. Du, Tatanka Pyotanka, sollst meine roten Söhne zum Kampf um die Freiheit führen."

Als Tatanka Pyotanka gesprochen hatte, stiegen die Häuptlinge der Dakota auf ihre Pferde und ritten schweigend über die Prärie davon. Einige Wochen später, als alles vorbereitet war, ritten Boten mit dem in Ochsenblut getauchten Kriegspfeil von einem Stamm zum andern. Und in der Nacht darauf setzten sich 2000 Indianer in Marsch gegen die Bleichgesichter.

Die Bleichgesichter — die Amerikaner — waren durch Spione vom Stamm der Krähen-Indianer, die auf der Seite der Weißen standen, über alles unterrichtet, was bei den Dakotas vorging, und der amerikanische General Custer war mit einigen Regimentern Kavallerie und Infanterie vom Fort Lincoln ausgeschickt worden und sollte die Indianer besiegen. Seine Kundschafter brachten die Nachricht, daß die Dakotas am Bighorn-Fluß ein Lager aufgeschlagen hätten. General Custer schickte den Obersten Reno mit einem Vortrupp aus, der das Lager von hinten angreifen sollte Er selbst wollte mit der Hauptmacht das Lager von vorn erstürmen. Aber — es kam anders.

Der Vortrupp sah sich plötzlich einer Uebermacht gegenüber und mußte in aller Eile über den Bighorn-Fluß flüchten und sich verschanzen. Nun waren die Indianer die Angreifer und sie umzingelten und belagerten Reno und seine Leute.

Inzwischen rückte General Custer von vorn gegen das Lager der Dakotas. Es stellte sich aber heraus, daß das Lager nur aus leeren Zelten bestand, die die Indianer aufgestellt hatten, um den Feind zu täuschen. In der Eile, mit der sie gegen das Lager angeritten waren, hatten die Weißen vergessen, sich nach den Seiten genügend zu decken und Kundschafter auszusenden. Als sie gerade durch ein tiefes Nebental des Bighorn-Flusses ritten, erschienen von allen Seiten plötzlich die Indianer und stürzten sich mit wildem Kriegsgeheul auf die Weißen. General Custer, der ein tapferer Mann und ein tüchtiger Führer war, sah sofort ein, daß er sich dort im Tal nicht wehren konnte, und führte seine Truppen auf einen nahen Hügel.

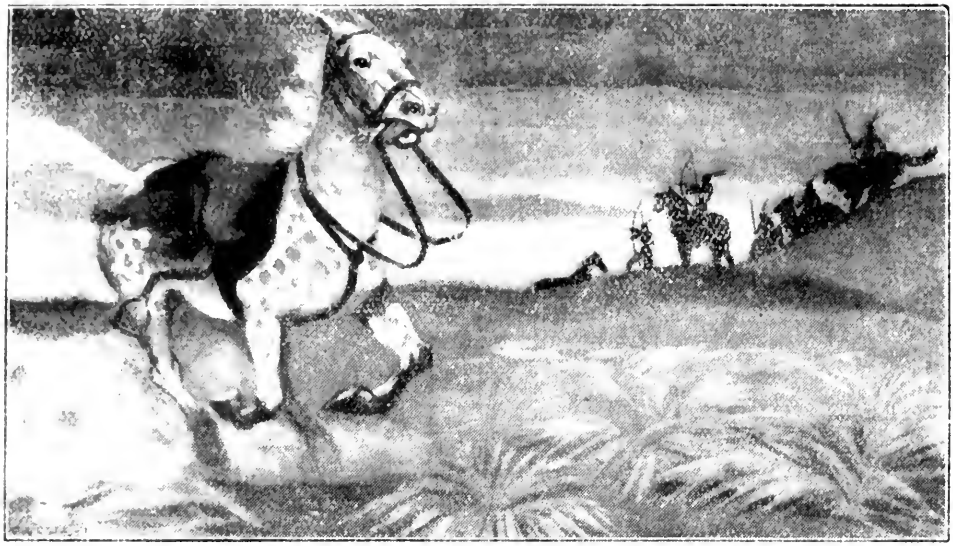
Der Hügel wurde bald von den Indianern umzingelt und den ganzen Tag berannt. Neben General Custer kämpften sein Bruder Tom und sein Neffe, der nur mitgekommen war, um einen Bericht vom „Sieg" der Weißen für seine Zeitung zu schreiben. Die andern Soldaten lagen hinter Felsstücken oder den Leibern ihrer Pferde und wehrten sich, so gut es ging. Die Wut der Indianer gegen die Weißen, die ihnen ihr Land genommen hatten, war grenzenlos; immer wieder stürmten sie wütend gegen den Hügel an. Als sie nur einen Augenblick im Angriff nachließen, ritt der Häuptling „Zwei Monde" von den Cheyennen, die auch zu den Dakotas gehören, ganz allein gegen den Hügel an und rief seinen Kriegern zu: „Wenn ihr mir nicht folgt, so seht ihr heute euern Häuptling zum letztenmal!" Die Cheyennen erhoben ihr Kriegsgeschrei und stürzten ihrem Führer nach. Sie gerieten mit den Weißen in ein furchtbares Handgemenge, und es wird erzählt, daß bei diesem Kampf auf der Seite der Weißen nur ein einziges Lebewesen davonkam; es war das Pferd „Komanche", das zwar verletzt wurde, aber doch den Indianern entfliehen und das Weite suchen konnte.

Inzwischen saß der Oberst Reno mit seinen Soldaten immer noch in der Verschanzung, aber die Rothäute hatten im Kampf gegen den General Custer so schwere Verluste erlitten, daß Sitting Bull sie nicht mehr zum Angriff gegen Reno vorschicken wollte. „Wir

Sitting Bulls Ende. Er wurde von dem Häuptling „Roter Tomahawk" der Krähen indianer, die mit den Weißen verbündet waren, getötet.

wollen sie belagern," sagte Sitting Bull, „der Durst wird ihre Kehlen ausdörren, und sie werden sterben, ohne daß wir eine Hand rühren." Einige tapfere Leute aus Renos Truppe taten sich jedoch zusammen und gelangten unter dem Hagel der indianischen Geschosse an den Fluß, von wo sie in Eimern und Feldflaschen Wasser für ihre verschmachtenden Kameraden mitbrachten. Am zweiten Tag nach der Schlacht auf dem Hügel meldeten Kundschafter der Indianer, daß Verstärkung für die Weißen im Anzug war. Es war General Terry mit seiner Truppe, die Custer und Reno zu Hilfe eilen sollte. Für Custer kam die Hilfe zu spät, aber der Oberst Reno wurde aus seiner furchtbaren Lage erlöst, während die Dakota-Indianer nach Norden abzogen — gegen die kanadische Grenze.

Der Häuptling Sitting Bull führte seinen Stamm nach Kanada, wohin ihm die amerikanischen Truppen nicht folgen konnten, da Kanada zu England gehört. Er hielt aber das Leben in der Fremde nicht lange aus. Die Sehnsucht nach den Jagdgründen, um die er gekämpft hatte und für die das Blut so vieler seiner Stammesbrüder vergossen worden war, trieb ihn in die Heimat zurück. Er wollte wieder die Stämme der Dakotas zum Kampf gegen die Bleichgesichter aufrufen, aber Spione verrieten ihn. Die Weißen ließen ihn nun überall verfolgen, und eines Tages stieß Sitting Bull, der sich in die Wälder geflüchtet hatte, mit einem Streiftrupp feindlicher Krähen-Indianer zusammen. Es kam zum Kampf, und Sitting Bull wurde dabei von dem Häuptling der „Krähen" — „Roter Tomahawk" — getötet.



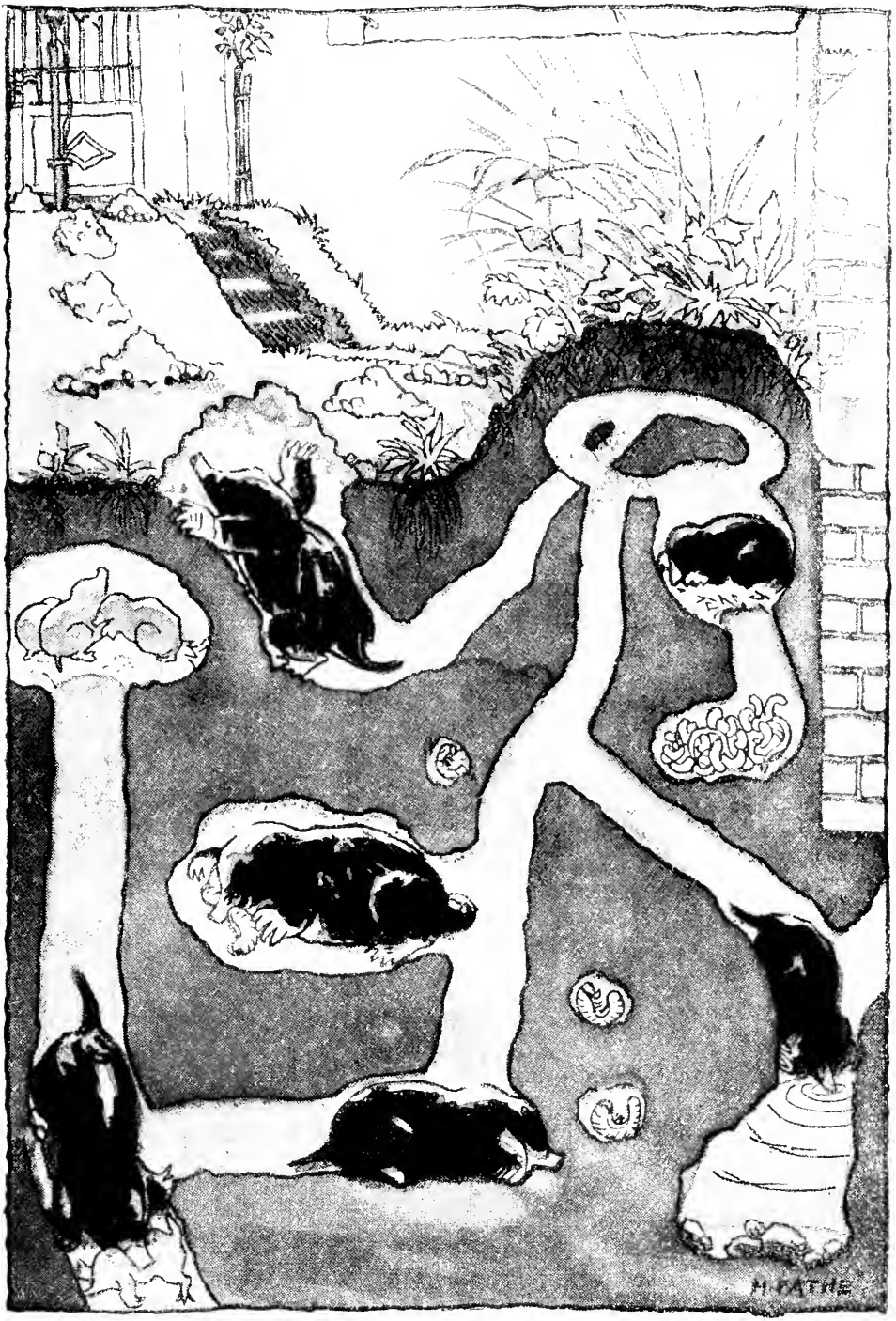
Am Abend nach dem Kampf, am Bighorn-Fluß. Wie der Schimmel „Komanche" bei dem Angriff der Cheyenne-Indianer entfloh und sein Leben rettete.

So starb der Held Sitting Bull, der für die Freiheit seiner roten Brüder kämpfte, durch die Hand eines roten Mannes, der ein Verräter an seinem Volk war. „Roter Tomahawk", der Häuptling der Krähen-Indianer, lebt heute noch, und er rühmt sich sogar seiner Tat, daß er den Helden besiegte und in der großen Prärie begrub.

Auch unter der Erde kann man leben

Wie der Maulwurf seine unterirdische Festung baut.

Einen Maulwurf bekommt man selten zu Gesicht, denn er lebt in der Erde und kommt freiwillig kaum jemals ans Tageslicht. Im Schutz einer Mauer hat er sich seine Wohnung gegraben: einen geräumigen Kessel, von dem meist eine „Speisekammer" nach unten verläuft, während mehrere „Laufgänge" von dieser Festung aus zum Jagdgebiet führen. Ein andrer Gang wird nach unten zum Grundwasser gegraben, denn der Maulwurf ist auch manchmal durstig. Ueber dem Kessel wölbt sich ein Hügel, der meist viel höher ist als die kleinen Erdhaufen, die das Tier beim Jagen aufwirft. Im Kessel wohnt der Maulwurf mit Frau und Kind, aber manchmal baut der Maulwurf auch eine Extrakinderstube, damit er im Kessel in Ruhe sein Schläfchen halten kann. Früher glaubte man, der Maulwurf nage die Wurzeln der Pflanzen ab; aber in Wirklichkeit ist er ein gefräßiges kleines Raubtier mit einem messerscharfen Gebiß. Käfer, Insektenlarven, Regenwürmer, Schnecken, Mäuse und im Notfall seine eigenen Stammesgenossen verschlingt er. Und weil er viel arbeitet, darum muß er auch viel fressen. Man hat festgestellt, daß er täglich beinahe soviel Würmer und Käferlarven verzehrt, wie er selber wiegt. Wenn er nur kurze Zeit keine Nahrung findet, stirbt er den Hungertod. Unermüdlich durchstreift er sein Jagdgebiet und gräbt Gänge zu seinem unterirdischen Jagdwild. Ist die Ausbeute reich, so wird alles, was übrig bleibt, in die Speisekammer unter dem Kessel geschafft. Die Vorderpfoten des Maulwurfs sind zwei richtige Grabschaufeln; mit diesen Schaufelhänden gräbt er und wirft mit der Schnauze die Erde empor: so entstehen die Maulwurfshügel. Von dieser Arbeit hat der Maulwurf auch seinen Namen erhalten, aber früher hieß er „Moltwerf", d. h. der die Molte (Moll, Mull, Erde) Werfende.

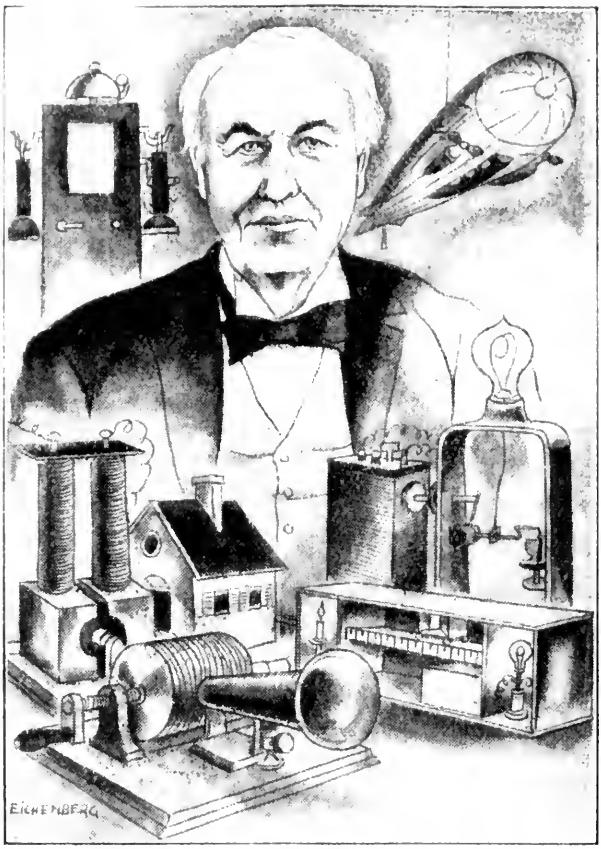


So sieht eine Maulwurfsfestung aus: Unter dem „Kessel" liegt die „Speisekammer". Von da führen „Laufgänge" zum Wasser und in das Jagdgebiet. Links eine Maulwurfskinderstube.

Der Mann mit den 1500 Patenten

Zum 80. Geburtstag des Erfinders Thomas Alva Edison.

In Amerika leben Männer, die ihr Leben lang Erfindungen machen. Sie sind gleichsam „berufsmäßige" Erfinder. Der Begründer dieses eigenartigen Berufes ist Thomas Alva Edison. Seit seiner frühesten Jugend hat er immerwährend Erfindungen gemacht. Man braucht sich deshalb nicht zu wundern, daß die Zahl der Patente, die er im Laufe seines langen Lebens auf Erfindungen erhielt, heute etwa 1500 betragen soll. Natürlich sind nicht alle diese Erfindungen von großer Bedeutung, aber einige haben seinen Namen weltberühmt gemacht. Edison begann seine Laufbahn als Zeitungsjunge. Nach einiger Zeit richtete er im Packwagen eines Eisenbahnzuges eine kleine Druckerei ein, in der er seine eigene Zeitung druckte. Die fertigen Exemplare verkaufte er während der Fahrt im Zug. Später meldete er sich zum Telegraphendienst. Nun fing er an, verschiedene Dinge zu erfinden, durch die die Leistungen der damaligen Telegraphie gesteigert werden konnten. Aber erst im Jahr 1878 wurde die Aufmerksamkeit der Welt auf ihn gelenkt, als er eine Glühlampe erfand. Viele Erfinder hatten bereits an dem Problem, eine Glühlampe zu bauen, gearbeitet, aber Edison gelang es, sich mit der nach ihm benannten Lampe durchzusetzen. Eine großartige Reklame setzte ein. Alles sprach von der Edisonschen Erfindung. Von nun an widmete er sich ausschließlich der erfinderischen Tätigkeit. Aber auch die Reklame stand ihm sein Leben lang treu zur Seite. Der Name Edison verschwand nicht mehr aus den Zeitungen. Nach seiner Glühlampe erfand Edison den Phonographen, aus dem sich später unsre heutigen Sprechmaschinen entwickelten; dann einen leichten Akkumulator, der die früher gebrauchten schweren Akkumulatoren ersetzte. Es folgten das Photometer, ein Apparat, mit dem man die Lichtstärke einer Glühbirne messen kann, und das „gegossene Haus", das dazu dienen soll, sehr rasch Siedlungen erstehen zu lassen. Eine dünnflüssige Masse wird in Formen gegossen. Wenn sie erstarrt ist, nimmt man die Formen ab, und das Haus steht fertig da! Auch das im Jahr 1860 von dem deutschen Physiker Reis erfundene Telephon hat Edison verbessert. In einem großen Park liegen seine Laboratorien, die er selten verläßt. Hier grübelt er heute noch über neue Erfindungen nach. Wer weiß, was man noch von ihm hören wird!



Thomas Alva Edison, der Mann, der 1500 Patente auf seine Erfindungen erhielt. Einige seiner wichtigsten Erfindungen sind hier abgebildet: der Phonograph, die Glühbirne, der leichte Akkumulator, die Dynamomaschine, das verbesserte Telephon, das Photometer und ein Modell des „gegossenen" Hauses.

ROBINSON in der Wüste

Die abenteuerliche Geschichte eines Jungen, der sich in der Wüste verirrte.

Von Max Kirsch.

(5. Fortsetzung.)

Das ließ sich Wartan nicht zweimal sagen. Er streckte sich in dem weichen Sand, der den Grund der Höhle bedeckte, richtig aus und schon nach wenigen Minuten war er eingeschlummert.

Halbaufgerichtet gegen den Felsen gelehnt horchte die besorgte Mutter in die eintönige Finsternis hinein. — Nichts regte sich. Nur der gleichmäßige Atem ihres Sohnes war zu hören. Hin und wieder nur sah sie einen Stern durch die Höhlenöffnung schimmern. Immer müder wurde ihr Blick, immer geringer ihr Widerstand gegen die einschläfernde Wirkung der ganzen Umgebung. Schwer fielen ihr die Lider zu. Aber im nächsten Moment raffte sie sich wieder auf, um hinauszuspähen, bis sie beruhigt von neuem einnickte. Und so schlief sie denn ermattet schließlich fest ein.

Da kroch es heran, unheimlich — ein Gespenst der Nacht. — Auf langen, krummen Beinen ein gedrungner Körper mit schiefem, borstigem Rücken, dickem, steifem Hals und darüber einem unsagbar häßlichen Kopf, in dem zwei schräg liegende Augen wütend funkelten. Mit gesträubter Mähne und fast hinkenden Bewegungen kam der grauenhafte Schatten immer näher. Er verbreitete einen üblen Geruch und schien aus der Hölle zu stammen. Unhörbar schlich er auf den ahnungslos schlummernden Wartan zu und ließ sein stinkendes Maul, in dem fürchterliche Zähne drohten, schnuppernd über den ausgestreckten Arm des Knaben gleiten. —

Da erwachte die Mutter, sah die Gefahr und stieß einen lauten Schrei des Entsetzens aus. Mit einem heiseren Kreischen sprang das Untier im weiten Satz zurück, blieb aber dann wieder stehen, fletschte seine Zähne und knurrte unheilvoll. Seine grünlichen Lichter leuchteten dabei grausig durch die Dunkelheit. — Doch als nun auch Wartan sich angsterfüllt aufrichtete, flüchtete es feige in die Finsternis zurück. — Es war nur eine beutegierige Hyäne gewesen.

Aber den beiden Flüchtlingen war der Schlaf gründlich vergangen. Durch den großen Schrecken wieder ganz munter geworden, beschlossen sie, als bald darauf der Mond aufging und sein silberhelles Licht trostvoll die dunklen Schatten vertrieb, in dem Felsental abwärts zu wandern und so einen sicheren Abstand von den Beduinen zu gewinnen, die sie noch oben in der Steppe wähnten. Die Hoffnung auf die Hilfe von Mustapha hatten sie aufgegeben. Vielleicht war er tot oder nicht stark genug, um sie aus ihrer Not zu befreien. Sie mußten sich jetzt selber helfen und sich beeilen davonzukommen, bevor die Räuber wieder ihre Spur fanden.

So beluden sie sich mit ihren Sachen und kletterten vorsichtig über die Felsblöcke hinweg. Nach einer sehr beschwerlichen Strecke, die besonders Wartan viel zu schaffen machte, wurde der Talgrund flacher und nun konnten sie besser marschieren. Obwohl seine Beine ihn bald schmerzten, lief der Knabe unverzagt hinter seiner Mutter her. Nur manchmal seufzte er schwer, daß er sich so plagen mußte. Ab und zu warf er auch einen scheuen Blick nach hinten, ob nicht etwa wieder solch ein Höllenhund in seiner Nähe wäre.

Als es Tag wurde, machten sie halt, um sich auszuruhen. Ihrer Sicherheit wegen krochen sie dabei von neuem in ein Loch des Abhangs. Dann packte die Mutter die mitgenommenen Vorräte aus, die ihnen nun das Leben retten sollten. Mit Heißhunger verzehrte Wartan das harte, trockene Brot, das sie ihm gab. Zu Hause wäre es ihm selbst für seine Hunde zu schlecht gewesen. Dazu bekam er noch eine Handvoll Datteln, die ihn glücklich machten. Als er sie aufgegessen hatte und mehr davon haben wollte, sagte seine Mutter schweren Herzens: „Nein!"

„Wir müssen damit sparen," erklärte sie, „denn wir wissen nicht, wie lange wir noch zu gehen haben, bis wir wieder etwas bekommen können."

Auch mit dem Trinkwasser hielt sie ihn knapp, weil die Gefahr, in dieser wasserlosen Wüste zu verdursten, ihnen zum Verhängnis

Wie ich vor den Negerkindern Kasperle-Theater spielte

Vom Puppenspieler Fred Fritz Stabani.

Wenn ich Jahr für Jahr mit meinem Kasperle-Theater durch das deutsche Land zog, malte ich mir aus, wie wundervoll es sein müßte, einmal in Afrika den **Negerkindern** meinen Kasperle zu zeigen. Alles, was ich verdiente, sparte ich, und wirklich, eines Tages stieg ich an Bord eines Dampfers. Nach sieben Wochen kam ich in Swakopmund in Südwest-Afrika an.

Boten wurden ausgeschickt, die verkündeten, daß der Puppenspieler Stabani sein Kasperle-Theater vorführen wollte.

Zwischen zwei Palmen hatte ich ein Tuch gehängt; das war meine Theaterbühne. Und die Zuschauer kamen. Jeder mußte als Eintrittsgeld eine Kokosnuß abliefern, und dann begann die Vorstellung. Kaum aber erschienen Kasperle und der Teufel auf der Bühne, da empfing sie ein wahnsinniges Gebrüll. Alle Zuschauer rannten auf und davon, und erst, als die Entfernung groß genug war, blieben sie stehen. Nun konnte ich endlich mit meiner Vorstellung beginnen.

Allmählich kam ein kleiner Negerjunge nach dem andern näher geschlichen; die kleinsten und frechsten wagten sich am weitesten nach vorn. Schließlich standen alle um mich herum, und nun spielte ich meine schönsten Sachen. Wenn der Teufel von Kasperle Prügel bekam, grinsten sie von einem Ohr zum andern — und als die schöne Genovefa errettet war, brach ein ungeheurer Jubel los.

Am nächsten Tag bekam ich Malariafieber und mußte schleunigst nach Deutschland zurück. Aber nie in meinem Leben werde ich diese meine erste und letzte Kasperle-Vorstellung in Afrika vergessen.

Kasperle bei den Negerkindern: Als K

---

werden konnte. Doch dies tat Wartan weniger leid.

„Gott sei Dank!“ dachte er, als er sich mit einem guten Schluck aus dem Schlauch erfrischt hatte, „da brauche ich mich ja nicht mehr zu waschen.“

Nachdem sie sich so gestärkt und erholt hatten, machten sie sich wieder auf den Weg, immer das Tal entlang der Sonne nach. Aber je höher sie stieg, desto unangenehmer wurde das Laufen. Bald war es in dem steinigen Grund so heiß wie in einem Backofen. Dem rundlichen Wartan rann der Schweiß in Strömen über die Backen. Oft blieb er stehen, um nach Luft zu schnappen.

„Das ist ja schlimmer als das Fegefeuer!“ stöhnte er in Erinnerung an die Bibelstunden in Adana, in denen der Missionar von all den Strafen gesprochen hatte, die die Sünder, die Bequemen und Faulen, die hartherzigen Reichen und müßigen Genießer nach ihrem Tode treffen sollten. War das

:le und der Teufel zur Begrüßung auf der Bühne erschienen, liefen alle Negerkinder mit furchtbarem Geschrei davon.

nicht wie eine Strafe für ihn, dem es immer so gut ergangen war, den seine Mutter so sehr gepflegt und vor allem Uebel bewahrt hatte — dieselbe Mutter, die ihn jetzt antrieb und zum Weiterlaufen zwang mit seinen schmerzenden Füßen.

„Wenn du hier sitzenbleibst, werden dich die Räuber fangen," drohte sie, und voll Angst setzte er sich wieder in Bewegung, denn die Beduinen waren die Hölle, der Schrecken aller Schrecken. Lieber noch im Fegefeuer braten, als ihnen in die Hände fallen. — Und er lief weiter, immer weiter. Voll Wehmut dachte er an den kühlen Laden seines guten Onkels im Bazar zu Adana. — Ach wenn er doch jetzt nur dort weilen könnte! —

Aber die Gefahr saß ihnen im Nacken, und sie mußten sich in Sicherheit bringen. Deswegen gönnten sie sich keine Ruhe und setzten ihre Flucht fort, obwohl die Hitze in dem Tal immer unerträglicher wurde. Nach oben in die Steppe, wo es sicherlich

nicht so glühend heiß war, wagten sie sich nicht hinauf, aus Furcht, gesehen zu werden. Auch schreckten sie die schroffen Uferhänge, die kilometerweit gleichmäßig steil abfielen. Doch am Nachmittag, als ihre Kräfte zu Ende gingen, wurde das Tal etwas breiter, und plötzlich umfing sie, wie ein Segen des Himmels, der erquickende Hauch eines kühlen Luftzugs. Wartan atmete auf. Das Fegefeuer schien ein Ende zu haben. Das ermutigte ihn so sehr, daß er jetzt seiner Mutter, die unter der Bürde ihrer Sachen schwer ermüdet war, vorauseilte. Aber schon nach wenigen Schritten blieb er in freudigem Erstaunen stehen. — Von der Höhe eines geringen Abhangs erblickte er vor sich einen klaren Fluß, der lieblich zwischen grünen Schilfstreifen dahinströmte. —

Voller Freude wollte er einen Luftsprung machen, aber seine allzu angestrengten Beine versagten ihm den Dienst, und er begnügte sich damit, seine Mutter rasch heranzuholen und mit ihr das Glück dieses unerwarteten Anblicks zu teilen. — Wasser bedeutete in dieser schrecklichen Wüste Leben, Wasser war Rettung vor dem Schlimmsten. Erlöst von dieser peinigenden Sorge stiegen sie, so schnell sie konnten, zu dem grünen Ufer hinab. In seinem Drang, sich abzukühlen, fiel Wartan fast in den Fluß hinein. Wie wohl tat ihm jetzt das Waschen! — Sie tranken das köstliche Naß, mit dem sie hier nicht zu sparen brauchten, in vollen Zügen und streckten sich dann vollkommen erschöpft im Schilfdickicht aus.

So gaben sie sich bis zum Abend der wohlverdienten Ruhe hin. Als aber das Felsental hinter ihnen sich wieder mit Schatten füllte, erinnerten sie sich all der Schrecken, die sie darin überfallen hatten, und faßten den Entschluß, weiterzuziehen, um aus seiner gefährlichen Nähe herauszukommen. Doch nun wußten sie nicht, welche Richtung sie einschlagen sollten. —

Während seine Mutter noch überlegte, griff Wartan plötzlich in seine Taschen hinein. Es war ihm eingefallen, daß er die Karte von Syrien und Mesopotamien bei sich haben mußte, die ihm sein Lehrer beim Abschied mitgegeben hatte. Stark zerknittert zog er sie aus seiner Jacke hervor und breitete sie hocherfreut vor sich auf dem Boden aus. Den ersten Teil der Reise hatte er gewissenhaft darin verzeichnet und alle Rastorte rot angestrichen. Aber als ihm das Reiten keinen Spaß mehr machte und er nach den langen Tagesstrecken im Lager nur noch an Essen und Schlafen dachte, hatte er es aufgegeben, und nun klaffte eine große Lücke zwischen dem letzten Karawanenort, den er vermerkt hatte, und ihrem jetzigen Standort. Immerhin vermochte er bald festzustellen, daß der Fluß, an dem sie sich befanden, nur der Chabur sein konnte, denn er war das einzige Gewässer in dieser weiten Steppe.

Stolz auf seine Geographiekenntnisse zeigte er seiner Mutter die dünne schwarze Linie, die sich durch die leere gelbe Wüstenfläche der Karte schlängelte.

„Siehst du, er fließt in den großen Euphrat, und da ist ein Ort, wo wir hinmüssen. Er ist der nächste."

Eifrig deutete er auf einen kleinen Punktkreis, der ein einsames Dorf am Unterlauf des Flusses bezeichnete. — Die Frau verstand nicht viel von Karten. Als einfache Bauerntochter konnte sie kaum lesen. Aber ihr scharfer Verstand sagte ihr, daß sie danach trachten mußten, wieder auf die Karawanenstraße zu kommen. Doch die lief als ein dünner Haarstrich durch ein Gebiet, das ohne jede menschliche Siedlung war.

„Da sind nur die Beduinen, die uns überfallen und vielleicht Mustapha getötet haben," sagte Wartan, der bei dem Gedanken, daß auch Heghinor dasselbe Los ereilt haben könnte, heftig erschrak. „Deswegen kommt er wohl nicht. Du weißt doch, daß wir in den letzten Tagen keinen festen Ort an der Straße getroffen haben. Aber wenn wir nach Süden dem Fluß entlang gehen, kommen wir an diesen Punkt und von da aus zum Euphrat, wo die großen Städte liegen, in denen wir ganz sicher sind und an Vater telegraphieren können."

Das klang sehr verlockend. Er hatte schließlich recht, aber er wußte nicht, daß der Maßstab der Karte ihn betrog, daß die Entfernungen, die auf ihr klein erschienen, in Wirklichkeit unendlich weit waren. Seine geographische Sicherheit überzeugte jedoch die Mutter, und so kam es, daß nun die beiden Flüchtlinge flußabwärts zogen und immer weiter von jeder Hilfe entfernt in der unermeßlichen Wüste verschwanden. —

*

Nachdem er seine Karawane in einem Chan*) der Oase untergebracht hatte, eilte

*) Großer, von Ställen und offenen Räumen umgebener Hof, in dem Reisende und ihre Karawanentiere Unterkunft finden.

Das Untier sprang zurück, fletschte die Zähne und knurrte.

Mustapha sofort zum türkischen Kommandanten, um ihm den Ueberfall der Beduinen und den Raub des Knaben und der Frau zu melden.

Der Gewaltige, ein sehr dicker Mann, ließ sich nicht gern in seiner Ruhe stören und nur die aufgeregte Erscheinung des starken Mustapha hinderte ihn daran, den Karawanenführer erst einmal tüchtig anzuschnauzen.

„Was willst du?" herrschte er ihn an und tat so, als ob er beleidigt worden wäre.

Mustapha erzählte rasch, was ihm widerfahren war. Der Kommandant, der anfangs ein gelangweiltes Gesicht machte, wurde dabei zusehends lebendiger. Zuletzt sprang er wütend auf:

„Da soll doch der Teufel dazwischen fahren! Das hätte ich den elenden Spitzbuben nicht mehr zugetraut. Aber, beim Barte des Propheten, ich werde diesem Volk schon Ruhe und Ordnung beibringen!"

Das fehlte noch, daß man ihm hier in seinem Bezirk Schwierigkeiten machte. Und gerade jetzt, da er in den nächsten Wochen einen Inspektionsbesuch seines Vorgesetzten, des Wali von Diarbekir, erwartete. Da mußte er energisch eingreifen, sonst tanzten ihm die Kerle schließlich noch auf dem Kopf herum, und er konnte unter Umständen seinen gemütlichen Posten verlieren. Wütend lief er im Zimmer hin und her und warf dabei aus Versehen seine Wasserpfeife um. Als aber Mustapha ihm von der Gefangennahme der drei Räuber berichtete, wurde er sofort ruhig.

„Das ist fein!" sagte er und rieb sich die fetten Hände. „Da haben wir ja einen guten Anfang." Er gab seinen Gendarmen den Befehl, die drei Beduinen aus dem Chan herbeizuschaffen. — Es dauerte nicht lange, da standen sie vor ihm. Er sah sich die wilden Gesellen einen Augenblick scharf an und begann dann gleich mit dem Verhör. Doch die Beduinen antworteten nur zögernd, wollten ihren Stamm nicht nennen und behaupteten, von den beiden Vermißten nichts zu wissen.

„Aha!" meinte der Kommandant, der jetzt erstaunlich ruhig war. „Ich sehe, ihr seid noch nicht verhandlungsfähig. Das wollen wir aber gleich besorgen."

Er winkte seinem Gendarmerieunteroffizier. Der ließ die Räuber packen, in den Hof bringen und dort auf den Rücken legen. Dann wurden ihnen mit verblüffender Geschwindigkeit die Füße an einer langen Holzstange festgebunden. Zwei Gendarmen hoben sie hoch, und zwei andre fingen nun an, mit dünnen Stöcken auf die freiliegenden Fußsohlen loszuschlagen.

Nachdem sie fünfundzwanzig auf die Fußsohlen bekommen hatten, wurden sie wieder vor den Kommandanten gebracht.

„So, meine Freunde," empfing er sie voller Hohn, „ich glaube, wir werden uns jetzt besser unterhalten können."

Die Räuber sahen ihn entsetzt an. Doch als er von neuem seine Fragen an sie richtete, beeilten sie sich, diese genau zu beantworten. Nur von Wartan und seiner Mutter konnten sie der Wahrheit gemäß keine Ahnung haben.

„Ich kann euch ja wieder etwas kitzeln lassen," ermunterte sie der Kommandant. „Dann werdet ihr euch besser erinnern."

„Bei Eurem Haupte! Bei meinen Augen! Beim Propheten!" schrien die drei angstvoll durcheinander. „Wir sprechen die reine Wahrheit! Laßt uns suchen, und wir werden euch die Herrin und den Knaben wiederbringen."

„Das heißt, ihr wollt sie von euren Zelten, wo sie gefangen sind, herbeiholen. Nun, das läßt sich eher hören."

„Ja, ja, wir wollen es!" logen sie nun aus Furcht vor einer weiteren Bestrafung und in der Hoffnung, sich auf diese Weise vielleicht retten zu können.

„Gut," sagte der Kommandant, „dann werde ich zwei von euch hier behalten, und einer begleitet meine Soldaten, um ihnen den Weg zu eurer Sippschaft zu zeigen. Aber wehe euch, wenn er uns betrügt!"

Hiermit ließ er die Räuber, die glücklich waren, daß sie aus seinen Augen kamen, ins Gefängnis abführen. Als sie zwischen den Gendarmen davongehumpelt waren, wurde ein Leutnant herbeigerufen, der mit Mustapha eine Truppenabteilung als Strafexpedition gegen die Beduinen führen und mit allen Mitteln versuchen sollte, die Frau und ihren Sohn zu befreien. Nach kurzer Beratung gingen die drei Männer auseinander, um ihre Vorbereitungen zu treffen. Aber erst am nächsten Morgen war die Abteilung marschbereit.

Sie bestand aus erfahrenen Gendarmeriesoldaten, die gute Pferde hatten, und ihr Führer, der junge Leutnant, war von dem Ehrgeiz beseelt, sich auszuzeichnen.

„Mit diesen Leuten muß ich es schaffen," dachte Mustapha und frohen Muts machte er sich an ihrer Spitze auf den Weg. Sie ritten erst zur Wasserstelle und dann von dort aus in die Steppe hinein.

(Fortsetzung folgt.)

„Sei höflich!"

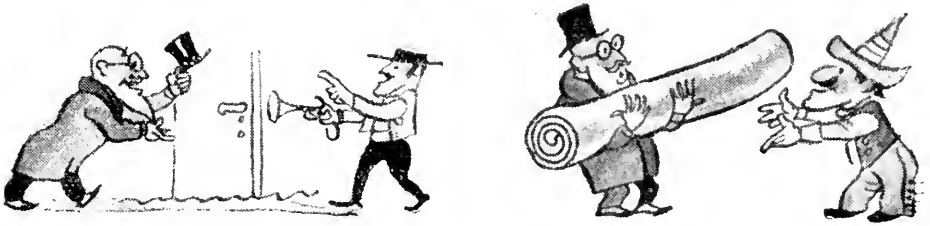
Ein Professor wollte erforschen, welches Volk am höflichsten ist.

Der Professor Phöbus Warrier ist der Ansicht, daß das Leben viel schöner wäre, wenn die Menschen höflicher zu einander sein wollten. Eines Tages begab er sich auf eine Reise um die Welt und wollte erforschen, welches Volk am höflichsten sei.

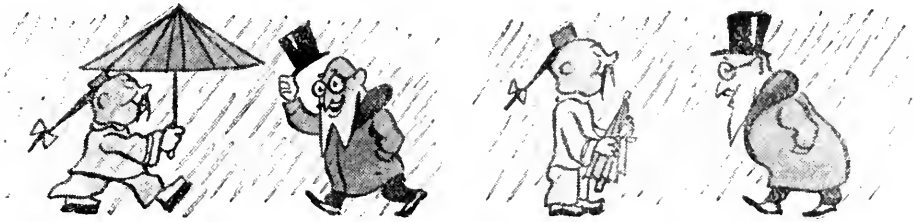
Im Wartesaal eines amerikanischen Bahnhofs hatte er den Eindruck, daß die Amerikaner nicht das höflichste Volk auf der Erde waren.

In Deutschland wunderte sich der Professor über eine Schar von Jungen, die er in einer besetzten Straßenbahn traf. Keiner von den Jungen war so höflich, aufzustehen und dem älteren Herrn seinen Platz anzubieten. Auf dem Lande dagegen waren die Leute sehr höflich.

In England gingen die Jungen aus Höflichkeit immer auf der Seite des Fahrdamms, damit sie und nicht die Erwachsenen die Schmutzspritzer der vorbeifahrenden Autos abkriegten. — Die Franzosen fielen dem Professor aus übereifriger Höflichkeit um den Hals.



Auch in Spanien ging die Höflichkeit zu weit: Als der Professor einem Spanier den Vortritt durch die Tür lassen wollte, zog dieser eine Pistole und sagte: „Señor, entweder Sie gehen voran, oder ich schieße." In Mexiko bewunderte der Professor einen schönen Teppich, da erhielt er ihn beim Abschied von dem höflichen Gastgeber zum Geschenk.



Das höflichste Volk aber waren die Chinesen. Der Professor begegnete einem Chinesen bei Regen; da schloß der Chinese seinen Regenschirm, damit er ebenso naß würde wie der Professor. Er wollte vor ihm keinen Vorzug haben.

Das Gewitter von Schöppenstedt

Eine lustige Geschichte von dummen Leuten.

Eines Tages, als es lange nicht geregnet hatte und die Ernte in Gefahr kam, versammelte sich der Rat von Schöppenstedt und beratschlagte, wie man zu einem erfrischenden Gewitter kommen könnte. Da steckte die Frau Bürgermeisterin den Kopf herein und sagte: „Warum geht ihr nicht nach Braunschweig in die Apotheke? Gibt's da nicht für alles ein Mittel, und sollte kein Mittel für Gewitter geben?"

Das war eine Erleuchtung. Es wurde beschlossen, daß die Frau Bürgermeisterin selbst nach Braunschweig gehen und die Gewittermedizin holen sollte. Sie nahm den ehrenvollen Auftrag an und machte sich auf den Weg. Der Apotheker in Braunschweig wußte sogleich, was die Glocke geschlagen hatte. Er kam nach einiger Zeit mit einer Schachtel zurück. Hier sei das Gewitter drin, sagte er, die Frau Bürgermeisterin dürfte aber die Schachtel unterwegs nicht aufmachen, sonst flöge das Gewitter auf und davon, und eine andre Gegend hätte den Vorteil davon.

Die Bürgermeisterin zahlte zehn Gulden und machte sich auf den Heimweg. In der Schachtel aber summte das Gewitter ganz gefährlich. Die Bürgermeisterin fand, es

hörte sich ganz so an, wie ein eingesperrter Bienenschwarm. Sie dachte bei sich: es wird dem Gewitter zu heiß darin, und wenn es nun einschlägt, so könnte es doch mich treffen. Ich will ihm etwas Erleichterung verschaffen und Luft heran lassen."

Aber kaum hatte sie den Deckel der Schachtel etwas hochgehoben, da flog der ganze Bienenschwarm (denn das „Gewitter" war wirklich nichts andres) heraus, und heidi! denselben Weg zurück, den die Frau Bürgermeisterin eben gegangen war. Die Bürgermeisterin winkte mit beiden Armen hinterher und schrie: „Gewitter! Gewitter! Hierher nach Schöppenstedt!" Aber das Gewitter flog davon und kam nicht wieder.

Onkel Otto kann Gedanken lesen

Ihr könnt es auch — hinterher!

Onkel Otto bittet einen Neffen, irgendein Wort auf ein Stück Papier zu schreiben, ohne daß es Onkel Otto sieht. Der Neffe tut es; das Papier wird ganz klein zusammengerollt. „So, nun werde ich dir sagen, was auf dem Papier steht," sagt Onkel Otto. „Halte das Papier fest in der Rechten, setze dich hierher und blicke mir in die Augen. Immer fest an das Wort denken! — Nein, du denkst noch nicht fest genug daran. Lege das Papier auf den Boden und stelle den Fuß darauf. Ich werde es gleich haben. — Was auf dem Zettel steht? Hm — hm — im Augenblick! Ja natürlich, jetzt hab' ich's: D e i n F u ß s t e h t d a r a u f!" — Führt dieses verblüffende „Kunststück" vor, wenn ihr Besuch habt.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Gusti: „Onkel Toldi, warst du einmal oben auf dem großen Berliner Funkturm?"

Onkel Toldi: „Ja natürlich war ich oben."

Gusti: „Wieviele Meere hast du von dort oben gesehen?"

Onkel Toldi: „Dummer Junge, vom Funkturm aus sieht man doch kein Meer!"

Gusti (die Hand auf der Türklinke): „Doch, Onkel Toldi, man sieht sogar drei Meere: Am Morgen sieht man das Nebelmeer, am Tage sieht man das Häusermeer und (er öffnet die Tür) bei Nacht, da sieht man — gar nichts mehr!" (Verschwindet sehr schnell!)

E i n e „h o h e" K u n s t: Ein Kunstradfahrer zeigt auf dem h o h e n Einrad seine Kunst auf einer Plattform

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

ard — ban — de — de — deich — di — din — dom — du — e — eg — ei — en — fei — fer — ga — ge — ge — gel — gel — gen — i — i — ja — ke — lin — mer — na — ne — ne — nel — ner — or — pfaff — re — rei — schau — sel — son — stel — u — war

sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, und dritte Buchstaben, von unten nach oben gelesen, den Namen eines deutschen Märchens und seines Herausgebers ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Vogel, 2. Haushaltungsgerät, 3. Tanz, 4. Stadt in Polen, 5. Musikinstrument, 6. Baum, 7. Südfrucht, 8. Flußgrenze, 9. Blume, 10. Pflanze, 11. Teil des Wagens, 12. weiblichen Vornamen, 13. Teil der Schweiz, 14. Fixstern, 15. Säugetier, 16. landwirtschaftliches Gerät, 17. Fahne, 18. männlichen Vornamen, 19. Quellgöttin.

Lösung des Silbenrätsels aus Nr. 9.

1. Werra, 2. Onkel, 3. Marder, 4. Antenne, 5. Nominativ, 6. Sohle, 7. Insel, 8. Nonne, 9. Gefieder, 10. Telefon, 11. Dickens, 12. Arena, 13. Liter, 14. Arabien, 15. Straßburg, 16. Sichel, 17. Donner, 18. Ilse, 19. Cochinchina, 20. Heuchler, 21. Riese, 22. Ulan, 23. Hauer, 24. Idomeneo, 25. Griechenland, 26. Nessel, 27. Imme, 28. Ebro, 29. Diabolo, 30. Eberesche.

Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
Boese Menschen haben keine Lieder.

Fridolins Lachkabinett

Zu einem Apotheker kommt ein Mann: „Bitte, ich möchte etwas doppelbohlenbauendes Kashorn, ich meine koppeldohlenhauendes Blashorn, na, etwas moppelsohlenklauendes . . . Donnerwetter nochmal — —!"

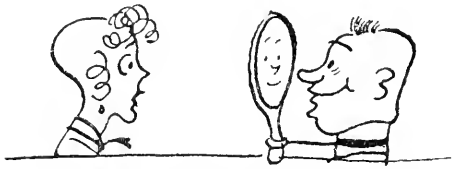
„Ich verstehe schon, mein Herr, Sie wollen für zehn Pfennig doppelkohlenkauendes Nashorn," entgegnete der Apotheker.

*

Lehrer: „Hans, beschreibe mir einmal ein Fischnetz."

Hans: „Eine ganze Menge Löcher, die durch Garn zusammengehalten werden."

*



„Bitte, Fräulein, ich möchte einen Spiegel."

„Soll es ein Handspiegel sein?"

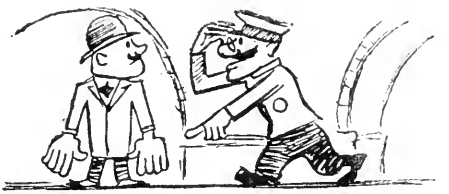
„Nein, einer fürs Gesicht."

„So, Sie sind Photograph? Da sind wir ja Berufsgenossen, ich knipse auch."

„So, Sie sind auch Photograph?"

„Nein — Eisenbahnschaffner."

*



Herr Kusch ist ein sehr netter Mensch, nur hat er unglaublich große Hände. Zu allem Unglück hat er sich letzthin ein paar hellbraune Lederhandschuhe gekauft. Seither kann er an keinem Bahnhof vorübergehen, ohne daß sich ein Dienstmann auf ihn stürzt und fragt: „Darf ich Ihnen die Handkoffer tragen?"

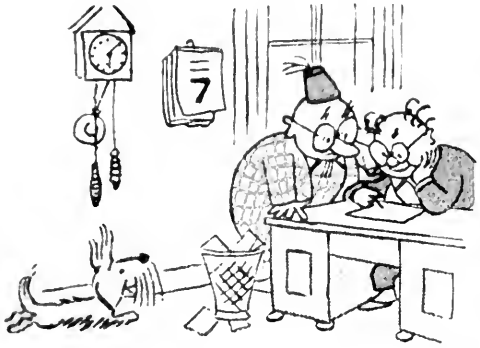
*

In der Turnstunde läßt der Lehrer die Jungen sich auf den Rücken legen und mit den Füßen in der Luft radeln. Da beobachtet er, wie der eine Junge daliegt und die Füße friedlich und bewegungslos nach oben hält. „Warum machst du nicht mit?" fragt er.

„Entschuldigen Sie, Herr Lehrer," sagt der Junge, „aber ich habe Freilauf!"

Die Zwölfuhr-Wurst

oder: wie Schlupp zur rechten Zeit sein Essen kriegte.

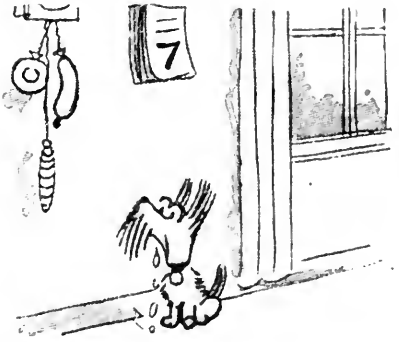


Der Onkel Toldi geht jetzt aus
Und kommt erst morgen spät nach Haus.
Die Frage ist: Wer gibt indessen
Dem Schlupp am nächsten Tag zu fressen?

Der Onkel ist nun fortgegangen.
Schlupp weiß mit sich nichts anzufangen.
Er gähnt mit aufgeriss'nem Maul.
Er ist so schläfrig. Und so faul.

Und größer wird Schlupps Ungeduld;
Daran ist bloß das Uhrwerk schuld!
Schlupp wird zum Raubtier: heult und springt,
Indes die Wurst ganz langsam sinkt.

Denn legt man was an einen Ort,
Das frißt der gute Hund sofort.
Worauf Professor Pechmann spricht:
„Ich nehm' die Wurst als Uhrgewicht!"



Am Morgen wacht er hungrig auf
Und eilt zur Uhr in schnellem Lauf.
Oh weh! Die Wurst ist noch so fern,
Und Schlupp hätt' sie zum Fressen gern!

Zwölf Uhr! Genaue Mittagszeit!
Die Wurst kommt an, es ist so weit.
Und Schluppchens Hunger ist vergessen,
Denn nun hat er sein Mittagessen.

Herausgeber: Peter Pfeffer, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: W. W. Bechtle, Berlin. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenburgstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 11. 6. Jahrgang. 2. Februarheft.
Berlin

Preis 15 Pfennig.

Der heitere Fridolin

Der Löwe singt im Radio
(Lest das Gedicht auf Seite 2.)

Der Löwe singt im Radio

Im Radio klingt es: „Achtung! Wir
Gewannen heut' ein großes Tier
Für alle Hörer völlig neu:
Es ist Herr Kammersänger Leu!"

Du lauschst gespannt. Was hörst du da?
Ein lautes, schreckliches „Uuuhaaa!"
Jetzt aber ahnst du unbedingt,
Daß da ein echter Leu-Mund singt.

Ein Löwe, groß, mit gelber Mähne
Und einem Maul voll scharfer Zähne
Singt hier, bewacht vom Zoodirektor,
Selbst für den winzigsten Detektor.

Je nun — das ist der Lauf der Welt:
Heut' funkt, wer etwas auf sich hält.
Sogar der Leu funkt — nicht zu knapp.
Wer ängstlich ist, stellt schleunigst ab.

*

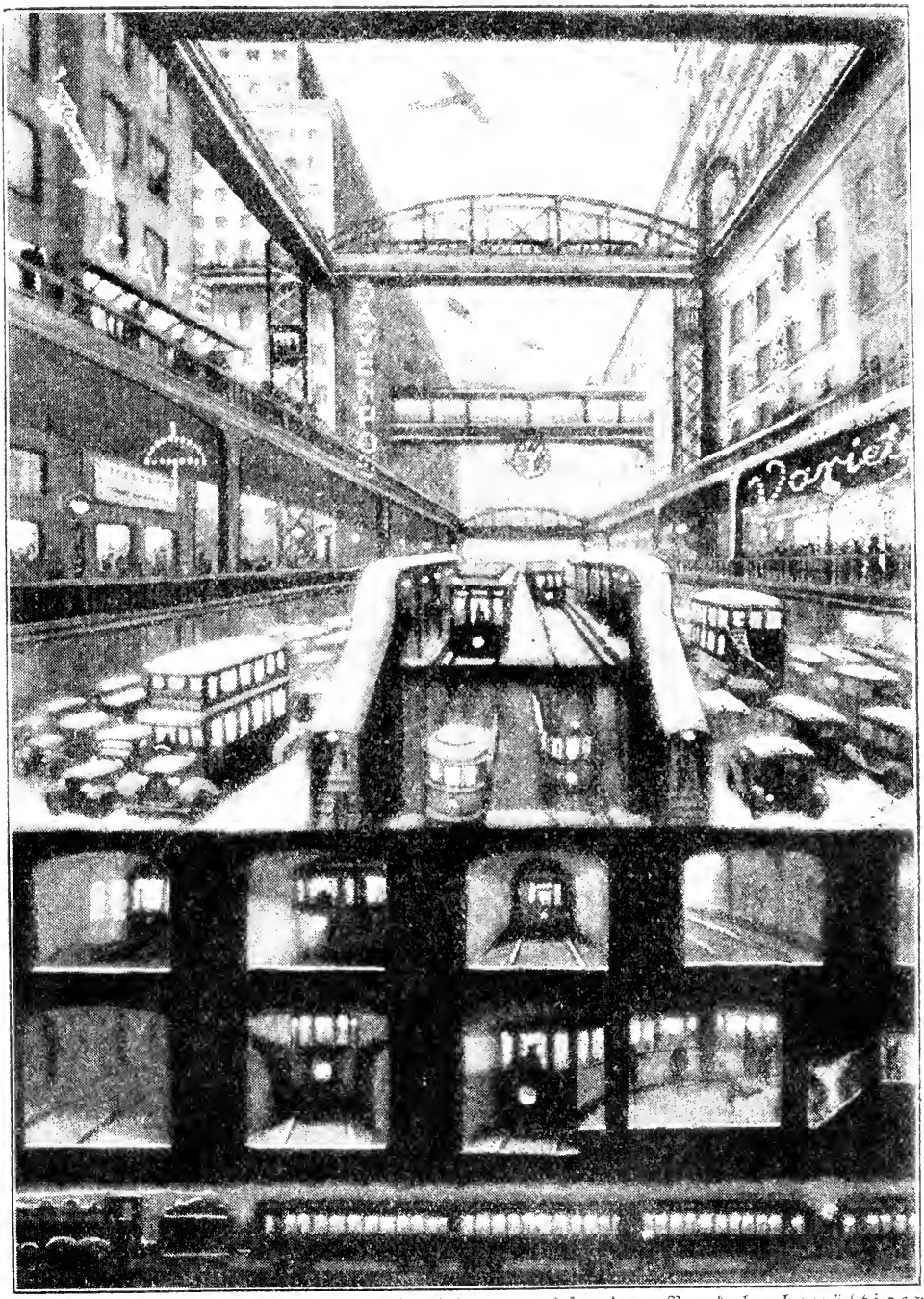
Wenn die Städte keinen Platz mehr haben

Wie die Häuser, so müssen nun auch die Straßen in Stockwerken übereinander gebaut werden.

Immer mehr Menschen strömen in den großen Städten zusammen, Hunderte und Tausende kommen an jedem Tag, und man kann sich gut vorstellen, daß es für die Städte immer schwieriger wird, die unzähligen Menschenmassen in ihren Häusern zu beherbergen und in ihren Pulsadern, den Straßen und Bahnen, ohne Stockungen fließend zu erhalten.

Man hat Wolkenkratzer in den Himmel hineingebaut und ist viele Stockwerke tief in die Erde gedrungen, um die Menschenmillionen zu bewältigen. Unter den ewig rollenden Auto- und Straßenbahnrädern liegen unterirdische Geschäfte, Friseurstuben, Badeanstalten mit Schwimmhallen, Kinos, Garagen, und in Wolkenkratzern mit 20 bis 40 Stockwerken sind in Geschäften, Büros und Fabriken viele, viele tausend Menschen beschäftigt, in jedem fast soviel wie in einer kleinen Stadt, und alle diese Menschen kommen und gehen morgens und abends zur gleichen Zeit. Man kann sich denken, wie es um die Zeit des Geschäftsbeginns und Geschäftsschlusses in den Straßen einer Millionenstadt aussieht. Vollgestopft wie eine Büchse Oelsardinen sind sie. Die Wagen schieben sich in endlosen Ketten durch die Straßen und kommen langsamer vorwärts als die Fußgänger auf den Gehsteigen. Und trotzdem die Untergrundbahnen heute schon in zwei Stockwerken übereinander gebaut sind und fast ohne Unterbrechung fahren, können sie doch alle die Menschen nicht fassen, die mitwollen.

Die Verkehrsingenieure überlegen sich schon jetzt, wie die Straßen und Verkehrsmittel in Zukunft eingerichtet werden müssen, damit sie den riesigen Verkehr ohne Stockungen bewältigen können. Man wird in Zukunft die Straßen in vielen Stockwerken übereinander bauen müssen. Die einzelnen Verkehrsmittel müssen voneinander getrennt werden und ihre eigenen Wege haben. Zu allerunterst, tief in die Erde, werden die Fernbahnhöfe angelegt, von denen die D-Züge abfahren, die dann erst außerhalb der Stadt an die Oberfläche kommen. Im zweituntersten Stockwerk werden die Blitz-Untergrundzüge sausen, die nur auf jeder zehnten Station halten; im Stockwerk darüber wird die Untergrundbummelbahn fahren. Auf der eigentlichen Straße, auf der heute noch die Fußgänger neben Autos und Straßenbahnen verkehren, wird man später nur noch Autos, Autobusse und Straßenbahnen fahren lassen. Darüber aber zu beiden Seiten werden erhöht die Extra-Straßen für die Fußgänger angelegt werden. Dort können sie über dem Brausen des Millionengetümmels ruhig und ungefährdet spazierengehen und sich die Läden ansehen. Dort, neben den Fußgängerstraßen, liegen auch die großen Gasthäuser, Theater, Kinos und Kaufhäuser. Wer zu den Fahrgelegenheiten hinunter will, setzt sich in einen Fahrstuhl, wie er an jeder Straßen-



Wie die Riesenstädte ihren täglich anwachsenden Verkehr bewältigen wollen. Die Straßen sollen in Stockwerken angelegt werden: Im 1. Stock, tief unter der Erde, fährt die Eisenbahn, im 2. die Blitz-Untergrundbahn, die nur an jeder 10. Station hält, im 3. die Bummel-Untergrundbahn, im 4. — zu ebener Erde — die Straßenbahn und die Autos. Darüber, in der Luft, sind die Gehsteige für die Fußgänger, ferner die Hochbahn und die Flugstationen

ede sein wird, und sauft hinunter in den dritten, zweiten oder ersten Stock der Straße — zum Blitzzug, zur Untergrundbahn, zum Autoomnibus. Oder er fährt nach oben, wo die Hochbahnzüge rasen, oder noch höher hinauf, auf die Plattform eines Wolkenkratzers, wo die Flugzeuge landen und abfliegen. Mag es auch den Anschein haben, als hätten die Fahrzeuge den Fußgänger verdrängt — — er bleibt doch der Wichtigste in der Straße, denn alle Fahrzeuge sind für ihn da und gehorchen seinem Willen.

Loris Abenteuer

Eine kleine Papagei-Geschichte von Wolfgang Bechtle.

Lori, der Kakadu, entdeckte eines Morgens, daß die Tür am Käfig offen stand. Der kleine Gustav hatte ihm Frühstück gebracht, sogar eine Feige, wofür er schwärmte, und dann hatte er vergessen, die Tür am Käfig zuzumachen. Lori war nun schon 25 Jahre Käfigpapagei — beim Großvater von Gustav schon —, so etwas war ihm noch nie passiert. Lori war geradezu beleidigt; als das Dienstmädchen „Guten Morgen, Lori, gut geschlafen?" sagte, redete er keinen Ton.

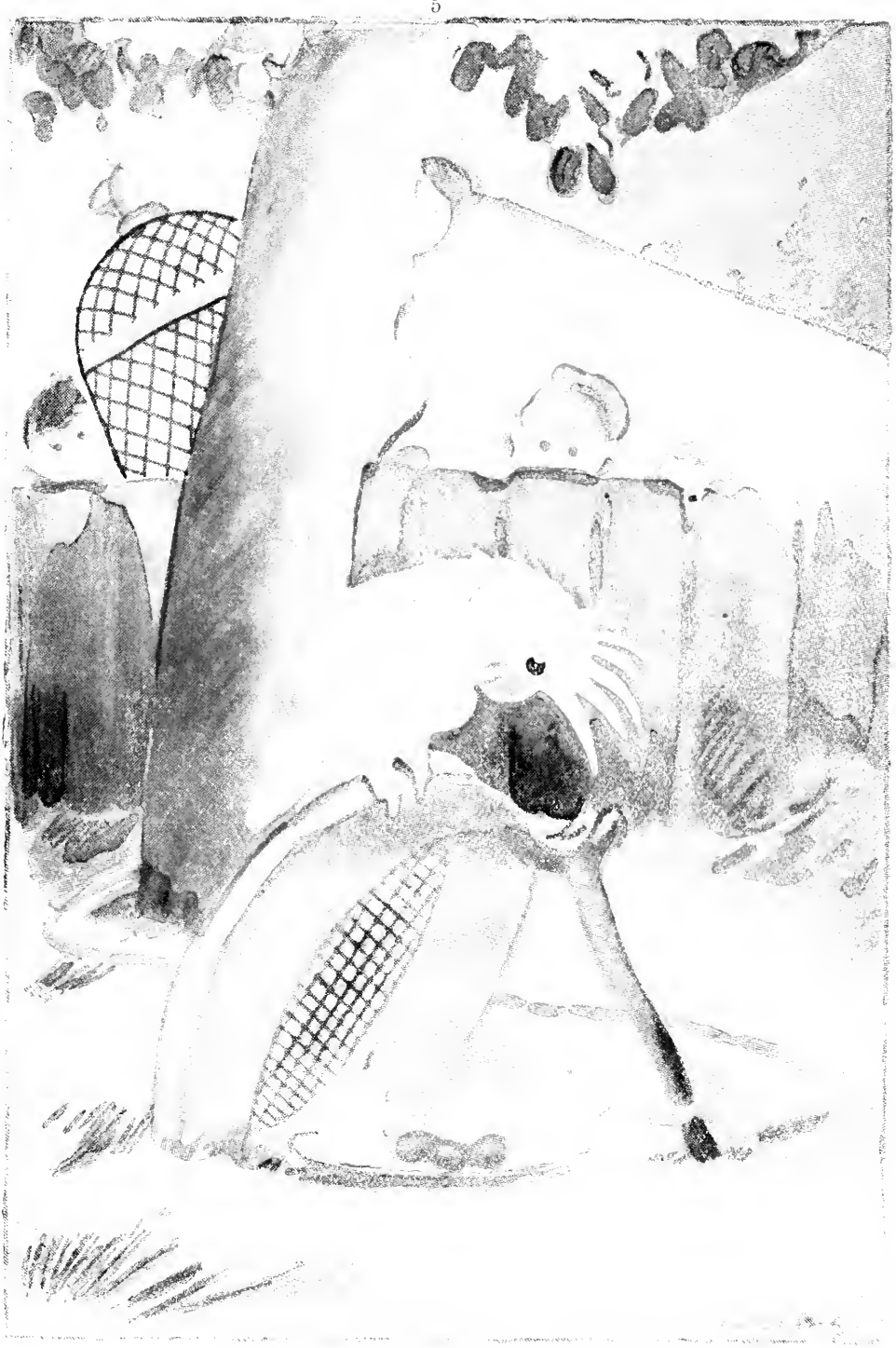
Als das Zimmer in Ordnung gebracht war, ging das Dienstmädchen fort. Die Fenster blieben zur Lüftung offen. „Gut," sagte sich Lori, „fliegen wir davon." Er kletterte von der Stange herunter und guckte aus der Käfigtür, dann holte er Atem und — plumpste auf den Boden. „Dummer Gustav! Dummer Gustav!" schimpfte er und rannte mit gesträubtem Schopf um den Eßtisch herum, denn Gustav war schuld daran, daß er auf den Boden gefallen war. Warum hatte er die Käfigtür nicht zugemacht! Und was nun? Nun war man unten und fand nicht wieder hinauf in den Käfig und auf die Stange. Das Fliegen hatte er schon lange verlernt.

Da kam Lori auf den Gedanken, an der Gardine hochzuklettern. Immer an der Spitze entlang; erst Schnabel, dann Bein! Oh, Lori war klug! Lori saß also auf der Fensterbank, nachdem er hinaufgeklettert war, und die Sonne schien ihm auf die Federn. Er blies sie behaglich auf, und dann auf einmal sah er draußen einen Spatzen fliegen — richtig fliegen! Da mußte er lachen, und weil er nicht lachen konnte, pfiff er, stellte den Schopf hoch, wippte auf und nieder und wurde ganz übermütig. In ihm dämmerte eine Erinnerung — an damals, als er noch nicht Käfigpapagei, sondern ein gewöhnlicher Papagei war. Damals schien auch die Sonne, und er flog in einem großen Wald irgendwo — genau wie der Spatz. „Probieren!" sagte Lori laut und — hopla — landete er unten im Garten. „Huitt — huitt", pfiff er stolz, obwohl er nicht geflogen, sondern geflattert und mit dem Kopf voran in einem Busch gelandet war. Und dann begann er zu klettern. Da war ein Baum, und Lori kletterte solange, bis er ganz nahe bei der Sonne war.

Das war alles schön und gut, aber punkt 12 Uhr bekam Lori Hunger, denn um diese Zeit pflegte er zu Mittag zu essen. Er guckte hinunter vom Baum und — ah, da stand ja ein ganzer Teller voll Aepfeln und — wahrhaftig Feigen! Auf der Stelle kletterte Lori abwärts. Aber als er halbwegs war, durchschaute er die Bescherung. Hinter dem Zaun hatte sich Gustav mit seinen Freunden versteckt, und den Käfig hatten sie auch dabei. Den lieben, schönen Käfig! Und hinter dem Teller hatten sie ein rundes Ding aufgestellt — ein Mehlsieb war es —, hm . . . „Huitt, huitt!" pfiff Lori hinunter und guckte. Oh, Lori war schlau! Aber die Feige hätte er doch zu gern gehabt. „Lori! Lori!" riefen nun die Jungen, „komm doch herunter!" „Esel! Esel!" schrie Lori. „Loriii — Loriii!" flötete der kleine Gustav voller Angst. „Dummer Gustav! Dummer Gustav!" schimpfte Lori.

Aber dann kletterte er hinunter und setzte sich auf das runde Dings hinter dem Teller und guckte die Feige an. Es war eine Prachtsfeige. Und dann stieg er vollends ganz hinunter, setzte sich auf den Teller und — klapps! Die Jungen hatten an dem Bindfaden gezogen, und das Mehlsieb — der blonde Karl hatte diese kunstvolle Papageienfalle erfunden — fiel über ihn. „Hurra!" schrien die Jungen. Lori saß unter dem Sieb und fraß die Feige.

Er wurde mit der Feige im Schnabel in seinen Käfig gesetzt. Dort fraß er sie weiter. Er war ja froh, daß er wieder in dem schönen Käfig war. Und nun hat er viele, viele Jahre Zeit, auf der Stange zu sitzen und von seinem Abenteuer zu träumen.



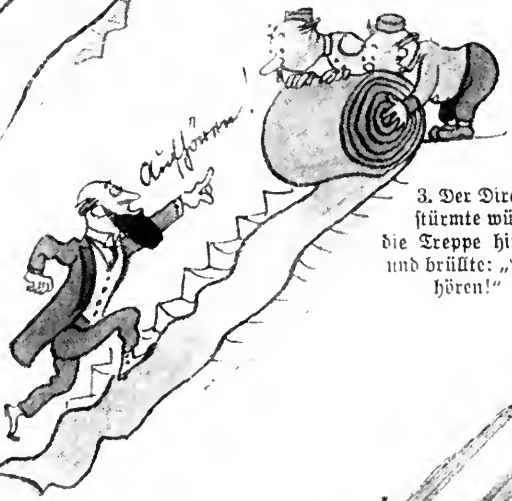
Wie Loris Abenteuer zu Ende ging . . .

Laatsch und Bommel werden Hausdiener in einem Hotel

Auch bei diesem Beruf hatten sie kein Glück.

1. Der Direktor: „Klopft mir mal den Treppenläufer aus."

2. „Zu Befehl," sagten Laatsch und Bommel und begannen, oben den Läufer aufzurollen. Infolgedessen fielen alle Leute die Treppe hinunter und beschwerten sich beim Direktor.



3. Der Direktor stürmte wütend die Treppe hinauf und brüllte: „Aufhören!"

4. Folgsam ließen Laatsch und Bommel den aufgerollten Läufer los. Er rollte die Treppe hinab und wickelte den Herrn Direktor ein.

5. Wie eine Lawine kam der Direktor in der Läuferrolle unten angesaust. Zu Laatsch und Bommel sagte er nachher nur ein einziges Wort: „Entlassen!!"

ROBINSON in der Wüste

Die abenteuerliche Geschichte eines Jungen, der sich in der Wüste verirrte.

Von Max Kirsch.

(6. Fortsetzung)

Der Beduine, der als Führer dienen mußte, zeigte die Richtung. Sie führte auf den Hügelzug hin, auf dem Mustapha seine Verfolgung hatte aufgeben müssen. Daraus konnte er ersehen, daß der gefangene Räuber aufrichtig bestrebt war, den Gefangenenaustausch einzuleiten. Als sie aber auf der Höhe standen, hielt der Karawanenführer umsonst Umschau nach den Zelten, die am vorgestrigen Tage in der Steppe gestanden hatten. Enttäuscht wandte er sich mit drohendem Blick dem Beduinen zu. „Wo sind deine verwünschten Spießgesellen hingezogen?"

Aus dem dunklen Gesicht des Räubers sprach die gleiche ehrliche Ueberraschung über das Verschwinden seiner Stammesangehörigen. „Ich weiß nicht, Herr. Aber laß uns hinreiten, vielleicht finde ich ihre Spur."

Bald standen sie an der Stelle, an der die Beduinen neben einem Wasserloch lange Zeit ihr Lager gehabt hatten. Ueberall war der Boden stark ausgetreten; unter der frischen Asche in den Feuerlöchern lag noch Glut, und ganz deutlich konnte man die Flächen unterscheiden, über denen die langen niederen Zelte gestanden hatten. Doch nun war die Stätte öde und leer. In der richtigen Vorahnung dieses Gegenangriffs hatten die Räuber als echte Nomaden in kürzester Zeit alles abgebrochen und sich in die ihnen vertraute Steppe hinein geflüchtet und in Sicherheit gebracht.

„Oh, diese Hunde!" schimpfte Mustapha, aber er erholte sich rasch von seiner Enttäuschung und erforschte eifrig das Gelände, um die Spuren der Beduinen auf ihrem Rückzug zu erspähen. Rasch hatte er die zahlreichen Fußabdrücke der Kamele und Pferde entdeckt, die in einem breiten gleichmäßigen Streifen aus dem bisherigen Weidegebiet nach Süden führten. Nun drängte er, die Verfolgung aufzunehmen. Aber die Gendarmen folgten ihm nur widerstrebend. Ein alter Sergeant ritt seinem Leutnant zur Seite und warnte ihn vor einem weiteren Vorgehen in das unbekannte Gebiet hinein.

„Wir laufen sonst Gefahr, zu verdursten oder in einen Hinterhalt zu fallen." Er erinnerte an die Niederlage, die eine Gendarmerieabteilung vor einigen Jahren auf diese Weise erlitten hatte. „Je mehr wir uns nach dieser Richtung von unserm Stützpunkt entfernen, desto stärker werden die Beduinen."

Der Leutnant, den die große Verantwortung drückte, ließ sich dadurch einschüchtern und gab den Befehl zur Umkehr. Vergebens beschwor ihn Mustapha, weiter zu reiten, umsonst versuchte er mit beredten Worten den Männern das grausame Schicksal der Frau und des Knaben auszumalen, sie antworteten ihm nur mit Ausflüchten der Vernunft.

„Wir haben drei Gefangene," sagte der alte Sergeant, „die sind das beste Pfand. Auf keinen Fall werden die Beduinen sie aufgeben, sondern vielmehr, wenn sie sich sicher fühlen, einen ihrer Leute nach Nessibin schicken, um sie auszulösen. Wir kennen das."

Aber Mustapha gab sich nicht zufrieden und forschte nun den Führer nach der nächsten Wasserstelle aus. Dabei mußte er bemerken, wie viel dem listigen Wüstensohn daran lag, die Verfolgung fortzusetzen. Das machte ihn stutzig. Er erkannte sofort, daß der Räuber ein großes Interesse daran hatte, die Abteilung so weit wie möglich in das Gebiet seines Stammes hineinzuführen, sicherlich nur, um sie in eine Falle zu locken. Er war zu klug, um einen solchen Verdacht zu verdrängen, und schweren Herzens erklärte er sich nun zur Rückkehr bereit. Er hatte abermals das Spiel verloren.

Als die Abteilung ihre Pferde wandte, konnte der Beduine seine große Enttäuschung nicht verbergen. Er sah ganz verstohlen zur Seite, so, als wollte er einen Fluchtversuch unternehmen. Doch die Gendarmen paßten gut auf, und ihre Gewehre hielten ihn drohend in Schach.

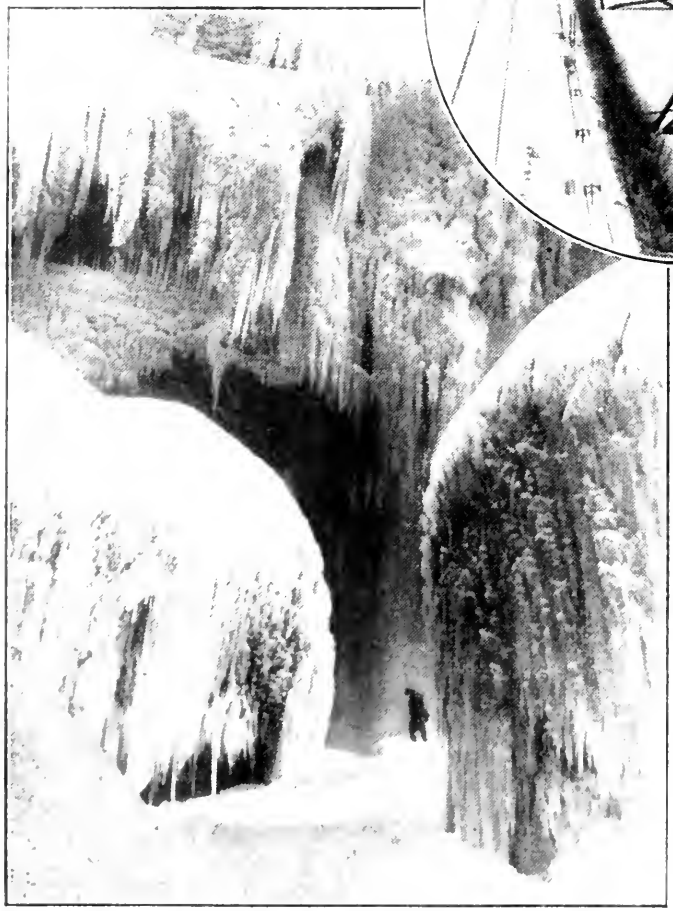
Der dicke Kommandant war wenig zufrieden über die erfolglose Rückkehr seiner Straf-

(Fortsetzung auf Seite 10.)

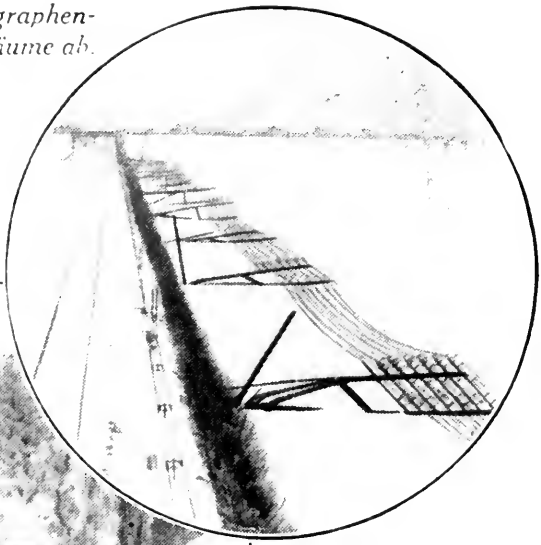
„Der Winter ist ein"

Er hält Wasserfälle auf, wirft Telegraphenstangen und Züge um und bricht Bäume ab.

Im Märchenbuch wird der Winter als ein bärenstarker Riese dargestellt, aber in der Natur ist er viel unheimlicher, denn man sieht ihn nicht, und er ist viel stärker als alle sichtbaren Riesen. In einer Nacht ist er plötzlich da. Er steht am Ufer



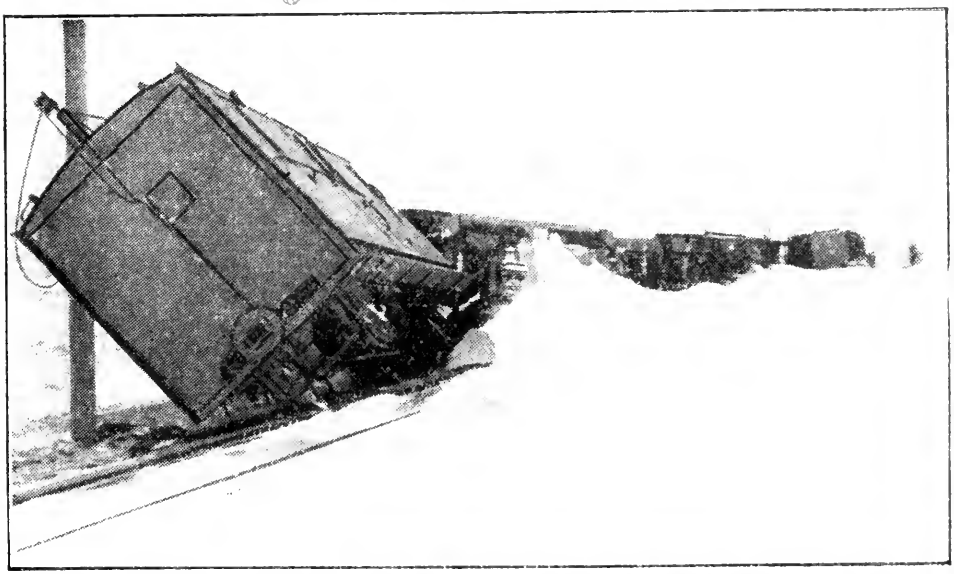
Ein Wunderbild, das an eine Zauberhöhle aus dem Märchenbuch erinnert: Der gefrorene Niagara-Wasserfall.



Eine Reihe von Telegraphenstangen, die dadurch umgeworfen wurden, daß der Frost die Drähte zusammenzog.

eines Wasserfalls, der mit Donnergetöse in einen Abgrund stürzt. Große Elektrizitätswerke speist dieser Wasserfall mit seiner Kraft. Und auf einmal ist der Wasserfall erstarrt. Riesenhafte Eiszapfen hängen vom Felsen; der Winter hat den Wasserfall besiegt. Weiter schreitet der Riese Winter, und ein grimmiger Frosthauch weht ihm auf seinem Weg voran. Die Pfützen frieren zu. Das Eis knirscht. Alles zieht die Kälte zusammen, was die Wärme des Sommers ausgedehnt hat. Die Telegraphendrähte werden

strenger Mann ..“



Ein Schneesturm hat unwiderstehliche Kraft: In Sachsen warf einer einen Personenzug um, der glücklicherweise leer stand.

zu kurz, weil sie der Frost zusammenzieht; da stürzen Reihen von Telegraphenstangen, als hätte der Riese sie umgeblasen. Nun läßt der Riese Winter schneien. Draußen im Wald fallen Tausende von den weißen Flocken auf einen Tannenbaum; bald ist der Baum über und über mit Schnee bedeckt, seine Zweige können die Last nicht mehr tragen; es gibt einen Knacks, und der Baum ist abgebrochen. Aber der Riese Winter bläst die Backen auf: Puuh! — heult der Schneesturm einher, packt einen Eisenbahnzug und wirft ihn um. Und der Riese Winter schreitet weiter und beherrscht das Land, bis ein Stärkerer ihn vertreibt: Der Erlöser Frühling.

Unter der Last des Schnees bricht im Wald so ... [illegible] ... Tannenbaum zusammen.

expedition und er benutzte diesen Umstand, um tüchtig zu schimpfen. Aber in seinem Innern billigte er das Verhalten seines Leutnants, denn wenn dieser den ganzen Trupp ins Unglück geführt hätte, wäre die Situation für ihn noch schlimmer gewesen. So fühlte er sich dazu veranlaßt, den bedrückten Mustapha mit den freundlichsten Worten zu trösten.

„Möge Allah deinem Schmerz Einhalt tun, denn noch ist nichts verloren. Du brauchst dich nicht zu grämen. Wir werden die Sache schon in Ordnung bringen. Es wird sicherlich nicht lange dauern, da werden die Banditen mit dem Knaben und seiner Mutter ankommen und sie mir winselnd anbieten, nur damit ich die drei gut einquartierten Genossen laufen lasse. Aber dann sollen sie mich kennenlernen!" Und er ballte drohend die Faust. „Also beruhige dich und ziehe getrost weiter. Sobald die beiden hier sind, schicke ich sie dir in sicherer Begleitung nach Mossul nach."

Mustapha sah ein, daß diese Hoffnung die einzige war, und da der Kommandant auch ohne ihn seine Pflicht erfüllen mußte, beschloß er, mit seiner Karawane wieder aufzubrechen, um dem Vater Wartans, der sicherlich schon seit Tagen auf ihre Ankunft wartete, Kunde von den unheilvollen Ereignissen zu bringen. Es war der schwerste Gang seines Lebens, und die traurige Heghinor vermochte nicht, den Schmerz des Mannes zu lindern, der sich allzu tief in seiner Karawanenführerehre getroffen fühlte.

5. Kapitel.

Wartan sorgt für ein Abendessen.

Drei lange Tage schon wanderten die Flüchtlinge den Uferhang des Flusses entlang nach Süden und noch hatten sie keine menschliche Siedlung, kaum ein lebendes Wesen angetroffen. Nur einen Schakal hatten sie aufgescheucht, der mit eingeklemmtem Schwanz wie ein geprügelter Hund vor ihnen ausgerissen war. Dann hatten sie noch ein Rudel flüchtiger Gazellen beobachten können, die, noch ehe sie sie richtig zu Gesicht bekamen, in weiten Sätzen davonstoben. Das war alles. — Kein Laut unterbrach das große Schweigen, das sie umgab, und ohne den lebenspendenden Fluß zu ihren Füßen hätte diese ungeheure Oede sie schon lange erdrückt.

In diesen wenigen Tagen hatte Wartan, der sich in seinem ganzen Leben noch niemals hatte anstrengen müssen, seine ganze Rundlichkeit verloren. Das kam auch daher, daß er nur sehr wenig und gerade das Nötigste zu essen bekam, weil seine Mutter mit ihren Vorräten sparen mußte, um damit solange wie möglich zu reichen. Diese Kur bekam ihm aber sehr gut. Er sah jetzt viel besser aus als früher. Seine Fettwangen waren verschwunden, und unter der von der Sonne gebräunten Haut pulste frisches Blut. Infolgedessen fühlte er sich jetzt, da die Folgen der ersten Strapazen überwunden waren, viel wohler und leichter als in früheren Tagen.

Seine Mutter dagegen sah recht elend aus. Um die Kräfte ihres Jungen zu erhalten und ihn nicht allzusehr hungern zu lassen, hatte sie in dieser Zeit fast nichts gegessen. Dem egoistischen Wartan, der zufrieden war, wenn e r etwas zu beißen bekam, war dies kaum aufgefallen. Als er sich einmal darüber wunderte, daß er allein aß, beruhigte sie ihn mit der Erklärung, sie hätte bereits Nahrung zu sich genommen, während er schlief. Aber ängstlich hatte sie darauf geachtet, daß ihre knappen Vorräte nicht zu Ende gingen. Dennoch verringerten sie sich immer mehr, und mit größter Sorge sah sie nun das Gespenst des Hungers vor ihnen aufsteigen. Umsonst erforschte sie die Weite nach einer Stätte, an der sie Zuflucht finden konnten; sie blieb tot und leer und schien sich so ins Endlose auszudehnen.

Am Morgen des vierten Tages sichteten sie einen einsamen Hügel, der kegelartig aus der Ebene emporragte. Da er anscheinend am Flusse lag, strebten sie darauf zu. Doch erst am Nachmittag kamen sie in seine Nähe. Es herrschte eine schwüle, unerträgliche Hitze, die das Atmen erschwerte. Die Luft zitterte wie über einem Flammenrost, aber vergebens suchten die Flüchtlinge nach einem schattigen Ort, an dem sie Schutz vor den unerbittlichen Sonnenstrahlen finden konnten. Allein der Hügel versprach ihnen diese Deckung, und so schleppten sie sich weiter. Bevor sie ihn aber erreichten, sahen sie, wie sich plötzlich in der Steppe eine ungeheure Säule erhob, die sich am Boden und in Wolkenhöhe trichterartig erweiterte und wie ein wild bewegter, gigantischer Elefantenrüssel mit einer rasenden Geschwindigkeit auf sie zueilte.

Noch ehe sie diesen überwältigenden Anblick erfassen konnten, wurde die Totenstille

Der gefangene Beduine mußte der Gendarmerieabteilung den Weg zum Lager der Wüstenräuber zeigen.

um sie herum von einem gewaltigen Brausen und Pfeifen erfüllt, und dann stürmte es heran, daß ihnen Hören und Sehen verging. Wartan konnte gerade noch bemerken, wie eine unheimliche Macht alle Steppenkräuter ringsum, alles, was nicht niet- und nagelfest war, Steine und mächtige Sandwolken bis in den Himmel emporwirbelte, aber schon im gleichen Augenblick wurde er selber erfaßt, weggerissen, hochgehoben und so umhergeschleudert, daß er dabei die Besinnung verlor.

Als er wieder zu sich kam, lag er dicht am Flußufer auf dem Bauch und unter ihm sein Futterbeutel, den er krampfhaft festgehalten hatte. Er war ganz mit feinem Sand bedeckt, und glühend heißer Staub, der ihm in Nase, Mund und Ohren gedrungen war, drohte ihn zu ersticken. Er richtete sich mühsam auf, stellte fest, daß seine Knochen noch heil waren, und spuckte dann tüchtig aus, um wieder Luft holen zu können. Nachdem er so ins Leben zurückgekehrt war, sah er sich in jähem Schreck nach seiner Mutter um. Die mächtige Sandhose, die über sie hinweggezogen war, kreiste bereits in weiter Ferne. Ihr Tosen war verklungen, und tiefer noch als zuvor umgab ihn wieder das große Schweigen der Steppe. Das machte ihn nur ängstlicher, und laut schreiend sprang er empor, um die Mutter zu suchen.

Er fand sie nicht gleich, und auf seine klagenden Rufe ertönte keine Antwort. Da packte ihn das Entsetzen, und in größter Aufregung durchlief er das Gelände. Schließlich sah er sie lang ausgestreckt und regungslos in einer flachen Mulde liegen. Er kniete neben ihr nieder, schüttelte sie, als wollte er sie aus dem Schlaf wecken, und wimmerte: „Mutter, so sag' mir doch etwas!"

Aber die Frau lag wie tot und rührte sich nicht. Wartan küßte, streichelte sie. — Umsonst! — Durch die Entbehrungen entkräftet, hatte sie dem wütenden Wirbelsturm keinen Widerstand leisten können. Er hatte sie in seinem gefährlichen Zentrum erfaßt und so hart zu Boden geschleudert, daß sie dadurch bewußtlos wurde.

Als Wartan sah, daß seine Bemühungen keinen Erfolg hatten, überfiel ihn eine tiefe Verzweiflung. Das lastende Schweigen um ihn her wurde immer grausiger, und plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke an den Tod der Mutter und an ein entsetzliches Alleinsein in dieser schreckensvollen Wüste. Das raubte ihm die letzte Fassung. Er schrie, tobte und schüttelte die leblose Frau hin und her. Vergebens! Da erhob er die Arme

zum Himmel und betete. Nicht, wie er es in der Religionsstunde immer getan, sondern mit einer Inbrunst, die ihn im tiefsten Innern aufwühlte: „Herrgott, laß mich nicht allein!“

Dadurch wurde er etwas ruhiger, und nun fiel es ihm ein, daß er vielleicht seine Mutter ins Leben zurückrufen könnte, wenn er ihr, wie er es einmal in Adana bei einem Verunglückten gesehen hatte, die Stirn mit Wasser kühlte. Er griff nach dem Schlauch, den sie leer an ihrer Schulter befestigt hatte, und eilte damit zum Fluß. Doch er stieß hier auf einen sehr steilen, felsigen Uferhang. Weiter ließ sich aber diesmal nicht abschrecken. Er suchte die niedrigste Stelle aus und rutschte daran hinab. Unten teilte sich der Fluß, der jetzt einen geringen Wasserstand hatte, in mehrere Arme, die flache Inseln umspülten und auch einige Buchten bildeten. Als er ans Wasser trat, sah er, wie eine Menge blitzender Fische mit einem Ruck davonschwammen. In seiner Sorge um die Mutter beachtete er sie kaum. Er füllte seinen Schlauch und machte sich rasch auf den Rückweg. Doch nun bot ihm die steile Uferwand ein kunsthaftes Hindernis. Er suchte nach einer Stelle, an der er bequem emporsteigen konnte, vermochte aber nicht, eine solche Möglichkeit zu entdecken. Wie eine Mauer fiel sie, soweit sie zu sehen war, fast senkrecht ab.

Jetzt trieb ihn die Angst, ein Kletterkunststück zu vollbringen, an das er sich früher nie herangewagt hätte. Er band sich den Schlauch auf den Rücken, und benutzte da, wo er hinabgerutscht war, einen vorspringenden Stein, um langsam wieder emporzuturnen. So gelang es ihm, mit ausgestreckten Armen den scharfen oberen Rand der Uferfelsen zu erreichen.

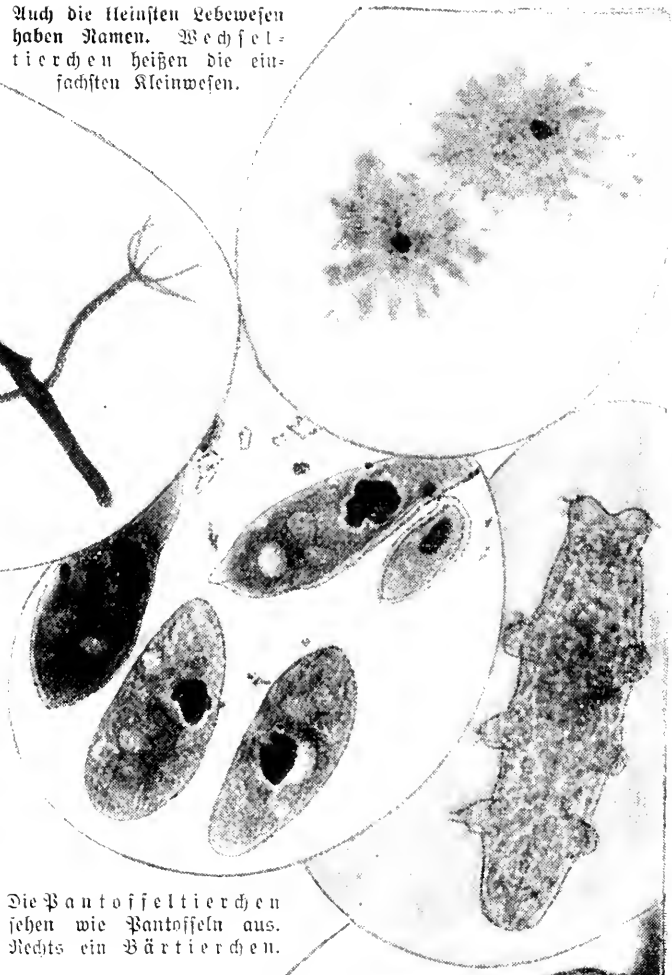
(Fortsetzung folgt.)

Wer gewinnt das Rennen?

Auf einer Auto-Rennbahn wurde ein aufregendes Rennen ausgetragen. Die Gegner waren ein Flugzeug und ein Auto-Rennwagen. Die meisten Zuschauer wetteten auf das Flugzeug, weil es die größere Höchstgeschwindigkeit hatte. Aber sie fielen alle herein, weil das Auto das Rennen gewann. Es konnte auf dem nächsten Weg zum Ziel fahren, während das Flugzeug in den Kurven Umwege durchfliegen mußte.

Auch die kleinsten Lebewesen haben Namen. Wechseltierchen heißen die einfachsten Kleinwesen.

Der Süßwasserpolyp pflanzt sich durch Knospen fort wie eine Pflanze.



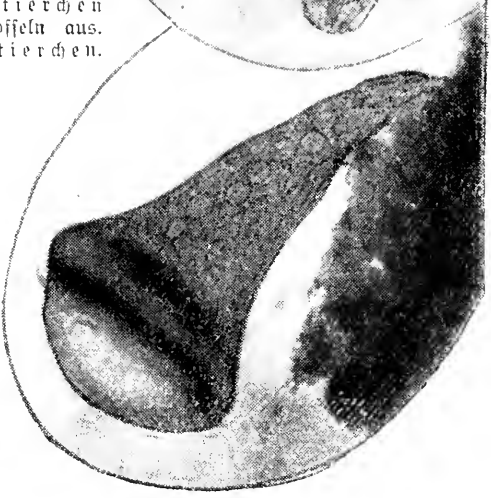
Was alles in einem Wassertropfen lebt

Ein Blick durch das Mikroskop

Die Pantoffeltierchen sehen wie Pantoffeln aus. Rechts ein Bärtierchen.

Wo ist der Anfang und wo ist das Ende im Reich der Natur? Wenn man mit dem Riesenfernrohr in den Himmel blickt, schimmern unerschöpfliche Meere von Sternen; wenn man mit dem Mikroskop die allerkleinsten Dinge betrachtet — z. B. einen Wassertropfen —, so entdeckt man winzige Wesen, die darin leben. Der kleine Wassertropfen ist unter dem Mikroskop ein Weltall für sich, fast ebenso unerschöpflich wie das große Weltall vor dem Fernrohr des Astronomen. —

Ein holländischer Gelehrter entdeckte die kleinen Lebewesen im Wassertropfen, als das Mikroskop — das Vergrößerungsrohr — gerade erst erfunden worden war. Er verstand sogar, diese winzigen Wesen künstlich zu



Das Rädertierchen kann seine Wimperhaare wie ein Rad bewegen.

züchten, indem er Wasser auf Pflanzenstücke goß. Danach gab er ihnen den Namen „Aufgußtierchen“ (lateinisch: Infusorien). Unzählige winzige und winzigste Arten von diesen Kleinwesen leben im Wasser der Tümpel und Seen. In der Gestalt sind sie verschieden von einander, aber alle bestehen nur aus einem Stück und sind so einfach gebaut wie nur möglich. Sie haben weder Köpfe noch Glieder, ihr Leib, der den Lebensstoff enthält, ist einfach von einer Hülle umschlossen und bei einigen Arten mit winzigen Fäden, den „Wimpern“, besetzt.

Die Wimpern bewegen sich hin und her und treiben das Tierchen wie mit Rudern durch das Wasser. Die Infusorien nähren sich von winzigen Pilzen und Pflanzenresten. Die Vermehrung geschieht dadurch, daß der Körper des Tierchens sich in der Mitte teilt; jeder Teil lebt dann für sich und kann sich wieder teilen. Gefriert oder verdunstet das Wasser, so kapseln sich die Infusorien ein und können lange Zeit der Vernichtung widerstehen; sobald sie mit Wasser benetzt werden, leben sie wieder auf.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Denkt euch diese Frechheit! Neulich kommt ein Herr auf die Redaktion, und weil der Pampe gerade da war, mußte ich ihn natürlich vorstellen. „Gestatten Sie,“ sagte ich also zu dem Herrn, „dies ist Benjamin Pampe! Er ist nicht so dumm wie er aussieht.“ Ich wollte doch was Empfehlendes über ihn sagen. Was sagt darauf der Bengel zu dem Herrn: „Wissen Sie . . . das ist der große Unterschied zwischen Onkel Toldi und mir! Bei dem ist es gerade umgekehrt.“

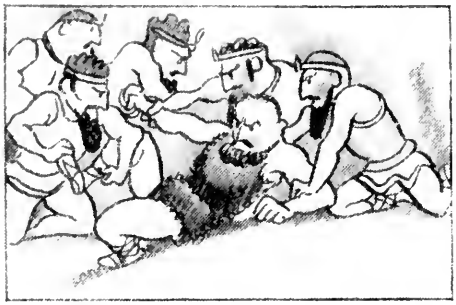
⁂

In der ABC-Schule fragt der Lehrer: „Wie heißt das Fleisch vom Schwein?“ „Schweinefleisch,“ sagt einer. „Schön, und vom Ochsen?“ „Ochsenfleisch.“ „Richtig, und wie heißt das Fleisch von der Kuh, Alfred?“ Alfred: „Kuh . . . Kuhlasch, Herr Lehrer.“

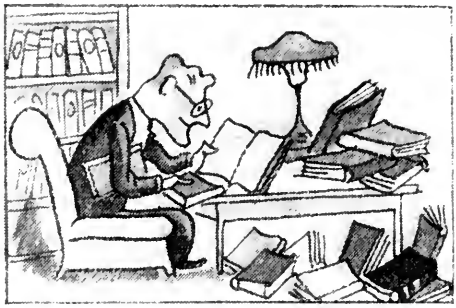
⁂

Ein Herr muß in großer Eile eine Besorgung machen, findet aber den Weg nicht. Da sieht er an einer Ecke einen Jungen stehen, läuft auf ihn zu und sagt: „Hör mal, mein Junge, ich möchte furchtbar schnell zum Hermannsplatz.“ „So,“ sagt der Junge, „ist recht. Lassen Sie sich nur nicht aufhalten.“

1 Wort in 4 Bildern

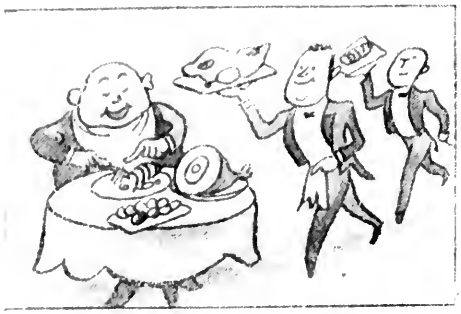


Philister . . .



Viel—liest—er . . .

Viel—ist—er . . .



Viel—ißt—er . . .

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — ba — bra — chi — den — e — fel — ge — gen — go — hot — i — il — ka — li — nat — ni — nis — nor — ral — re — rin — ro — sar — sat — se — sel — stie — tel — ten — ten — ter — thü — to — tot — u — um — zan

sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und vierte Buchstaben von unten nach oben gelesen, ein Zitat aus Wielands „Oberon" ergeben. (ch gilt als ein Buchstabe.) Die Wörter bedeuten:

1. Schlangenart, 2. Fluß in Bayern, 3. Stadt in Amerika, 4. deutschen Freistaat, 5. Fußbekleidung, 6. Volksstamm in Afrika, 7. Gewürz, 8. Verbindung zwischen zwei Punkten, 9. Stadt in der Schweiz, 10. Handwerksgerät, 11. Farbe, 12. spanischen Stierkämpfer, 13. Gebirge in Rußland, 14. Himmelsrichtung, 15. weiblichen Vornamen, 16. Reitersitz.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 10:

1. Dompfaff, 2. Eimer, 3. Reigen, 4. Warschau, 5. Orgel, 6. Linde, 7. Feige, 8. Ufer, 9. Nelke, 10. Distel, 11. Deichsel, 12. Irene, 13. Engadin, 14. Sonne, 15. Igel, 16. Egge, 17. Banner, 18. Eduard, 19. Najade.

Der Wolf und die sieben jungen Geißlein.
Grimm.

Fridolins Lachkabinett

„Aber, Else, mußt du denn den Mund beim Singen so weit aufmachen?"

„Ja, Mutter, der Lehrer will es so!"

„Dann halt' wenigstens die Hand vor!"

*

Lehrer: „Wieviel ist dreimal vier?"

Kurt: „Zwölf."

Lehrer: „Richtig, Kurt. Dafür bekommst du zwölf Nüsse zur Belohnung."

Kurt (leise zu seinem Nachbar): „Das hätte ich wissen sollen, dann hätte ich zwanzig gesagt."

Gustav: „Herr Lehrer, es ist etwas passiert, die Erde dreht sich nicht mehr, der Emil hat die Erdachse verbogen."

„Kurt, geh' mal zum Kaufmann und hole ein Pfund Salz."

„Ach, Mutter, ich habe solche Zahnschmerzen, daß ich gar nichts essen kann!"

„Dann kannst du noch ein Pfund Rosinen mitbringen!"

Mutter: „Laß doch dein Brüderchen auch mit deinen Murmeln spielen."

Fritz: „Der gibt sie mir nicht wieder."

Mutter: „Doch, das tut er."

Fritz: „Nein, das tut er nicht. Er hat schon sechs verschluckt."

*

Ein kleiner Junge, der die Geschichte von Lots Weib, das zur Salzsäule erstarrte, gelernt hat, fragt seine Mutter: „Mutter, wird denn Salz immer aus Frauen gemacht?"

*

Lehrer: „Welches ist der edelste Teil am Menschen?" Schüler: „Die Haut, Herr Lehrer." Lehrer: „Wie kommst du denn darauf?" Schüler: „Weil sie den ganzen Kerl zusammenhält."

„Schlupp ist weg!“

Der Onkel Toldi ist voll Schreck:
„Der Schlupp ist weg! Der Schlupp ist weg!
Herein tritt eben Benjamin,
Und Toldi spricht: „Nun suche ihn!“

Der Pampe sucht auf allen Wegen.
Vom Himmel nieder strömt der Regen.
„Schlupp!“ schreit der Pampe. Ohne Zweck!
Der Schlupp ist weg! Der Schlupp ist weg!

Da tritt der Fridolin herein.
Schon hört man Onkel Toldi schrein:
„Der Schlupp ist weg! Oh, Fridolin,
Lauf gleich hinaus und suche ihn!“

Und Fridolin sucht allerwegen.
(Vom Himmel nieder strömt der Regen.)
„Schlupp!“ ruft auch er an jedem Ort.
Doch Schlupp ist fort. Der Schlupp ist fort.

Doch Onkel Toldis Angst ist groß.
So läuft er schließlich selber los.
„Schlupp!“ schreit auch er, „geliebtes Tier,
Hörst du denn wirklich nichts von mir?“

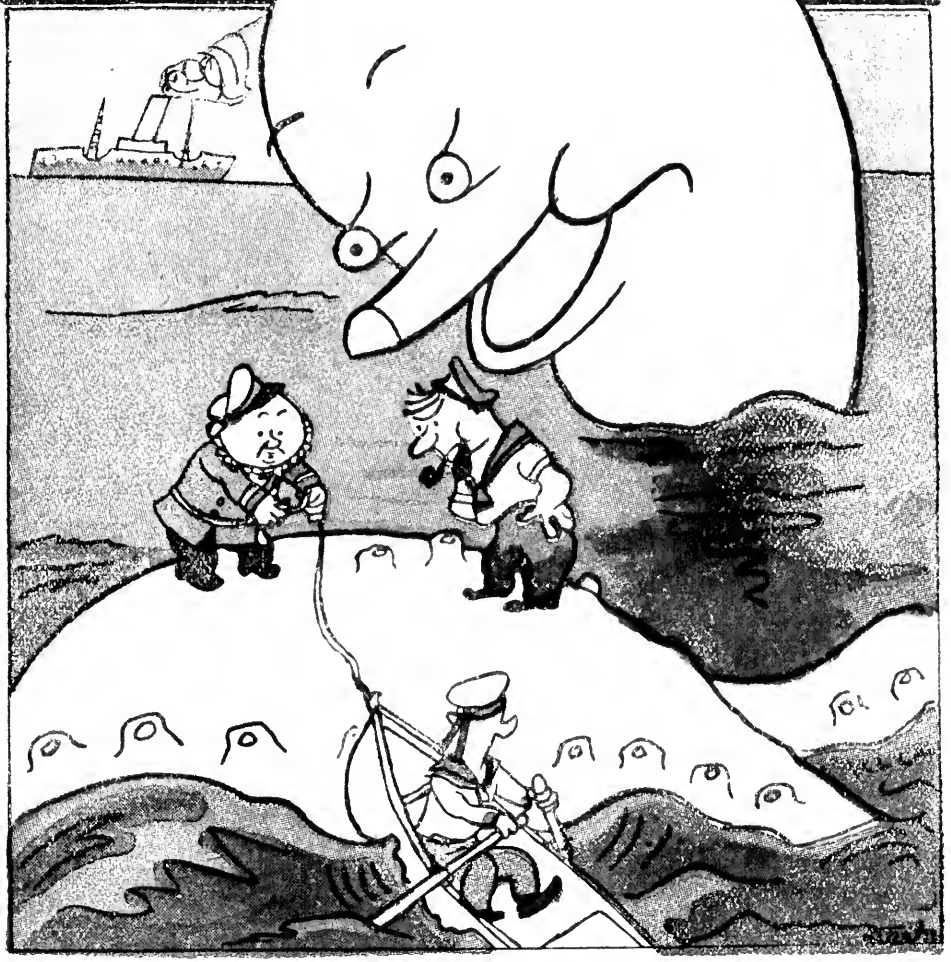
Sie kommen ratlos dann nach Haus.
Da kriecht Schlupp unterm Tisch heraus.
Man suchte ihn in Angst und Regen.
Dabei hat er — so nah gelegen!

Herausgeber: Peter Pfeffer, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: W. W. Bechtle, Berlin. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 12. 6. Jahrgang. 1. Märzheft. Preis 15 Pfennig.
Berlin.

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRI BENTEUER



Käpt'n Kienappel auf der unheimlichen Insel.
Ein neues Abenteuer des berühmten Seefahrers. (Siehe Seite 2.)

Käpt'n Kienappels Abenteuer auf der unheimlichen Insel

Eine neue Lügengeschichte von dem berühmten Seefahrer.

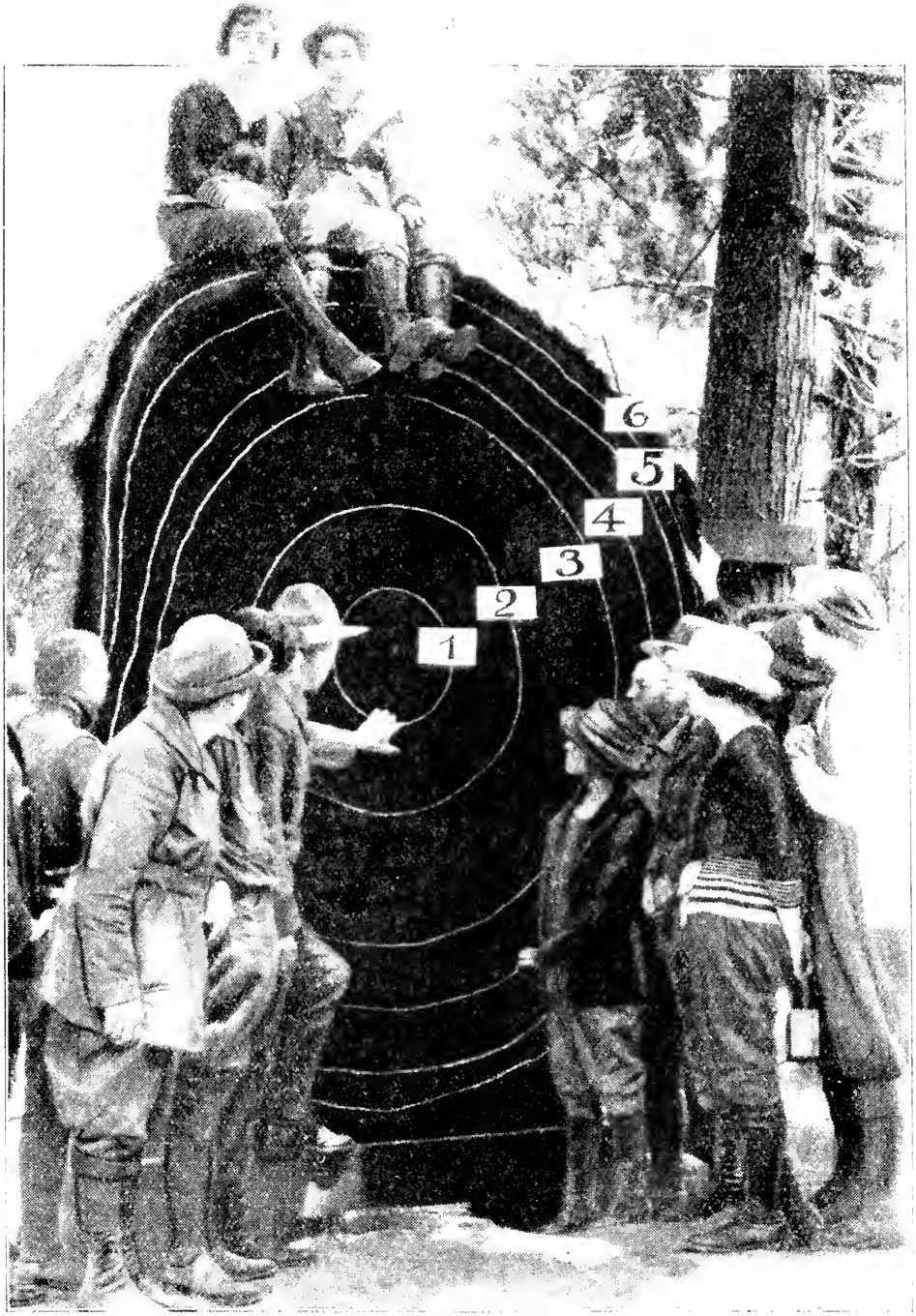
„Onkel Toldi," sagte Käpt'n Kienappel und paffte dicke Wolken aus seiner Pfeife, „die merkwürdigste Geschichte, die mir auf meiner letzten Reise von Santiago nach Ukulele begegnet ist, habe ich dir noch gar nicht erzählt. Wir fuhren bei frischer Brise aus Westnordwest mitten im Stillen Ozean, da brüllt der Mann im Ausguck plötzlich: „Land!" „Ja", sage ich, „in vierzehn Tagen!" „Land!" brüllt der Mann wieder. Schließlich guckte ich nach vorn und — richtig! — da schwimmt eine Insel mitten im Weltmeer. „Hüm," sagte ich und ließ gleich 'n Boot klarmachen und zur Insel hinüberrudern; ich wollte sie mir mal ansehen. Denn es ist mir zwar schon vorgekommen, daß auf der Karte eine Insel zuviel war — z. B. von den vielen Fliegen, oder wenn ich mal einen Kaffeefleck machte, aber eine Insel, die es gar nicht gab, hatte ich noch nie gesehen.

Diese Insel war nun rot, ganz rot, und Jan meinte, es wäre ein Korallenriff, aber dazu war der Boden zu weich. Er war so ähnlich wie 'n Sofa; bei jedem Schritt versanken wir ein Stück und hopsten dann in die Höhe. Wir müssen wirklich komisch ausgesehen haben. Wir hüpften über eine Landzunge und kamen an eine zweite Landzunge. Die ganze Insel bestand aus lauter Landzungen. Zwischen zwei solchen Landzungen war immer eine kleine Bucht, und Jan stocherte mal mit dem Ruder in einer herum. Da hörten wir hinter uns ein fürchterliches Lachen. Wir drehten uns um und erblickten — den riesigen Kopf eines Tintenfischs, der das Maul aufriß und sich totlachen wollte. Nun war mir die Geschichte klar: Wir standen statt auf einer Insel auf dem Bauch eines Riesen-Tintenfischs, und die Landzungen waren seine Fangarme. „Nimm sofort das Ruder heraus," schrie ich Jan zu, „du kitzelst ja den Tintenfisch unterm Arm!" — Jan nahm das Ruder heraus, aber der Tintenfisch packte ihn mit einem Fangarm und ließ nicht eher los, als bis Jan ihn wieder zu kitzeln begonnen hatte. Jan versuchte, sich wegzuschleichen; der Tintenfisch paßte aber mit seinen Glotzaugen gewaltig auf und ließ ihn einfach nicht weg. Er hatte offenbar Vergnügen am Kitzeln gefunden und lachte und prustete unaufhörlich. Mir wurde angst und bang; wie sollten wir Jan losbekommen? — Ich rief den Schiffsjungen heran, dann ergriffen wir jeder ein Ruder und kitzelten den Tintenfisch zu dritt, wie noch kein Tintenfisch zuvor gekitzelt worden ist. Er schrie: Hahaha! Hohoho! Hihihi! und wälzte sich vor Lachen und strampelte mit sämtlichen acht Armen in der Luft. Diesen Augenblick benutzten wir und rutschten von dem unheimlichen Tier hinunter ins Boot. Noch eine halbe Stunde hinterher hörten wir ihn lachen; es kitzelte ihn noch immer — So, und was hältst du von der Geschichte, Onkel Toldi?" — „Ja, hm," sagte Toldi, „das ist alles gut und schön, aber ich denke, Tintenfische sind doch schwarz und nicht rot." — „Hüm," machte Käpt'n Kienappel und hüllte sich in ganz dicke Rauchwolken, „dann war's eben ein Tintenfisch für rote Tinte."

Wenn der Baum erzählen könnte

Ein Wirbelsturm hat im amerikanischen Nationalpark einen Baumriesen umgestürzt, dessen Alter nach seinen Jahresringen auf 1003 Jahre berechnet wurde.

Einige von den mächtigsten und ältesten Bäumen der Welt stehen im amerikanischen Nationalpark von Yosemite. Jeder von ihnen hat seinen Namen, und viele Touristen kommen in Autos angefahren und wollen die berühmten Bäume ansehen. Man konnte aber ihr Alter bisher nur abschätzen, denn genau berechnen läßt sich das Alter eines Baumes nur nach den Jahresringen im Holz des Stammes. Ein Wirbelsturm hat nun einen der Baumriesen zu Fall gebracht. Man hat den Stamm da, wo er abgebrochen war, glatt abgesägt und die Jahresringe gezählt. Es waren 1003 Ringe. So rechnete man aus, daß der gestürzte Riese im Jahr 923 „geboren", d. h. als Keimpflänzchen aus der Erde gesprossen war. Im Jahr 923 gab es in Amerika nur Indianer, und vielleicht kam manchmal eine Rothaut mit Bogen und Pfeil auf der Jagd



Der Baum mit den 1003 Jahresringen. Der mit Nummer 1 bezeichnete Jahresring entstand zur Zeit der Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer (1066), der Ring mit der Nummer 2 zur Zeit der Kreuzzüge (um 1200), Nummer 3 im Jahr der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus (1492), Nummer 4 mitten im 30jährigen Krieg (1618—1648), Nummer 5 im ersten Jahr der französischen Revolution (1789), Nummer 6 im deutsch-französischen Kriegsjahr 1870.

an dem Baum im Urwald vorbei. Als Leif Erikson, der Normanne, mit seinen Drachenbooten von Grönland kam und als erster Weißer amerikanischen Boden betrat, war der Baum schon beinahe ein Jahrhundert alt. Kolumbus entdeckte Amerika im Jahr 1492; da war der Baum schon uralt und trug lange graue Bärte von Flechten und Moos. Der amerikanische Freiheitskrieg brach aus; unter der Führung George Washingtons kämpften Amerikaner und Engländer in den Wäldern Amerikas, Kugeln pfiffen um den Baum; er stand da, 853 Jahre alt, und war stark und groß wie eine Festung. Und als der Wirbelsturm seinem Jahrtausendleben ein Ende machte, da schlug der Riese ein tiefes Loch in den Wald. Die jungen Bäume, die er im Sturz berührte, brachen ab wie Streichhölzer, und die Erde zitterte, als er dröhnend in ihre Arme stürzte.

Kleine Helden

Mut ist manchmal mehr wert als Kraft.

Frida Fröhlich aus Elbing rettete drei Menschen vor dem Ertrinken.

Der 7 Jahre alte Paul Weber, der seinem Kameraden das Leben rettete.

Ein kleiner Held: Der Schüler Paul Weber hielt einen kleinen Kameraden, der im Eis auf der Mosel eingebrochen war, so lange fest, bis vom Ufer aus Hilfe kam.

Von zwei kleinen Helden soll hier erzählt werden; der eine Held ist — ein neun Jahre altes Mädel, der andre ein sieben Jahre alter Junge. Das Mädel heißt Frida Fröhlich; sie hat in Elbing bei Danzig drei Menschen — einen Vater und seine beiden kleinen Töchter — aus dem Fluß gezogen. Der Junge heißt Paul Weber und hat einem kleinen Kameraden das Leben gerettet, der auf der Mosel Eisschollen an Land ziehen wollte und dabei durchs Eis brach. Paul Weber legte sich flach auf das Eis und hielt den Kameraden so lange fest, bis auf ihre Hilferufe Leute zum Ufer kamen und den Jungen aus dem Wasser ziehen halfen. Achtung vor den beiden kleinen Helden!

Einfache Eltern und vornehme Kinder

Wie Fische sich verändern können: Der oberste Fisch ist der Stammvater, eine gewöhnliche Karausche. Unter seinen Kindern wählte man die schönsten aus, und unter den Kindern von diesen Auserwählten wieder die schönsten golden schimmernden. Durch unzählige Fischgeschlechter wurde diese Auslese fortgesetzt; so ist im Lauf von vielen hundert Jahren der Goldfisch entstanden. (Siehe Seite 6!)

Beethoven bei einem Spaziergang.

Beethoven als Kinderfreund

Eine Anekdote aus dem Leben des großen Tondichters, erzählt von Mathilde Weil.

Es war im Winter des Jahres 1814. Ein mittelgroßer, breitschultriger Herr durchwanderte den Wiener Prater, summte eine Melodie vor sich hin und schlug mit beiden Händen den Takt dazu. Es war der berühmte Tondichter Ludwig von Beethoven. In Gottes freier Natur, beim Umherwandern, schuf er am liebsten seine herrlichen Werke.

Es war schon spät am Nachmittag, als Beethoven endlich den Prater verließ. Am Ausgang stolperte er über ein dunkles, auf der Erde liegendes Bündel. „Sapperlot! Was haben wir denn da?" brummte Beethoven überrascht, als das Bündel sich zu regen begann und eine Stimme bitterlich weinte. „Ich such' mein' Zwanziger!" schluchzte ein kleiner Junge. „Hast du denn das Geldstück im Schnee verloren?" fragte Beethoven. „Ja freilich!" schluchzte der Bub weiter, „unsern letzten Zwanziger hat mir die Mutter 'geben! Ein Brot sollt' ich holen und Brusttee aus der Apotheke, weil die Mutter Husten hat!" „Da gebe ich dir halt ein ander Zwanzigerl," lachte Beethoven und fuhr mit der Hand in die Tasche, zog sie aber — leer heraus! Er hatte vergessen, den Geldbeutel einzustecken. „Macht nix, Bub', ich verschaff' dir schon Geld! Komm nur mit." Und Beethoven lief mit dem Jungen zur nächsten Straßenlaterne. Dort riß er eilig ein Papier aus seinem Taschenbuch und malte Noten darauf. „So, da hast du, Bub'. Das trag' gleich in das Palais des Fürsten Lychnowsky und sag', der Beethoven schickt dich, und der Herr Fürst möcht' dir Geld für dieses Liedchen geben!"

Der Junge lief zu dem Palais des Fürsten: „Der Herr von Beethoven schickt mich; ich muß dieses Papier dem Herrn Fürsten geben!" Ein Kammerdiener führte schließlich den Buben in einen Salon, in dem eine große Gesellschaft versammelt war. Lächelnd nahm der Fürst das Papier entgegen. „Ah, ein neues Lied von Beethoven!" sagte er, „und ich soll dir Geld dafür geben?"

Der kleine Junge erzählte nun alles; da stand die Fürstin Lychnowsky auf und sagte: „Für Beethovens Schützling müssen wir doch sammeln!" Sie ging von einem der Gäste zum andern. Ueber zehn Gulden schüttete sie dem strahlenden Jungen in seine Mütze. „Hurrah!" rief er, „jetzt wird gewiß mein Mutterl wieder gesund, wenn sie was Gutes zu essen kriegt!" Und hinaus war er, seinen Schatz fest an die Brust gepreßt.

Einfache Eltern und vornehme Kinder

Wie der Goldfisch entstand.

(Zu dem Bild auf Seite 5.)

Vor 200 Jahren kamen aus China die ersten Goldfische. Sie kosteten damals ein kleines Vermögen, und es galt als sehr fein, eines von den „feuchten goldenen Schoßtierchen" im Salon in einer Kristallschale zu halten. Erst viel später erfuhr man, daß die vornehmen Goldfische von höchst einfachen Eltern abstammten, nämlich von den Karauschen, einem unscheinbaren Fisch, der in jedem Teich vorkommt. Viele hundert Jahre lang hatten die Chinesen daran gearbeitet, aus der Karausche den prächtigen, goldglänzenden Zierfisch zu züchten. Sie wählten rötlich schimmernde Karauschen aus und züchteten sie. Aus den Kindern dieser ersten Generation wählten sie wieder die am schönsten glänzenden Tiere aus, und so durch viele hundert Fischgeschlechter. Und schließlich wurden prachtvolle Goldfische daraus; ihre eigenen Urururururgroßeltern würden sie nicht mehr erkannt haben, wenn sie so viele hundert Jahre lang am Leben geblieben wären.

ROBINSON in der Wüste

Die abenteuerliche Geschichte eines Jungen, der sich in der Wüste verirrte.

Von Max Kirsch.

(7. Fortsetzung.)

Nun mußte er sich daran emporziehen, einen Klimmzug machen. Ein-, zweimal versuchte er es, ohne richtig hochzukommen, und schon glaubte er, mit seiner Kraft zu Ende zu sein. Ebenso wie am Reck in der Schule ließ er sich schlapp herunterhängen, und lief bereits Gefahr, wieder hinabzupurzeln. Da gab ihm der Gedanke an seine Mutter neue Energie, und er brachte tatsächlich — was früher nie möglich gewesen war — einen dritten Klimmzug fertig. Mit einer letzten Anstrengung hob er sein Bein hoch, erreichte damit den Rand und dann hatte er es geschafft. Er staunte über sich selbst und lief nun schnell zur Mutter zurück.

Mit einem unsagbaren Glücksgefühl bemerkte er, daß sie mittlerweile aus ihrer Ohnmacht erwacht war. Halbaufgerichtet saß sie da und freute sich, als sie ihren Sohn gesund und unverletzt ankommen sah. Er gab ihr zu trinken und drückte sich voll zärtlicher Liebe an sie heran. Aber plötzlich blickte sich die Mutter ganz erschrocken nach allen Seiten um. Sie vermißte den Beutel mit den letzten Vorräten. Wartan suchte danach, konnte ihn aber nicht finden. Nur einzelne Datteln lagen zerstreut am Boden umher. Die Sandhose hatte alles andre mitgerissen. Er brachte den kümmerlichen Rest, konnte jedoch damit seine Mutter nicht aufmuntern. Die Sorge vor dem Hungertod bedrückte sie. Da fielen dem Knaben die blitzenden Fische ein, und er erzählte ihr davon. Sie atmete auf.

„Wir müssen sie fangen!“ sagte sie in freudiger Erregung, „sonst gehen wir zugrunde.“ Mit größter Anstrengung richtete sie sich auf. Wartan stützte sie. Als er aber sah, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte, bat er sie, noch bis zum Hügel zu gehen und sich in seinem Schatten hinzulegen. Er wolle versuchen, allein zu fischen. Kurz entschlossen eilte er zu seinem Futterbeutel und zeigte ihn der Mutter: „Damit kann ich sie aus dem Wasser ziehen.“

Freudig überrascht, daß wenigstens das Getreide, das er noch enthielt, gerettet war, beruhigte sich nun die Frau und auf ihren Sohn gestützt, ging sie willig auf den Hügel zu. Er stand dicht am Ufer und fiel mit einer Seite steil zum Wasser ab. Nach der andern trennte ihn ein tiefer, aber jetzt trockener Flußarm von der Steppe, was darauf hindeutete, daß er früher eine Insel gebildet hatte.

Nachdem die Flüchtlinge mit einiger Mühe in das Kiesbett hinabgestiegen waren, fanden sie bald eine Stelle, an der sie sich niederlassen konnten. Zärtlich besorgt, was nun als Folge der überstandenen großen Furcht vor dem Tode der Mutter zu einer neuen, guten Eigenschaft bei ihm geworden war, bereitete Wartan ihr ein Lager. Als sie sich darauf ausgestreckt hatte, leerte er neben ihr das Getreide aus seinem Futterbeutel und begab sich damit sofort zum Wasser.

„Nimm dich in Acht vor dem Ertrinken!“ rief die Mutter hinter ihm her. Doch er war guter Dinge und freute sich schon auf den Augenblick, da er ihr den Futterbeutel voller Fische präsentieren konnte.

Diese Fische aber waren nicht so dumm, wie er dachte. Noch ehe er sie überhaupt sah, flitzten sie davon.

„Ich muß sie überraschen,“ dachte er, aber das wollte ihm nicht gelingen, so sehr er sich auch dabei anstrengte. Bevor er seinen Sack ins Wasser tauchen konnte, waren die Fische weit aus seinem Bereich. Tief enttäuscht wollte er schon zurückkehren und der Mutter seinen Mißerfolg klagen. Doch er schämte sich, und der Gedanke, ihr dadurch Kummer zu bereiten, trieb ihn weiter am Ufer entlang. So kam er an einen kleinen Nebenarm, der sackartig dicht unterhalb der Steilwand endete. In der Hoffnung, darin Fische zu entdecken, näherte er sich so vorsichtig er nur konnte, und zu seiner größten Freude sah er sich diesmal in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Auf dem klaren

(Fortsetzung auf Seite 10.)

Rot + Gelb + Blau gibt Weiß

Wie Isaac Newton das Geheimnis der Sonnenstrahlen entdeckte.

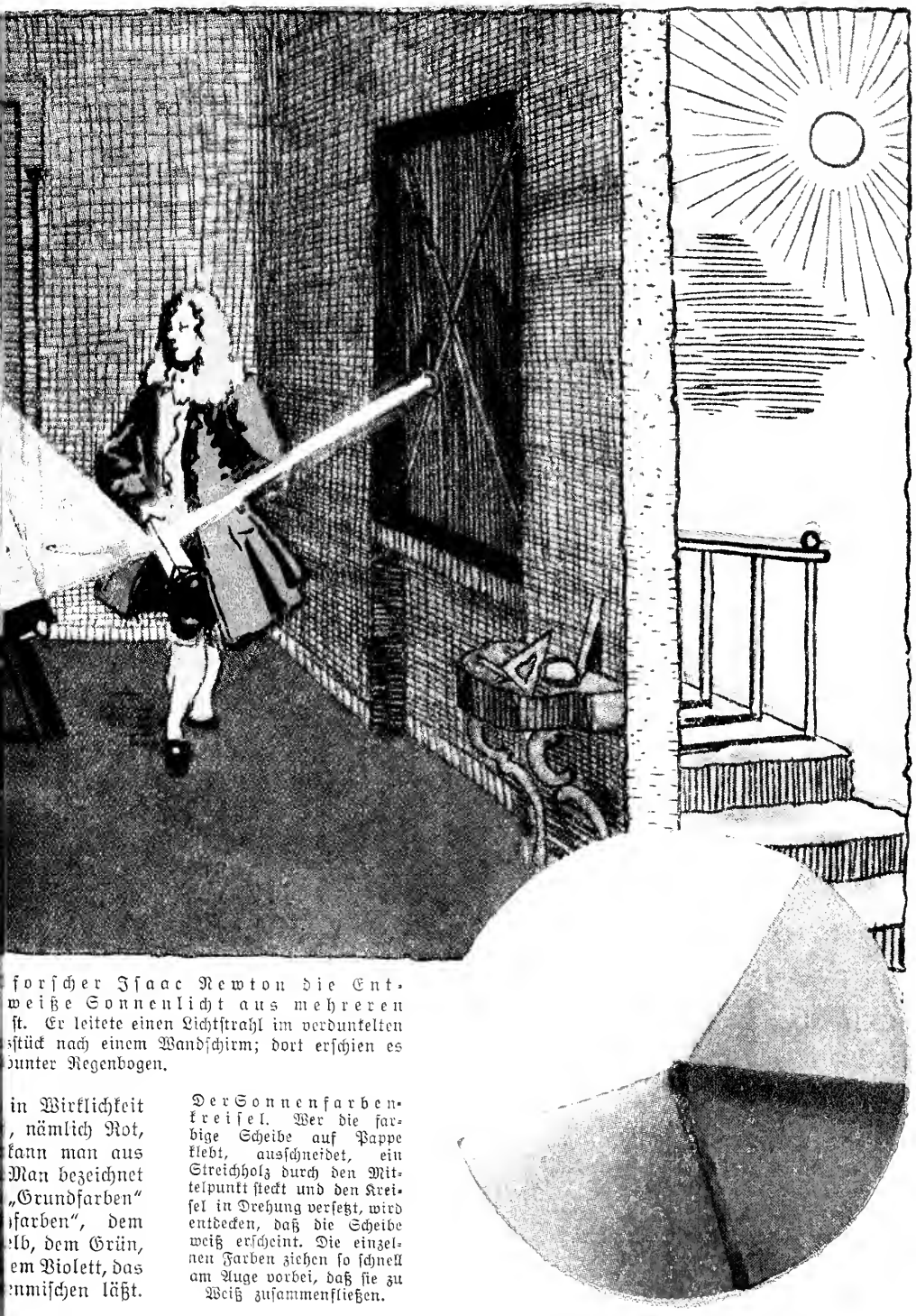
In den Kronleuchtern hängen dreikantige Glasstückchen; jeder hat einmal mit einem solchen Glasstückchen gespielt. Man hält es vor das Auge, und alles, was in Wirklichkeit weiß war, schillert nun rot, gelb, grün und blau wie eine Seifenblese. Woher kommt das? Das weiße Sonnenlicht erscheint nur unsern Augen weiß; in Wirklichkeit ist es aber aus allen Farben zusammengemischt. Wer das nicht glauben will, braucht nur den Farbenkreisel unten auf dem Bild nach dem daneben angegebenen Rezept in Betrieb zu setzen; bei der Umdrehung fließen alle Farben in Weiß zusammen. Umgekehrt hat ein dreikantiges Glasstück (ein sogenanntes Prisma) die Eigenschaft, einen Strahl weißen Sonnenlichts, der durch seinen Körper hindurchgeht, in seine verschiedenfarbigen Bestandteile zu zerlegen. Leitet man im verdunkelten Zimmer durch ein Loch im Fensterladen einen Lichtstrahl durch ein solches Glasprisma, so entsteht an der Wand gegenüber nicht ein weißer Lichtfleck, wie man erwarten sollte, sondern ein breites buntes Band, das die Farben Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau und Violett zeigt. Aus diesen Farben ist also das scheinbar weiße Sonnenlicht zusammengesetzt.

Der berühmte Physiker Isaac Newton machte im Jahr 1666 diese bedeutungsvolle Entdeckung zum erstenmal. Er zählte in dem Sonnen-

Isaac Newton als 12 Jahre alter Knabe.

Wie der berühmte P
deckung machte, daß
Farben zusammenge
Zimmer durch ein dreikantig
a

farbenband sieben Farben,
sind nur drei Farben vor
Gelb und Blau. Alle üb
diesen dreien zusammenmis
daher Rot, Gelb und Bla
im Gegensatz zu den
Orange, das sich aus Rot
das sich aus Gelb und Blau
sich aus Rot und Blau z



forſcher Iſaac Newton die Ent-
weiße Sonnenlicht aus mehreren
ſt. Er leitete einen Lichtſtrahl im verdunkelten
ſtück nach einem Wandſchirm; dort erſchien es
unter Regenbogen.

in Wirklichkeit
, nämlich Rot,
kann man aus
Man bezeichnet
„Grundfarben"
farben", dem
lb, dem Grün,
em Violett, das
nmiſchen läßt.

Der Sonnenfarbenkreiſel. Wer die farbige Scheibe auf Pappe klebt, ausſchneidet, ein Streichholz durch den Mittelpunkt ſteckt und den Kreiſel in Drehung verſetzt, wird entdecken, daß die Scheibe weiß erſcheint. Die einzelnen Farben ziehen ſo ſchnell am Auge vorbei, daß ſie zu Weiß zuſammenfließen.

(Fortsetzung von Seite 7.)

Grunde schwammen Scharen von Fischen umher, große und kleine.

Etwas schlauer geworden, überlegte Wartan nun, wie er es wohl am besten anfangen könnte, um dieser lockenden Beute habhaft zu werden. Er ließ seine Blicke am Graben entlang schweifen, und es dauerte nicht lange, da hatte er es gefunden. An der Stelle, wo dieses Wasser von dem eigentlichen Flußlauf abzweigte, war es sehr eng. Wenn es ihm gelang, diese schmale Oeffnung zu verschließen, konnte er ohne große Mühe und Eile die im seichten Graben eingesperrten Fische mit seinem Sack fangen. Aber wie kam er nur unbemerkt an diese Oeffnung heran? Wenn er auf der schmalen Landzunge entlang lief, die den Nebenarm von der Hauptströmung trennte, würden die flinken Wasserbewohner ihn bald bemerken und wie der Blitz alle hinaus sein, ehe er ihnen den Ausgang verschloß. Und auf der anderen Seite war der steile Uferhang. Aber bald entdeckte er darunter und jenseits der Grabenöffnung einen schmalen Sandstreifen, auf dem er sich der Mündung leichter nähern konnte. Doch er hörte ungefähr zwei Meter davon auf.

„Hier werde ich hinüberspringen," überlegte Wartan, „und dann will ich den Sack vorspannen und alles andere mit Steinen zumachen."

Er zögerte nicht lange, machte einen Bogen und kletterte, nachdem er seine Jacke abgelegt hatte, auf den Sandstreifen hinunter. Dann lief er so schnell wie möglich bis zum Ende und sprang mit einem herzhaften Satz ab. Aber das Springen hatte er ja niemals gelernt, und so kam es, daß er den festen Boden nicht erreichte, sondern wie ein Stein mitten ins Wasser plumpste. Zum Glück war es nicht sehr tief, und er vergaß trotz seines nassen Schreckens nicht das Ziel. Schnell watete er zur Grabenmündung hin. Dort rauschte ein wahrer Aufruhr. Durch seinen verfehlten Sprung aufgescheucht, sausten alle Fische dem großen Wasser zu. Er warf sich ihnen mit seinem ganzen Körper entgegen, breitete seine Arme aus, um sie aufzuhalten. Aber die meisten waren schon hinaus, bevor er an Ort und Stelle war, und der Rest versuchte nun mit Geplätscher an ihm vorbeizukommen. Sie sprangen über seine Arme hinweg, und wanden sich unter seinem Sack hindurch.

Doch er ließ nicht locker, legte sich selbst quer in die Oeffnung hinein, und baute mit den Steinen, die er erreichen konnte, schnell einen Damm auf. Wie toll stürmten die Fische dagegen an, und eine Anzahl nahm auch dieses Hindernis. Da stand Wartan eiligst auf und erhöhte es mit Sand und dicken Blöcken, die er rasch herbeitrug. Als dies geschehen war, ging er am Graben entlang und erlebte dabei die große Freude, daß er wenigstens noch einige mittelgroße Fische darin entdecken konnte.

„Euch werde ich schon kriegen!" sagte er voll Zuversicht, und sofort stieg er ins Wasser und trieb die Fische langsam in das äußere spitze Ende des Grabens hinein. Auf diese Weise gelang es ihm endlich, die ersehnte Beute zu haschen. Zwar machten ihm die glatten Tiere noch viel zu schaffen, aber nach und nach konnte er so auch den letzten Fisch in seinen Beutel hineinbekommen.

Als er den Graben geleert hatte, öffnete er eine schmale Stelle des Dammes, damit neue Fische in die Falle gelangten, und trat dann triumphierend den Rückweg zu seiner Mutter an. Ein vorher nie gekanntes, herrliches Gefühl des Stolzes schwellte seine Brust, und zum erstenmal in seinem Leben kam er sich wirklich stark und mutig vor. Sein Wille straffte sich, und mit fester Ueberzeugung versprach er sich selbst, morgen besser zu springen. Es tat ihm gar nichts, daß er vollkommen naß geworden war. Aber seine Mutter war sehr erschrocken, als sie ihn so ankommen sah. Er lachte und ließ sie in seinen Sack hineinblicken. Da schloß sie ihn voll Rührung in ihre Arme. Sie waren gerettet, der Hungertod zurückgeschlagen! — Aber nun galt es, ihn dauernd fernzuhalten.

Während Wartans Abwesenheit hatte die Frau zwischen zwei glatten Steinen für alle Fälle etwas Gerste zermahlen und zu einem Teig angerührt. Sie wollte damit Brotfladen backen. Dazu und auch für die Fische brauchte sie nun Feuer. Trotz der Dämmerung begab sich Wartan, dessen stolzer Eifer nicht nachließ, in die Steppe hinein und schnitt mit dem Taschenmesser, das ihm sein Onkel geschenkt hatte, trockene Dornenkräuter ab. Sie stachen ihm die Hände wund, aber er bemerkte es kaum, so glücklich war er über seinen guten Fang. Nachdem er einen ganzen Haufen Brennmaterial gesammelt hatte, band er den Halfterstrick, den er um die Hüften trug, um seine Last, schwang sie auf seinen Rücken und kehrte zum Hügel zurück. —

Das Springen hatte Wartan früher leider nie gelernt.

Als er so durch die abendliche Steppe zog, machte er eine eigenartige Wahrnehmung. Wie kleine Kobolde huschten hellbraune Wesen auf dem gleichfarbigen Boden dahin. Erst war er darüber erschrocken, aber da er bald feststellen konnte, daß es sich um kaninchenähnliche Tiere handelte, beruhigte er sich über die Erscheinung. Doch er mußte sich darüber wundern, wie flink und unglaublich weit diese merkwürdigen Geschöpfe zu sprangen vermochten. Er gab sich die größte Mühe, sie genauer zu erfassen, aber ebenso rasch wie sie auftauchten, verschwanden sie auch spurlos in die Erde hinein. Das ärgerte ihn, und er warf sein Bündel hin, um dieses seltsame Verschwinden aufklären zu können.

Regungslos blieb er stehen. Da sah er schon nach kurzer Zeit, wie eines dieser scheuen Tiere herangesprungen kam. Obwohl es bereits dunkelte, merkte er, daß es mit gestreckten Ohren auf großen Hinterbeinen stand und sich dabei eines langen weißen Schwanzes mit schwarzer Endquaste als Stütze bediente. Die kleinen Vorderbeine hielt es dicht an den Oberkörper gepreßt, so daß sie fast im Pelz verschwanden und es so aussah, als hätte es nur zwei Beine.

„Wie ein Känguruh!" dachte der erstaunte Wartan, der sich an die Abbildungen der australischen Springtiere erinnerte. Aber das merkwürdigste an dem lieblichen Wesen, das kaum größer als eine ausgewachsene Ratte war, schienen ihm die phantastisch großen und wundervoll schwarzen Augen zu sein, die sicherlich für das Sehen in der Nacht geschaffen waren. Mit klopfendem Herzen sah er, wie das Tierchen — es war eine Djerboa, eine Wüstenspringmaus — immer näher heranhüpfte und dabei mit possierlichen Bewegungen an den Steppenkräutern nagte. Doch als er ungewollt eine kleine Bewegung machte, sprang es mit einem mächtigen Satz davon und verschwand wie alle anderen im Nu. Aber Wartan hatte jetzt genau gesehen, wohin das kleine Wesen geflüchtet war; er entdeckte dort ein Loch im Boden, das den Eingang zu einem unterirdischen Gang bildete.

„So, jetzt weiß ich, wohin ihr euch verkrochen habt," sagte der Knabe, der am liebsten gleich diese Höhle näher erforscht hätte. Aber es wurde immer dunkler, und er mußte danach trachten, zu seiner Mutter zu kommen. Er konnte den Weg dahin nicht verfehlen, denn als mächtiger schwarzer Schatten stand vor ihm der Hügel im letzten Abendrot.

„Morgen werde ich mir die Sache genauer ansehen," tröstete er sich, und sprang dann mit seinem Bündel in das Flußbett hinab.

„Wo bleibst du nur so lange?" empfing ihn die Mutter, die ganz erstaunt über seine

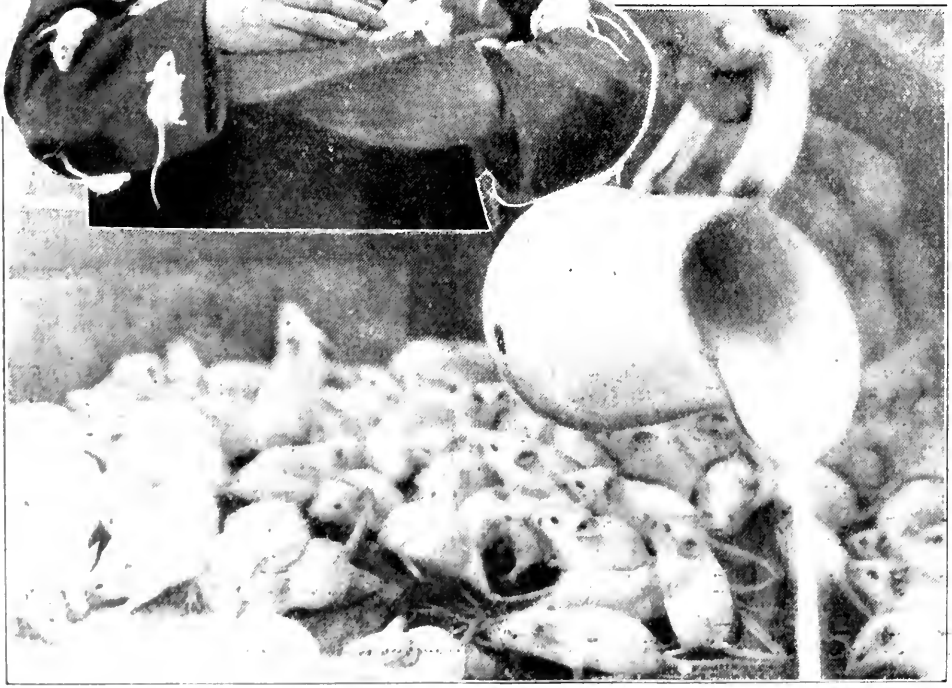
neue Selbständigkeit war. Er erzählte ihr sein Erlebnis und versprach ihr, am nächsten Tage solch ein Tier zu zeigen.

Nun hieß es, Feuer machen. Da sie zufälligerweise eine Streichholzschachtel mit einigen Zündhölzern bei sich hatten, war dies nicht sehr schwierig. Sie rückten in einer Rinne des Hügels einige dicke Steine zusammen, und bald prasselte dazwischen eine helle Flamme auf. Ihr Schein lag unterhalb der hohen Uferböschung, und so brauchten sie nicht zu befürchten, daß er oben in der Steppe von Beduinen gesehen wurde. In der frohen Erwartung, sich endlich sättigen zu können, dachten sie kaum an diesen wichtigen Umstand. (Fortsetzung folgt.)

Auf der Weisser-Mäuse Farm

Wer möchte ein Paar weiße Mäuse haben?

In einer kleinen Stadt in Frankreich gibt es eine Weiße-Mäuse-Farm. Zu hunderten wimmeln die weißen Mäuse in großen Behältern umher, die mit Blech beschlagen sind, damit sich die Mäuse nicht hindurchnagen



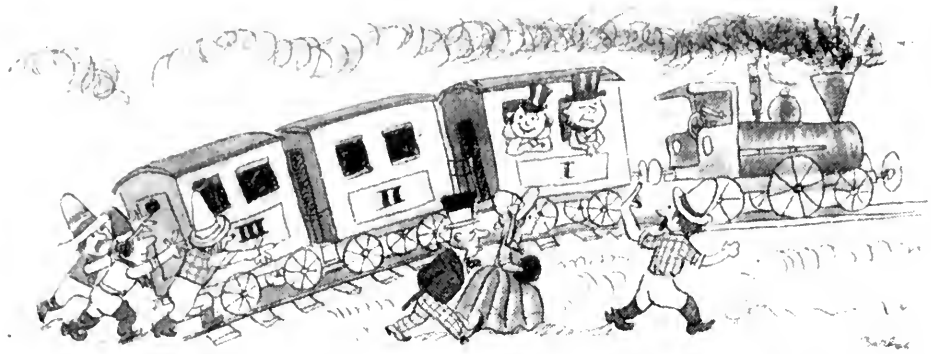
Wenn das Futter kommt, schlüpfen die weißen Mäuse aus ihren Wohnkisten, und jede will die erste beim Milchnapf sein. Einige klettern ihrem Herrn auf die Schultern und benutzen ihn als Aussichtsturm.

können. Der erste Behälter ist in viele einzelne Fächer eingeteilt; in jedem Fach wohnt eine Mausmutter mit ihren ganz kleinen Kindern in einem warmen Nestchen aus Papier und Watte. Im zweiten Behälter springt alles durcheinander; da wohnen die jungen Mäuschen, halb so groß wie ein kleiner Finger. In den andern Behältern wohnen die ausgewachsenen Mäuse. In allen Behältern stehen Kisten mit Schlupflöchern; dort hinein schleppen die Mäuse Papierstückchen und bauen sich Nester. Aber wenn der Mann mit dem Futter kommt, dann will jede auf dem Rand des Milchnapfs die erste sein. Manche klettern am Arm ihres Pflegers empor und wollen die Welt von oben besehen, wie von einem Aussichtsturm.

Als Futter gibt es Weizenkörner, Hirsekörner, eingeweichtes Brot und zum Trinken Milch. Zum Nagen gibt es Zuckerstückchen, harte Brotrinden und vor allem viel Papier. Als Streu dient Sägemehl oder Torfmull. Jeden zweiten Tag wird die Streu erneuert. Licht ist gerade so viel oder so wenig im Stall, wie die weißen Mäuse lieben. Sie sind Höhlenbewohner, wie man schon an ihren roten Augen erkennen kann; setzt man sie in den Sonnenschein, so laufen sie halb blind umher.

Eine Weiße-Mäuse-Villa, die man aus Zigarrenkistenholz selbst bauen kann. Die „Villa" wird in einem geräumigen Behälter aufgestellt.

Der Weiße-Mäuse-Farmer verkauft seine Pfleglinge den Kindern, die sich weiße Mäuse halten wollen. Teuer sind sie nicht, und es ist auch gar nicht schwierig, ein Paar weiße Mäuse zu halten. Man setzt sie in einen geräumigen Glasbehälter, in dem eine Schicht Sägemehl liegt und stellt eine leere Zigarrenkiste hinein, in die man ein Loch gebohrt hat, durch das eine Maus hindurchschlüpfen kann. Man legt weißes Papier und Packwatteſtückchen in den Behälter und läßt das Mäusepaar sich selbst das Nest in der Zigarrenkiste bauen. Nun braucht man noch zwei Futternäpfe, einen für Milch und einen für das trockene Futter. Wenn man die Streu häufig wechselt und den Behälter rein hält, riechen die Mäuse kaum. Wer etwas ganz Feines haben will, kann sich eine Weiße-Mäuse-Villa bauen, wie sie hier abgebildet ist. Die schwarz und weiß gefleckten Mäuse auf dem Bild sind japanische Tanzmäuse, die die Eigenschaft haben, daß sie fast immer im Kreis um sich selber laufen. Sie haben aber keine so hübschen roten Augen wie die weißen Mäuse und werden auch nicht so zahm.



Auf der gemütlichen Eisenbahn von Anno dazumal: Wie der Zugführer sich zu helfen wußte, wenn die Lokomotive nicht mehr weiter kam.

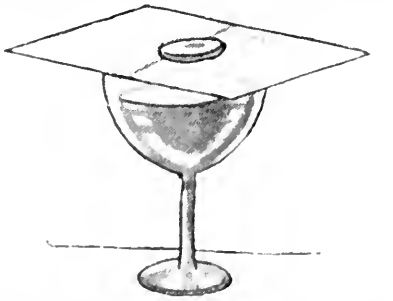
Aus den Kindertagen der Eisenbahn

Es gab einmal eine Zeit, in der es bei der Eisenbahn sehr gemütlich zuging. In alten Zeitungen findet man viele lustige Spottgeschichten über sie, z. B. von dem Lokomotivführer, der neben seinem Dampfroß einhergeht, die Blätter an einem Maßliebchen auszupft und abzählt: „Kommen wir heut' noch an? Kommen wir morger an?" — Ein andrer Spaßmacher erzählte, daß der Zugführer, wenn es bergauf ging, ausgerufen hätte: „Die geehrten Herrschaften in der I. Klasse können sitzen bleiben; die Passagiere in der II. Klasse aussteigen, bitte, und zu Fuß gehen — die Kerle in der III. Klasse, marsch raus und schieben!" Aber so schlimm ist es in Wirklichkeit nicht gewesen!

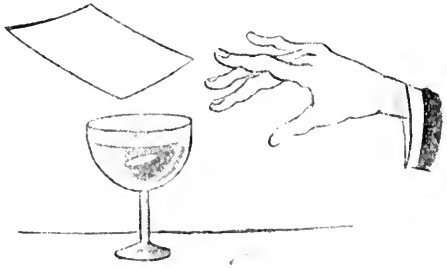
Wer zaubert den Pfennig ins Glas?

Ein Glas Wasser, darauf eine Postkarte und mitten auf die Postkarte einen Pfennig. „Meine Herrschaften!" beginnt man, „wer kann die Karte unter dem Pfennig so schnell entfernen, daß der Pfennig ins Wasser fällt?" Jeder versucht es, aber immer fällt der Pfennig daneben. Man muß die Karte nämlich unter dem Pfennig wegschnellen, indem man den Nagel des Mittel- oder Zeigefingers gegen den Daumen drückt und dann gegen den Rand der Karte schnippt. Probiert das kleine Kunststück mal!

Onkel Otto.



Wer kriegt die Karte so schnell weg, daß der Pfennig ins Glas fällt?



So wird es gemacht!

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Neulich kommt Gusti zu Besuch — ich kriege schon immer einen Schreck, wenn ich ihn sehe —. „Onkel Toldi," sagt er, „heute haben wir in der Chemiestunde die Formeln für die chemischen Stoffe gelernt. Weißt du, was H_2O heißt." — „Natürlich weiß ich's," sage ich, „H_2O ist Wasser!" Aber weißt du auch, was $Ca\,Ca\,O$ ist?" fragt Gusti. Ich denke hin und her, denn schließlich will ich mich doch nicht vor dem Jungen blamieren. „Aber Onkel Toldi," sagt Gusti, „das müßtest du doch wissen! $Ca\,Ca\,O$ ist Cacao." — ?!!

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben

ard — ber — brück — che — de — de — del — del — der — din — do — dra — du — e — e — e — en — fi — fie — fund — ga — hüt — ims — lau — lin — lopp — ne — ni — nen — nies — ns — rat — rin — sche — se — tau — te — te — te — u — wurz

sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Musikinstrument, 2. Teil des Baums, 3. Wasservogel, 4. Lanzenreiter, 5. Hunderasse, 6. Behälter, 7. Baum, 8. Stadt in Tirol, 9. Nähgerät, 10. Fabelwesen, 11. männlichen Vornamen, 12. feine Zuckersorte, 13. Medizinpflanze, 14. germanische Göttergestalt, 15. Verwandte, 16. Sprunglauf, 17. Dichtungsart, 18. kleines Haus.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 11.

1. Natter, 2. Isar, 3. Chikago, 4. Thüringen, 5. Stiefel, 6. Hottentotten, 7. Anis, 8. Linie, 9. Basel, 10. Zange, 11. Umbra, 12. Torero, 13. Ural, 14. Norden, 15. Ilse, 16. Sattel.

Nichts halb zu tun, ist edler Geister Art.

Fridolins Lachkabinett

„Zwei Stunden haben Sie an der Theaterkasse warten müssen? Ist Ihnen da nicht die Zeit lang geworden, Frau Müller?"

„I bewahre! Ich hatte zufällig gerade vorher Benzin eingekauft, und da habe ich meinem Vordermann die Flecken aus dem Mantel gerieben."

*

Lehrer: „Müller, was ist ein Terrain?"

Müller schweigt.

Lehrer: „Man läuft darin umher —"

Müller: „Ein Paar Stiefel, Herr Lehrer!"

*

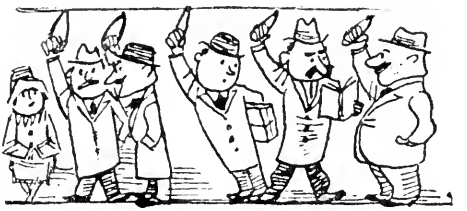
Musiklehrer: „Ernst, nenne mir ein Streichinstrument."

Ernst: „Der Pinsel, Herr Lehrer!"

Lehrer: „Wie ist der Spruch zu erklären: Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher in den Himmel kommt?"

Schüler: „Früher gab es noch nicht so große Kamele wie heute, Herr Lehrer!"

*



„Denk' dir," sagte Herr Fröhlich zu seinem Freund, „ich hatte heute eine schreckliche Fahrt in der Straßenbahn, ich mußte die ganze Zeit auf einem Bein stehen." — „Wie hast du das nur aushalten können?" meint der Freund. — „Ich hatte noch Glück," erwiderte Herr Fröhlich, „das Bein war gar nicht mein eigenes!"

Gertrud: „Du, Hans, wie nennt man denn eigentlich die Leute, die tausend Mark haben? Das sind doch keine Millionäre?"

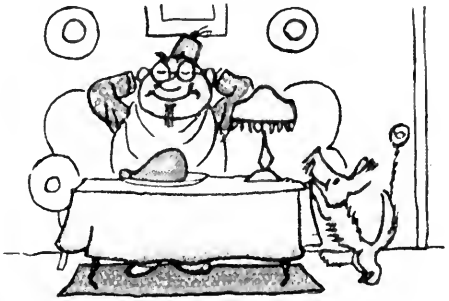
Hans: „Nein, die heißen Tausendsasa!"

*

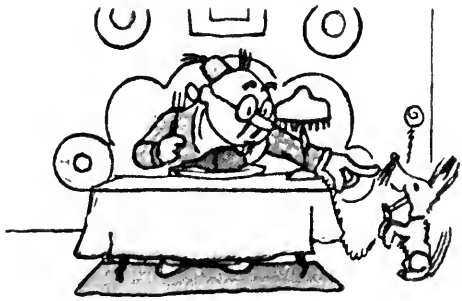
„Vater, rate mal, was wir heute zu Mittag bekommen. Es fängt mit R an." — „Rindfleisch." — „Falsch!" — „Roulade." — „Auch falsch — Erbsen!"

Schlupp weiß sich zu helfen

Sobald verglüht das Abendrot,
Ißt Onkel Toldi Abendbrot.
Heut ist's die Haxe von 'nem Kalb.
Der Onkel freut sich dieserhalb.

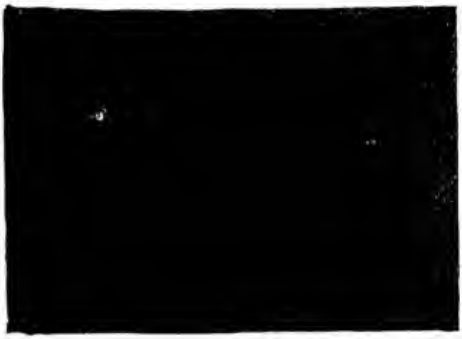


Er denkt dabei: Das Herz des Kalbes,
Das ist nichts Ganzes und nichts Halbes,
Wogegen gut die Haxen sind,
Sofern sie ausgewachsen sind.



Der Onkel öffnet schon den Mund.
Da stört ihn Schlupp, der kluge Hund.
„Schlupp!" ruft der Toldi, „was für Faxen!
Die Hunde kriegen keine Haxen!"

Das Fleisch ist eine Augenweide.
Der Toldi hebt des Messers Schneide.
Schlupp hat die Lampenschnur gepackt
Und zieht sie aus dem Steckkontakt.



Das Licht geht aus. Das schien Schlupp wichtig.
Die Finsternis ist undurchsichtig.
Ob Onkel Toldi nun schon schwant,
Was unser Schlupp so schlau geplant?

Des Feuerzeuges sanfter Schimmer
Erhellt des Onkels Speisezimmer.
Die Haxe fehlt. Der Toldi staunt.
Schlupp ist (und ißt!) recht wohlgelaunt.

Herausgeber: Peter Pfeffer, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: W. W. Bechtle, Berlin. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 13. 6. Jahrgang. 2. Märzheft.
Berlin.

Preis 15 Pfennig.

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR [illegible]SL SPASS UND ABENTEUER

Wie der dumme Bauer Haberstroh mit einer „Tarnkappe" auf die Kartoffeldiebe lauerte.
(Zu der Erzählung auf Seite 2.)

Die Tarnkappe

Wie der dumme Bauer Haberstroh Kartoffeldiebe fangen wollte.

Irgendwo in einem Dörfchen wohnte der Landmann Haberstroh, dem es immer ganz gut ging, nur um die Zeit der Kartoffelernte, da hatte er seinen Aerger. Haberstroh hatte die allergrößten Kartoffeln in der Gegend, aber Jahr für Jahr wurde ihm die Hälfte vom Acker gestohlen. Was würde er darum gegeben haben, wenn er die Diebe einmal hätte tüchtig verprügeln können! Den Knüppel hatte er schon, nur die Diebe nicht. Da las Haberstroh im Kreisblatt eine Anzeige:

Prima Tarnkappe . . . nur M. 1.50 . . .
gegen Voreinsendung des Betrages . . .

„Tarnkappe?" dachte Haberstroh, und es dämmerte ihm, er hatte mal von so einem Ding gehört: man setzte es auf, und dann war man unsichtbar. Und wenn man unsichtbar war, dann . . . brauchte man bloß auf dem Acker abzuwarten, bis die Kartoffeldiebe kamen, und dann . . . Haberstroh bestellte also eine Tarnkappe. Sie kam auch an: es war keine Kappe, sondern eine Maske; eigentlich sah man zum Lachen darin aus, aber — man war ja unsichtbar, dachte er. Haberstroh setzte die Maske auf, nahm den Knüppel und stiefelte mitten in der Nacht auf den Acker. Das machte er fünfmal und sah nie einen Dieb. Aber die Diebe sahen ihn! — Da dachte Haberstroh: „Na, so ein Schwindel," ging zum Advokaten und ließ den Schwindler, der ihm die Tarnkappe verkauft hatte, verklagen. Der aber erklärte, es hätte doch jedem, der die Anzeige las, klar sein müssen, daß es sich um einen Maskenscherz handelte. Da wurde der Bauer ausgelacht, und trug zum Schaden auch noch den Spott heim.

Mittelholzers Afrikaflug

Zürich—Kapstadt durch die Luft in 97½ Stunden.

Ein Beweis, daß man im Flugzeug auch über Wüsten und Urwälder reisen kann.

Der moderne Forschungsreisende reist im Flugzeug. Der Meisterflieger Mittelholzer, der ganz Afrika von Norden nach Süden überflog.

Der beste Flieger der Schweiz, Walter Mittelholzer, hatte sich die Aufgabe gestellt, von Zürich über ganz Afrika hinweg bis zu dessen Südspitze, dem Kap der Guten Hoffnung, zu fliegen, und er hat diese Aufgabe gelöst. Er ließ sich in Deutschland ein Dornier-Merkur-Wasserflugzeug bauen, mit einer Kabine, die Raum für vier Menschen bot, und auch eine kleine Küche, eine photographische Dunkelkammer und einen Gepäckraum enthielt. Er nahm nämlich auf die große Reise noch einen Mechaniker, einen Photographen und einen Geographen mit. Sie begannen ihre Luftreise am 17. Dezember auf dem Züricher See, flogen von dort zuerst über die Alpen nach Italien, von dort nach Griechenland, dann in einem langen eintägigen Luftsprung über das Mittelmeer nach Alexandrien an der Küste Aegyptens, von dort nach

Menschen, die noch nie ein Flugzeug gesehen haben. Ein Trupp Massai-Krieger hatte den merkwürdigen Riesenvogel verfolgt. Als aber Mittelholzer zu ihnen hinunterrief, verkrochen sich die Wilden unter ihre großen Ochsenhaut-Schilde.

Kairo, weiter zu den Pyramiden und dann nilaufwärts über Wüsten und Urwald. Zwischendurch landeten sie bei den Schilfhüttendörfern nackter Neger, die um das niegesehene Flugzeug ihre Kriegstänze aufführten, sie flogen zu den Nilquellen, über die Schneegipfel des Kilimandscharo, Kenia und Ruwenzori, in das Gebiet des früheren Deutsch-Ostafrika. Von dort ging es an der Ostküste Afrikas entlang südwärts über die portugiesischen und burischen Länder bis nach Kapstadt, wo das Flugzeug am 21. Februar landete. Mittelholzer ist aber nicht etwa an jedem Tag zwischen dem 17. Dezember und dem 21. Februar geflogen; er hat da und dort längeren Aufenthalt ge-

Was die Tiere von dem Flieger sahen: Den unheimlichen Scharten unter dem Riesenvogel, der durch den Sand der Wüste zog.

nommen, um Land und Leute zu erforschen. Wirklich geflogen ist er nur an etwa 16 Tagen, wobei er täglich im Durchschnitt nur 4 bis 5 Stunden in der Luft war. Seine reine Flug- oder Reisezeit betrug insgesamt nur 97½ Stunden oder ungefähr vier Tage — vier Tage für den Weg von Zürich bis Südafrika! Aber vor allem deshalb ist die Leistung Mittelholzers so gut, weil auf der ganzen Weltreise sein Flugzeug keinerlei Schaden erlitt. Es wurde so ein glänzender Beweis für die Brauchbarkeit des Flugzeugs auf großen Ueberseeund Forschungsreisen erbracht.

Wie man ein Auto in 20 Minuten aufbauen kann

Eine wahre Geschichte, die wie ein Märchen wirkt.

Als ich neulich einmal in Amerika war, bekam ich ein Telegramm aus der Stadt Detroit:

> *Wollen Sie sehen, wie man in 20 Minuten ein Auto baut, dann kommen Sie schnell zu mir! Mein Flugzeug erwartet Sie auf dem Neuyorker Flugplatz. Gruß Ford.*

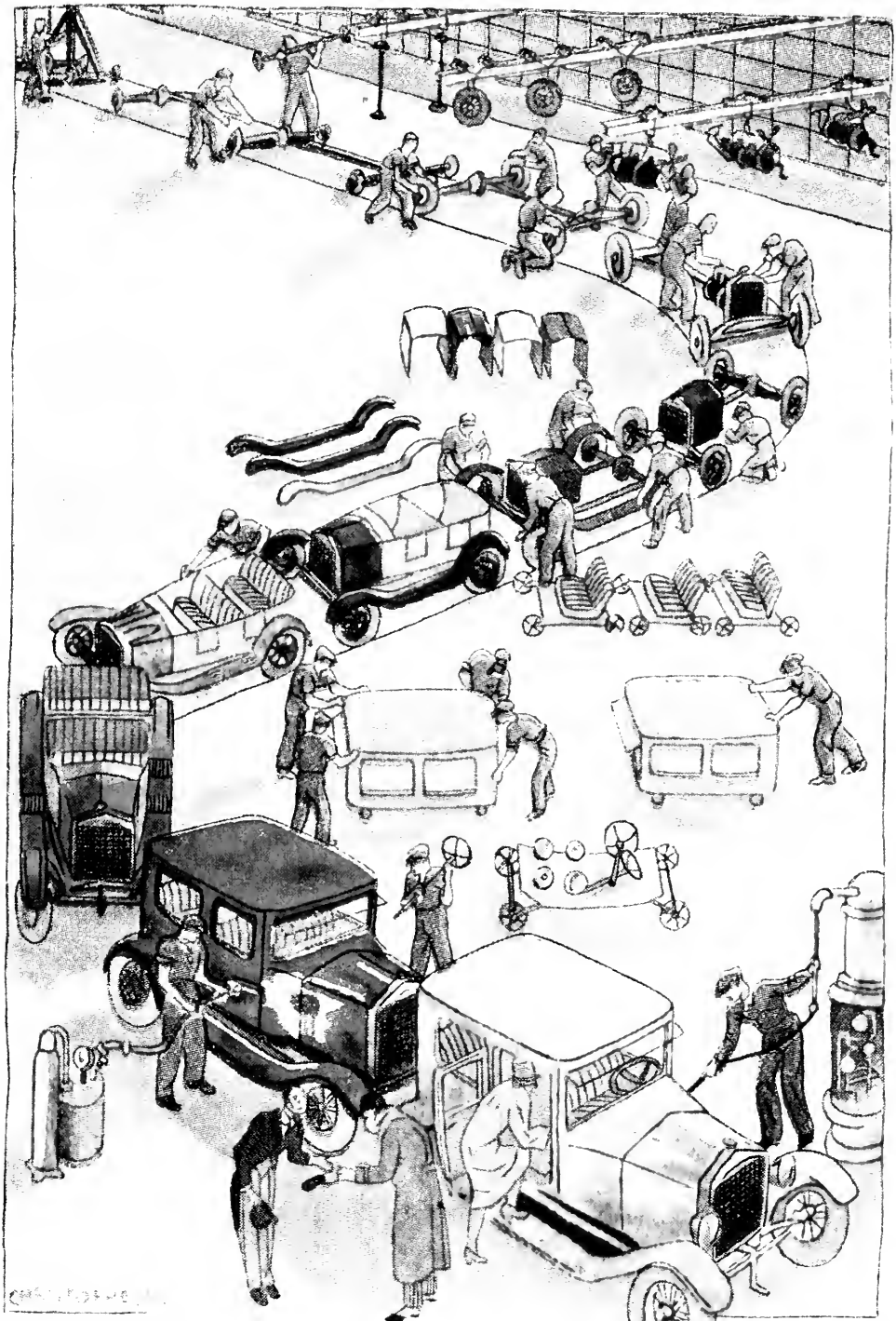
So schnell habe ich noch nie meine Zahnbürste nebst drei Taschentüchern zusammengepackt.

Ich flog, schon ehe ich flog. Dann ging es im Expreß-Fahrstuhl, der nur alle fünf Stockwerke hält, die 18 Treppen meines Hotels hinab. Der Hotelportier pfiff. Ein Gelber — so heißen in Neuyork die Autodroschken — fuhr vor. Ich hineingesprungen, fort, fort, fort! Zu Ford!

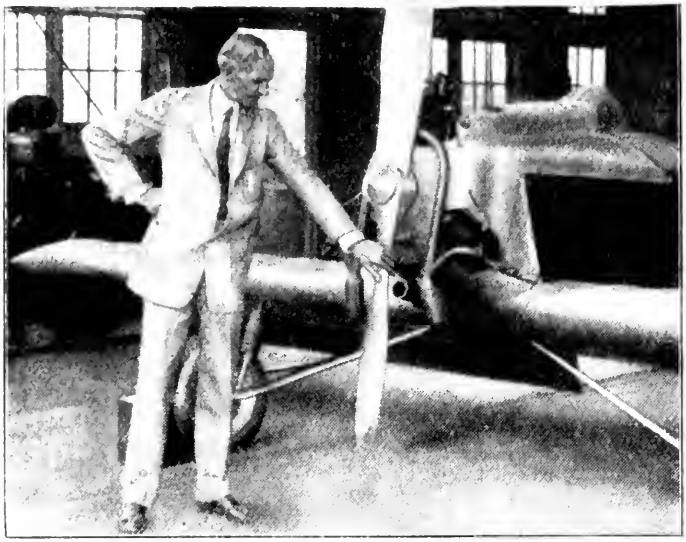
Auf dem Flugplatz wartete schon der Pilot auf mich. „Was für ein Flugzeug fahren Sie?" „Natürlich einen Ford," gab er zur Antwort. „Ford baut Flugzeuge und Autos, hat eigene Schiffe und eigene Wälder. Aus den Wäldern holt er das Holz, das er für seine Autos braucht; seine Schiffe bringen es heran. Auch Stahl und Eisen schmiedet er selber. Eigene Spinnereien spinnen für ihn, eigene Webereien weben die Tuche für seine Wagen, eigene Glasfabriken machen die Fenster, und eigene Riesen-Motorenfabriken bauen den Motor für jedes seiner Flugzeuge und Autos. Ford hat 200 000 Arbeiter. Kommen Sie, steigen Sie ein! In acht Stunden sind wir dort."

So flog ich nach Detroit, der Stadt in Amerika, in der die meisten Autos gebaut werden. Am nächsten Morgen wurde ich zur Fabrik abgeholt. Sie sah wie eine kleine Stadt aus, und innen wurde fieberhaft gearbeitet.

Und nun sah ich das große Wunder, wie aus einem Stück Eisen in 20 Minuten ein pikfeines Auto werden kann. Denkt euch eine endlos lange rollende Tischplatte. Am An-



Wie man bei Ford ein Auto in 20 Minuten baut. Ganz hinten am Anfang wird ein Stück Eisen auf eine rollende Platte gelegt. Während es weiterrollt, wird an ihm gehämmert und gearbeitet, bis es am Endpunkt ein pikfeines Auto geworden ist.



Der Autokönig Ford, in dessen Fabriken an einem Tag 6000 Ford-Autos hergestellt werden. Er baut nun auch Ford-Flugzeuge.

fang wird ein rundes Stück Eisen auf diese Tischplatte gelegt, das nun auf ihr zu rollen beginnt. Zu beiden Seiten der Rollplatte, die man das „laufende Band" nennt, stehen in gleichen Abständen die Arbeiter in Bereitschaft. Jeder wartet an seinem Platz, bis die Arbeit an ihm vorbeirollt, und in dem Augenblick, wo dies geschieht, stülpt er etwas neues darauf, oder fügt ein Rad hinzu, oder schlägt einen Nagel ein, je nachdem, welche Aufgabe ihm übertragen ist. Jeder hat nur immer den gleichen Handgriff zu machen, und sein Nebenmann einen andern, der dritte einen dritten und so fort. Und die Arbeit rollt und rollt immer weiter, und da jeder, an dem sie vorbeirollt, sie durch neue Ergänzung vollkommener macht, so wächst das kleine Stück Eisen, das im Anfang auf das rollende Band gelegt wurde, bald zu einem Untergestell mit Rädern an und kriegt im nächsten Augenblick einen Motor aufgesetzt, dann eine Karosserie mit schönen Polstersitzen und rollt und rollt auf der Platte immer weiter. An einer Stelle wird während des Weiterrollens Benzin eingefüllt, und drei Schritt dahinter steht der Arbeiter, der im Rollen den Motor ankurbelt. Das Auto wird lebendig, ein Schofför schwingt sich auf den Führersitz und fährt mit dem in diesem Augenblick vollendeten Auto von der rollenden Tischplatte, die sich an ihrem Endpunkt abwärts neigt, auf den Fußboden und — heidi — aus der Fabrikhalle heraus. Im ganzen hat es genau 20 Minuten gedauert, bis das Wunderwerk vollbracht war, aber das Wunderbarste daran war, daß hinter jedem Stück Eisen, das zum Auto wurde, ein neues Stück Eisen hinterher kam, ebenfalls rollte, und ebenso von jedem Arbeiter bearbeitet wurde. So hatte jeder von ihnen, obwohl er fest an seinem Platz stand, ständig zu tun, denn jede Minute rollte ein neues Stück heran, eins hinter dem andern, und jedes wuchs und wurde größer, je weiter es rollte. Und weil die Stücke sich im Abstand von nur einer Minute folgten, so war es klar, daß da, wo das laufende Band endete, in jeder einzigen Minute ein neues Auto fertig wurde! Jedes im Laufe von 20 Minuten hergestellt, aber Schlag auf Schlag sich folgend, eins hinter dem andern! Und weil jede Stunde 60 Minuten hat, so wurden 60 Autos in einer Stunde fertig, und in den acht Arbeitsstunden jedes Tages 480 Autos!!! Aber das ist nur das Tageswerk dieser einen Fabrik, die ich sah. Ford hat aber in Amerika 36 solcher Fabriken und kriegt in allen zusammen jeden Tag 6000 Autos fertig. Nun rechnet euch mal selber aus, wie viele es in einem Jahr sind!

Als ich nach der Besichtigung der Fabrik nach Hause kam, glaubte ich, ein Märchen leibhaftig erlebt zu haben. Schlief ein und träumte von tausendundeinem Auto, die an mir vorüberrollten, und in jedem saß Herr Ford und grüßte mich freundlich nickend. Und dann flogen alle seine Autos durch die Luft, und waren plötzlich Ford-Flugzeuge. Und flogen zu mir in die Redaktionsstube, um Onkel Toldi und Pechmann und die andern abzuholen, zu einem kleinen Flug um Amerika oder Afrika herum. So etwa zwischen Frühstück und Mittagbrot.

Fridolin.

ROBINSON in der Wüste

Die abenteuerliche Geschichte eines Jungen, der sich in der Wüste verirrte.

Von Max Kirsch.

(8. Fortsetzung.)

Inzwischen hatte die Mutter die Fische zubereitet, und ließ sie nun von Wartan an einem Schilfrohr über die Glut halten. Sie selbst legte ihren Gerstenteig in einer ganz dünnen Schicht auf einen stark erhitzten Stein, und hatte auf diese Weise schon nach wenigen Minuten eine ganze Reihe knuspriger Fladenbrote gebacken. Da sie unter ihren Habseligkeiten, die der Wirbelsturm nicht mitgerissen hatte, auch eine kleine Büchse Salz vorfand, konnte sie dieses einfache Abendessen schmackhaft machen. Als alles angerichtet war, begannen nun Mutter und Sohn herrlich zu schmausen. Wartan, der diesmal keine gekürzte Ration bekam, aß mit einem Appetit, wie er ihn in seinem ganzen Leben noch nie entwickelt hatte, und da er selbst diese Fische gefangen und auch die Gerste besorgt hatte, schmeckte ihm das zarte Fleisch und das frische Brot besonders gut. Auch seine Mutter, die jetzt nicht mehr zu hungern brauchte, ließ sich das Essen, das für sie eine Rettung bedeutete, schmecken, und sie fühlte dabei, wie sie neue Kräfte erfüllten.

Frohen Mutes saßen sie an der Glut ihres Feuers und sahen dankbar zu den Sternen empor. Auf einmal aber unterbrach ein fürchterliches Geheul die Ruhe ihrer Betrachtungen. Erst einzeln und überaus kläglich, wurde es schnell von allen Seiten beantwortet, und schließlich entstand ein Konzert, das in der Vielseitigkeit seiner Jammertöne kaum zu beschreiben war. Bald klang es wie das erbärmliche Wimmern und Klagen von Riesenkindern, bald wie die Schmerzensschreie gequälter Seelen in der Hölle.

Doch obwohl dieser schauerliche Nachtgesang sehr geeignet war, einsame Menschen zu erschrecken, ließen sich die beiden Flüchtlinge dadurch nicht ins Bockshorn jagen. Sie hatten es auf ihrer Reise schon oft genug gehört und wußten, daß es nur Schakale waren, die so laut lärmten. Auf diese Weise heulten sich diese Steppenhunde nach Anbruch der Dunkelheit zu gemeinsamen Beutezügen zusammen. Nachdem sie so eine ganze Weile ihre Musik gemacht hatten, verstummten sie plötzlich, und umso stiller erschien nun die Nacht. Sie schläferte die müden Menschen, die sich mit dem Gefühl des Geborgenseins im Schatten des steilen Hügels nebeneinander ausgestreckt hatten, rasch ein, und diesmal schien ein Engel ihren Schlummer zu bewachen.

6. Kapitel.

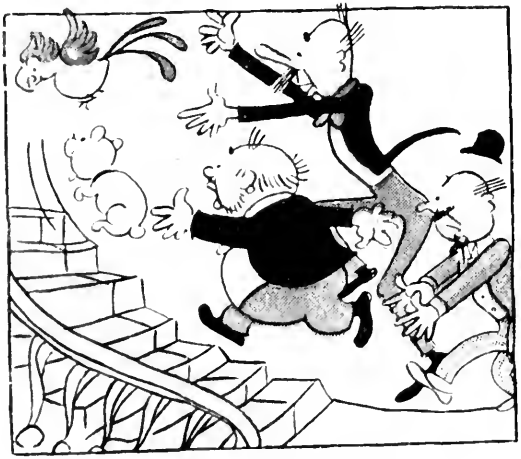
Heghinor wohnt schöner als Wartan.

In seinem neuen Haus am Tigris traf Wartans Vater die letzten Vorbereitungen zum Empfang seiner Familie. Er ging nochmals durch alle Räume, sah nach, ob alles in Ordnung wäre, und freute sich schon im voraus auf das frohe Erstaunen seiner Angehörigen, wenn sie dieses Heim betreten würden. Er hatte sich viel Mühe damit gegeben, an nichts gespart und alles getan, um ihnen den Aufenthalt hier in der Fremde gleich von Anfang an so angenehm wie möglich zu gestalten. Besonders die Kinder sollten sich darin wohl fühlen und sich nicht nach der verlassenen Heimat zurücksehnen. Sie konnten hier spielen und sich austoben, so viel sie wollten. Da war ein schöner Hof, mit Marmorplatten ausgelegt, der in der Mitte ein rundes Wasserbecken hatte, in dem ein Springbrunnen plätscherte. Von ihm stieg man hinunter in einen großen, kühlen Raum, den „Serdab", in dem selbst die heißesten Tage in dieser Wüstenstadt erträglich wurden. Wenn dann die mörderische Sonne unterging, konnte man hinaufsteigen auf die geräumigen Balkons vor den herrlich eingerichteten Gemächern. Sie hingen über dem breiten Strom, auf dem es immer viel zu sehen gab. Da zogen die vielen Barken dahin und die Flöße, die von Diarbekir, der schwarzen Stadt, kamen oder hinuntertrieben nach Bagdad. Da war auch ganz nahe die Schiffsbrücke zu sehen, die hinüberführte nach den Ruinen von Ninive, wo

Es naht der 1. April: Laats

Wer seine Wohnung wechseln will,
Der tut es meistens zum April.
Doch eh' der Umzug halb beendet,
Sich Mann für Mann zum Frühstück wendet,

Als Laatsch und Bommel das vernommen,
Sind sie zur Hilfe hingekommen
In ungewohnter Einigkeit.
„Wir schaffen's spielend. — Kleinigkeit!"



Doch man verfolgt die beiden Bestien,
Bestrebt, sie wieder zu befest'gen.
Es fleucht der Papagei — und hops,
Wie eine Feder hüpft der Mops.

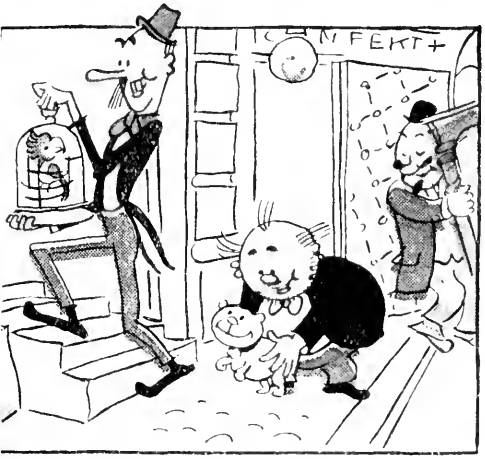
Klirr! Krach! Der Mops ist nicht mehr frei
Doch leider ist's der Papagei.
Laatsch unternimmt den Fangversuch
Mit einem großen Tafeltuch.

---

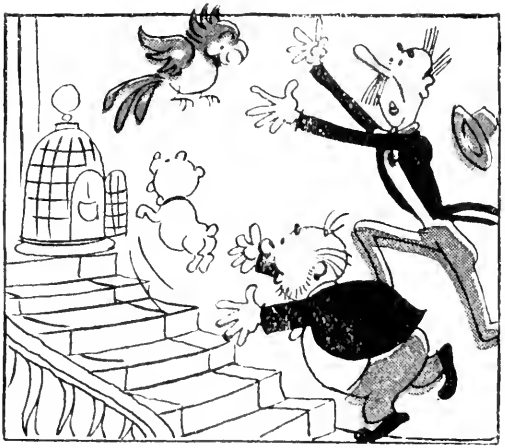
sich einst die berühmten hängenden Gärten der Königin Semiramis befanden. Aber am schönsten war am Abend das hohe flache Dach, auf dem man auch die klaren Sternennächte verbrachte. Von ihm hatte man einen wundervollen Ausblick über ganz Mossul bis in die endlose Wüste hinein, und nach der andern Seite hin sah man jenseits des Flusses, an dem im Süden der Stadt die grünen Gärten lagen, von denen auch er sich einen als Besitz erworben hatte, die gewaltigen Schneeberge von Kurdistan als sanfte Linien in blauer Ferne liegen.

Ja, das war alles schön und gut. Sie konnten zufrieden sein. — Vergnügt ging der Mann auf und ab. Es war eine gute

und Bommel helfen „ziehen“

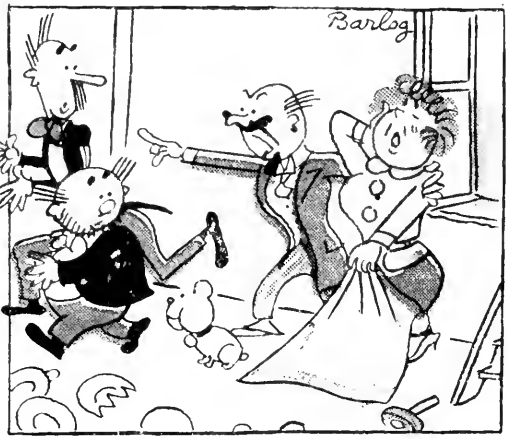


Der Laatsch ergreift den Papagei,
Und Bommel trägt den Mops herbei.
Das finden sie für's erste richtig.
Auch sind die Möbel zu gewichtig.



Nicht jeder gute Plan gelingt:
Der freche dicke Mops entspringt,
Worauf der Papagei entflattert.
Und Laatsch und Bommel' stehn verdattert.

Er schwingt die Decke voller Hohn
Und schlägt sie nieder. Hat ihn schon!
Doch leider ist's die Frau vom Haus.
Der Papagei fliegt schnell hinaus.



„Hinaus!“ Der Herr ruft's mit Betonung,
Ganz ohne Freundlichkeit und Schonung.
Da flieh'n sie aus der neuen Wohnung,
Und Essig ist's mit der Belohnung.

Idee von ihm gewesen, sich hier ansässig zu machen und seinen Geschäften in dieser Stadt nachzugehen, die ihm soviel Erfolg versprach. Der schwere Anfang lag hinter ihm, und nun, da er bald die Seinen bei sich hatte, durfte er sich ganz seinem Glück hingeben.

Aber wo blieben sie nur? — Was bedeutete diese abermalige Verzögerung? — Schon vor einer Woche sollte die Karawane hier angekommen sein, und fast jeden Abend war er vor die Tore der Stadt geritten, um dort seine Familie zu begrüßen und ihren Einzug begleiten zu können. Doch vergebens. Immer wieder mußte er allein in sein Haus zurückkehren. Er hatte sich deshalb Sorgen gemacht, aber sein Vertrauen zu Mustapha

war so groß, daß er sich die Sorgen immer wieder aus dem Kopfe schlug. Sicherlich waren nur einige Tragtiere unterwegs krank geworden, oder hatte Mustapha aus Rücksicht auf seine Schutzbefohlenen länger als sonst an den einzelnen Rastorten gelagert. Heute aber kamen sie bestimmt, denn er hatte Nachricht erhalten, daß die Karawane am frühen Morgen von Tell Hogna, der letzten Station vor Mossul, aufgebrochen sei.

Da wurde plötzlich an der Außentür der Klopfer geschlagen.

„Macht auf! Sie sind es," rief der freudig erregte Mann seinen Dienern zu und eilte schnell hinab, um seine Frau und die Kinder an der Schwelle des Hauses zu umarmen.

„Laß den Springbrunnen laufen!" befahl er noch dem jungen Burschen, der den ganzen Tag über den dazu gehörigen Wasserbehälter aufgefüllt hatte, dann stand er vor Mustapha und Heghinor, die klein und zierlich, aber mit überaus traurigen Augen den Hof betrat. Als er nun auch das todernste Gesicht des Karawanenführers sah, da wußte er sofort, daß ein Unglück geschehen war. Er packte Mustapha an der Brust und schrie ihn laut an: „Wo ist meine Frau? Wo ist Wartan?!"

Mustapha senkte erschüttert den Kopf. „Herr, du kannst mich verfluchen. Aber Allah weiß es, daß ich nicht schuld daran bin."

„Sind sie tot?!" rief der entsetzte Vater.

„Nein, sie leben sicherlich, aber —"

„Was, aber?" drängte der gequälte Mann. „Sprich!"

„Als Gefangene der Beduinen," stöhnte Mustapha unter dem Druck der Schande, seinem Herrn solch eine Kunde überbringen zu müssen.

Aber so schrecklich diese Nachricht klang, so war sie dem geprüften Manne, der das Schlimmste gefürchtet hatte, dennoch ein Trost. Er beherrschte sich, führte die Ankömmlinge in das Haus hinein und ließ sich dort alles erzählen. Mustapha, in dessen Zügen das ganze Leid der letzten Wochen lag, berichtete, von dem stark erregten Mann oft unterbrochen, alle Einzelheiten.

Als er geendet hatte, war Wartans Vater völlig niedergeschlagen. Zu gerecht, um seinem Karawanenführer unangebrachte Vorwürfe zu machen, belastete er sich selbst mit der größten Schuld.

„Warum habe ich sie nicht abgeholt?" jammerte er vor sich hin, „warum nur ließ ich mich durch Geschäfte von meiner Pflicht ablenken. Nun bin ich gestraft dafür. Was soll ich jetzt tun?" —

Da trat Heghinor, die still und unbeachtet beiseite gesessen hatte, an ihn heran und streichelte seine Wange.

„Gib den Räubern von deinem vielen Geld, und dann werden sie die Mutter und Wartan wieder freigeben," sagte sie ganz ernsthaft.

Der trauernde Mann, der sie vorher kaum angesehen hatte, schloß sie gerührt in seine Arme. „Oh, du kluges Kind, du hast Recht. Ja, das wollen wir tun. Allah verlangt es, daß ich opfere, weil zuvor alles zu gut ging."

Von neuer Hoffnung erfüllt, sprang er auf und besprach mit Mustapha den Plan, nach Nessibin zu reiten und von dort aus die Gefangenen freizukaufen. Der Karawanenführer, der selbst diesen Gedanken gehabt hatte, jenen Handel aber nicht vorzubringen wagte, war natürlich sofort einverstanden. Er gönnte sich keine Ruhe und brach schon am nächsten Morgen in aller Frühe mit seinem Herrn wieder auf.

Heghinor aber blieb unter der Obhut einer alten Dienerin in dem schönen Haus zurück und tröstete sich in der Erwartung, daß Wartan nun doch eines Tages ankommen und mit ihr all diese Herrlichkeiten genießen könnte.

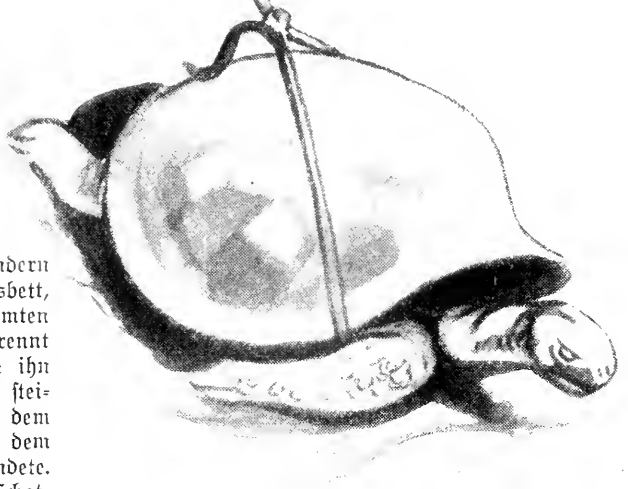
*

Als der Knabe im ersten Morgenrot erwachte, fühlte er sich wie neugeboren. Doch seine Mutter krankte noch an den Folgen ihrer Entbehrungen und fühlte sich so matt, daß sie kaum stehen konnte. Unter diesen Umständen war an ein Weiterwandern nicht zu denken. Aber auch ohnedies hätten sie zu ihrer Verproviantierung eine Reihe von Tagen an dieser günstigen Stelle weilen müssen. So beschlossen sie, sich etwas häuslicher einzurichten, und vor allen Dingen eine gegen die Sonnenstrahlen geschützte Unterkunft zu finden. Zu diesem Zweck begann Wartan, den Hügel genauer zu erforschen.

Um gleich einen Ueberblick zu gewinnen, erkletterte er seinen Gipfel. Er war wie die Plattform eines mächtigen Turmes stark abgeflacht, bot aber mit seinen scharf abfallenden Rändern dem emporstrebenden Knaben einige Hindernisse. Doch er fand eine durch abfließendes Regenwasser gebildete Rinne, in der er schließlich gut hinaufkommen konnte. Von oben hatte er einen weiten

Regenrinne, die ihm den Aufstieg zur Plattform ermöglicht hatte, stufenartig zu dieser Stelle hinabführte. Sofort kletterte er darin abwärts und stand bald auf der Terrasse. Sie bestand aus hartem Felsgestein, aber der tiefe Spalt dahinter war von Lehmwänden umgeben. Man konnte ihn gut erweitern. Das Wasser, das gurgelnd unterhalb der Felsplatte dahinströmte, verbreitete eine angenehme Kühle. Froh über die Entdeckung dieses vorzüglichen Versteckes beeilte sich Wartan, seine Mutter davon in Kenntnis zu setzen. Trotz ihrer Schwäche erklärte sie sich bereit, ihm dahin zu folgen. Als sie glücklich unten waren, holte Wartan alle Sachen herbei. Damit war der Umzug beendet. Obwohl er dadurch müde geworden war, gönnte sich der Knabe keine Ruhe. — „Ich muß nach den Fischen sehen," sagte er und stieg sofort wieder über den Hügel hinweg. Nun wußte er schon, wo er beim Klettern die Füße hinsetzen sollte, und deswegen ging es jetzt bedeutend leichter. Dabei kam er an einem Schilfstreifen vorbei. Dahinter lagen in der Sonne einige dicke, runde Steine, die ihm durch ihre blaugrüne Färbung auffielen. Als er genauer hinsah, merkte er mit einemmal, wie einer dieser Steine lebendig wurde und langsam davonkroch — Schildkröten! — Sofort lief Wartan darauf zu. Doch noch ehe er heran war, hatten sie sich schon nach dem Wasser in Bewegung gesetzt, und er hörte nur noch, wie sie nacheinander hineinplumpsten. Dennoch gelang es ihm, eine gerade noch zu fassen, als sie den Uferrand erreichte. Das Tier wehrte sich, strampelte aufgeregt mit den kurzen, krallenbewehrten

Ausblick über die Steppe und den Fluß. Aber so weit er zu sehen vermochte, war nichts Außergewöhnliches zu erspähen, kein Zeichen zu entdecken, das irgendwie auf Menschen hindeutete. In gewaltiger Eintönigkeit, wie ein Meer, breitete sich nach allen Seiten die gelbgraue Oede aus. Da wandte Wartan sein Augenmerk der näheren Umgebung des Hügels zu. Von hier aus sah er wie eine Insel aus. Auf der einen Seite rauschte der Fluß, auf der andern leuchtete hell das trockene Kiesbett, das nur durch einen angeschwemmten Erddamm von dem Wasser getrennt war. Am meisten interessierte ihn jetzt ein tiefer Einschnitt in den steilen Abfall des Hügels nach dem Flusse zu, der ganz unten über dem Wasser in eine ebene Terrasse endete. Es war der einzige Ort, der Schatten bot. Aber wie konnte er nur hinunterkommen? Er suchte nach einem Wege und fand, daß dieselbe



Wartan band einen Strick um die Schildkröte und zog sie im Schweiß seines Angesichts hinter sich her.

Füßen und bewegte unter wütendem Zischen den raubvogelartigen Kopf hin und her. Aus Angst, gebissen zu werden, war Wartan nahe daran, sie wieder loszulassen. Aber er hatte sie an der richtigen Stelle am Panzer gepackt, da, wo sie nicht hinreichen konnte, wälzte das schwere Tier auf den Rücken, und nun konnte die Schildkröte nichts mehr machen, wenn sie sich auch aus Leibeskräften abmühte. Wartan band ihr schließlich einen Strick um die Schale und schleppte sie im Schweiß seines Angesichts davon. (Fortsetzung folgt.)

Auch Katzen können Theater spielen

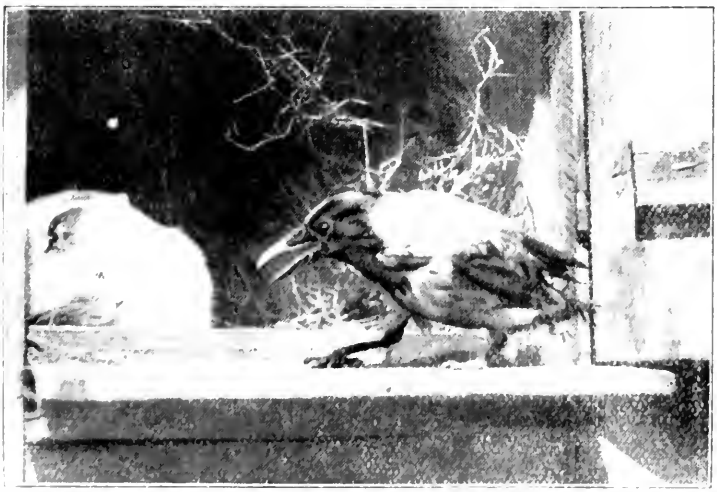
Wie das Katzendrama „Kasimir und Hidigeia" entstand.

Warum soll man nicht einmal ein Stück von Katzen spielen lassen?" fragte sich eines Tages ein Filmregisseur und machte sich auf die Suche nach einem Katerhelden und einer Katzenheldin. Er entdeckte sie in einer Zylinderhutschachtel. Am nächsten Tag kam er mit einem Photographen, und nun wurde gedreht. Die kleinen Katzen in der Hutschachtel hatten keine Ahnung, daß der Mann solche berühmten Tiere aus ihnen machen wollte.

Phot. Ufa.

Den Katerhelden und die Katzenheldin entdeckte der Regisseur in einer Hutschachtel.

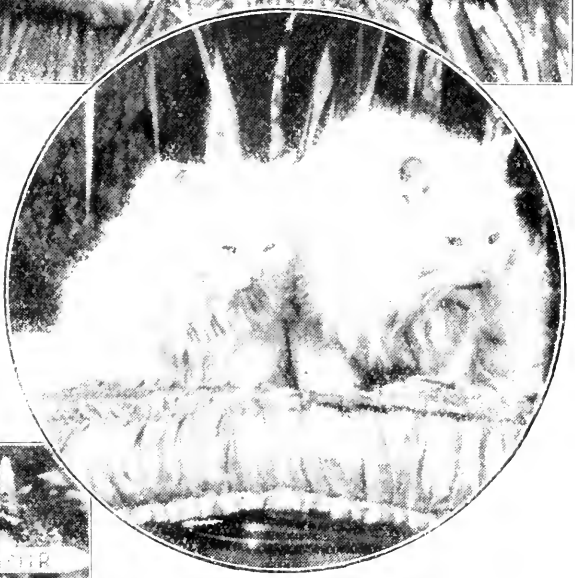
„Kasimir und Hidigeia" sollte das Katzenstück heißen. Und als es nach einem Jahr fertig war — der Mann mußte ja warten, bis aus den kleinen Katzen große wurden — da war man entzückt. Die Katzen spielten ihre Katzenrollen mindestens ebensogut wie Menschen ihre Menschenrollen und an manchen Stellen sogar besser, z. B. als das Duell zwischen Kasimir und dem Angorakater auf dem Dach gespielt wurde. Der Kurbelmann bekam es richtig mit der Angst, wie da die Haare flogen und wie die Helden fauchten und knurrten, und zum Schluß hatte der Angorakater einen richtigen Durchzieher quer über der Nase. Sieger war in Wirklichkeit Kasimir, aber in dem Stück mußte



Wenn Kasimir etwas „ausgefressen" hatte, flog die Krähe zu Hidigeia und verpetzte ihn bei ihr.

Beim Duell zwischen Kasimir und dem Angorakater konnte nicht einmal der Regisſör unterscheiden, ob es ein „gespieltes“ oder ein „ernstes“ Duell war.

es so sein, daß umgekehrt Kasimir von dem Angorakater besiegt wurde. Das Stück war ungefähr so: Der kleine Kasimir und die kleine Hidigeia wuchsen in der Hutschachtel auf und dann zog Kasimir auf Abenteuer aus. Er stellte allerlei



Eines Tages lernte Kasimir die vornehme Familie Angora kennen.

Am Grabe Kasimirs (der doch in Wirklichkeit noch lebte) konnte Hidigeia keine echten Tränen weinen.

Streiche an, und die Krähe kam dann immer zu Hidigeia geflogen und erzählte es ihr. Wenn es zu schlimm war mit Kasimir, so lief Hidigeia zum Hofhund und ließ Kasimir nach Hause holen; sie war nämlich mit Kasimir verlobt. Aber eines Tages sah dieser das vornehme Fräulein Angora und brachte ihr ein Ständchen; infolgedessen hatte er das furchtbare Duell mit dem Vater des schönen Fräuleins Angora. Hidigeia fauchte, als ihr die Krähe auch davon erzählte, ihren Bräutigam gehörig an, und war acht Tage lang be-

leidigt. Bald darauf ging es Kasimir schlimm; er wollte im Wald kleine Vögelchen aus den Nestern holen, da schoß ihn der Förster tot. Er wurde begraben, und Hidigeia weinte sehr. Aber das war nur so im Film, denn in Wirklichkeit lebt Kasimir heute noch, und die Tränen am Grabe, die Hidigeia weinte, mußten künstlich gemacht werden. Hidigeia konnte nicht richtig weinen, weil doch Kasimir gar nicht wirklich tot war. So weit reicht die Schauspielerkunst nur bei den Menschen, aber nicht bei den Katzen.

Jetzt kann man wieder im Freien spielen!

Freunde! Ich habe hübsche Spiele besorgt, die ihr im Freien spielen könnt. Zwei davon will ich euch schon heute erzählen. Hier sind die Spielregeln:

Trapper und Indianer

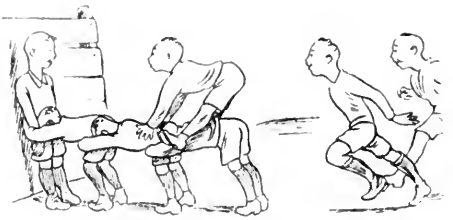
Der Trapper stellt sich mit dem Gesicht gegen die Mauer. Die Indianer stellen sich 20 Meter von ihm entfernt auf und ver-

Trapper und Indianer: Wenn der Trapper sich umdreht, müssen die Indianer stillstehen.

suchen, sich an den Trapper heranzuschleichen, dürfen aber nur dann Schritte vorwärts machen, wenn der Trapper es nicht sieht. Der Trapper aber darf sich umdrehen, so oft er will, und wenn er einen Indianer dabei ertappt, wie er einen Schritt macht, so muß der Indianer wieder von vorn anfangen. Die Kunst ist es also, schnell wieder mäuschenstill zu stehen, immer wenn der Trapper sich gerade umdreht. Wer den Trapper zuerst erreicht, ohne ertappt zu sein, ist Sieger und wird selbst Trapper.

Der Eselskarren

Das Spiel wird von zwei Parteien gespielt. Je mehr mitspielen, desto besser. Die eine Partei bildet den Eselskarren: Der erste stellt sich gegen einen Baum, der zweite legt die Arme um dessen Hüfte und macht einen



So sieht der „Eselskarren" aus.

Buckel. Der dritte macht es beim zweiten, der vierte beim dritten ebenso. Der Kopf muß mit dem Arm geschützt werden. Die Gegenpartei muß der Reihe nach im Bocksprung auf den Eselskarren springen. Wenn einer dabei den Boden mit den Füßen berührt, hat die ganze Partei verloren und muß dann selber den Eselskarren bilden.

Onkel Otto.

Das kugelsichere Hemd

Eines Tages erschien bei dem Fürsten Wellington — der in der Schlacht bei Waterloo Napoleon besiegen half — ein Mann und zeigte ihm ein Hemd aus Metallgewebe. Er erklärte, er wäre der Erfinder eines kugelsicheren Hemds. Wenn es der Fürst im Kriege tragen würde, so könnte er ruhig in den dichtesten Kugelregen reiten. „Wollen Sie das Hemd gefälligst selber anziehen!" sagte Wellington. Der Erfinder tat es. Wellington klingelte. Als ein Diener erschien, sagte Wellington: „Bringen Sie mir eine geladene Pistole. Ich will das kugelsichere Hemd erproben." Dann trat Wellington zum Fenster. Als der Diener mit der Pistole eintrat, sagte Wellington: „Sie können wieder gehen, James." Der Erfinder des Panzerhemds hatte es nämlich inzwischen vorgezogen, stillschweigend zu verschwinden.

Onkel Toldi flunkert

(Das hat er vom Käpt'n Kienappel gelernt!)

Ein Gast: „Herr Toldi, Sie wissen doch alles — kann das stimmen, daß es im Gebirge ein Echo gibt, das erst nach einer Stunde den Zuruf wiederholt?"

Onkel Toldi: „Na, das ist doch noch gar nichts! Als ich im Sommer in Tirol war, da hab' ich beim Schlafengehen, so um zehn Uhr, aus dem Fenster gerufen: Aufstehen! Fünf Uhr! und — was sagen Sie — am andern Morgen punkt fünf Uhr hat mich das Echo so geweckt!"

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — ard — cho — den — du — e — e — eng — fen — gau — la — land — lei — lo — lo — loch — ma — men — na — nas — nus — o — re — ve —

sind 10 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, den Anfang eines Liedes ergeben. Jede Reimzeile beschreibt ein Wort (ch gilt als ein Buchstabe).

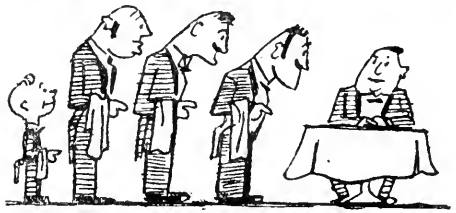
1. Diese Südfrucht schmeckt sehr fein;
2. Spiegelt sich im schönen Rhein;
3. Kleiderstoff für Herrn und Damen;
4. Manches Inselkönigs Namen;
5. Ein Planet wird so genannt;
6. Greifst hinein, wird schwarz die Hand;
7. Widerhall, durch Ruf zu wecken;
8. Ohne ihn kann nichts dir schmecken;
9. Europäisches Inselreich);
10. Huftier, neckst du's, spuckt es gleich.

Auflösung des Silbenrätsels Nr. 12.

1. Fiedel, 2. Rinde, 3. Ente, 4. Ulan, 5. Neufundländer, 6. Dose, 7. Eberesche, 8. Innsbruck, 9. Nadel, 10. Drache, 11. Eduard, 12. Raffinade, 13. Nieswurz, 14. Odin, 15. Tante, 16. Galopp, 17. Epos, 18. Hütte.

Freunde in der Not gehen tausend auf ein Lot.

Fridolins Lachkabinett



Der Lehrer stellt in der Schule folgende Rechenaufgabe: „Wenn für je zwei Gäste bei einem Essen ein Kellner bestimmt ist, wieviele Kellner braucht man für 51 Personen?" Keiner weiß es. Endlich meldet sich der kleine Gustav: „25 Kellner und — und — einen Pikkolo."

*

Führer (im Botanischen Garten): „Dies hier ist eine Tabakpflanze in voller Blüte."

Dame: „Und wann sind die Zigarren reif?"

*

„Denk' dir bloß, in unserm Hause war neulich Feuer, und die Frau Schulz aus dem vierten Stockwerk konnte sich nur retten, indem sie die Dachrinne entlangrutschte."

„Oh, wie schrecklich! Wie dünn muß die arme Frau sein!"

Die kleine Emma hat sich verlaufen. Eine mitleidige Dame fragt sie: „Wo wohnst du denn, Kleine?"

„Bei meiner Mutter."

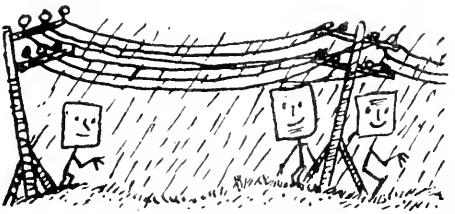
„Und wo wohnt deine Mutter?"

„Beim Vater!"

„Wo wohnt denn aber dein Vater?"

„Zu Hause!"

*



„Du, Otto, sag' mal, wozu sind denn die weißen Hütchen auf den Telegraphenstangen?"

„Ganz einfach, Lili! Die sind dazu da, damit die Telegramme unterstehen können, wenn es regnet."

*

Dame: „Trägt denn dieser Apfelbaum?"

Bauer: „Na und ob! Von dem habe ich im vorigen Jahre sechs Zentner Aepfel und vier Jungen heruntergeschüttelt!"

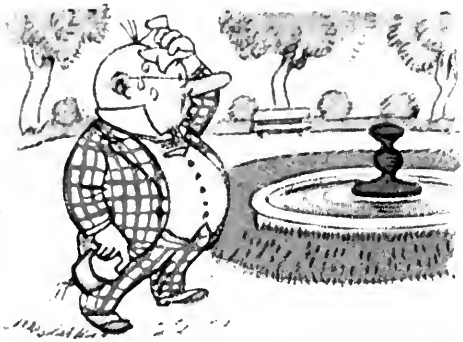
*

„Geht Ihr Kleiner schon?"

„Ja, seit drei Monaten."

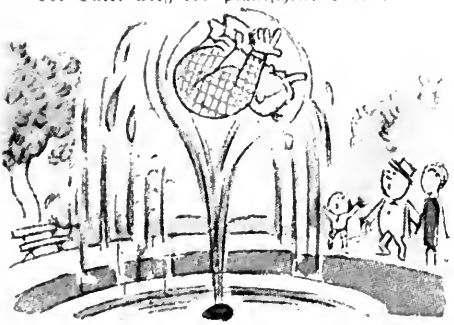
„Du liebe Zeit, muß der schon weit gekommen sein!"

Onkel Toldi geht schon plantschen



Im Frühling ist es, wie man weiß,
Mitunter schon bedeutend heiß.
Was tut man bei den Hitzegraden?
Der Onkel weiß es: Plantschen! Baden!

So eilt er, in das Wasserbecken
Zwecks Plantschens seinen Fuß zu strecken,
Weil man, wenn man das Blut gekühlt,
Sich gleich bedeutend frischer fühlt.



Doch was ist dieses? Wasser toben,
Und tragen Toldi wild nach oben.
Der Onkel hatte nicht erkannt,
Daß er auf der Fontäne stand.

Der Onkel fühlt sich sehr gehoben:
Noch schwebt er auf dem Strahle oben.
Da ruft ein Fremder Hilfe her,
Er alarmiert die Feuerwehr.

Doch nunmehr müßte sie selbst scheitern,
Verfügte sie nicht über Leitern,
Auf denen sie zu Toldi eilt;
Schon wird der Onkel angeseilt.

Wie ein begoss'ner Pudel flieht er.
Nur lachende Gesichter sieht er.
Seitdem macht Toldi — ungelogen —
Um jeden Springbrunn einen Bogen.

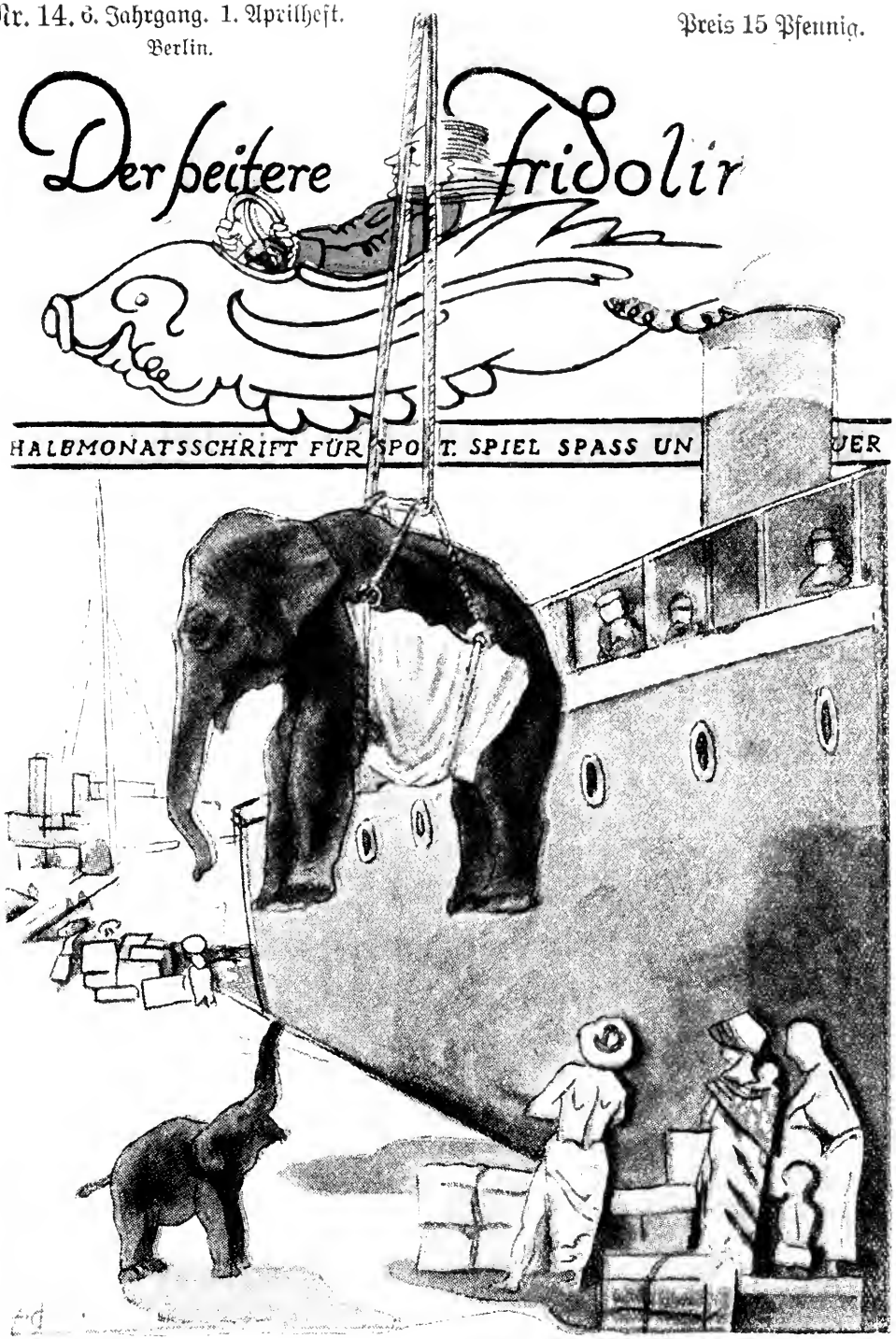
Herausgeber: Peter Pfeffer, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: W. W. Beckitt, Berlin. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgeber Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 14. 6. Jahrgang. 1. Aprilheft.
Berlin.

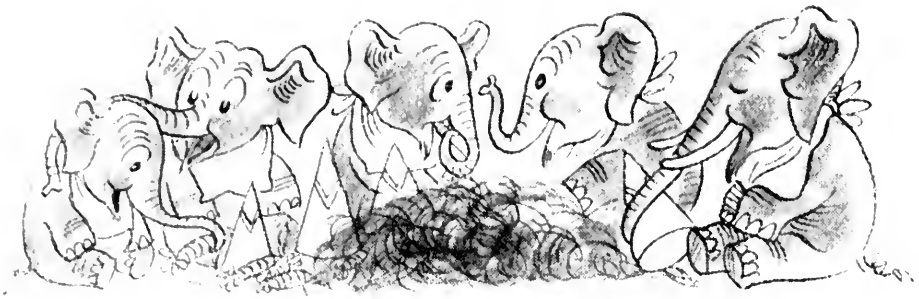
Preis 15 Pfennig.

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL, SPASS UND HUMOR



Der schwerste Augenblick im Leben Kasimirs: Im Hafen von Kalkutta flog vor seinen Augen seine Mutter durch die Luft davon. (Lest Kasimirs Lebensgeschichte auf Seite 2 und 3.)



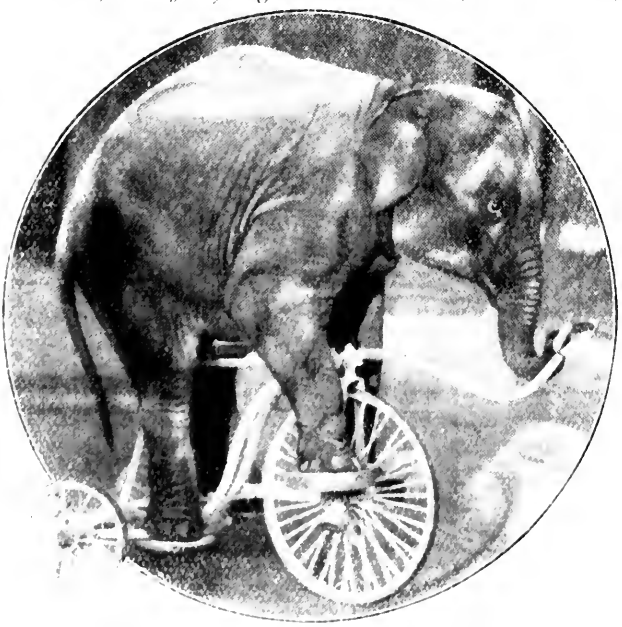
Kasimir und seine Verwandten hielten bei mir Heu- und Rübenklatsch.

Elefanten-Besuch bei Kasimir

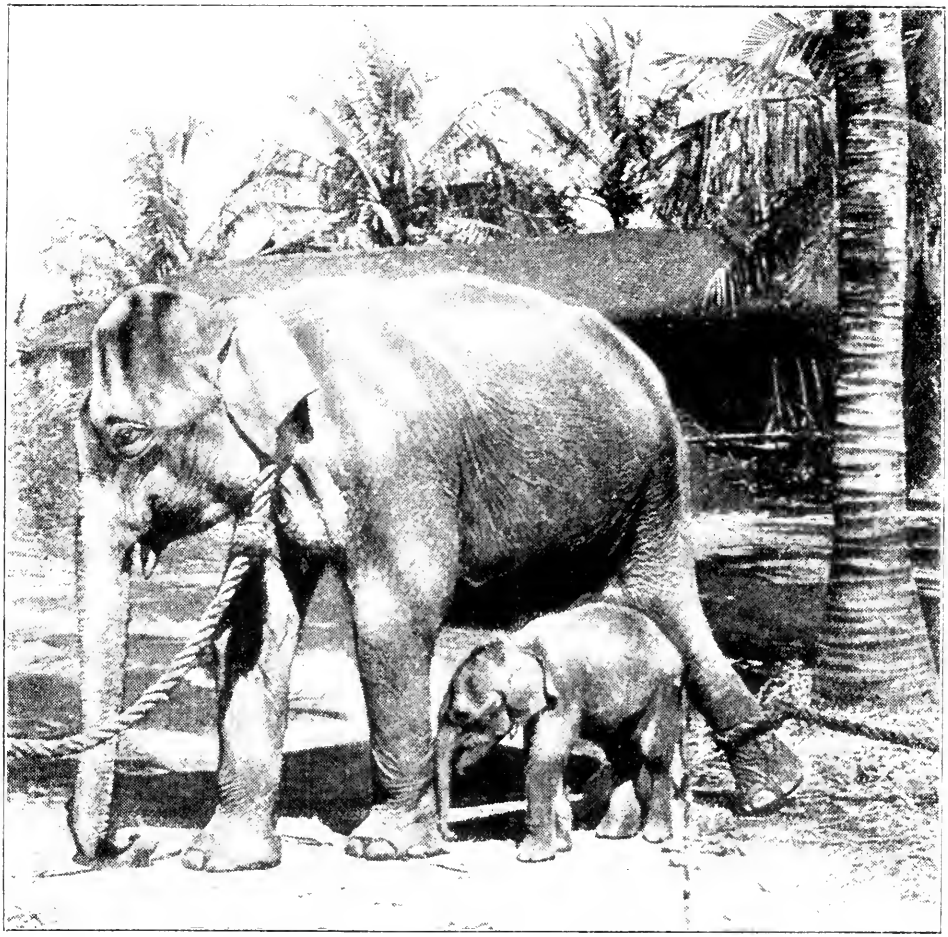
Wie wir Kasimirs Lebensgeschichte erfuhren.

Freunde! Vor 8 Tagen war bei mir Elefantenbesuch. Vom Zirkus Hagenbeck kamen Kasimirs Mutter, ein Elefantenherr mit stattlichen Stoßzähnen und noch zwei Elefantendamen und wollten unsern Kasimir besuchen. Ich ließ für jeden einen Zentner Heu, 20 Rüben und einen Zuckerhut kommen. Damit waren sie zufrieden, setzten sich hin (denn es waren wohlerzogene Zirkuselefanten) und hielten Kaffee-, nein Heu- und Rübenklatsch. Kasimir saß neben seiner Mutter, die ihn mit dem Rüssel zärtlich umschlang. Mit den Elefanten waren ihre Wärter gekommen, drei Inder, die Turbane trugen und mich mit „Sahib Fridolin" anredeten, was immerhin einen guten Eindruck machte. Sie erzählten uns Kasimirs Lebensgeschichte.

„Wir waren dabei", erzählten sie, „als der Maharadscha von Mirzapur befahl, eine Elefantenjagd im Urwald abzuhalten. 100 Mann waren drei Wochen lang damit beschäftigt, eine Umzäunung zu errichten. Baumstarke Pfähle wurden einer neben dem andern tief in den Boden getrieben. Ein breites Tor blieb offen; man konnte es durch eine Schiebetür schließen. Als der Käfig fertig war, erschien der Maharadscha mit vielen Gästen und gab das Zeichen zum Beginn der Jagd. Um 1 Uhr nachts erhoben 500 Treiber, die tief im Urwald in aller Stille eine Elefantenherde eingekreist hatten, plötzlich einen höllischen Lärm. Trommeln wurden geschlagen, Flinten wurden abgeschossen, Hörner wurden geblasen, Fackeln wurden geschwungen. Die Elefantenherde raste Hals über Kopf davon. Aber von allen Seiten kamen die Treiber; nur ein Weg blieb frei, und der führte in die Umzäunung. Da hinein lief nun die Herde; die Schiebetür wurde geschlossen, und die Elefantenherde war gefangen. Wütend stürmten die Tiere gegen die Pfähle an. Die Balken gaben aber nicht nach. Am andern Morgen standen die gewaltigen Tiere ruhig beisammen; sie hatten sich in ihr Schicksal ergeben. Man öffnete das Tor und trieb gezähmte Elefanten zu ihnen hinein; dann wurden sie angebunden und fortgetrieben. Kasimir war damals noch ganz klein; ihn brauchte man nicht anzubinden, denn er lief von selber



Kasimir mußte im Zirkus radfahren lernen.



So sah Kasimir als Säugling aus. Ein Gast des Maharadscha machte eine Aufnahme von dem kleinen Kasimir, der keinen Schritt von der Seite seiner gefangenen Mutter wich.

immer neben seiner Mutter her. Ein weißer Sahib hat damals mit einem Bilderkasten ein Bild von ihm gemacht . . .

„Sahib Hagenbeck aus Hamburg hat vom Maharadscha die Elefantenherde gekauft. In großen Fährbooten beförderten wir die Elefanten auf dem Ganges bis nach Kalkutta. Dort warteten drei Frachtdampfer. Ein Elefant nach dem andern wurde mit dem Kran an Bord gehoben. Das war ein Schmerz für den kleinen Kasimir, als plötzlich seine Mutter vor seinen Augen durch die Luft davonschwebte! Schließlich bekam auch er die Traggurte umgelegt und wurde seiner Mutter nach an Bord emporgehoben.

„So kamen die Elefanten nach Europa. Der kleine Kasimir durfte sogleich im Zirkus auftreten, obwohl er noch kein Kunststück konnte. Alle Kinder gaben ihm Zucker und wollten ihn streicheln. Der Zucker gefiel ihm sehr. Später, als die Herde Kunststücke vorführte, sammelte Kasimir die Zuckerstücke für alle ein und fraß sie selber. Aber als er größer war, mußte er radfahren lernen und sich die Zuckerstücke erst verdienen. Und eines Tages kam der Sahib Fridolin . . .“

Von da an kannten wir die Geschichte Kasimirs. Ich habe ihn bei unsern Sommerfesten die Kinder spazieren tragen lassen. Ueberall fand er Freunde und Freundinnen und — Zuckerstücke, nach denen er den Wert einer Freundschaft grundsätzlich zu berechnen pflegt. Wir bedankten uns bei den Elefantenwärtern für die Erzählung. Nun war auch die Unterhaltung der Elefanten im Hof zu Ende. Die Polizei ließ die Autos in den Straßen halten, und die Verwandten Kasimers wanderten, gemütlich ohrenwackelnd, zu ihren Ställen im Zirkus zurück.

Fridolin.

Links auf dem Bild: Weiße und gelbe Anemonen und Lungenkraut. In der Mitte, an der Wurzel der Buche: Feigwurz, im Hintergrund: Maiblumen. Rechts: Leberblümchen und eine echte Primel.

Wer kennt unsere Frühlingsblumen?

Jetzt blühen schon die Anemonen, Veilchen und Schlüsselblumen.

Wieviele von den Frühlingsblumen im Buchenwald und am Bach auf dem Bild kennst du schon? Decke die Unterschriften mit der Hand zu und prüfe deine botanischen Kenntnisse. Die Blumen, die hier abgebildet sind, sind keine Seltenheiten, sondern ganz gewöhnliche Wald- und Wiesenblumen. In jedem Frühling, sobald die Sonne den Erdboden erwärmt, sprießen sie überall hervor; hundertmal bist du auf den schönen Frühlingsspaziergängen an ihnen vorbeigegangen.

Beginnen wir: Auf dem Bild auf Seite 5 kennt jeder — das Veilchen. Und dann hinter der Birke und hinüber bis zur Buche — die Maiblumen. Jeder weiß auch, daß es zuerst die kleinen violettblauen wohlriechenden Veilchen gibt und später im Wald die blaß gefärbten langstieligen duftlosen Veilchen, sogenannte Hundsveilchen. Im Vordergrund und rechts am Bach sind Primeln oder Schlüsselblumen abgebildet. Die blaßgelbe kurzstielige Art blüht zuerst; dann sind die goldgelben echten Primeln (primula officinalis heißen sie botanisch) an

Jetzt blühen schon die ersten Frühlingsblumen.

Hinter der Birke: Maiblumen, davor Veilchen. Links im Vordergrund: eine echte Primel, rechts davon kurzstengelige Primeln. Rechts oben: Sumpfdotterblumen.

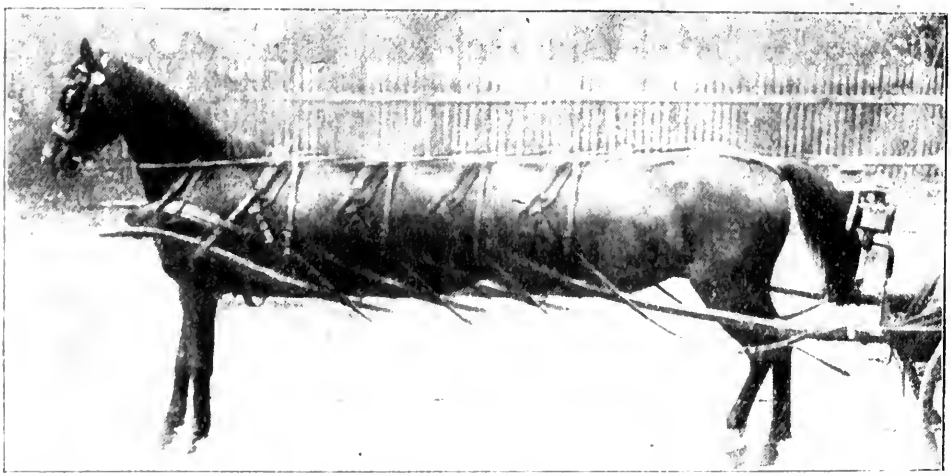
der Reihe. Auf dem Bild auf Seite 4, links von der Primel, blüht das rote und blaue Lungenkraut, eine Heilpflanze, die in der früheren medizinischen Wissenschaft zu Heilzwecken verwendet wurde, ebenso wie die echte Primel. Das Lungenkraut findet man im Laubwald zwischen den weißen und gelben Anemonen oder Buschwindröschen, die den ganzen Waldboden wochenlang mit Blütenschnee bedecken. Sie sind sehr zart; wenn man sie pflückt, hängen sie gleich welk herab. Sie blühen, ehe die Buchen ihr frisches Laub bekommen und solange die Frühlingssonne zwischen den noch kahlen Baumästen bis auf den Waldboden dringen kann. An den Wurzeln der Buche blüht die gelbe Feigwurz oder das Scharbockskraut. Die blauvioletten und rötlichen Blümchen mit dem dreilappigen Laub sind Leberblümchen. Am Bach, ganz oben auf Seite 5, blühen Sumpfdotterblumen. Wenn die schon blühen, dann beginnen auch die Frösche mit ihren Abendkonzerten, und die Vögel brüten schon in ihren Nestern. Dann ist der Frühling auf dem Gipfel seiner Herrlichkeit.

Ein Pferd mit vier Bäuchen

Wie sind diese lustigen Bilder gemacht worden?

Ein Pferd mit vier Bäuchen gibt es nicht; der Bauch des Pferdes auf dem Bild wurde aus drei gleichen Photoabzügen herausgeschnitten und zwischen Vorderteil und Hinterteil nebeneinander aufgeklebt. Das so verlängerte Photo ist dann noch einmal photographiert worden und ergab das Scherzbild. Anders entstand die Riesenhand. Der Photograph hat bei diesem Bild absichtlich einen groben Fehler gemacht, indem er den Herrn bat, seine Hand recht nahe an den Apparat zu halten. So kam auf der Platte diese lustige Perspektive zustande.

Der Mann mit der Riesenhand. Das Bild kam so zustande, daß der Mann seine Hand nahe vor den Apparat hielt.



Das Pferd mit den vier Bäuchen frißt in Wirklichkeit nicht mehr Hafer als ein gewöhnliches Pferd.

ROBINSON in der Wüste

Die abenteuerliche Geschichte eines Jungen, der sich in der Wüste verirrte.

Von Max Kirsch.

(9. Fortsetzung.)

Die Mutter war sehr erstaunt, als Wartan mit dem Kriechtier den Hügel herabkletterte. Sie konnte es kaum fassen, daß ihr sonst so unbeholfener und allzu ängstlicher Sohn nun solche Fähigkeiten entwickelte. Aber am meisten freute sie sich darüber, daß er für die Küche sorgte und daß nun allem Anschein nach keine Gefahr mehr bestand, daß sie verhungerten.

Zu Mittag aßen sie wieder Fisch und den Rest der Fladenbrote. Als er sich gestärkt hatte, konnte Wartan dem Drange, die Höhlen der Springmäuse zu erforschen, nicht widerstehen.

„Geh nicht zu weit!" bat ihn die Mutter, als er wegging.

„Nur keine Angst!" antwortete Wartan, in dem der Jäger erwacht war. Bald stand er an der Stelle, wo er die Springtiere beobachtet hatte. Es fiel ihm jetzt nicht schwer, ihre Löcher zu entdecken. Er spähte vorsichtig hinein. Sie schienen sehr tief zu sein, und der Boden war hart; man konnte darin mit den Händen nicht nachgraben.

„Vielleicht geht es mit einem spitzen Stein," überlegte Wartan und stieg in das Flußbett hinab, um einen solchen zu suchen. Er fand nur vom Wasser rund abgeschliffene Kieselsteine. Da kam ihm der Gedanke, einige davon zu zerschlagen und dadurch scharfe Splitter zu erhalten. Das gelang ihm auch bald, und nach einigen Anstrengungen konnte er sogar einen der Steine so spalten, daß ein Stück davon fast wie ein Beil ausfiel. Ein andrer kleinerer Splitter wurde so spitz, daß man ihn zur Not als Lanzenspitze hätte benützen können. Wartan war sehr zufrieden damit, doch er suchte weiter. So kam er auch an den niedrigen Teil der ehemaligen Insel und fand dort zu seinem Erstaunen eine Reihe von hartgebrannten Tonscherben, anscheinend die Reste eines großen Kruges. Sie waren zum Teil mit Linien und seltsamen Zeichen verziert und sicherlich uralt.

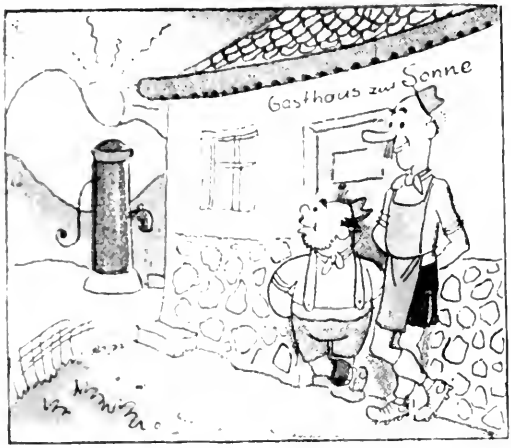
„Da haben also doch einmal Menschen hier gewohnt," wunderte sich Wartan. „Es muß aber schon sehr lange her sein, denn außer diesen alten Tonscherben ist ja nichts mehr von ihnen zu sehen."

Er ließ seine Blicke umherschweifen, konnte jedoch nichts weiteres feststellen. So untersuchte er die Scherben etwas näher und stellte fest, daß ein größeres Stück davon, das stark gewölbt war und noch einen runden, dicken Henkel trug, ihm leicht als Handschaufel dienen konnte.

„Da habe ich ja alles, was ich brauche." Er nahm das Steinbeil, den spitzen Splitter und die Scherbe an sich und stieg eiligst wieder zu den Löchern in der Steppe empor. Mit größtem Eifer fing er an zu graben. Es war nicht sehr einfach, aber die Höhlengänge der Springmäuse lagen nicht sehr tief, sondern liefen flach unter dem Boden hin. So konnte er schon in kurzer Zeit ein ganzes Stück davon aufdecken. Doch da mußte er bemerken, daß verschiedene Nebengänge von dem Hauptgraben abzweigten.

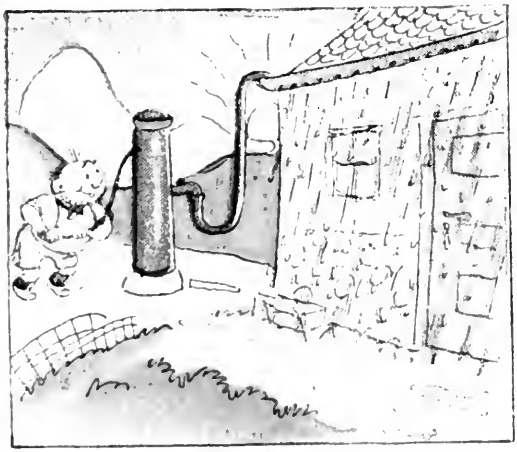
„Dann haben sie gewiß auch mehrere Ausgänge," vermutete Wartan in richtiger Ueberlegung, „die muß ich erst verstopfen, sonst arbeite ich umsonst." Er stand auf, suchte das Gelände ringsum ab und schüttete darin jedes Loch zu, indem er das Erdreich darüber mit den Füßen fest niederstampfte. Dann setzte er seine Wühlarbeit fort. Er mußte dabei eine große Geduld aufbringen, denn obwohl er schon meterweit vorgedrungen war, konnte er noch immer nichts entdecken. Doch er gab es nicht auf und grub emsig weiter. Da endlich hörte er ein Rascheln. Also war doch eine Springmaus im Bau! Ganz vorsichtig schaufelte er nun die mit dem spitzen Stein gelockerte Erde weg. Mit der einen Hand wollte er das Loch ganz freilegen, um hineinblicken zu können. Da fuhr plötzlich das Tier heraus. Er griff rasch zu, wurde aber im gleichen Augenblick in die Finger gebissen. Entsetzt schüttelte er den unerwarteten Angreifer ab. In weiten Sprüngen sauste die Springmaus davon und in das nächste Loch hinein. Von Angst erfüllt sah Wartan, wie das Blut an seiner Hand hinunterfloß, und schon

Laatsch und Bommel

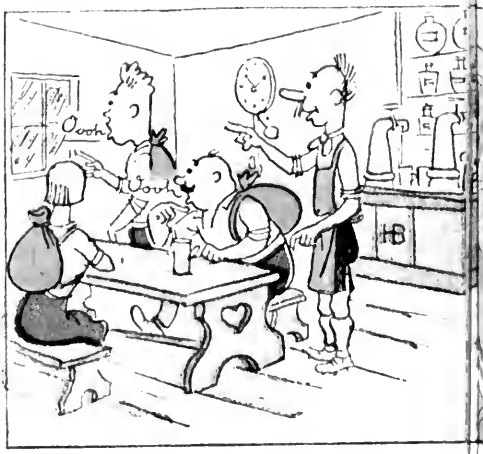


Ein Gasthaus steht auf Bergeshöh'n.
Die Lage ist bezaubernd schön.
Daß Laatsch und Bommel was verdienen,
Kauft's Fridolin — und schenkt es ihnen.

In Nagelschuh und Bauernhemde
Steh'n sie vorm Haus. Da kommen Fremd.
Die sind den Wirten sehr willkommen;
Sie werden freudig aufgenommen.



Man sieht — was sagt ihr zu dem Lumpen —
Den Bommel listig Wasser pumpen.
Es läuft vom Dach herab wie Regen.
Der Bommel pumpt ja grad deswegen.

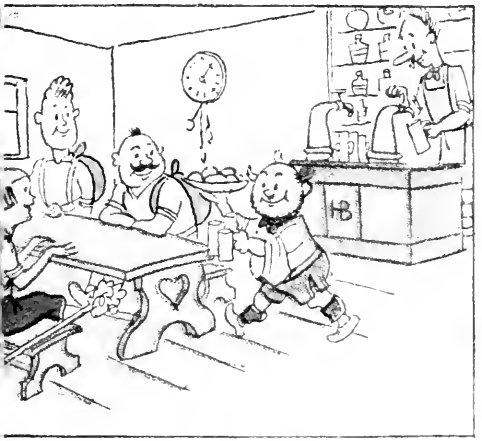


Die Fremden sehen durch die Scheiben
Den Guß. Sie müssen also bleiben.
Sitzt man im Gasthaus, weil es naß,
So ißt man was und trinkt man was.

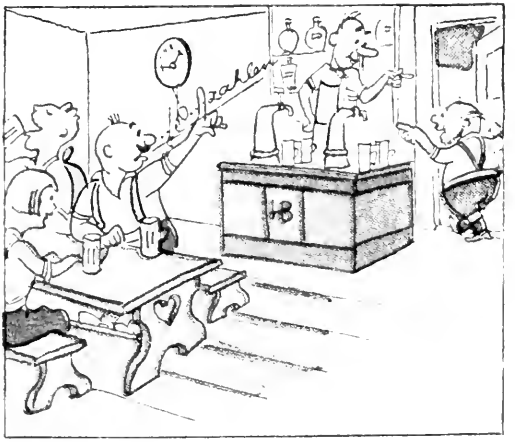
---

wollte er schreiend zu seiner Mutter laufen. Doch ein Schamgefühl hielt ihn zurück, und da die Wunde nicht sehr schmerzte, beherrschte er sich. Er zog sein Taschentuch heraus und band es fest um die verletzten Finger. Die langen Nagezähne der Springmaus hatten vier feine Löcher hineingebissen. Nachdem er sich darüber beruhigt hatte, überlegte Wartau, ob er diese gefährliche Jagd aufgeben sollte. Doch nun trieb ihn ein Gefühl der Rache an, seine Bemühungen fortzusetzen.

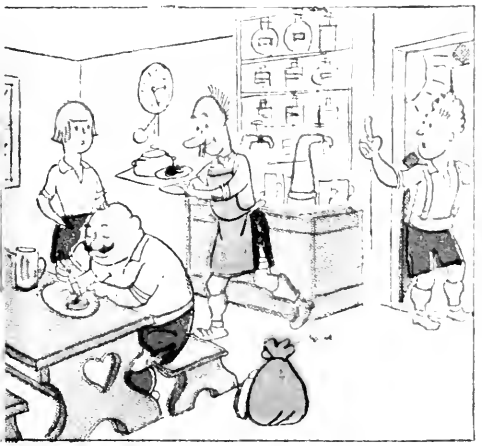
Gasthaus „Zur Sonne“



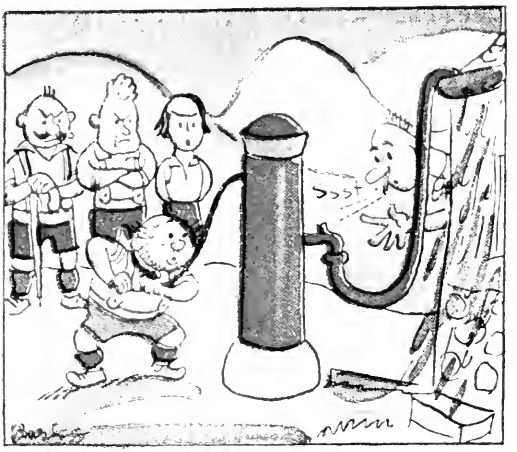
Der Laatsch füllt sorglich Maß für Maß,
Das ist ihm neu und macht ihm Spaß.
Der Bommel naht in raschem Lauf
Und trägt die dicken Knödel auf.



Die Zeit vergeht. Nach Mittagmahlen
Kommt stets der Ausruf: „Kellner, zahlen!“
Wie schad', daß nun die Gäste geh'n!
Hier muß — denkt Bommel — was geschieh'n.



Laatsch eilt, die Gäste zu verpflegen;
Jedoch ein Gast mißtraut dem Regen.
Er öffnet. Heller Sonnenstrahl!!!
Er ruft die andern: „Seht doch mal!“



Da müht sich Bommel, dieser Bengel,
Mit aller Kraft am Pumpenschwengel.
Hell blaut der Himmel überm Hügel.
O Bommelchen, gleich regnet's — Prügel! ...

„Jetzt erst recht!“ sagte er in seinem verletzten Stolz und begann sogleich den Bau auszugraben, in dem die Springmaus verschwunden war. Wiederum legte er umsonst weite Gänge frei, aber gegen Abend spürte er von neuem die Springmaus auf. Diesmal bekam er sie von hinten zu fassen. Er sah zuerst die schwarze Quaste des langen weißen Schwanzes, packte sie und zog mit aller Vorsicht daran. Das Tier sträubte sich heftig. Aber dabei bekam er die starken Hinterbeine zu packen und dann war es um sie geschehen.

Bevor sie sich wenden konnte, hielt er sie wie ein Kaninchen bei den großen Ohren.

„So, jetzt wirst du mich nicht mehr beißen," sagte Wartan und trug sie auf diese Weise zu seiner Mutter. Die machte große Augen.

„Seht mal nur den Jungen an!" staunte sie, „du wirst ja ganz wie dein Onkel Grigor. Vor dem war in unsern Bergen kein Bär sicher."

Das war das größte Lob, das sie Wartan spenden konnte, denn ihr Bruder, Onkel Grigor, der hoch oben in Armenien lebte, war der Held seiner Jugend. Er hatte ihn noch nie gesehen, aber aus all den Erzählungen zu Haus hatte er sich ein Bild von ihm zurechtgelegt, das zu seinem Ideal wurde. Glücklich, daß er nun auf dem Wege war, ein solcher Mann zu werden, steckte er seine neueste Beute, die zwar noch kein Bär war, aber immerhin auch beißen konnte, in den Sack, der schon der Schildkröte als Gefängnis diente.

So endete der zweite Tag im Schutz des einsamen Hügels am Chabur.

7. Kapitel.

Wartan räuchert Fische und wird Töpfer.

„Ich muß wieder nach den Fischen sehen," sagte Wartan und stieg wieder über den Hügel hinweg. Nun wußte er schon, wo er bei dem Klettern seine Füße aufsetzen sollte, und deswegen ging es jetzt bedeutend leichter. Ebenso schnell kam er auch den Uferhang hinauf.

Als er in die Nähe des Grabens kam, kroch er wie ein Indianer auf allen Vieren an den Rand des Abhangs, um hinunterzublicken. Die Sonne schien ganz hell in das Wasser hinein, und da sah er etwas, was ihn sehr in Erstaunen setzen mußte. — In dem Graben waren viel weniger Fische als sonst, aber dafür war einer dabei, der ihm unheimlich groß erschien.

„Der wird wohl die andern vertrieben oder aufgefressen haben," meinte Wartan und dachte darüber nach, wie er wohl dieses große Ungetüm bewältigen könnte.

„Er wirft mich einfach um, wenn ich den Damm nicht sofort richtig versperre," befürchtete er in Gedanken an sein erstes Erleben an dieser Stelle. „Aber wenn ich gut springe, muß es gehen. . Ich will mal erst üben."

Er legte alle seine Kleider ab und sprang dann ein paarmal über den flachen Boden hin. Es ging immer besser, und die Steine, mit denen er die Länge seiner Sprünge bezeichnete, klafften bald so weit auseinander, daß er nun glaubte, es wagen zu können. Als er auf dem Sandstreifen stand, nahm er seine ganze Kraft zusammen und legte los. Und siehe, diesmal landete er dicht vor der Grabenöffnung. Doch bevor er seine Steine aufbauen konnte, sauste der dicke Fisch heran. Kurz entschlossen warf sich Wartan in seiner ganzen Länge auf ihn hin und umklammerte ihn mit beiden Armen. Das ließ sich der Fisch natürlich nicht gefallen und zappelte wütend hin und her, um wieder freizukommen. Doch obwohl er dabei tüchtig Wasser schlucken mußte, ließ ihn Wartan nicht mehr los. Er benützte einen günstigen Moment, um ihn hochzuheben und sich mit ihm auf das trockene Ufer fallen zu lassen. Dort war er nun der Stärkere. Er verhinderte, daß sein Opfer in das Wasser zurücksprang, und schlug dann mit einem schweren Stein auf den Kopf des Fisches, bis er tot liegen blieb.

„So, das hätten wir geschafft!" sagte Wartan, als er sich, vom Kampf erschöpft, hinsetzte. Er kam sich wie ein Drachentöter vor. Von den kleinen Fischen konnte er nur wenige erbeuten. Den meisten gelang es, zu entkommen. Wartan ärgerte sich darüber.

„Das ist noch nicht das Richtige," sagte er sich, „wenn ich sie jeden Tag so erschrecke und die Hälfte immer wieder ausreißen kann, schwimmt bald kein Fisch mehr in den Graben hinein. Ich muß ihnen den Eintritt so bequem wie möglich machen, aber zugleich verhindern, daß sie wieder hinauskönnen, ohne daß ich springe und Steine aufbaue." Er erinnerte sich an die Spaziergänge mit seinem Vater längs den Ufern des Seihunflusses, an denen Adana lag. Dabei hatte er oft gesehen, wie Männer große Körbe aus dem Wasser zogen, die voller Fische waren. Sie hatten sie einfach an günstigen Stellen ausgelegt und fingen damit mühelos ihre Beute. Diese Körbe, die man Reusen nannte, waren das einfachste Ding von der Welt. Sie hatten eine nach innen spitz zulaufende Oeffnung aus Weidenruten, die sich von dem hineinschwimmenden Fisch leicht auseinanderdrücken ließen, ihm aber den Austritt durch ihre starrenden Enden verwehrten. Eine solche Falle mußte er hier anlegen, und zwar so groß wie möglich, denn je weiter die eigentliche Oeffnung des Grabens war, desto eher schwammen die Fische in ihn hinein.

Wer kann jemand an den Händen festhalten?

So läßt man sich vom Gegner an den Händen festhalten . . .

. . . und so, durch Hochbiegen der Arme gegen den Körper, befreit man sich von der Umklammerung.

Der deutsche Jiu-Jitsu-Meister Erich Rahn zeigt einen Kunstgriff:

Glücklich über die gute Idee, machte er sich sofort ans Werk. Er ging am Ufer entlang und suchte die stärksten Schilfhalme aus. Die flocht er zu einem großen Kegel zusammen. Das gelang ihm nicht gleich, aber er ließ sich dadurch nicht entmutigen, und gegen Abend hatte er seine Arbeit ziemlich gut fertig gebracht. Nun riß er den Damm, den er am Graben aufgerichtet hatte, wieder weg und baute die Reuse als dauernde Oeffnung fest ein.

Als dies erledigt war, stand er bewundernd vor seiner eigenen Leistung, und es tat ihm nur leid, daß seine Mutter nicht da war und ihm dafür Lob spendete. Rasch lief er nun zu ihr hin, um ihr wenigstens davon zu erzählen. Beim Hinabsteigen auf die Terrasse umschmeichelten ihn liebliche Düfte. Nachdem sie ihn am Mittag wieder mit Fischen gespeist hatte, empfing ihn die Mutter jetzt mit einem delikaten Braten. Die Springmaus, die in der Nacht ein Loch durch den Sack genagt hatte und beinahe entkommen wäre, hatte daran glauben müssen. Ihr Fleisch schmeckte ausgezeichnet, und Wartan beschloß daraufhin, noch weitere Springmäuse zu jagen.

In der Nacht schlief er kaum vor lauter Erwartung, feststellen zu können, wie seine Reusenkonstruktion sich bewährte, und in aller Frühe lief er zum Graben. Er hatte sich nicht getäuscht. Zu seiner allergrößten Freude arbeitete sie ausgezeichnet. Mit dem beruhigenden Gefühl, daß ihm die Fische, die hindurchgeschwommen waren, nicht mehr entgehen konnten, fing er nur so viel, als er für den Tag brauchte. Sein Erfolg machte auch die Mutter froh. Sie hatte sich mittlerweile schon gut erholt und dachte bereits daran, die Wanderung fortzusetzen.

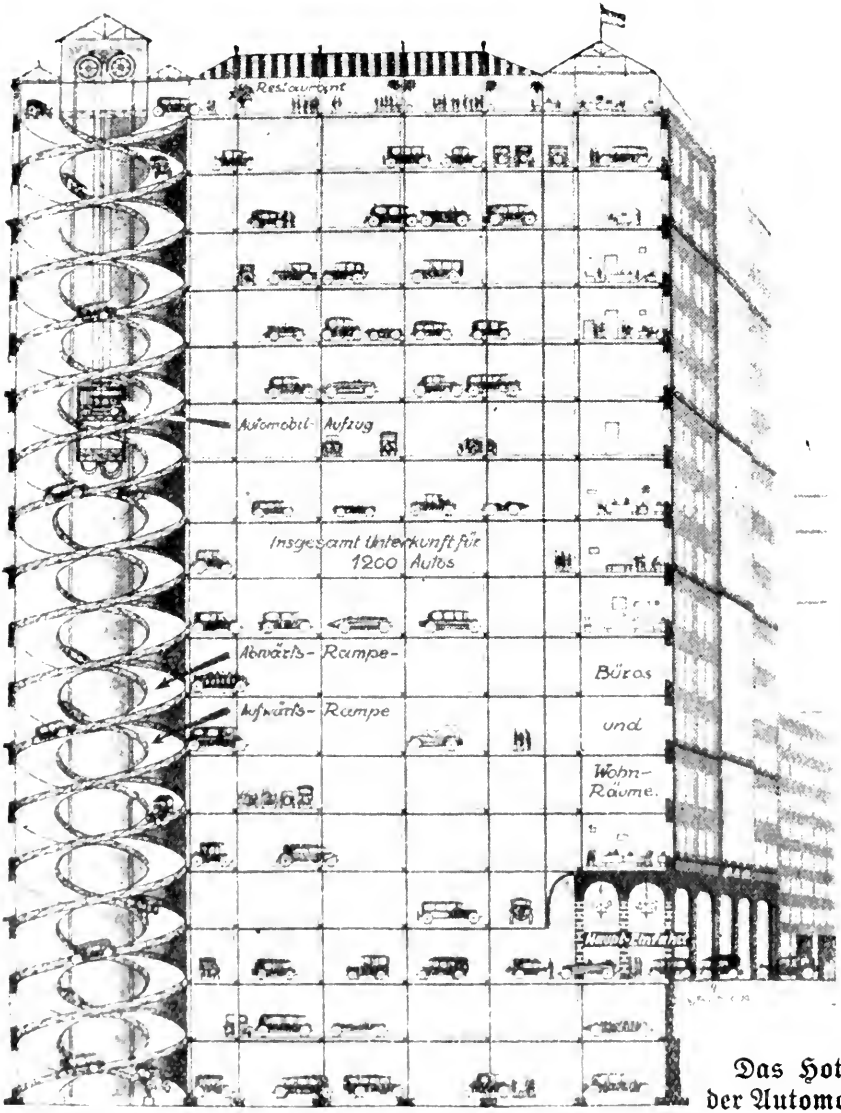
„Wir müssen versuchen, die Fische zu räuchern," sagte sie, „damit wir soviel wie möglich davon mitnehmen können."

Wartan war gleich bei der Sache. Auf ihre Anweisung hin grub er in der Lehmwand des Hügels eine Räucherkammer aus. Dann ging er in die Steppe und sammelte die dicksten Stengel und Wurzeln trockener Kräuter. Aber nun fehlte das Salz, um die Fische erst einzupökeln. Der kleine, schon halb aufgebrauchte Vorrat, den sie mit sich führten, reichte bei weitem nicht aus. Doch auch in diesem Fall half ihnen die Steppe. An vielen Stellen war ihre Oberfläche von einer dünnen weißen Schicht bedeckt, die nichts andres war als Salz, das der Boden ausgeschwitzt hatte. Als sie von der Sandhose überrascht wurden, hatten sie unter dem aufgewirbelten feinen Staub, der ganz davon durchsetzt war, sehr zu leiden gehabt, und gerade in der flachen Mulde, in der die

Mutter bewußtlos gelegen hatte, war ihnen die salzige Kruste aufgefallen, die dort die Erde bedeckte. Daran dachte nun Wartan und machte sich abermals auf den Weg. Er nahm seinen Sack mit und kratzte einen ganzen Haufen dieses Steppensalzes zusammen. Den trug er auf die Terrasse, schüttete ihn in eine Vertiefung der Felsplatte und füllte diese dann mit Wasser. Bald war das Wasser ganz mit Salz gesättigt. (Fortsetz. folgt.)

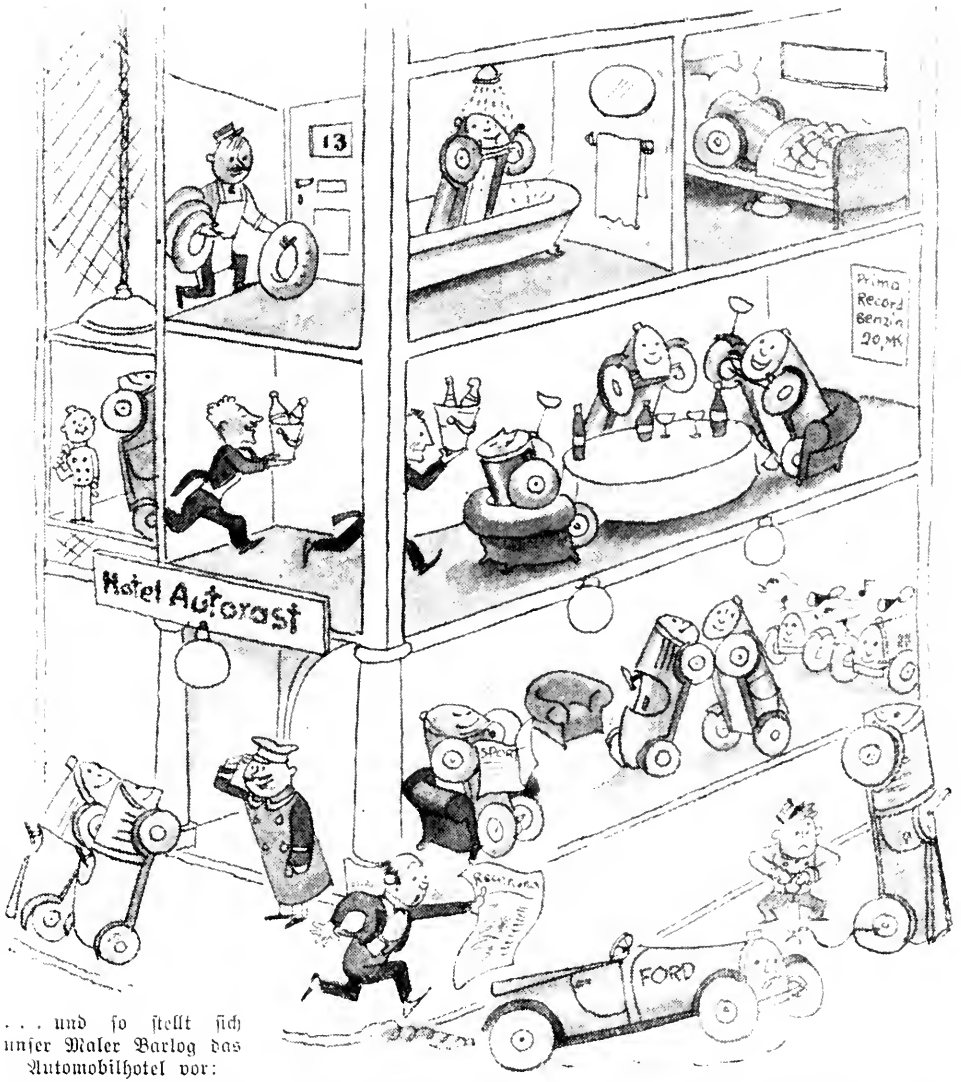
Hier können Autos übernachten!

Ein Ingeniör will in Berlin ein Wolkenkratzer-Hotel bauen, in dessen Zimmern — statt Menschen — 1700 Autos untergebracht werden sollen.



Das Hotel der Automobile.

So soll das Automobil-Hotel nach dem Plan des Ingeniörs in Wirklichkeit aussehen . . .



. . . und so stellt sich unser Maler Barlog das Automobilhotel vor:

Die Autoherrschaften werden vom Portier empfangen, sitzen in Klubsesseln, tanzen, trinken Benzin, nehmen Bäder, schlafen in Betten, bekommen die Reifen aufgepumpt, und eines brennt durch und will nicht bezahlen.

Wo sollen alle die vielen Autos hin? Im letzten Heft habt ihr gelesen, daß der Autokönig Ford an jedem Tag 6000 Autos fix und fertig auf die Räder stellt. Und auch die deutschen, englischen, französischen und italienischen Autofabriken liefern Tausende von Autos. Sie wimmeln am Tag durch die Straßen, und bei Nacht stellt man sie in die Garage. Aber man weiß nun schon gar nicht mehr, woher man den Platz für immer neue Garagen nehmen soll; da kam der Münchener Ingeniör von Römer auf den Gedanken, für die Autos richtige Hotels zu bauen, wahre Wolkenkratzer von Hotels, in denen sie zu Tausenden über Nacht „schlafen" können. Im Fahrstuhl fährt man die Autos hinauf. Und wenn der Besitzer am andern Morgen kommt und die Zimmernummer seines Autos vorzeigt, holt man ihm den Wagen sogleich herunter. Das 18 Stockwerke hohe Automobilhotel, nach dem Plan auf Seite 12, soll in Berlin erbaut werden.

Der jüngste Maharadscha

Der Maharadscha von Kutsch Behar,

einem indischen Staat, der 600 000 Einwohner hat, ist erst — 7 Jahre alt. Der kleine Fürst war zwei Jahre lang in England, wo er die Schule besuchte. Er wurde aber jetzt in sein Reich nach Indien zurückgeholt. Wer möchte an seiner Stelle sein? Maharadscha zu sein ist zwar nicht so angenehm, wie mancher sich das vorstellt. Aber — die herrlichen Reisen, die der kleine große Mann machen darf!

Woher stammt der Osterhase?

Natürlich glauben nur die ganz kleinen Kinder, daß Osterhasen mit bunten Schwänzen Eier legen. Aber, daß sie es glauben, muß doch einen Grund haben? Eier sind etwas Geheimnisvolles: unter der toten Schale verbirgt sich der Lebenskeim; er entwickelt sich und sprengt die Schale. Geradeso macht es die Natur im Frühling. Darum sind Ostereier Sinnbilder des Frühlings und der erwachenden Lebenskraft. Man sagte nun, die Hasen hätten die Eier gelegt. Das kommt daher, weil in alter Zeit der Hase das heilige Tier der Frühlingsgöttin Ostara war, nach der das Osterfest benannt ist. Aber der Göttin Ostara waren früher auch die Eier heilig; sie hießen „Ostaras Eier". Klingt das nicht ganz ähnlich wie „Osterhas Eier"? Das wäre eine andre Erklärung, wie sich die heiligen Eier der Göttin Ostara in die Eier des Osterhasen verwandelt haben.

Hurra! Es gibt in der Klasse keine Ersten und Letzten mehr!

In Preußen hat der Kultusminister Dr. Becker die Rangordnung der Plätze in der Schulklasse abgeschafft. Keiner wird mehr „Erster" oder „Letzter", und man kann auch nicht mehr „hinaufkommen" und nicht „herunterrutschen". Man kann sein Klassenzeugnis von jetzt an ohne Herzklopfen aufschlagen, und der Vater wird es auch ohne . . . Klopfen unterschreiben. Aber — „sitzen bleiben" kann man leider immer noch. Dagegen schützt der Kultusminister nicht, sondern nur, daß man sich auf die Hosen setzt und büffelt.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Neulich, wie ich nach Hause kam, empfing mich die Wirtin und sagt: „Pst, Herr Toldi! Mein alter Onkel ist gekommen und schläft nebenan. Seien Sie recht leise, er ist nervös!" Ich gehe in mein Zimmer und — zerstreut, wie ich bin — pfeffere den einen Stiefel gegen die Tür. Da fällt mir der Onkel ein. Also den zweiten Stiefel ziehe ich ganz behutsam aus und lege mich ins Bett. Nach einer halben Stunde klopft es nebenan: „Herr Toldi," sagt der Onkel, „wann ziehen Sie denn den zweiten Stiefel aus?"

Die Dame in der Hundehütte!

In einer Zeitung stand folgende Anzeige:

Zu verkaufen. Villa mit 8 Zimmern, Bad und Hundehütte von Dame, die 10 Jahre darin lebte . . .

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

ak — bar — be — ber — bus — cha — da — dau — de — den — der — drun — eb — el — er — eu — ga — gel — gei — gen — gu — i — i — i — lan — man — men — nar — ne — ne — ni — nie — nor — om — pa — re — rei — ren — rha — ri — rin — ro — rup — sa — sa — se — si — to — vo — win — wort — zis

sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, den Namen einer Oper und ihres Komponisten ergeben. (ch gilt als ein Buchstabe.) Die Wörter heißen:

1. Teil der Hand, 2. weiblichen Vornamen, 3. Erdteil, 4. Südfrucht, 5. deutschen Fluß, 6. Stacheltier, 7. Zuckersaft, 8. römisches Gewand, 9. feierliches Versprechen, 10. Tanz, 11. Süßstoff, 12. biblischen Namen, 13. Himmelsrichtung, 14. altdeutschen Frauennamen, 15. männlichen Vornamen, 16. Nutzpflanze, 17. Tier, 18. Verkehrsmittel, 19. Land, 20. Osterblume.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 13.

1. Ananas, 2. Lorelei, 3. Loden, 4. Eduard, 5. Venus, 6. Ofenloch, 7. Echo, 8. Gaumen, 9. England, 10. Lama.

Alle Voegel sind schon da . . .

Fridolins Lachkabinett

Bauer (am Wirtshaustisch zum Ortsschulzen): „Schulze, was steht denn in der Zeitung?"

Schulze: „Ich lese da soeben, daß ein chinesischer Seeräuber einen Passagierdampfer als Prise genommen hat."

Bauer: „Lieber Himmel, was muß der Kerl für eine dicke Nase haben?"

*

Lehrer: „Wie Ihr wißt, gibt es in der Naturgeschichte drei Reiche! Wohin gehört nun der Zucker?"

Max: „In den Kaffee!"

*

„Hör' mal, Mutter, da ist ein Junge in den Müllkasten gefallen; alle Kinder haben gelacht, nur ich nicht . . ."

„Das war brav von dir, Franz!"

„. . . nämlich ich war der Junge, der hineingefallen ist!"

Eine Dame, die einen großen Koffer bei sich hat, will mit der Droschke fahren. Wohlmeinend sagt der Kutscher: „Geben Sie mir den Koffer herauf auf den Kutscherbock."

Darauf die Dame: „Ich will den Koffer lieber auf den Schoß nehmen, dann hat das Pferdchen nicht soviel zu ziehen."

*

Bürovorsteher: „Warum kommen Sie eine Stunde zu spät?"

Angestellter: „Ich bin die Treppe heruntergefallen."

Bürovorsteher: „Unsinn! Das dauert doch nicht so lange!"

*

Auf dem Bahnhof kommt ein Herr zum Zugführer und sagt: „Herr Zugführer, können Sie mir nicht ein Abteil geben, in dem nicht geraucht und nicht gesprochen wird und in dem nicht immerfort Leute aus- und einsteigen?"

„Bitte schön," antwortet der Zugführer, „wollen Sie gefälligst im Viehwagen Platz nehmen!"

Kienappel bekommt einen Maulkorb

Wer tritt denn da zur Tür herein?
Kienappel ist's, der Kapitain.
Man weiß, der Seebär lügt wie toll
Und wünscht, daß man ihm glauben soll.

Er setzt sich und erzählt auch gleich:
„Einst fuhr ich übern großen Teich;
Da fing uns ein Pirat . . ." Kein Wort
Glaubt Onkel Toldi. Und geht fort.

„Der Räuber legte uns in Ketten
Ein Wunder konnte uns nur retten
Vor Sklaverei, vielleicht vor Mord . . ."
(Hier gingen wieder zweie fort.)

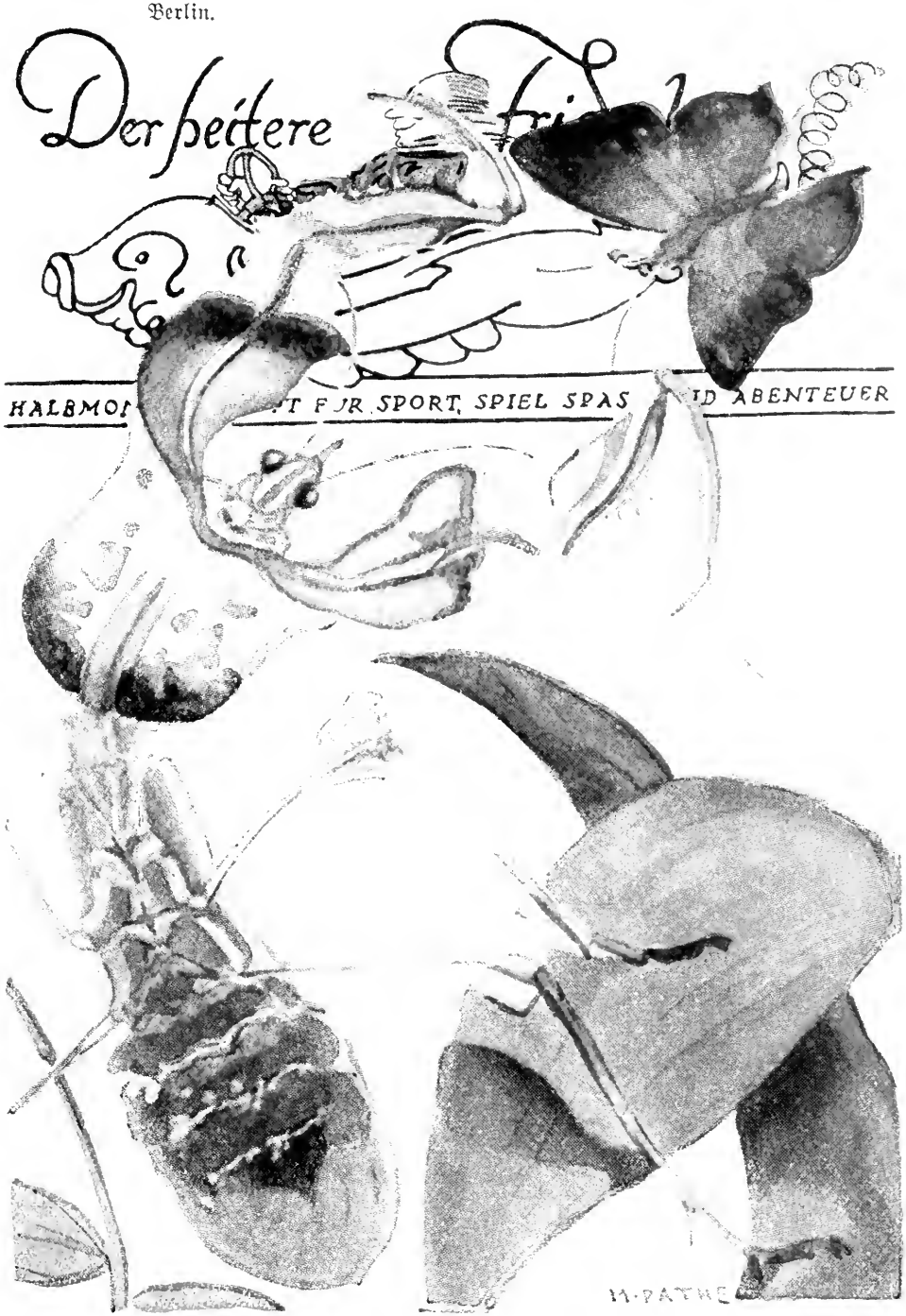
„Doch dieses Wunder kam. Ein Aal,
Groß, wie ein ausgewachs'ner Wal
Sprang aus den Meeresfluten dort . . ."
(Nun schleicht sich auch noch Pechmann fort.)

„Dann schnappte dieser Aal, kaum glaubt man's,
Nach dem Gewehr des Räuberhauptmanns . ."
So tönt es jetzt zu Schlupp hernieder,
Doch der geht fort — und kommt gleich wieder.

Und bringt dem lügnerischen Mann
Vielsagend seinen Maulkorb an:
„Ich rede nicht so viel wie du!
Nimm du den Maulkorb und gib Ruh!"

Herausgeber: Peter Pfeffer, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: W. W. Bechtle, Berlin. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenburgstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 15. 6. Jahrgang. 2. Aprilheft. Preis 15 Pfennig.
Berlin.



Eine afrikanische Heuschrecke, die sich als Blume verkleidet und dadurch ihre Beute — Schmetterlinge und andre Insekten — anzulocken versucht. (Zu dem Artikel auf Seite 2.)

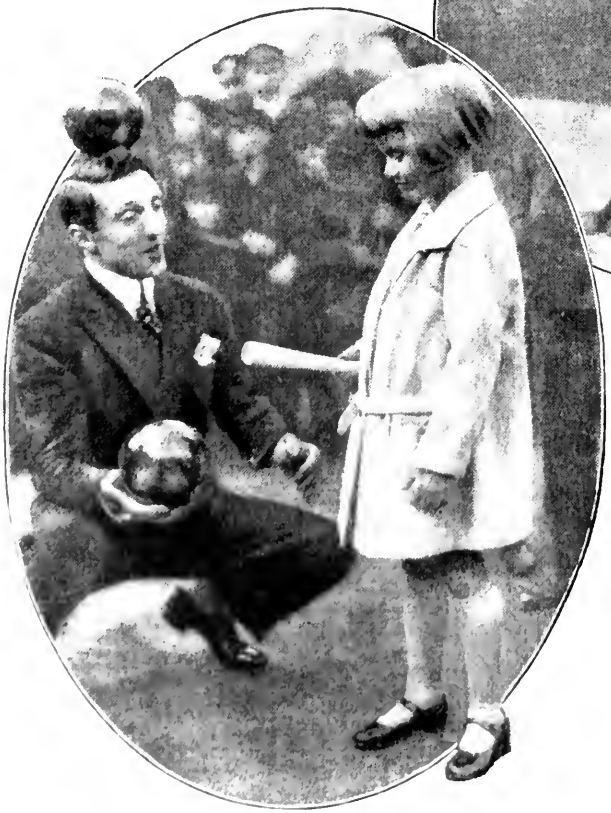
Eine Heuschrecke, die sich als Blume verkleidet

In Ostafrika lebt eine merkwürdige Heuschrecke, die „Teufelsblume". Ihr Körper ist unscheinbar grün; wenn das Tier in Ruhestellung im Gesträuch sitzt, ist es kaum zu sehen. Aber an der Unterseite sind seine Fangarme wundervoll gefärbt, und das hat einen besonderen Zweck. Wenn die Heuschrecke auf die Jagd nach Schmetterlingen geht, setzt sie sich oben auf einen Zweig und streckt die Fangarme hoch über den Kopf empor. Auf diese Weise zusammengehalten, sehen die Fangarme wie ein Blumenkelch aus. Schmetterlinge kommen angeflogen und wollen die schöne leuchtende Blume besuchen, aber statt dem süßen Honig, den sie zu finden hofften, werden sie von den heimtückischen Blütenblättern plötzlich ergriffen und auf der Stelle, ehe sie noch Zeit fanden hinter das Geheimnis zu kommen, von der gierigen Heuschrecke verspeist.

Mit meinen Bällen durch die Welt

Von **Enrico Rastelli**, dem berühmten Jonglör, selbst erzählt.

Rastelli bei seinen täglichen Uebungen. Es sieht aus, als gehorchten die Stäbchen ihm, aber in Wirklichkeit gehorcht er seinen Stäbchen.



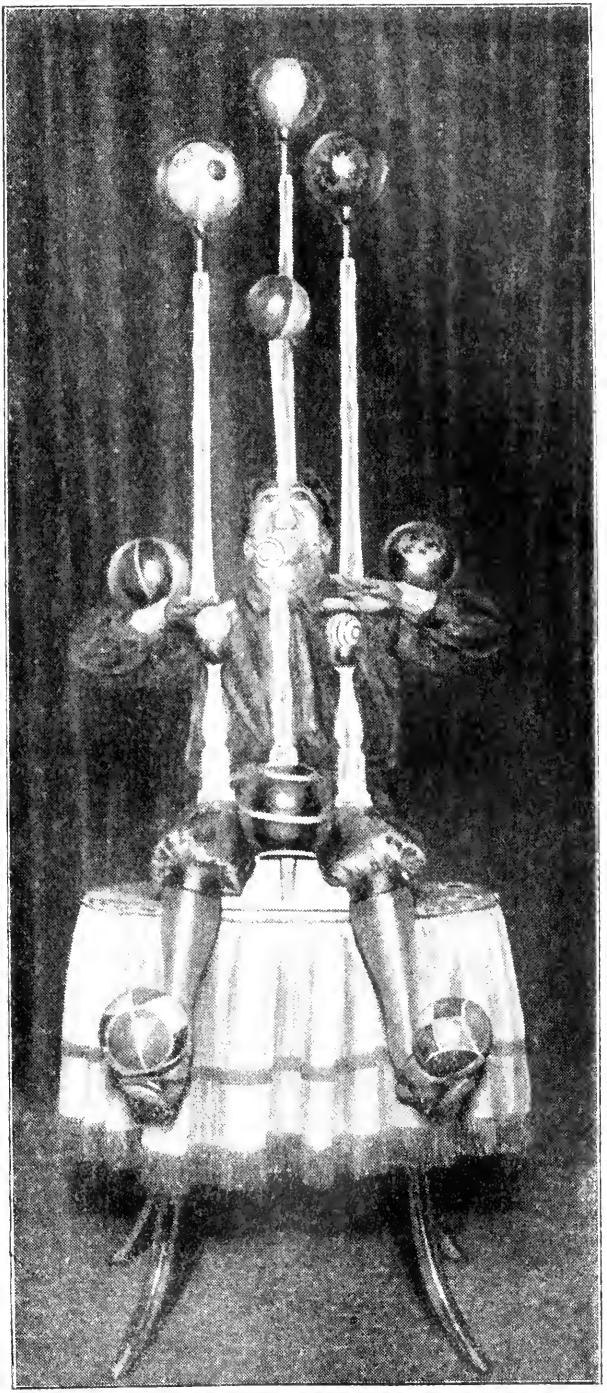
Bei einer Kindervorstellung im Freien: Eine Zuschauerin, die von Rastelli wissen wollte, wie er „es" macht.

Man nennt mich einen Hexenmeister, weil ich mir Bälle, Teller und Holzstäbchen untertan gemacht habe. Aber in Wirklichkeit sind sie mir weniger untertan, als ich ihnen. Die Bälle, Teller und Stäbchen haben ihre unabänderlichen Gesetze, wie sie hochfliegen, fallen und Gleichgewicht halten; wenn ich auf diese natürlichen Gesetze keine Rücksicht nehmen würde, dann würden mir meine Bälle davonhüpfen, und ich würde von meinen Zuschauern ausgelacht. Man kann also von mir und meinen Bällen nur sagen, daß wir ein Bündnis untereinander

geschlossen haben: Tue ich ihren Willen, dann tun sie den meinigen. Und vor allem dürfen wir nichts Unmögliches voneinander verlangen. — Ich habe als Junge mit einem einzigen Ball angefangen, dann kamen zwei dran, und als ich drei Bälle auf einmal in der Luft halten konnte, gab mir mein Vater Jonglör-Unterricht. Mein Vater ist nämlich auch ein Jonglör. Damals war ich sechs Jahre alt; ich zog mit meinem Vater von Stadt zu Stadt, durfte aber erst mit 11 Jahren selber auftreten. Bis dahin — 5 Jahre lang — erhielt ich jeden Tag Unterricht. Ich bekam einen Holzstab zwischen die Zähne geklemmt und darauf mußte ich einen bunten Gummiball balanzieren. Später stellte ich oben auf den ersten Ball einen zweiten und balanzierte beide auf dem Stab im Mund. Heute bin ich so weit, daß ich zu gleicher Zeit auf den Füßen, Beinen, Armen, Händen und mit dem Mund 12 Bälle balanzieren kann. Ich kann auch drei Teller und vier Holzbälle auf einmal durch die Luft fliegen lassen, ohne daß einer davon zu Boden fällt.

Mit meinen Bällen reise ich durch die ganze Welt. Ich führe ein kleines Köfferchen mit, und wenn man es aufmacht, glaubt man, es gehörte einem kleinen Jungen, denn es ist voll von Gummibällen, bunten Tellern und angemalten Holzstäben. Aber die Bälle, die Teller und die Holzstäbe sind meine allerliebsten Freunde auf der Welt.

Ob das jeder Junge lernen kann, zehn Bälle in der Luft zu halten? Ich werde so oft von meinen Zuschauern danach gefragt und habe dafür sogar ein sicheres Rezept: Zwei Bälle kann jeder geschickte Junge in der Luft halten. Wenn also heute ein Junge mit zwei Bällen jongliert, morgen wieder



Das Meisterstück, mit dem der Jonglör Rastelli die Welt eroberte: Er balanziert 12 Bälle gleichzeitig in der Luft.

mit zwei und so an fünf Tagen, dann hat er 5 mal 2 — also zehn Bälle in der Luft gehalten! Aber alle auf einmal?? Nun, ich will gestehen, es sieht, wenn man es kann, immer viel leichter aus als es ist. Man muß zu jedem Kunststück ganz gewaltig üben, jeden Tag mehrere Stunden lang; wenn ich einmal mit der Uebung aussetze, dann merke ich es am Abend bei der Vorstellung. Und wenn ich zwei- oder dreimal aussetze —, dann merken es die Zuschauer, und das wäre natürlich viel schlimmer.

Das Schicksal einer Königin

Aus dem Tagebuch Ihrer Majestät der Königin Simsamsum der 144.

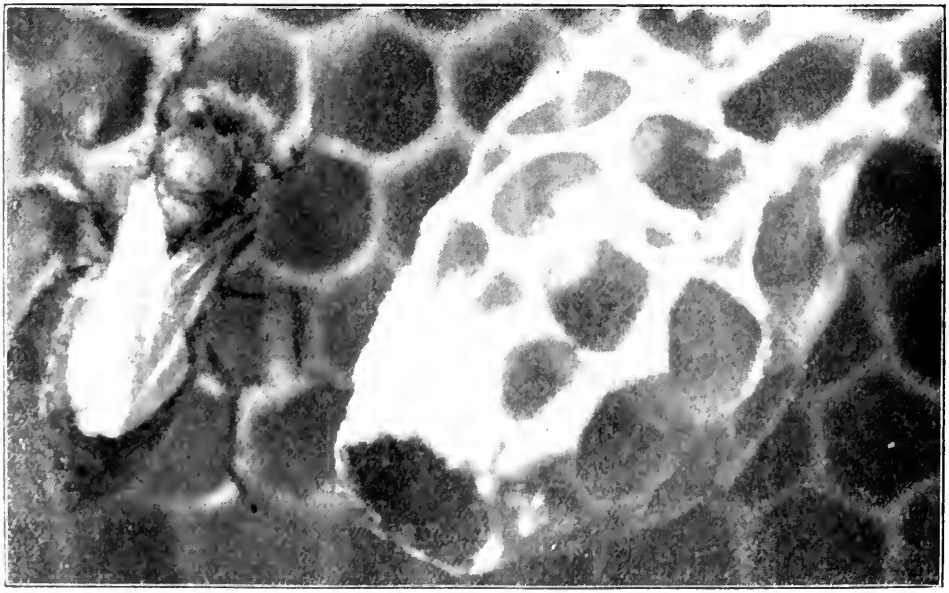
Viele Königinnen haben Tagebücher und Lebenserinnerungen niedergeschrieben, aber eine Bienenkönigin noch nie. Bienenköniginnen müssen immerfort Eier legen und haben deshalb keine Zeit. Und wenn sie auch Zeit hätten, so könnten sie doch nicht schreiben. Aber wenn sie Zeit hätten und schreiben könnten, dann würde das Tagebuch einer Bienenkönigin etwa so aussehen:

Montag: Ich bin soeben aus meiner Zelle ausgekrochen. Wozu ich da bin, weiß ich nicht. Als ich noch eine Larve war und in der Zelle lag, wußte ich es: ich war da, um zu fressen. Jeden Tag stopften mich fünf Kammerjungfern mit süßem Zeug.

Dienstag: Es war eine furchtbare Aufregung heute. Ihre Majestät die alte Königin Simsamsum die 143. raste im Stock umher und erstach drei Prinzessinnen. Wer weiß, vielleicht bin ich auch eine Prinzessin! Auf alle Fälle kroch ich schnell in meine Zelle. Dann ist die alte Königin abgereist mit ihrem ganzen Gefolge. Sie hätte die Wirtschaft hier satt, sagte sie. Sie wollten schwärmen und einen neuen Staat gründen.

Mittwoch: Sie haben mich entdeckt. Ich bin also wirklich eine Prinzessin. Auf der Stelle wurde ich von den Fühlern bis zum letzten Hinterfuß abgeleckt und frisiert und bekam die Flügel ausgebügelt. Dann wurde ich zur Königin ausgerufen. Ich heiße Simsamsum die 144. Jetzt weiß ich, wozu ich da bin.

Donnerstag: Ich habe erfahren, daß außer mir noch eine Prinzessin lebt. Viele Leute wollten nun die andre Prinzessin zur



Wenn eine Bienenkönigin ein Tagebuch schreiben könnte . . .
I. . . . Montag: Ich bin soeben aus meiner Zelle ausgekrochen . . .

2. . . . Mittwoch: Sie haben entdeckt, daß ich eine Prinzessin bin. Auf der Stelle wurde ich abgeleckt und frisiert und bekam die Flügel ausgebügelt.

Sonnabend: Die Brutzellen sind bereit. Ich habe 874 Eier gelegt, in jede Zelle eins.

Sonntag: 1256 Eier gelegt. Kein Vergnügen!

Montag: 1422 Eier gelegt.

Dienstag: . . 2000 Eier gelegt!!!

Mittwoch: . . . . Eier gelegt. So geht das weiter! Schicksal einer Königin! Im dunkeln Stock herumkriechen in der glühenden Hitze, von Zelle zu Zelle — Eier legen — Eier legen. Ganze Völker wollen von mir allein geboren werden; das ist mein Beruf. Wäre ich doch eine gewöhnliche Arbeiterin! Die dürfen über grüne Wiesen fliegen.

Königin machen. Abgeleckt und frisiert hatten sie sie schon. Ich ging hin und sagte ihr, eine von uns beiden wäre zu viel auf der Welt. Das war eine Herausforderung zum Duell. Man machte uns sogleich Platz, und wir kämpften. Das ganze Volk sah zu. Es gelang mir, auf den Rücken meiner Gegnerin zu klettern, und als sie nichts mehr machen konnte, erdolchte ich sie. Das Volk summte humhumhum, was etwa dasselbe wie Hurra! bedeutet.

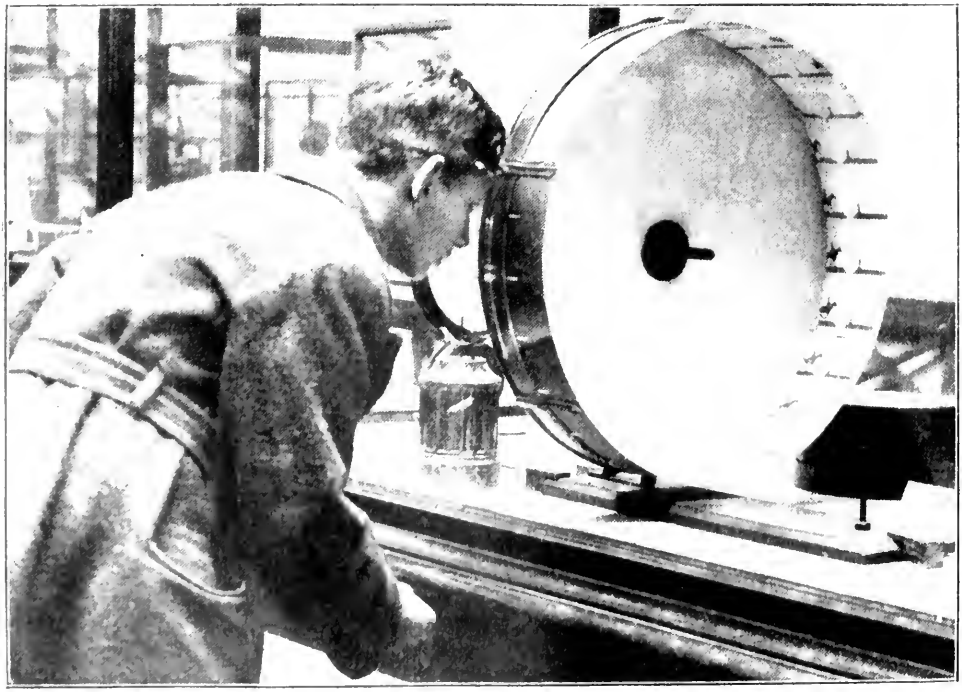
Freitag: Der Posten vor dem Flugloch meldete: „Herrliches Wetter!" Also wählte ich unter 40 Drohnenmännern, die mir vorgestellt wurden, einen aus und machte mit ihm eine Hochzeitsreise ins Grüne. Auf der Heimreise stach ich ihn dann tot. Das ist bei uns so Sitte. (Auch die andern Drohnenmänner wurden alle totgestochen.)

3. . . . Donnerstag: Es gelang mir, auf den Rücken meiner Gegnerin zu klettern, und dann erdolchte ich sie.

Wie ein „Filmstreifen“ vor 100 Jahren aussah.

Ein Vorläufer des Kinematographen

Unsre Großeltern hatten schon Kinematographen. Es waren runde Bildertrommeln, die auf einem Handgriff drehbar waren. Im Innern der Trommeln war der „Film“; d. h. es waren auf einem Streifen in vielen aufeinander folgenden Bildern die Bewegungen eines galoppierenden Pferdes oder eines tanzenden Männchens aufgezeichnet, ähnlich wie auf einem modernen Filmband die Bewegungen der handelnden Personen in vielen aufeinander folgenden Photographien aufgenommen sind. Außen an der Trommel waren Schlitze, durch die man hineinsehen konnte. Man setzte die Trommel in rasche Umdrehung, dann flitzten die Schlitze außen an der Trommel so schnell an den Augen vorüber, daß man nur noch eine flimmernde Oeffnung sah (etwa so, wie wenn wir an einem Bretterzaun mit Lücken zwischen den einzelnen Brettern vorüberlaufen und starr daraufblicken). Auf der gegenüberliegenden Wand der Trommel aber sausten die Bilder hintereinander vorbei und wirkten an dem durch die flimmernden Schlitze betrachteten Punkt wie eine sich ziemlich lebenstreu bewegende Figur. Die hier abgebildete Bildertrommel ist besonders schön und groß; sie ist am Tisch befestigt und wird durch Umdrehung einer Kurbel unter der Tischplatte in Bewegung gesetzt. Die Trommel ist gegenwärtig auf einer Kinoausstellung in England ausgestellt.



Kleine Ursache — große Wirkung: Aus der einfachen drehbaren Bildertrommel entwickelte sich im Lauf der Zeit unser gesamtes Kinematographenwesen.

ROBINSON in der Wüste

Die abenteuerliche Geschichte eines Jungen, der sich in der Wüste verirrte.

Von Max Kirsch.

(10. Fortsetzung.)

Nun wurden die inzwischen von der Mutter ausgenommenen Fische hineingelegt. Am nächsten Morgen waren sie räucherbereit. Sie wurden jetzt gut abgetrocknet, und Wartan machte sich ein Vergnügen daraus, sie an den Kiemen reihenweise auf Bindfäden aufzuziehen, die er zuvor vom oberen Rand seines Futterbeutels abgetrennt hatte. Dann befestigte er die Enden an den Wänden der Räucherkammer, so daß die Fische freischwebend herunterhingen. Als dies geschehen war, mußte die allzu große Oeffnung verschlossen werden. Dazu benutzte Wartan den herausgegrabenen Lehm. Er formte daraus einige Ziegel, und nachdem sie in der Sonne getrocknet waren, mauerte er sie ein. Nur unten ließ er ein kleines Loch offen, um das Feuer speisen und die Luftzufuhr regeln zu können. Als Abzug diente oben eine ganz schmale Oeffnung.

Jetzt konnte das Räuchern beginnen. Das war nicht so einfach. Der Ofen mußte erst eine ganze Weile ausprobiert werden, bevor er richtig brannte, d. h. richtig räucherte. Erst schlugen die Flammen aus dem aufgestapelten Brennmaterial, wodurch die Fische beinahe gebraten wurden, und als Wartan weniger Luft hineinließ, erstickte das Feuer gänzlich. Er mußte es oft von neuem anstecken, aber zuletzt gelang es ihm doch, das richtige Maß von Rauchentwicklung herbeizuführen, was ihm sehr viel Spaß machte. Voll Ungeduld erwartete er den Zeitpunkt, wo er die Fische wieder herausnehmen konnte. Aber seine Mutter zügelte seinen Eifer. Sie ließ sich von Zeit zu Zeit einen kleinen zur Probe zeigen, doch erst nach sechs langen Stunden gab sie die Erlaubnis, die Räucherkammer wieder zu öffnen. Sie bot jetzt einen sehr appetitlichen Anblick.

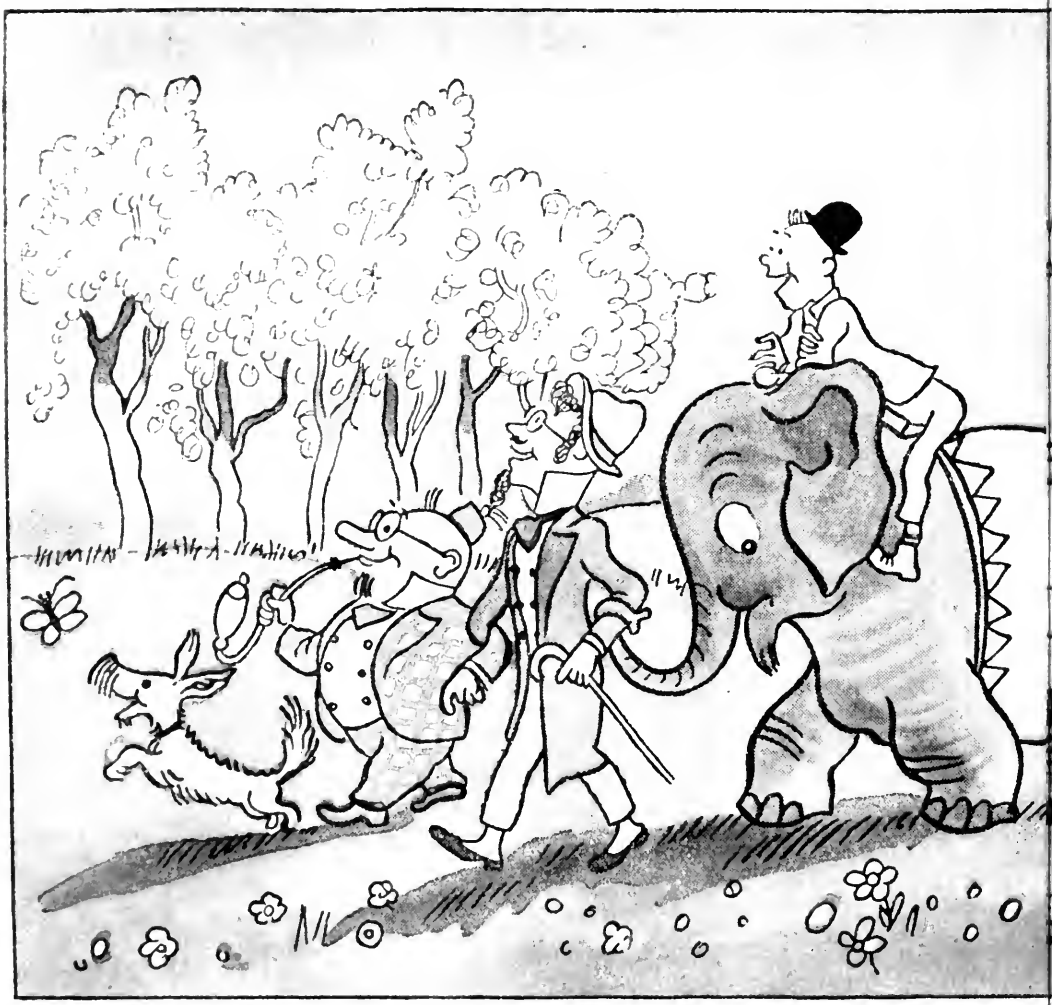
Schön goldig braun gebrannt hingen die Fische zwischen den berußten Wänden. Einen davon durfte Wartan kosten. Er schmeckte ihm ausgezeichnet. Nun wurden sie von den Schnüren herabgenommen und zwischen grüne Schilfblätter gepackt.

Dann begannen sie eine neue Reihe zu räuchern. Die folgenden Tage vergingen wie im Fluge. Noch nie war Wartan so sehr beschäftigt gewesen. Am Morgen fischte er, und am Nachmittag bediente er den Räucherofen. Seine Mutter, die bald wieder ganz gesund geworden war, bereitete die Fische zu und kochte. Eines Tages überraschte sie ihn mit einem neuen Gericht. Auf auseinandergebogenen Haarnadeln hatte sie über dem offenen Feuer kleine Fleischwürfel geröstet, die ihrem stets hungrigen Sohn besonders gut schmeckten. Erst als er sich daran satt gegessen hatte, erfuhr er, daß es die Schildkröte gewesen war. Das bewog ihn, schleunigst noch mehr Schildkröten zu fangen. Aber seine Versuche, die Tiere wieder zu überraschen, waren erfolglos. Ehe er sie erreichen konnte, hatten sie sich schon ins Wasser gerettet. Da kam ihm der Zufall zu Hilfe.

Als er eines Tages in Gedanken an Heghinor vertieft regungslos am Ufer saß und darauf wartete, daß Fische durch seine Reuse schwammen, merkte er, wie plötzlich vor ihm eine Schildkröte aus dem Schilf herauskroch. Erstaunt darüber, daß dieses sonst so scheue Tier gar keine Angst vor ihm hatte, verhielt er sich ganz still, um zu sehen, was es nun machen würde. Immer näher kam die Schildkröte heran und setzte sich ganz ruhig auf einen sonnenheißen Stein dicht bei seinen Füßen. Doch als er sich nur etwas bewegte, lief sie davon, aber Wartan war schneller und packte sie. Er merkte so, daß diese Kriechtiere sich nicht durch den Anblick eines Menschen, sondern nur durch seine Bewegungen erschrecken ließen. Er machte sich diese Erfahrung zunutze. In Zukunft setzte er sich einfach, ohne sich zu rühren, hinter den Schilfstreifen und wartete. Dabei erlebte er noch mehrere Male, daß ihm die Schildkröten geradezu in die Hände liefen.

Weniger Glück hatte er mit den Springmäusen. Diese flinken Nachttiere machten ihm viel zu schaffen. Wenn er stundenlang nach ihnen gegraben hatte, entwischten sie ihm meist durch ein andres Loch. Das ent-

Familie Fridolin



Die Sonne strahlt. Das Gras ist grün.
Die Falter schwirr'n. Die Blumen blüh'n.
Drum hatte Fridolin beschlossen,
Hinauszuzieh'n mit den Genossen.

Ihr kennt die lustigen Gesellen,
Man braucht sie euch nicht vorzustellen;
Sie wandeln mit den beiden Tieren,
Und Fridolin fliegt mit spazieren.

---

täuschte ihn so sehr, daß er die Jagd vorläufig aufgab, um sich wieder ganz der Fischräucherei hinzugeben. Um auf dem Wege zu seiner Reuse nicht immer wieder über den Hügel klettern zu müssen, legte er von der Terrasse aus einen schmalen Fußpfad an, der seitlich am Steilabhang des Hügels entlang zum flachen Ufer führte, aber nicht leicht zu entdecken war.

Am zehnten Tag ihres Aufenthalts an diesem Ort hatten sie so viel Fische geräuchert, daß sie über zwei Wochen lang davon

azinxt inb Grunn

Der Pechmann sammelt Pflanzen hier.
Der Pampe thront auf Kasimir.
Laatsch hält ein Schirmchen über sich;
Denn er hat Angst vorm Sonnenstich.

Sie zieh'n mit Himbeerwasserflaschen
Und Schinkenstullen in den Taschen.
Dich hätten sie gern mitgenommen.
Warum bist du nicht mitgekommen?

---

leben konnten. Sie packten sie sorgsam in vier Bündel zusammen und beschlossen jetzt, ihre Wanderung nach dem Süden fortzusetzen. An einem frühen Morgen brachen sie auf, und schon am Nachmittag hatten sie ihren Hügel aus den Augen verloren. Sie vermißten sehr das Gefühl der Sicherheit, das er ihnen gegeben hatte, trösteten sich jedoch mit der Nähe des Flusses, dessen Ufer sie auf keinen Fall verlassen durften.

Als es Nacht wurde, legten sie sich einfach in der Steppe nieder und schliefen ab-

wechselnd, bis im Osten das erste Morgenlicht sichtbar wurde. Dann marschierten sie weiter. Aber noch bevor die Sonne den Horizont in ihrer Glut verschwimmen ließ, entdeckte Wartan in der Ferne einige Rauchsäulen. Was war das? Mit größter Vorsicht setzten sie ihren Weg fort. Da sahen sie allmählich eine Reihe dunkler Punkte aus der Steppe emporsteigen. Bestürzt erkannten sie die flachen Zelte von Beduinen. Als sie noch näher herankamen, bemerkten sie, daß ein großes Nomadenlager sich zu beiden Seiten des Flusses ausdehnte, und daß ringsum die Steppe von Herden wimmelte. Sie überlegten nun, ob sie durch eine Umgehung versuchen sollten, an dieser Gefahr vorbeizukommen. Aber wenn sie zu weit in die Steppe hinein abschweiften, so bedeutete das sicheren Tod, und ebenso groß erschien ihnen die Gefahr, sich in die Hände dieser wilden Wüstenbewohner zu begeben, von denen nur das Schlimmste zu erwarten war. Nein, sie mußten danach trachten, so schnell wie möglich den Rückweg anzutreten, noch bevor sie entdeckt wurden. Was hinter ihnen lag, war frei von Feinden und sie konnten sicherlich unbehelligt wieder ihren Hügel erreichen, an dem sie sich vorläufig in Sicherheit fühlen durften. Wartan wußte von Mustapha, daß die Beduinen dauernd umherzogen und ihre Weideplätze wechselten, im Winter sogar weit nach Süden wanderten. Darauf konnten sie ja warten und, wenn der Weg frei war, von neuem versuchen, zum Euphrat durchzukommen. Das war besser, als jetzt eine Sache zu wagen, die so wenig Aussicht auf Erfolg hatte.

Unter diesen klugen Erwägungen machten sie kehrt und wanderten zu ihrem Schlupfwinkel zurück. Am Abend des nächsten Tages waren sie wieder an Ort und Stelle. Als Wartan mit einem Gefühl des Zuhauseseins auf dem von ihm angelegten Fußpfad vorauseilte, erlebte er eine große Ueberraschung. Auf der Terrasse hatte sich, angelockt durch die zurückgelassenen Speisereste, eine Schakalhündin mit ihren Jungen niedergelassen. Mit lautem Knurren sprang sie auf und ergriff die Flucht. Da ihr aber der Pfad versperrt war, mußte sie in der Regenrinne emporklettern. Doch auf diesem steilen Weg konnten ihr die Jungen schlecht folgen. Als sie dies merkte, blieb die Hündin wieder stehen und wandte sich zum Schutz ihrer Kleinen mit fletschenden Zähnen gegen den Knaben. Der blieb vor Angst gebannt stehen. Da faßte sie neuen Mut und half den Jungen; sie packte sie mit den Zähnen an der Genickhaut und schleppte sie empor. Doch als nun auch Wartans Mutter auf der Bildfläche erschien, mußte sie weiterflüchten und einen der kleinen Schakale zurücklassen, der mit tölpelhaften Bewegungen vergebens versuchte, allein hinaufzuklimmen. Nun erholte sich Wartan von seinem Schrecken, sprang hinzu und faßte das Tierchen an seinem wolligen Pelz. Mit wildem Grollen wollte es sich freimachen, aber es gelang ihm nicht. Der Knabe ließ nicht los, und winselnd mußte es sich in sein Schicksal ergeben. Die andern entkamen, aber noch lange heulte drüben in der Steppe die Mutter nach ihrem vermißten Jungen.

Es ging dem kleinen Schakal nicht schlecht. Wartan nahm ihn auf seine Arme und streichelte ihn zärtlich. Dadurch wurde er bald ruhig, und schon nach kurzer Zeit fraß er ein Stück Fisch, das er ihm hinreichte. Das war für den Knaben eine große Freude. Er band seinem Gefangenen eine Schnur um den Hals, damit er nicht weglief, und versuchte, mit allen Mitteln sein Zutrauen zu gewinnen. Stundenlang spielte er mit dem lustigen Kerl herum.

Dabei vergaß er aber nicht die Gefahr, die von den Beduinen drohte. Er kletterte auf den Hügel hinauf und beobachtete den Horizont. Nur ganz schwach konnte er die Rauchsäulen ihrer Lagerfeuer am Abendhimmel sehen. Er wollte sie von nun an genau beobachten, und in den folgenden Tagen stieg er fast jede Stunde empor, um danach Ausschau zu halten. Aber sie blieben fern, und nichts unterbrach die unendliche Eintönigkeit der Steppe ringsum. Um sich nicht durch das eigene Feuer zu verraten, grub Wartan ein neues Herdloch im äußersten Winkel ihres Verstecks aus und errichtete davor eine Wand. Da sie nur noch einige Streichhölzer besaßen und diese für Augenblicke der Not aufbewahren mußten, unterhielten sie ein dauerndes Feuer, das tagsüber ohne Rauch unter der Asche glühte.

Durch diese Arbeiten angeregt, begannen sich Mutter und Sohn nun auch etwas häuslicher einzurichten. Sie höhlten die eine Wand der Spalte zu einem richtigen Wohngemach aus und bereiteten sich darin ein Lager aus Schilf. Für seinen Freund, den jungen Schakal, der immer zahmer wurde, grub Wartan am Eingang ein besonderes Loch aus, das er weich auspolsterte. Die frei-

gewordene Erde benutzte er, um die Terrasse mit einem Schutzwall zu umgeben. Er ließ darin nur den Ausgang zum schmalen und leicht zu verteidigenden Fußpfad offen. Um in allernächster Nähe ihrer Behausung ans Wasser gelangen zu können, höhlte Wartan unterhalb dieses Eingangs mehrere Stufen aus. Auf gleiche Weise erleichterte er auch den Aufgang zur oberen Plattform. Da alle Neubauten die Farbe des übrigen Hügels hatten und seine Form nicht veränderten, waren sie von der andern Seite des Flusses kaum zu entdecken.

Nachdem so eine weitere Woche vergangen war, ohne daß sich irgend etwas Außergewöhnliches in der Umgebung ereignet hatte, verloren die beiden einsamen Menschen nach und nach ihre Furcht vor den Beduinen. Sie beschränkten sich darauf, mehrmals am Tage Ausschau zu halten, und im übrigen ging Wartan wieder auf Fischfang und Jagd aus, um die inzwischen stark zusammengeschmolzenen Speisevorräte wieder aufzufüllen. Er nahm den Schakal, den er immer gut gefüttert hatte und der sehr folgsam geworden war, jetzt überallhin mit. Anfangs hielt er ihn noch an der Leine, aber als er sah, daß der junge Steppenhund in seiner Anhänglichkeit gar nicht mehr die Absicht hatte, das Weite zu suchen, ließ er ihn frei laufen. Er gehorchte ihm aufs Wort, ließ sich gern liebkosen und wedelte dabei immer mit seinem buschigen Schwanz.

Als eines Tages Wartan wieder den Springmäusen nachstellte, machte er die angenehme Wahrnehmung, daß der Schakal ihm nicht nur ein Spielgefährte, sondern auch ein wichtiger Gehilfe sein konnte. Obwohl er noch so jung war, hatte er schon eine scharfe Witterung. Während Wartan die Höhle der Springmäuse aufwühlte, schnupperte der kleine Kerl aufgeregt an einem andern Loch, und auf einmal packte er eine Springmaus, die dort entwischen wollte. Nur mit Mühe konnte Wartan sie ihm entreißen. Aber mit einiger Geduld gelang es ihm bald, dem Schakal beizubringen, daß die Beute in erster Linie ihm, dem Menschen, gehörte. Da er dabei nicht zu kurz kam, gehorchte der Steppenhund bald, und so wurde nun die Jagd auf die Springtiere dem Knaben zu einem wahren Vergnügen. Er richtete seinen Begleiter, den er Tilki, d. h. den Fuchs, nannte, so ab, daß er niemals mehr umsonst nach einer Springmaus zu graben brauchte. So gingen trotz der Oede, in der sie leben mußten, in ihrer Küche die Speisevorräte niemals aus. Als tüchtige Hausfrau war die Mutter immer bestrebt, die Gerichte so schmackhaft wie möglich zu machen. Aber da ihr fast alle Hilfsmittel fehlten, konnte sie in der Zubereitung nur wenig Abwechslung bringen.

„Ach, hätte ich nur einen Topf!" jammerte sie eines Tages. „Da könnte ich viel besser kochen."

Das gab Wartan zu denken. Vielleicht könnte er solch einen Topf herstellen, meinte er. Er wolle es versuchen. Kurz entschlossen ging er zu der Stelle hin, an der er die Scherben gefunden hatte, und suchte dort nach Lehm. Zu seiner freudigen Ueberraschung

Im Augenblick des Sieges!

In Brüssel besiegte der deutsche Weltrekord-Schwimmer Rademacher den belgischen Meisterschwimmer van Perys im 200-Meter-Brustschwimmen um 6,3 Sekunden. Er durchschwamm die Strecke in 2 Minuten 48 Sekunden.

stellte er fest, daß alle die hügelartigen Vierecke, die er am ersten Tage beobachtet hatte, Lehm enthielten. Er grub nun, so viel er brauchte, davon aus und befeuchtete den so gewonnenen Haufen mit Wasser. Dann begann er den Lehm durchzukneten, und als dies geschehen war, formte er daraus ein rundes Gefäß. (Fortsetzung folgt.)

Eine Reise von Berlin nach Brandenburg im Jahr 1800

Heute eine kleine Bahnfahrt von 52 Minuten — damals ein lebensgefährliches Abenteuer.

„. . . Plötzlich hielt der Wagen im Finstern an. Ein Beherzter blickte hinaus . . "

Viele Leute loben die „gute" alte Zeit. Es gab keine Autos und keine Eisenbahn. Man blieb daheim, und da war es gemütlich. Aber manchmal kam es auch damals vor, daß man eine kleine Reise machen mußte, und dann hörte in der „guten" alten Zeit alle Gemütlichkeit auf. Hier ist ein vergilbtes Briefchen abgedruckt, in dem eine Reise von Berlin nach Brandenburg im Jahr 1800 beschrieben ist:

„Lieber Freund! Es wäre doch besser gewest, daß ich die unbequeme Reise nach Brandenburg nicht unternommen. Denke Dir: zehn Meilen mit den Pferden, durch Regen und Wind und immer in der Gefahr, von Räubern überfallen und erschossen zu werden. Meine Frau war entsetzlig aufgeregt und fragte jeden Augenblick: „Hast du die Pistolen?" Gegen abend hielt der Wagen im Finstern plötzlich an. Meine Frau schrie auf, und der Mitreisenden bemächtigte sich ein gleicher Schreck. Ein Beherzter blickte hinaus. Wir hielten auf der freien Landstraße. Es war aber nichts, als ein großes Loch im Pflaster. So trugen wir Steine herbei, um es zu füllen. Als wir Brandenburg endlich erreicht, fiel mir eine Last vom Herzen. Drücke beide Daumen, daß wir gesund nach Berlin zurückkehren!"

Der Sohn des Himmels

Von den alten japanischen Kaisern und dem jungen Kaiser Hiro-Hito.

Als der erste Kaiser der Japaner, Dschim-Mu, vor 2587 Jahren den Thron bestieg, war in Japan das Jahr 1 und heute, im Jahr 1927, ist in Japan wieder das Jahr 1, weil in diesem Jahr der neue Kaiser, Hiro-Hito, den Thron bestiegen hat. Mit jedem Kaiser fangen die Japaner eine neue Zeitrechnung an, und es waren im ganzen 124 Kaiser! Die japanischen Schulkinder müssen also zunächst die Namen der 124

Kaiser und ihre Geschichtszahlen auswendig lernen, aber außerdem hat noch jede Zeitperiode einen besonderen Namen. Die jetzige heißt Scho-Wa, das bedeutet die Zeit des Lichts und des Friedens. Wenn ein Japaner im Jahr 1927 geboren wird, so sagt man in Japan: Er ist im Jahr 1 Scho-Wa geboren.

Hiro-Hito, der neue Kaiser, trägt europäische Kleidung, fährt Auto, spielt Tennis und hat einen großen Teil seines Lebens in europäischen Ländern zugebracht. Trotzdem glauben heute noch viele Japaner, daß er kein gewöhnlicher Mensch, sondern ein Ururenkel der Göttermutter Ama-Terasu ist.

Die Legende berichtet, daß der erste Kaiser der Japaner, Dschim-Mu, im Himmel geboren wurde. Die Göttermutter Ama-Terasu gab ihm

Der erste Kaiser der Japaner stieg, der Sage nach, vom Himmel auf die Erde herab.

Hiro-Hito, der neue Kaiser der Japaner.

eines Tages ein Schwert und einen Bogen, und von einem goldenen Falken begleitet, stieg er die Himmelstreppe hinab auf die japanische Insel Hondo. Die Japaner riefen ihn zu ihrem Kaiser aus. Als er gestorben war, wurde sein Sohn der zweite Kaiser von Japan, und so ging es in gerader Linie fort bis auf den Kaiser Hiro-Hito. Weil sie von der Göttermutter abstammten, wurden die Kaiser von Japan mit höchsten Ehren behandelt. Kein Mensch durfte den Kaiser ansehen; wenn er eine Ausfahrt machte, mußten alle Leute die Straßen verlassen und alle Türen und Fenster geschlossen werden.

Heute ist es anders. Der Großvater des neuen Kaisers schon trug nicht mehr die langwallenden Staatsgewänder aus

schwerer Seide, sondern eine bequeme Jacke und Hose. Und sein Sohn Yoschi-Hito fuhr auf der Straße zwischen den Karren der Reishändler im offenen Wagen spazieren. Trotzdem wurde er nach der uralten Sitte von sechs schneeweißen Ochsen zu Grabe gefahren, und es wurde wie früher bestimmt, daß die Ochsen nachher keinen andern Wagen mehr ziehen dürfen, weil sie den Wagen des toten Kaisers gezogen haben, der ein Sohn des Himmels war. Und über dem Grab des Kaisers wird jetzt ein Tempel errichtet werden, wie über den Gräbern aller Söhne des Himmels.

So geht es, wenn man nur Erfindungen im Kopf hat

Stellt euch vor: Neulich war der Professor Pechmann zum Abendessen eingeladen. Um 10 Uhr verabschiedet er sich, aber es gießt wie mit Kübeln draußen. Der Gastgeber sagt: „Bei dem Wetter können Sie unmög-

„Uebernachten? Hm . . . da fällt mir ein . . ."

lich fort. Da müssen Sie schon bei uns übernachten." „Uebernachten?" sagt der Professor, „nehme ich gern an, aber . . . hm . . . da fällt mir ein . . ." Und schon ist er zur

„So, jetzt kann ich bei Ihnen übernachten."

Tür draußen, und der Gastgeber sieht ihn durch den strömenden Regen laufen. — Nach einer Stunde klingelt es. Der Gastgeber sieht nach. Da steht der Professor und hält in der Hand — sein Nachthemd, das er von zu Hause geholt hatte. „So", sagt er, „jetzt kann ich ja bei Ihnen übernachten." Das Nachthemd war auch gar nicht naß geworden, denn der Professor hatte — klug wie er ist — auf dem Rückweg seinen Regenschirm mitgenommen!

„Wer rollt den Ball in meine Grube?"

Ein lustiges Lauf- und Ballspiel, das ihr im Freien spielen könnt.

Freunde! Dieses Spiel stammt aus Rußland und wird so gespielt: In der Erde werden dicht nebeneinander so viele faustgroße Löcher gemacht, als Spieler mitmachen wollen. Jedem Spieler gehört ein bestimmtes Loch. In 10 Schritt Entfernung von den Löchern stellen sich die Spieler auf, und einer rollt den Ball in eines der Löcher. Der Spieler, dem das Loch gehört, läuft nun hin und nimmt den Ball aus dem Loch; unterdessen laufen die andern Spieler ebenso schnell auseinander. Sobald der Spieler den Ball in der Hand hält, ruft er „Halt!", und alle müssen sofort stehenbleiben. Nun wirft der Spieler mit dem Ball nach einem Mitspieler. Trifft er ihn, so darf der Getroffene den Ball wieder nach einem andern werfen. Wer aber fehlt, ganz gleich, ob er der erste, zweite oder dritte Werfer ist, scheidet aus dem Spiel aus, und der, den er verfehlt hat, darf im neuen Spiel den Ball wieder in eines der Löcher rollen. — Wenn er Pech hat, rollt er den Ball in sein eigenes Loch und muß nun selber rennen.

Onkel Otto.

Gusti und Pampe im Wettkampf um den allerfaulsten Witz

„Onkel Toldi," sagte Gusti zu mir, „paß mal auf. Zuerst mache ich einen Witz und dann der Pampe einen, und dann sollst du entscheiden, wer von uns beiden den faulsten Witz machen kann." Damit ging er zur Zentralheizung und stellte sie auf warm, dann auf kalt, immerzu auf warm und auf kalt. „Was machst du denn?" fragte ich ihn. — „Ich kann nicht anders," sagte er, „ich bin Lausitzer (Lau-Sitzer)!" — „Hahaha!" lachte Benjamin Pampe, ging zur Tür und strich mit einem Rotstift aus dem Wort Redaktör, das dort auf einem Schild stand, das ö aus. „Weißt du," sagte er, „ich bin nämlich Östreicher (Ö-Streicher)!"

Wer von den beiden hat nun den Weltrekord in faulen Witzen — hm?

Onkel Toldi.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

as — del — den — der — doh — e — ei — en — ga — gieß — gul — i — kan — le — li — mar — mie — ne — nie — pos — re — ta — te — te — te — teil — ur — weiß — sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Jede Reimzeile beschreibt ein Wort.

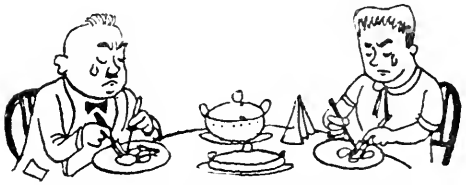
1. Ein Vogel ist es wohlbekannt;
2. Dichtungsart, die so benannt;
3. Kleidungsstück, das Mädchen kennen;
4. Als Frauennamen hört man's nennen;
5. Einen Schiedsspruch bei Gericht;
6. Der Lehrer gibt's dem Bösewicht;
7. Homer weiß viel davon zu sagen;
8. Der Gärtner muß es häufig tragen;
9. Der Teil des Ei's, den wir oft schlagen;
10. Ein Los, wer's hat, wird immer klagen;
11. Als Münzart wird es oft genannt;
12. Als Wasservogel ist's bekannt.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 14.

1. Daumen. 2. Irene. 3. Europa. 4. Mandarine. 5. Elbe. 6. Igel. 7. Sirup. 8. Toga. 9. Ehrenwort. 10. Reigen. 11. Sacharin. 12. Isaak. 13. Norden. 14. Gudrun. 15. Erwin. 16. Rhabarber. 17. Vogel. 18. Omnibus. 19. Niederlande. 20. Narzisse.

Die Meistersinger von Nuernberg.
Richard Wagner.

Fridolins Lachkabinett



Hänschen (zu einer kleinen Freundin): „Weißt du, Inge, wenn ich unartig war, müssen meine Eltern zur Strafe immer allein zu Mittag essen."

*

„Ich verkaufe jetzt Musikinstrumente. Gestern habe ich allein 1000 Stück verkauft."

„Was du nicht sagst! Klaviere?"

„Nein, Grammophonnadeln."

*

Lehrer: „Aber Karl, was machst du denn auf dem Tisch?"

Karl: „Ich habe meinen Radiergummi vergessen und deshalb muß ich mit meinem Gummiabsatz radieren."

Wolfgang macht die Bekanntschaft eines Kapitäns. Er fragt ihn: „Haben Sie schon einen Walfisch gefangen?" — „Nein, mein Junge!" — „Ist Ihr Schiff schon einmal auf einer Klippe gestrandet?" — „Auch das nicht, mein Junge!" — „Dann möcht' ich bloß wissen," sagt Wolfgang, „wozu sind Sie denn eigentlich Kapitän?"

*

„Deine Klassenarbeit, Karl, ist aber miserabel ausgefallen."

„Ja, der neben mir kann aber auch gar nichts."

*

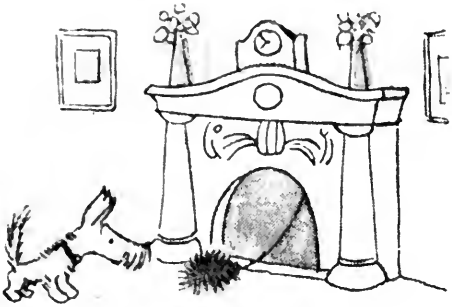
Fritz beim Fleischer: „Mutter läßt sagen, die letzte Kalbsleber war sehr gut, und Sie möchten ihr noch eine von demselben Kalb schicken."

*

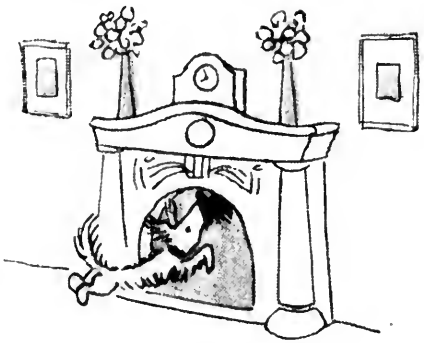
„Sag mal, Karl, was würde wohl geschehen, wenn ihr eine Schüssel voll Aepfel bekämt und müßtet sie untereinander teilen?"

Karl: „Die Schüssel ginge kaputt."

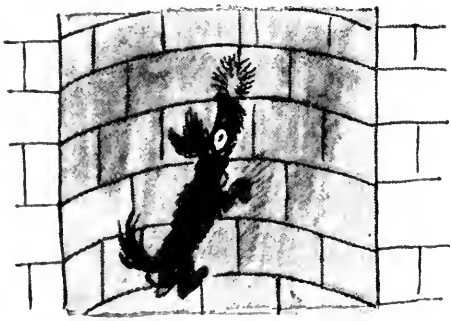
Schlupp als Neger



Schlupp hebt den Schwanz. Schlupp spitzt das Ohr.
Schlupp sinnt: „Was kriecht denn da hervor?"
Es schiebt sich durch die Ofentacheln
Ein fremdes schwarzes Tier mit Stacheln.



Doch Schlupp ist mutig und er faßt
Mit seinen Zähnen nach dem Gast.
Der merkt wohl was und will entfliehn.
Schlupp packt ihn grad noch im Kamin.



Schlupp hat sich an ihm festgebissen
Und wird mit ihm emporgerissen
Durch eines Schornsteins schwarze Windung.
Welch eine schaurige Empfindung!

Und schwärzlich wie ein Hundemohr,
Taucht unser Schlupp zum Licht empor.
Das Tier, mit dem er aufgeschwebt,
War — eine Bürste, die nicht lebt.

Der Schornsteinfeger greift voll Schrecken
Und voller Zorn nach einem Stecken.
„Fort!" ruft der fremde böse Mann!
Und Schluppchen läuft, so schnell er kann.

Auch Onkel Toldi, welch' Malör!
Kennt seinen treuen Hund nicht mehr.
„Mach', daß du forttommst, Hundemohr!
Sonst packt dich unser Schlupp am Ohr!"

Herausgeber: Peter Pfeffer, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: W. W. Bechtle, Berlin. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 16.
6. Jahrg.
1. Maiheft.
Berlin.

Preis 15 Pfennig.

Beim Schildemaler in einem Massaidorf in Ostafrika. (Lest den Artikel „Im Lande der Massai“ auf Seite 4—6.)

„Sir, wollen Sie ein niedliches weißes Kaninchen kaufen?"

Eine Anekdote von Mathilde Weil.

Lord Robert Pellham, ein Herr vom Hofe der Königin Elisabeth von England, hatte die Gewohnheit, zu Fuß nach seinem zwei Meilen vor London gelegenen Schloßgut zu gehen. Eines Winterabends, als es sehr früh dunkelte, trat dem Lord auf freiem Feld ein zerlumpter Mann entgegen, der ein kleines Körbchen in der Hand hielt.

„Sir, wollen Sie ein niedliches weißes Kaninchen kaufen?" fragte der Mann.

„Danke, ich brauche keines!" erwiderte Lord Pellham und wollte weitergehen. Aber der Mann vertrat ihm den Weg.

„Mylord, weigern Sie sich nicht, dieses Kaninchen zu kaufen!" rief der Mann in drohendem Ton und hielt dem Lord eine Pistole vor die Brust.

„Unter diesen Umständen muß ich wohl das Kaninchen kaufen!" meinte der Lord kaltblütig. „Was soll es denn kosten?"

„Tausend Pfund, Mylord!" sagte der Mann, die Pistole noch immer drohend auf Sir Pellham gerichtet.

„Ein teures Kaninchen!" lachte der Lord, „soviel Geld habe ich nicht bei mir!"

„Das tut nichts zur Sache!" sagte der Räuber, „daran habe ich schon gedacht und Pergament, Tinte und Feder mitgebracht. Eure Unterschrift, werter Lord, genügt! Die Bank von England zahlt mir gern auf Eure Unterschrift tausend Pfund! Weh' Euch, wenn Ihr mich aber verratet!" Nun unterschrieb der Lord, ohne mit der Wimper zu zucken, das ihm vorgelegte Papier. Worauf der Mann sehr höflich grüßte und verschwand. —

Zehn Jahre waren seit dieser merkwürdigen Begebenheit vergangen, als der Lord eines abends durch die Straßen von London schlenderte und plötzlich einen sehr eleganten, strahlend beleuchteten Juwelierladen bemerkte. Er trat näher, besah die schönen Perlen und Edelsteine, denn der Lord war leidenschaftlicher Sammler. Dabei warf er einen Blick durch das Schaufenster in das Innere des Ladens und war nicht wenig erstaunt, als er in dem Juwelier, der hinter dem Ladentisch stand, den Räuber mit dem Kaninchen erkannte.

Nun sann der Lord Tag und Nacht darüber nach, wie er wieder zu seinen tausend Pfund gelangen könnte. Und er hatte endlich eine glänzende Idee. Er betrat eines Tages rasch den Laden des Juweliers. „Sir!" redete er den Ladeninhaber an und hielt ihm ein kleines Körbchen und zugleich eine Pistole vor, „wollen Sie ein niedliches weißes Kaninchen kaufen?"

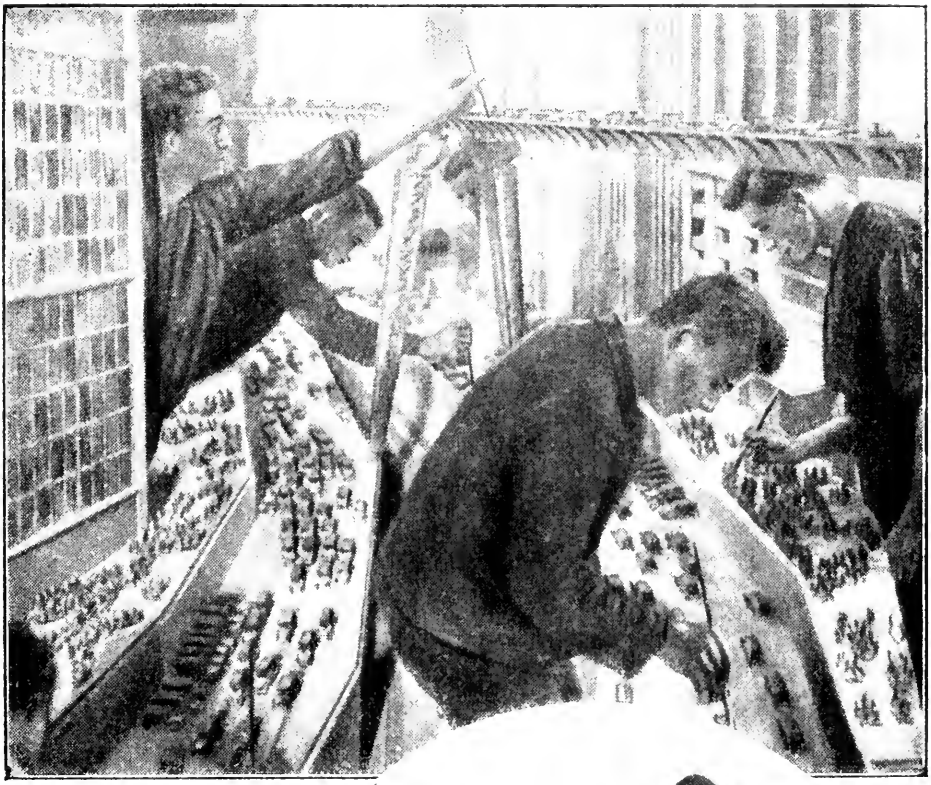
Der Juwelier warf sich vor dem Lord auf die Knie. „Verzeihen Sir mir, Mylord! Hier ist meine Brieftasche. Nehmen Sie sich Ihre tausend Pfund zurück! Ihr Geld verhalf mir zur Gründung dieses Juwelengeschäftes! Nehmen Sie noch weitere tausend Pfund und schenken Sie sie den Armen!"

„Gut," sprach der Lord, „die weiteren tausend Pfund schenken wir dem Londoner Waisenhaus. Ueber Ihre Uebeltat habe ich bis heute geschwiegen und ich verspreche Ihnen, daß die Welt erst nach unserm Tode die Entstehung unsrer Freundschaft erfahren soll."

Man muß sich zu helfen wissen

Wie die Filmregissöre Weltstädte bauen und Seeschlachten schlagen

Vor kurzem wurde ein Film vorgeführt, der in einer Weltstadt der Zukunft spielte. Die Wolkenkratzer waren in dieser Stadt noch viel gewaltiger als in New York, und die Autos liefen in Schwärmen durch die Straßen, von denen jede ein ganzes Tal war. „Wo gibt es diese Riesenstadt?" hat man mit Staunen gefragt. „In meinem Atelier," antwortet der Filmregisseur. Er hat dort eine Spielzeugstadt aufgebaut. Die Wolkenkratzer sind aus Pappe und die Autos halb so groß wie eine Streichholzschachtel. Die Autos werden von den Filmarbeitern — wahren Riesen in der Zwerg-Weltstadt — mit Stäbchen durch die Straßen geschoben; immer um einen Zentimeter weiter, dann wird photographiert, dann wieder geschoben und wieder photographiert. Es geht in der Spielzeugstadt im Schneckentempo zu. — Die Seeschlacht aus dem Altertum, bei der auf



Phot. Ufa.

Wie man eine Phantasiestadt filmt: Die Wolkenkratzer und Autos sind in Wirklichkeit Kinderspielzeug. Die kleinen Autos werden von den Filmarbeitern mit Stäbchen Zentimeter um Zentimeter vorgeschoben und immer wieder photographiert.

der Leinwand die stolzen Fregatten über das wogengepeitschte Meer fahren, wird in Wirklichkeit — auf einem Goldfischteich im Garten geschlagen. Die Schiffe sind kleine Modelle, und in der Nähe steht ein Propeller und macht den Sturm. Bei einer solchen Filmseeschlacht kann sich der Regisseur den schönsten Schnupfen holen.

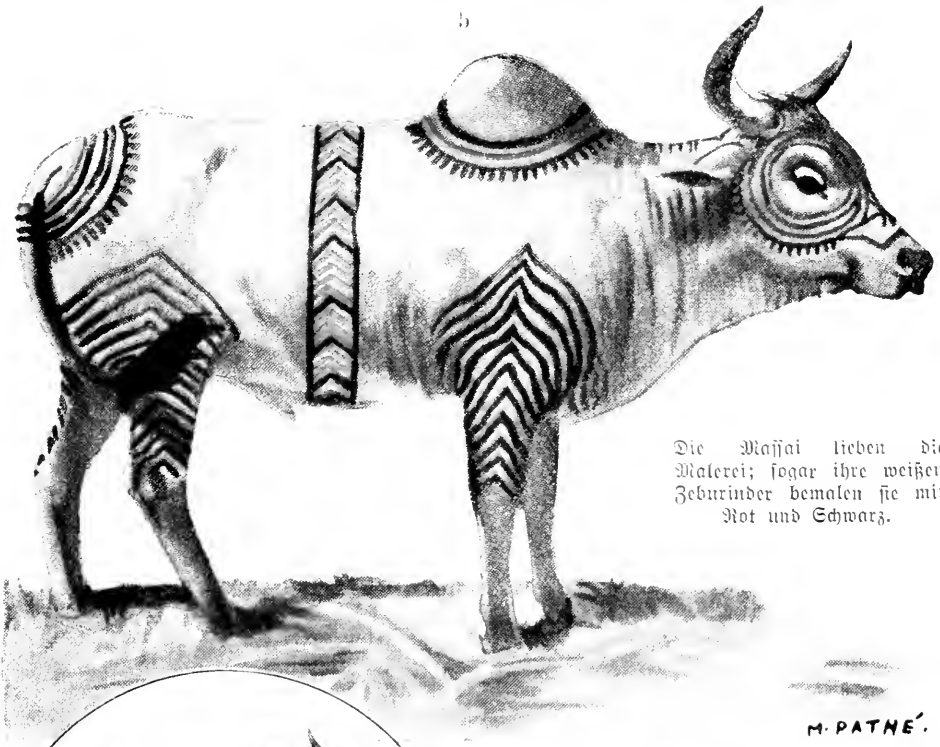
Ein gewaltige Seeschlacht kann man mit kleinen Schiffsmodellen auf dem Goldfischteich im Garten schlagen.

Im Lande der Massai

Bei den Kriegern, Löwenjägern, Schmieden und Schildemalern

Ein Engländer war nach Ostafrika gereist und wollte die berühmten Massai kennen lernen. Eines Tages kam ein Lager der Massai in Sicht. Der Engländer schickte seinen Diener hin und ließ den Wilden sagen, sie sollten zu ihm herankommen. „Sage dem weißen Mann," gaben die Massai dem Diener zur Antwort, „wenn er etwas von uns will, dann muß er zu uns kommen." Da schrieb der Engländer in sein Notizbuch: „Kein Volk der Erde ist so stolz wie die Massai," ging zu den Massai und bot ihnen eine schöne Flinte an. Die Massai lehnten ab; ihre Speere wären besser. Sie zeigten dem Lord einen Speer. Er hatte eine meterlange schmale Klinge. Unten war ein Eisenstab und in der Mitte ein kurzer Handgriff aus Holz. Der Engländer wollte ihn kaufen, aber die Massai wollten kein Geld; der Speer kostete — einen Ochsen. „Wo laßt ihr die schönen Speere schmieden?" — „Bei uns im Dorf," antworteten die Massai. Und sie erzählten ihm von einem weißen Kaufmann, der einmal einen Speer von ihnen kaufte. Er nahm den Speer nach Europa mit und ließ in einer Fabrik 100 solche Speere herstellen. Mit den 100 Speeren kam er zurück und wollte 100 Ochsen dafür haben. „Aber," erzählten die Massai, „wir konnten ihm keinen Ochsen ge-

Der Stolz des jungen Massaikriegers ist, einen Löwen mit dem Speer zu töten und das Löwenhaar in seinen Kopfschmuck zu flechten.



Die Massai lieben die Malerei; sogar ihre weißen Zeburinder bemalen sie mit Rot und Schwarz.

Die Massaikinderstube ist — der Ziegenstall. Neben den Zicklein trinkt der kleine Massai die Milch vom Euter der Ziege.

ben, denn kein einziger von seinen Speeren war richtig ausbalanziert. Beim einen war die Klinge zu schwer, beim andern der Schaft." Die Massai nahmen den Engländer mit in ihr Dorf in der Steppe. Große Herden von Zeburindern weideten in der Umgegend. Der Engländer sah, wie die Speere geschmiedet wurden, und noch viel mehr. Alles machen die Massai selber.

Eine Massaifrau mit dem reichen Hals- und Armschmuck, der von den geschickten Silberschmieden der Massai gearbeitet wird.

Ihre Kleider weben sie selber und ihre großen Ochsenhautschilde bemalen sie mit den drei Farben Rot — Weiß — Schwarz, die sie aus Blut, Knochenmehl und Kohlenstaub herstellen. Auch der prachtvolle Hals- und Armschmuck der Frauen, der aus Silberdraht gearbeitet ist, und der Schmuck der Männer, eine wilde Mähne aus Straußenfedern und Löwenhaar, die die Massaikrieger um den Kopf binden, wird im Massaidorf hergestellt. „Wir brauchen die Hilfe der Fremden nicht," sagen die Massai. Der Engländer sah auch eine Massai-Kinderstube. Es war der Ziegenstall. Die kleinen Kinder trinken neben dem Zicklein am Euter der Ziegenmutter. „Viel Milch macht stark und mutig," sagen die Massai. Später kommt der junge Massai in eine Art Kaserne und wird im Speerwerfen und Bogenschießen unterrichtet. Er ist nun ein junger Krieger, und sein Stolz ist, mit dem Speer einen Löwen zu töten. Dann bekommt er das Löwenhaar in seine Schmuckmähne eingeflochten und ein Wappen auf den Ochsenhautschild gemalt. Auf das Malen legen die Massai großen Wert; sogar ihre weißen Zebu-Rinder bemalen sie mit ihren Lieblingsfarben. Später baut der Massai eine Hütte, nimmt eine Frau seines Stammes und wird Viehzüchter. Die Massai sind, obwohl sie eine schokoladenbraune Hautfarbe haben, keine Neger; sie sind aus Arabien eingewandert.

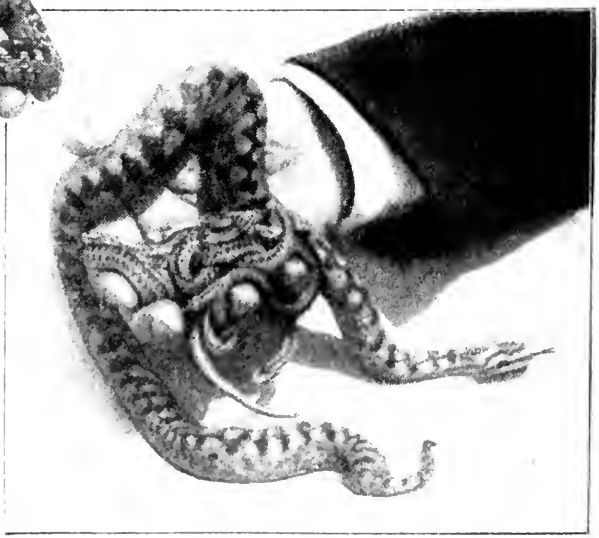
Meine Kreuzottern beißen nicht

Auch eine giftige Schlange wird ein Freund des Menschen, wenn man sie zu behandeln versteht

Nie hat man es anders gehört, als daß die giftigen Kreuzottern gefährliche und zornige Geschöpfe sind. Nun seht euch hier die beiden Bilder an: da ruhen die gefährlichen Kreuzottern auf meiner Hand; einmal ist es eine Mutter mit ihren Jungen, auf dem andern Bild ist es ein schönes bunt gezeichnetes Männchen. Alle haben sie Giftzähne, aber sie benutzen sie nur, um Mäuse zu vertilgen — darin leisten sie mehr als Hauskatzen. Und sie sind beinahe ebenso zahm wie diese und denken hier auf der Hand ebensowenig an's Beißen, wie Katzen daran denken, ihrem Pfleger die Augen auszukratzen, wenn er sie auf den Schoß nimmt. Dies alles hat sich ganz allein daraus ergeben, weil ich die

Meine Lieblingsotter — ein besonders schön gezeichnetes Männchen.

Schlangen in einem stark geheizten Behälter hatte. Da können sie sich wärmen und fühlen sich wohl; das ist das Geheimnis, wie ich meine Giftschlangen „verzaubert" habe. Ein Tier — auch eine Giftschlange — ist niemals böse von Natur. Wenn man es so zu behandeln versteht, daß es sich wohlfühlt, so wird es ein Freund dessen, dem es das Wohlgefühl zu verdanken hat. S. A. Sure.



Sie denken nicht daran, zu beißen! Die Kreuzotter-Mutter mit ihren Jungen fühlt sich auf der warmen Hand ihres Pflegers sehr wohl.

Robinson in der Wüste

Die abenteuerliche Geschichte eines Jungen, der sich in der Wüste verirrte.

Von Max Kirsch.

(11. Fortsetzung.)

Aber zu seinem höchsten Verdruß brach das Gefäß immer wieder auseinander oder schrumpfte zusammen, weil der Lehm bald zu trocken, bald zu feucht war.

Doch er gab es nicht auf, mischte etwas Sand in die Knetmasse und versuchte es immer von neuem. Nach vielen Enttäuschungen brachte er endlich einen Topf zustande, der zwar nicht sehr schön aussah, aber wenn er hart wurde, sicherlich zu gebrauchen war. Er stellte dann noch drei flache Teller her, die etwas leichter zu formen waren, aber als er seine Kunstgegenstände der Sonne aussetzte, damit sie trockneten, mußte er zu seinem Leidwesen erleben, daß sie Risse bekamen. Er weinte fast vor Wut, warf alles hin, trat mit den Füßen darauf und ging traurig in die Höhle zurück. Doch am nächsten Morgen fing er wieder an, und schließlich erreichte er es, daß er den Topf und die drei Teller festgetrocknet vom Boden aufheben und seiner Mutter zeigen konnte.

In diesem Zustand waren sie jedoch nicht zu gebrauchen. Sie mußten erst hartgebrannt werden. Das wußte Wartan, der in Adana schon Töpfer bei der Arbeit gesehen hatte. So machte er denn in der Räucherkammer ein Feuer und stellte zur Probe erst einen Teller hinein. Er zersprang in der Glut, der zweite blieb ganz und wurde hart. Aber am besten gelang ihm der dritte, den er schon aufgegeben hatte, weil das angehäufte Brennmaterial ausging und er im letzten Augenblick, als das Gefäß schon rotglühend geworden war, schlecht ausgetrocknetes Steppenkraut auflegen mußte, dessen Feuchtigkeit Wasserdämpfe bildete und die Glut zu ersticken drohte. Doch wie groß war sein Erstaunen, als er diesen dritten Teller in der Hand hielt und feststellen konnte, daß er von einer harten Glasur überzogen war, die ihm ein schönes Aussehen gab und ihn vor allem wasserdicht machte. Das bewog ihn, mit dem Topf, der ihm am meisten am Herzen lag, das gleiche Experiment zu wagen.

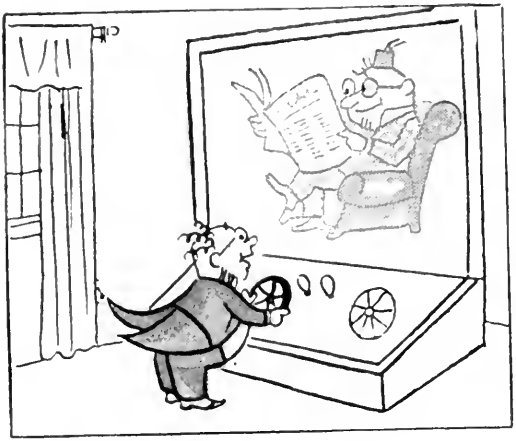
Als das Gefäß rotglühend geworden war, warf er wiederum von dem feuchten Steppenkraut ins Feuer. Es zischte ordentlich, so daß der Topf ganz in Dampf gehüllt wurde und Wartan große Angst um ihn hatte. Aber siehe da — der Topf blieb heil und strahlte, als er sich langsam abgekühlt hatte, in derselben Glasur wie der Teller. Das war eine Freude! Wartan fühlte sich wie beschenkt. Seine Mutter aber wußte gar nicht, was sie dazu sagen sollte, so glücklich war sie über die Klugheit ihres Sohnes.

Natürlich hatte dieser keine Ahnung, warum das einfache Steppenkraut eine solche Wirkung auf die gebrannten Tongefäße ausübte. Dazu hätte er einiges über Chemie wissen müssen. Immerhin war die Sache sehr einfach. Die Steppenkräuter enthielten viel Salz. Dieses verdampfte in der Glut, traf mit dem Wasserdampf zusammen, der den feuchten Pflanzen entstieg, und setzte sich so in Salzsäure und Natron um. Diese Stoffe bildeten dann mit der kieselsauren Tonerde, aus der die gebrannten Gegenstände bestanden, jenes Glas, das in einer feinen Schicht ihre Oberfläche überzog.

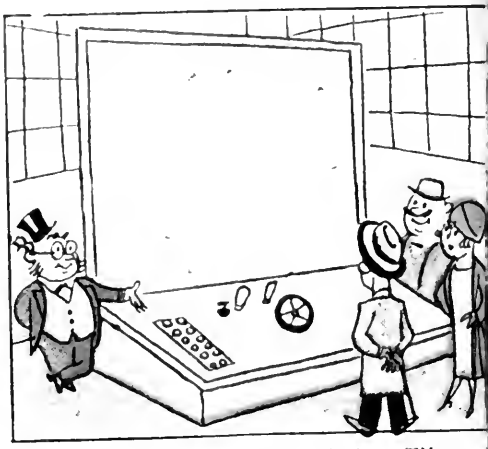
Nach diesem Erfolg stellte Wartan noch zwei weitere Töpfe und auch zwei becherähnliche Trinkgefäße her. Einen größeren Krug, mit dem er sich besondre Mühe hatte geben müssen, dessen Glasur ihm aber mißlang, benutzte er als Wasserbehälter. Da er porös geblieben war, schwitzte die Flüssigkeit langsam durch seine Wände hindurch. Doch dies war kein Schaden, denn durch die fortwährende Verdunstung um den Krug herum, wurde sein Inhalt angenehm gekühlt. Er diente nun als Filter, und das Wasser, das an ihm herabtropfte, war schön kalt und klar. Wartan hing das Gefäß an einer erhöhten Stelle auf und stellte einen der dichten Töpfe darunter, in dem sich das kühle Naß dauernd ansammelte.

Mit dem neuen Geschirr kochte nun die Mutter eine ganze Reihe neuer Gerichte. Das war sehr angenehm, aber durch diese Verbesserung empfanden sie bald umsomehr den völligen Mangel an pflanzlicher Nah-

Wie Professor Pechmann



Pechmann ist stolz: Nun ward zur Tat
Endlich der Fernseh-Apparat.
Hurra! Nun braucht man bloß zu dreh'n —
Und kann die fernsten Menschen seh'n.



Und Pechmann spricht mit stolzen Mienen:
„Dies Werk soll nun der Menschheit dienen!
Man schaltet ein und wartet still:
Dann zeigt sich, was man sehen will."

Sie geht. Ein andrer schaltet ein:
„Der Ober fälscht ja meinen Wein!"
So ruft der Gastwirt wütend aus
Und eilt zu jenem schnell nach Haus.

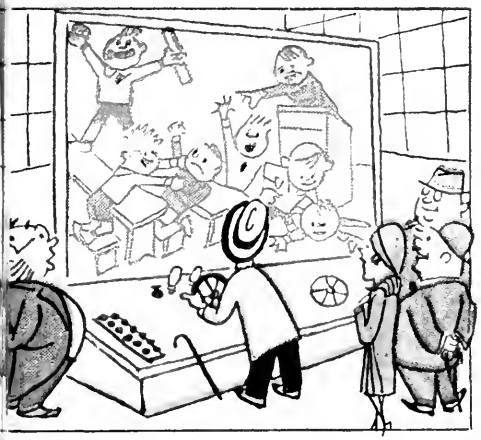
Er wird vom Kaufmann abgelöst;
Der sieht sein Personal: es döst.
Er eilt. Doch Pechmann grübelt bang:
Ob die Erfindung nicht mißlang?

---

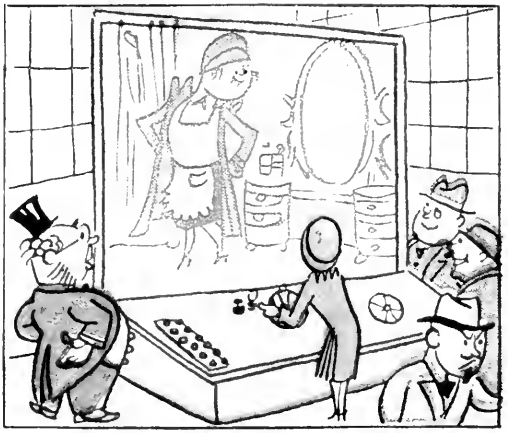
rung. Die Gerste war zum größten Teil aufgebraucht und den Rest hielten sie noch als eisernen Bestand für ihre Wanderung nach Süden zurück. Das ewige Fleisch wurde ihnen zuwider, am meisten das der Schildkröten, von dem Wartan trotz seines guten Geschmacks kaum mehr essen konnte. Sie sehnten sich nach einer frischen Pflanzenkost, ihr ganzer Körper verlangte danach, und schließlich begann ihre Gesundheit darunter zu leiden. Besonders Wartan kaute oft grüne Schilfstengel, die süßlich schmeckten, aber hart und ungenießbar waren.

„Wenn ich doch nur einen schönen Salat

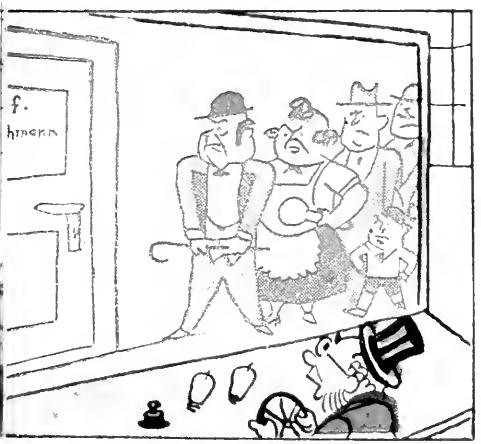
n Radiofernseher erfand!



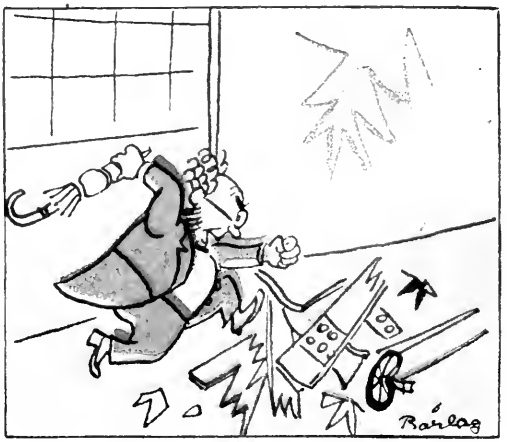
„Laßt schau'n, was meine Klasse macht!",
Spricht der Herr Lehrer mit Bedacht.
Man sieht, wie sich die Jungen zanken.
Er geht. — D i e können sich bedanken!



„Was tut die Köchin jetzt allein?"
Fragt Frau von Schmidt, und schaltet ein.
Die Köchin steht vor'm Spiegel leider,
Und sie probiert der Hausfrau Kleider.



Er schaltet sich nun selber ein
Und fängt vor Schrecken an zu schrein.
Denn alle, die er so enthüllt,
Stehn vor der Tür schon zornerfüllt.



Und diesmal sieht er selber ein:
Daran wird niemand sich erfreun.
Krach, krach. Es saust des Schirmes Krücke.
Er schlägt den Apparat in Stücke.

bekommen könnte," klagte er eines Tages, als er mit geringem Appetit an einer Springmauskeule nagte.

Da machte sich seine Mutter auf die Suche nach grünen Kräutern. Sie waren spärlich vorhanden und wuchsen nur in unmittelbarer Nähe des Wassers. Was sie finden konnte, brachte sie nach Hause. Dort machte sie davon spinatähnliche Kochproben, die sie in geringer Menge kostete. Die meisten dieser Pflanzen schmeckten bitter und waren nicht zu genießen. Eine Art verursachte ihr sogar heftige Magenschmerzen mit Erbrechen, so daß sie fast fürchtete, an Vergiftung zu

sterben. Sie hatte große Angst und glaubte schon, ihren Sohn nicht mehr wiedersehen zu können. Er war mit Tilki unterwegs. Aber als er gegen Abend zurückkam, hatte sie sich bereits erholt und ließ von ihren Leiden nichts merken. Am nächsten Tag war sie wieder vollkommen gesund und setzte mit etwas größerer Vorsicht ihre Versuche fort. Da fand sie am Uferrand im Wasser ein hohes Gras mit kleinen Aehren, die einen hellgelben, mohnkorngroßen Samen enthielten. Sie kochte diese glänzenden Körnchen auf und war freudig überrascht von dem sehr angenehmen Geschmack der daraus entstandenen Suppe. Als sie merkte, daß der Genuß keinerlei Beschwerden verursachte, sondern im Gegenteil ihr Wohlbefinden steigerte, bereitete sie ihrem Sohn aus diesem Grassamen einen ganzen Teller voll Grütze. Jene Mahlzeit wurde zu einem richtigen Fest, und die Folge davon war, daß Wartan eine neue Beschäftigung hatte. Er suchte tagelang nach dieser heilsamen Nahrung und hatte bald einen Vorrat davon geerntet. Dabei mußte er oft ins Wasser steigen. Aber das machte ihm Freude. Schon seit der Rückkehr zum Hügel lief er fast nackt herum. Er war am ganzen Körper braun gebrannt und fühlte, wie er jeden Tag stärker wurde, wie seine Muskeln sich entwickelten und sein Selbstvertrauen stieg.

In der Missionsschule hatte man ihm die Anfangsgründe im Schwimmen beigebracht. Aber aus Angst vor den Neckereien seiner Kameraden hatte er sich auch davor meist gedrückt. Doch jetzt lockte es ihn, über den Fluß zu schwimmen und das andre Ufer zu erforschen. Erst übte er sich im Durchschwimmen kleinerer Strecken und wurde so immer sicherer, bis er sich eines Tages in die Strömung hineinwagte. Er wurde ziemlich weit abgetrieben, kam aber dennoch gut hinüber. Nach einer kurzen Ruhepause schwamm er zurück und landete bei der Terrasse vor ihrer Höhle. Seine Mutter war nicht wenig erschrocken, als sie ihn plötzlich aus den Fluten emporsteigen sah, doch sie beruhigte sich, nachdem sie bemerkt hatte, daß das Wasser für ihn keine Gefahr mehr bedeutete. Ihre stete Sorge, er könnte bei seinen Streifzügen ins Wasser fallen und ertrinken, war nun vorbei, und sie freute sich sehr, als er ihr nun auch die Grasähren von dem andern Ufer brachte. Sie hatte herausgefunden, daß man den Samen mahlen und daraus kuchenartige Gerichte backen konnte. Leider aber wuchsen die Grasähren nur sehr spärlich, und es war vorauszusehen, daß ihr Vorrat bald zu Ende sein würde.

Doch da ereignete sich eines Tages etwas ganz Seltsames, was sie aller Nahrungssorgen enthob. Es war mittlerweile Herbst geworden, und in der Steppe erhoben sich jetzt des öfteren Winde, die die vollkommen ausgetrockneten Stachelkräuter ausrissen und in einem wilden Treiben über die weite Fläche wehten. Wenn diese Winde aus Osten kamen, flogen die Pflanzenkugeln, die die Araber „Windhexen" oder „Steppenläufer" nannten, haufenweise in das trockene Flußbett vor dem Hügel hinab, und Wartan brauchte nicht mehr weit nach Brennmaterial zu laufen.

Als nun wieder einmal ein solcher Aufruhr in der Steppe herrschte, wurde auch eine merkwürdig knollige Pflanze, deren Oberfläche warzig und netzartig zerrissen war, in großen Mengen herangeweht. Je weiter der Wind sie hinwegtrieb, umso mehr fiel sie auseinander, und bald war der ganze Boden im Flußbett von ihren Bruchstücken bedeckt. Als Wartan, der jetzt ebenfalls alles auf seine Genießbarkeit prüfte, eines davon zerkaute, schmeckte es mehlig und fast wie Brot. Nun machte er seine Mutter darauf aufmerksam, die es bald erprobte, daß man sie auch zermahlen und zum Backen benutzen konnte. Nachdem sie ohne üble Folgen von einem daraus hergestellten Brot gegessen hatten, sammelten sie nun beide von dieser Speise, die vom Himmel gefallen zu sein schien.

Es war das Manna, das einst die Israeliten nach ihrem Auszug aus Aegypten in der Wüste vor dem Verhungern gerettet hatte.

Nun brauchten unsre beiden Höhlenbewohner keine Not mehr zu leiden. Von dem gesammelten Manna konnten sie monatelang leben.

8. Kapitel.

Jägerfreuden und -Leiden.

Auch Tilki, der Schakal, brauchte nicht zu hungern. Er bekam so viel zu fressen, daß er erstaunlich rasch heranwuchs.

Je stärker er wurde, desto mehr nahm auch seine Geschicklichkeit im Aufspüren und Fangen der Springmäuse zu. Bald war das ganze Gebiet um den Hügel herum frei von diesen Nagetieren, und Wartan mußte seine Streifzüge etwas weiter in die Steppe

Das Ungetüm hatte Tilki am Bein gepackt; da eilte Wartan zu Hilfe.

hinein ausdehnen. Er war ein richtiger Jäger geworden. Seine Gewandtheit wurde von Tag zu Tag größer und damit auch ein gewisses Draufgängertum, das ihn stark und mutig machte, ihn aber an einem schönen Morgen in eine gefährliche Lage brachte. Das kam so:

Er war mit Tilki früh ausgezogen und erforschte zum erstenmal eine Gegend, in der er viele Springmaushöhlen fand. Darunter eine, die besonders groß war und ihn vermuten ließ, daß die darin hausende Springmaus auch eine dementsprechende Größe haben mußte.

„Die werde ich als erste fangen," sagte er sich und begann sofort den Höhleneingang zu erweitern. Aber merkwürdigerweise schien Tilki, der bei einem solchen Unternehmen immer freudig aufgeregt war, diesmal kein Vergnügen daran zu haben. Er hielt sich geradezu ängstlich von dem Loch entfernt, und es schien so, als wollte er jeden Augenblick entsetzt davonlaufen. Doch der Wille seines jungen Herrn hielt ihn zurück. Vergebens flehte Tilki ihn mit seinen angsterfüllten Blicken an, er möchte das Graben sein lassen. Wartan achtete nicht darauf. Die fette Beute reizte ihn zu sehr. — Da geschah etwas Unheimliches! —

Als der Knabe sich bückte, um die gelockerte Erde wegzuschaufeln, tauchte plötzlich zu seinem gewaltigen Schrecken aus dem Loch ein dicker Drachenkopf hervor. Mit wütendem Zischen öffnete er den mit vielen scharfen Zähnen bewehrten Rachen und stieß eine lange gespaltene Zunge heraus. Wie von einem elektrischen Schlag getroffen, warf sich Wartan zurück. Aber da schoß das Ungeheuer ganz aus seiner Höhle hervor. Es war keine Schlange, sondern lief auf vier kurzen Beinen wie ein Krokodil. Mit Hilfe seines starken Schwanzes schnellte es in einem großen Satz empor, um Wartan ins Gesicht zu springen. Er hatte noch so viel Geistesgegenwart, sich zur Seite fallen zu lassen, und die boshafte Echse sauste an ihm vorbei. Aber obwohl Wartan jetzt rasch emporsprang, mußte er befürchten, daß sie ihn im nächsten Augenblick von hinten packte. Mit einem Ruck wandte er sich um und sah, wie das Landkrokodil ihn von neuem angreifen wollte. Doch noch ehe es wieder hochspringen konnte, warf sich der Schakal, der erst ängstlich zurückgewichen war, tapfer auf das gefährliche Tier und faßte es zwischen den Hinterbeinen am Rückgrat. Unter wütendem Pfeifen krümmte sich nun die Echse — es war ein Wüstenwaran —, um sich aus dem scharfen Gebiß des unerwarteten Angreifers zu befreien. Aber Tilki ließ nicht los. Mit Aufbietung seiner ganzen Kraft grub er seine starken Zähne immer tiefer in den Rücken der Riesenechse ein. In wildem Schmerz warf sich das Un-

tier hin und her und schließlich gelang es ihm, einen Hinterschenkel des Steppenhundes zu packen. Aber Tilki gab den Kampf nicht auf. In diesem Augenblick kam Wartan zu Hilfe und stieß sein Messer in den Hals des Warans. Aber die Echse hatte eine gepanzerte Haut und ein zähes Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stolz seiner Schüler

Bei dem Schullehrer Dr. Peltzer in Wickersdorf

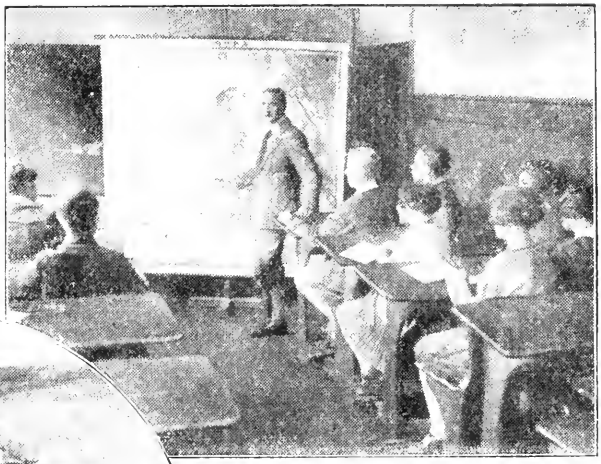
Im Thüringer Wald liegt das Dorf Wickersdorf; dort ist eine berühmte Schule. Jungen und Mädel sind in der Schule, und die Lehrer sind ihre Kameraden, zu denen sie über alles reden können, was sie denken. In dieser Schule werden alle Lehrer von ihren Schülern geliebt. Aber einer ist da, für den ginge man durchs Feuer: Doktor Peltzer, der weltberühmte Läufer.

Der Schullehrer Doktor Peltzer bei seinem Wettlauf, in dem er den Weltmeister Nurmi besiegte.

Nach dem Sieg über den Weltmeister Nurmi: wie Dr. Peltzer von seinen Schülern stolz umhergetragen wurde.

Schon früher, als er noch nicht so berühmt war, hatten ihn alle besonders lieb. Meistens gab er seinen Unterricht draußen im Wald. Da wurde botanisiert und geturnt und Holz gehackt, da wurden Tiere beobachtet, Bilder gemalt und Theaterstücke aufgeführt, und der Doktor Peltzer machte immer selber mit. Aber für den Schnellauf hatte er eine besondre Vorliebe. Da kamen seine Jungen und Mädel nun

allerdings nicht mehr mit. Und dann war der große Tag, an dem der Doktor Peltzer in Berlin den schnellsten Läufer der Welt, Nurmi, im Mittelstrecken-Lauf besiegte. Nach dem Sieg hoben ihn seine Schülerkameraden auf die Schulter, trugen ihn umher und waren stolz auf ihn. Die Amerikaner aber boten Doktor Peltzer viel Geld, wenn er zu ihnen kommen wollte. Aber er hat geant-



Dr. Peltzer mit seiner Schulklasse. Wenn ihn nicht das Wetter zwingt, in der Schulstube zu bleiben, geht er mit seinen Schülern ins Freie.

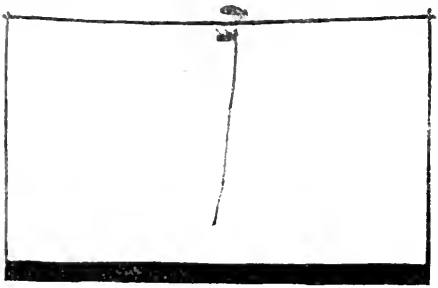
wortet, daß sie ihr Geld behalten sollten, er wollte seine Kameraden in Wickersdorf behalten. Dabei blieb es, und er hat es nie bereut.

Pflanzenkunde-Unterricht auf der Wiese: Dr. Peltzer zeigt seinen Schülern die Pflanzen lieber da, wo sie wachsen, als im Lehrbuch.

Im Flohzirkus

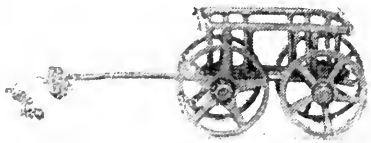
Ein kleiner Mann, der alles kann.

Der Floh ist im allgemeinen unbeliebt, und doch lohnt es sich, ihn einmal aus sicherer Entfernung „näher" kennen zu lernen. Das kann man im Flohzirkus tun. Wenn ein Mensch so hoch springen könnte wie ein



Der Floh kann nicht nur über das Seil, sondern auch unter dem Seil laufen.

Floh, dann müßte er etwa so hoch springen, wie das Ulmer Münster ist! Dieses Riesensprungkunststück kann kein menschlicher Athlet nachmachen. Der Floh kann auch einen Wagen ziehen. Eine Menge Pferde



Der Floh ist das kleinste, aber das stärkste Zugtier der Welt.

brauchte man für diesen Wagen, wenn man sich ein Pferd so klein wie einen Floh vorstellt. Seiltanzen kann der Floh auch, und er kann nicht nur über das Seil laufen, sondern auch unter dem Seil. Das soll ihm nur einmal ein menschlicher Seiltänzer nachmachen!

Die echte Perlenschnur

Es war einmal ein berühmter Professor der Chemie. Zu dem kam eines Tages eine Dame und sagte: „Lieber Herr Professor, ich bin in großer Verlegenheit. Ich habe zwei Perlenschnüre, eine mit echten und eine mit künstlichen Perlen. Nun habe ich gestern beide in die gleiche Schatulle gelegt, und heute kann ich nicht mehr unterscheiden, welche die echte und welche die künstliche ist." — „Das ist eine Kleinigkeit, Gnädige Frau," sagt der Professor. „Lassen Sie mir nur die beiden Schnüre hier." — Nach zwei Stunden kommt die Dame zurück, und der Professor übergibt ihr eine Perlenschnur: „So, dies ist die Schnur mit den künstlichen Perlen." — „Vielen Dank, lieber Herr Professor," sagt die Dame. „Wie haben Sie denn das feststellen können?" — „Höchst einfach!" sagt der Professor, „die echten Perlen lösen sich in Essig auf, die künstlichen bleiben erhalten. Sehen Sie, ich habe Ihre beiden Perlenschnüre einfach in Essig gelegt, und von der mit den echten Perlen ist nichts außer der Schnur übrig geblieben!"

Das schwierige Stück

Der Tondichter Haydn spielte ausgezeichnet vom Blatt. Er wußte das auch und wettete einmal mit Mozart, daß er ihm jedes beliebige Stück vom Blatt vorspielen könnte. Mozart nahm die Wette an. Am folgenden Tag brachte er Haydn eine kleine Komposition. Der überflog das Blatt, setzte sich etwas erstaunt an das Klavier und begann das lächerlich einfache Stück zu spielen. Plötzlich aber hörte er auf und rief: „Aber diese Stelle kann ja kein Mensch spielen! Meine beiden Hände sind am Ende der Klaviertasten angelangt, und nun soll ich gleichzeitig eine Taste in der Mitte anschlagen? Unmöglich!" Mozart lächelte. „Sie irren, lieber Haydn," sagte er. „Das spielen Sie ebensowenig wie ich," meinte dieser und erhob sich. Mozart setzte sich ans Klavier, begann einige Takte vor der schwierigen Stelle und schlug dann die mittlere Taste mit seiner langen Nase an.

„Sehen Sie, lieber Haydn," sagte er, „Sie haben Ihre Wette verloren!"

Onkel Toldis neue Scherzfragen

Bilde einen Satz, in dem das Wort Frisör vorkommt.

Ich kann ohne dich nicht leben, ich kann ohne dich nicht sein.

In welchem Lied kommt zweimal das Wort Kanone vor?

Ebenso schmeckt mir der Kaffee nicht, aber früh sehr.

Warum soll ein Telephonfräulein nie Krankenschwester werden?

Weil sie mittunter falsch verbinden würde.

13 Jungen und 7 Mädel bekommen 100 Aepfel, 200 Birnen, 300 Pflaumen zum Verspeisen. Was kriegt jeder von ihnen?

Rosinenmeerkatzen.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — al — be — cher — de — de — der — e — en — hie — i — in — krim — lan — lee — mi — mus — nan — nie — nur — ny — ro — se — sel — sel — sen — sen — sen — sol — ste — te — then

sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und dritte Buchstaben von unten nach oben gelesen, den Anfang eines Volksliedes ergeben. Jede Reimzeile beschreibt ein Wort:

1. Der Landmann nimmt es oft zur Hand;
2. Als Stadt in Griechenland bekannt;
3. Männername aus alter Zeit;
4. Als Wassertier lebt's weit und breit;
5. Das Eiland hört man stets so nennen;
6. Als Nordpolforscher wir ihn kennen;
7. Als Fernglas wird es angewandt;
8. Dies ist ein wohlbekanntes Land;
9. Ein schöner Weg, im Park gelegen;
10. Damit kann man die Stuben fegen;
11. Zur Mühle er die Lasten bringt;
12. In Wagner's „Tristan" stets sie singt;
13. Als Läufer alle er bezwingt.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 15.

1. Dohle, 2. Epos, 3. Mieder, 4. Margarete, 5. Urteil, 6. Tadel, 7. Ilias, 8. Gießkanne, 9. Eiweiß, 10. Niete, 11. Gulden, 12. Ente.

Dem Mutigen gehört die Welt.

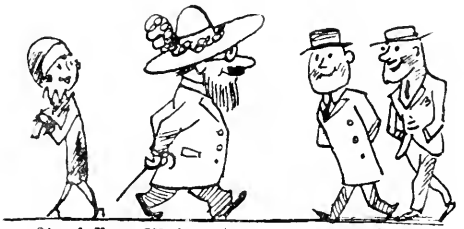
Fridolins Lachkabinett

Tante: „Wie du wächst, Lotte! Nächstes Jahr wirst du schon mit den Füßen bis zur Erde reichen."

Lotte: „Das tue ich jetzt schon, wenn ich stehe."

*

Hans ist zum erstenmal in der Schule und hebt zu Beginn der ersten Stunde den Finger hoch. „Nun, was willst du?" fragt der Lehrer. Hans: „Herr Lehrer, wann fangen denn die Ferien an?"



Professor Meier, der aus Versehen den Hut seiner Tochter aufgesetzt hat: „Was doch der Frühling für eine Wirkung auf die Gemüter hat! Alle Menschen sind so vergnügt."

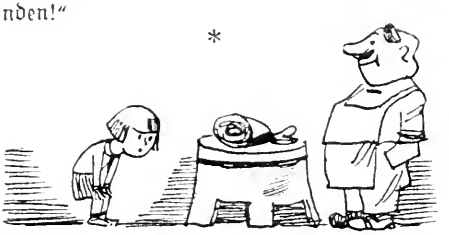
Dame (zu einem kleinen weinenden Jungen auf der Straße): „Warum weinst du denn?"

Junge: „Wir essen heute Pfannkuchen mit Apfelmus!"

Dame: „Aber deshalb brauchst du doch nicht zu weinen!"

Junge: „Ich . . ich kann nicht nach Hause finden!"

*



Mutter: „Else, lauf mal schnell zum Schlächter und sieh, ob er Kalbsfüße hat."

Else kommt zurück: „Mutter, ich konnte es nicht sehen; er hatte Stiefel an."

*

Herr, der einen Hund kaufen will: „Ist das ein Rattenfänger oder ein Affenpinscher?"

Hundehändler: „Ratten fängt er, aber ob er Affen pinscht, weiß ich nicht!"

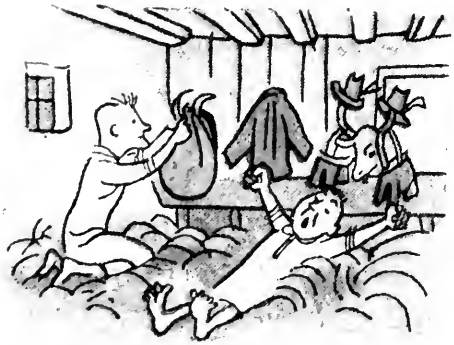
*

Onkel Theodor vom Lande: „Ernst, was habt ihr heute in der Schule gehabt?" Ernst: „Algebra." Onkel Theodor: „Hm, dann sag' mir doch mal, was Schweinebraten auf Algebra heißt."

Die verhexten Kleiderhaken

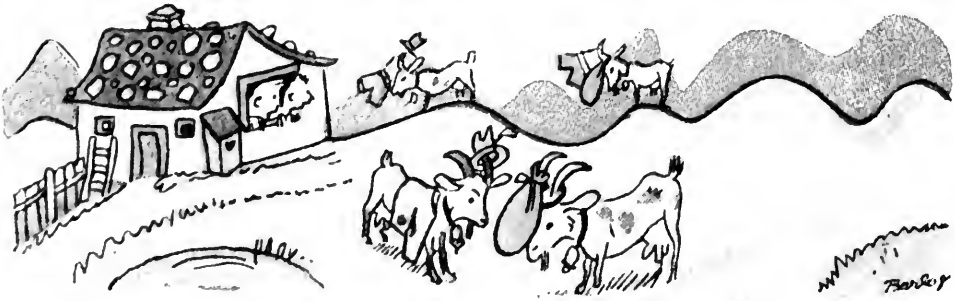
Wer mühsam Berge aufwärts steigt,
Ist froh, wenn sich ein Hüttlein zeigt.
Denn wer so stark die Glieder regt,
Ersehnt, daß er sich niederlegt.

Hier schützt ein Dach das kleine Haus;
Flugs ziehen sich die beiden aus,
Da sind ja auch sehr schöne Haken,
Die können ihre Sachen tragen.



„Nun laß uns schlafen. Aber gleich!"
Gähnt einer. „Hier ist's warm und weich!"
„Sofort!" verspricht der andre Fremde.
Die beiden räkeln sich im Hemde.

Sie wachen auf. Und denken heiter:
Hier schlief sich's gut. Nun geht es weiter.
Doch was ist das? Wo sind die Kleider?
Futsch sind die Kleider beider. Leider!



Am offnen Fenster stehen sie
Und staunen. Denn was sehen sie?
Da laufen die Gard'robenständer
Und tragen Rucksack und Gewänder.

Was ist denn das? Was ist geschehn?
Die beiden könnens nicht verstehn.
Die Kleiderhaken sind ja Ziegen!
Wie soll man jetzt die Kleider kriegen?

Herausgeber: Peter Pfeffer, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: W. W. Bechtle, Berlin. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenburgstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 17. 6. Jahrgang. 2. Maiheft.
Berlin.
Preis 15 Pfennig.

Der heitere Fridolin

Warum Schlupp nicht mehr ins Kino gehen will: Wenn dort einer Würste ißt, kriegt Schlupp nichts ab. (Lest das Gedicht auf Seite 2.)

Die Kino-Wurst

Mit Schlupp geht Onkel Toldi aus
Zum Kinostück ins Lichtspielhaus.
Dort sitzt und ißt ein dicker Mann.
Schlupp sieht ihn gleich voll Freude an.

Die schönsten Würste ohne Zahl,
Die ißt der Dicke auf einmal.
Schlupp denkt: „wann komm' ich an die Reih'?"
Dem Fremden scheint das einerlei.

Und Schlupp bellt sehnsuchtsvoll: „Wau-wau!"
Der Mann hört nicht auf den Radau.
Er ißt die Würste mit Bedacht
Und sieht nicht, daß Schlupp „Männchen"
macht.

Der arme Schlupp starrt ganz beklommen.
Sonst hat er stets was abbekommen!
Und er beschließt mit trübem Sinn:
Ins Kino geh' ich nicht mehr hin!

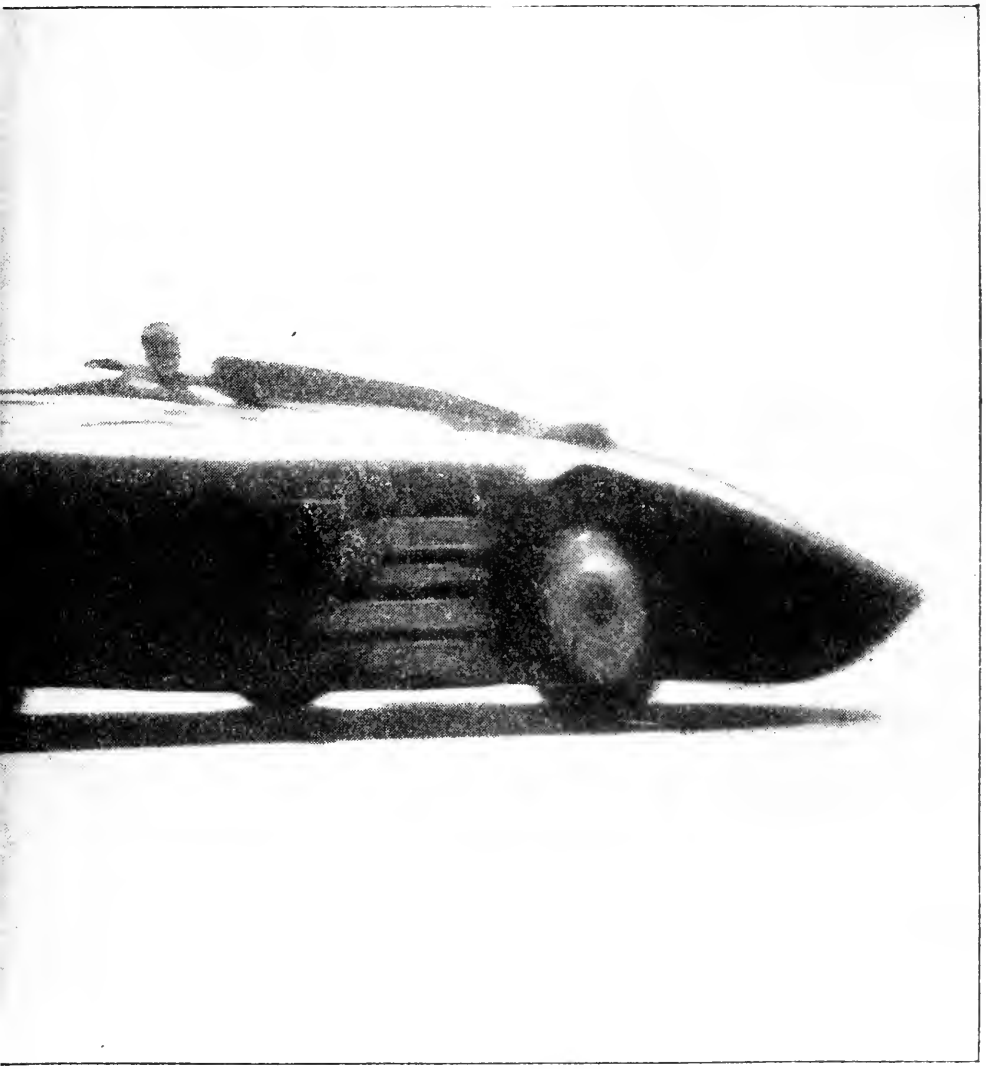
333 KILOMETER in der Stunde

Wie das Auto mit den 1000 Pferdestärken den Weltsieg der Geschwindigkeit errang

Der Major Segrave, ein Engländer, ist von jeher ein leidenschaftlicher Auto-Rennfahrer gewesen. Im Rennwagen sitzen, die Schutzhaube überm Kopf, die Hände felsenfest am Lenkrad und so über die Bahn sausen, schneller, immer schneller, sehen, wie der Zeiger auf dem Geschwindigkeitsmesser von 100 auf 150, auf 200 Kilometer Stundengeschwindigkeit klettert, wie die Bäume, Zäune, Häuser und Menschen in einen grauen vorbeisausenden Nebel verschwimmen — das ist sein Ideal. Aber — es ging ihm nie schnell genug. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, der schnellste Fahrer der Welt zu werden. Er baute sich einen Riesenwagen, ein Ungetüm von einem Kilometerfresser. Zwei Motoren verstaute er darin, jeder mit 500 Pferdestärken; es waren eigentlich Flugzeugmotoren. Mit diesem Wagen reiste er nach Florida, an die Meeresküste, und raste drauflos. Den Kopf packte er vorher in eine Art Panzerhelm ein, denn ohne Schutz wäre es seinen Augen, Ohren und der Nase schlimm ergangen bei der unheimlichen Geschwindigkeit.

Der Kilometerfresser:

280 Kilometer in der Stunde waren schon früher gefahren worden; diesen Weltrekord wollte der Major brechen. An der Küste von Florida ist die schönste Rennbahn der Welt. Dort ist eine unendliche gerade Strecke durch den Sand; weit und breit keine Kurve und kein Hindernis. Das 1000-PS-Auto konnte sich austoben. Natür-



Das 1000 Pferdestärken-Auto des Majors Segrave in voller Fahrt an der Meeresküste von Florida, wo es vorübergehend die höchste Autogeschwindigkeit der Welt — 333 Kilometer in der Stunde — erreichte.

lich kann es kein Auto aushalten, etwa eine ganze Stunde lang 280 oder 300 Kilometer zu fahren. Der Fahrer läßt die Geschwindigkeit allmählich ansteigen und schaltet nur vorübergehend — Minuten, Sekunden lang — die höchsten Geschwindigkeiten ein. Es gelang so dem tollkühnen Major, den Geschwindigkeitsrekord wirklich zu brechen; er erreichte 289 Kilometer Stundengeschwindigkeit. Aber damit gab er sich nicht zufrieden; er schaltete noch höhere Geschwindigkeiten ein und erreichte vorübergehend nicht weniger als 333 Kilometer Stundengeschwindigkeit. Sehen konnte er da nichts mehr. Er flog einfach. Und denken konnte er auch nicht mehr, aber das Lenkrad hielt er mit eisernen Nerven fest umklammert. Er erreichte sein Ziel heil und gesund. Dieser Weltrekord wird nicht so bald gebrochen werden können, außer wenn der Major selber eines Tages mit dem Kilometerfresserwagen noch mehr Stundenkilometer fressen wollte.

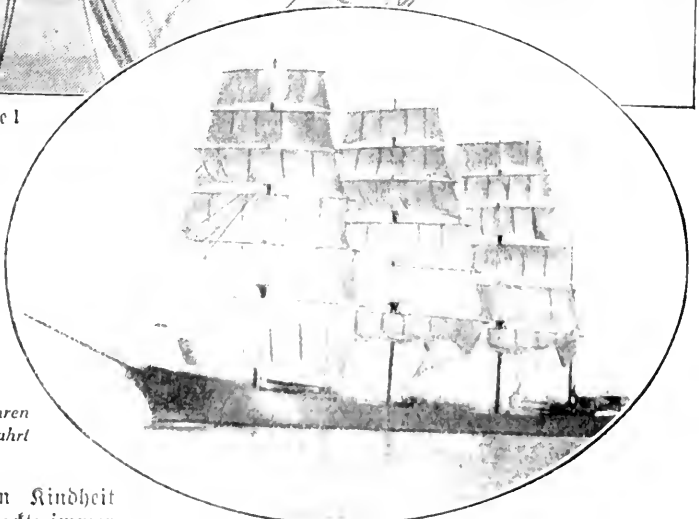
Mit vollen Segeln in die Welt

Wie die großen Segel gesetzt wurden: Mir kam es vor, als fielen große weiße Wolken auf uns herab.

Von Gunther Plüschow

Aus der Jugendzeit des berühmten Fliegers von Tsingtau.

Wer noch mehr von ihm erfahren will, der lese sein Buch „Segelfahrt ins Wunderland".



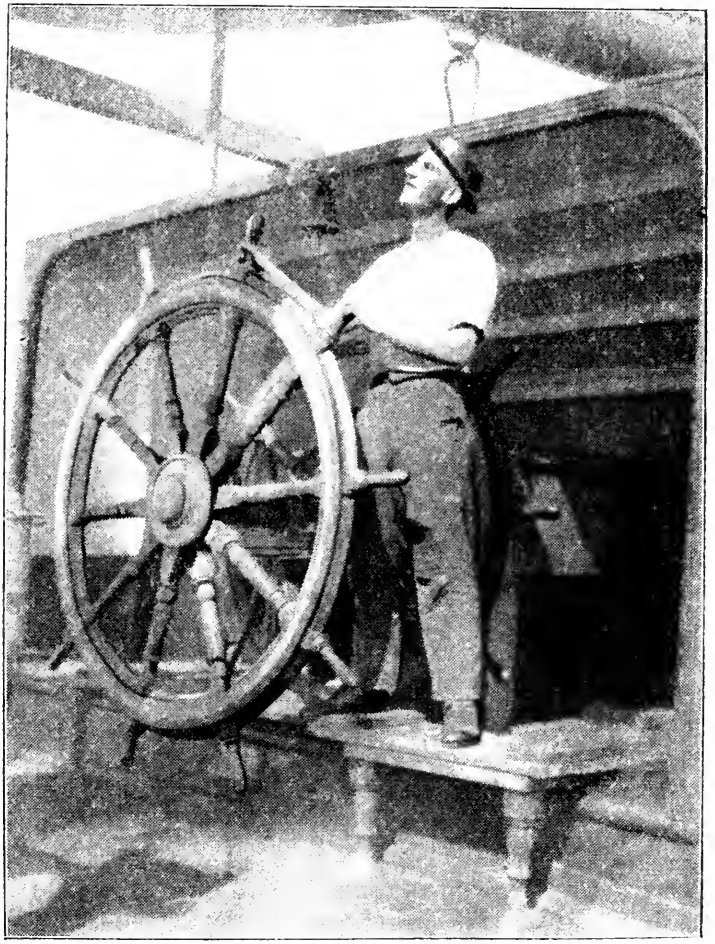
So sah mein stolzes Schiff, der Viermaster „Fortuna", aus.

Seit meiner frühesten Kindheit hat mich die See gelockt; immer saß ich am Strande und schaute über das weite Meer, und mein Wunsch stand fest: Ich gehe zur See! Mutter wollte zwar nichts davon hören, aber ich hatte einen guten Freund, der war früher Matrose auf einem Segelschiff. Und der erzählte so schön, daß endlich meine gute Mutter nachgab, und dann kam der große Tag: ich mußte nach Hamburg, wo mein Schiff lag, der Viermaster „Fortuna". Als jüngster Schiffsjunge durfte ich mitfahren! — Als ich Abschied genommen hatte und an Deck des großen Fahrzeugs stieg, wurde ich zum Kapitän geführt, der achtern in seiner Kajüte saß. Dies ist ein geheiligter Brauch an Bord eines Schiffes: er darf nur betreten werden, wenn der Kapitän einen ruft. Aber der Kapitän war sehr freundlich

zu mir und meinte: „Nur keine Bange, mein Jung, du wirst hier schon ein tüchtiger Seemann werden!“ Das versprach ich ihm denn auch und ging ins „Logis“, wie der Mannschaftsraum an Bord heißt. Dort saßen zwei andre Schiffsjungen, die halfen mir, meine „Seekiste“ herbeizuschaffen, in der alle meine Sachen verstaut wurden. An der einen Seite des Logishauses waren schmale harte Holzpritschen mit einer harten Matratze; die eine sollte mein Bett sein! „Das ist deine „Koje“,“ sagten meine Kameraden.

Am nächsten Tag ging unser Schiff in See! Im Nu war die Hälfte der Besatzung in den „Wanten“, und kletterte in die Takelage. Mir kam es vor, als fielen von oben lauter weiße, schimmernde Wolken auf uns herab, es waren die vielen großen Segel, die nun lustig im Winde flatterten, bis sie richtig gesetzt waren. Dann packte sie der Wind, blähte sie auf, und da zogen wir rauschend durch das Wasser.

Als wir an den englischen Kanal kamen, wurde der Himmel schwarz; plötzlich heulte der Wind durch die Takelage, die See wurde immer höher, „gröber“, wie der Seemann sagt. Das Wasser kam über Deck, und ich hatte Mühe, mich festzuhalten. Da wurde mir auf einmal ganz furchtbar übel, und ehe ich wußte, was los war, mußte ich an die Reeling laufen, und habe mich ganz furchtbar übergeben. Ein Matrose sagte, ich sei seekrank, und ich sollte mal tüchtig „Neptun opfern“. Mir war aber elend zu Mute. Sicher sah ich in dem Augenblick gar nicht mutig aus. Da sah mich der Offizier der Wache und sagte freundlich: „Das haben wir alle mal durchmachen müssen, mein Jung, dagegen gibt es aber ein gutes Mittel, die Arbeit. Lauf mal schnell nach oben ans Großroylsegel mit den andern, und mach' es mit fest.“ Da habe ich allen meinen Mut zusammengenommen und bin die Wanten hoch geentert. Wie ich nach oben gekommen bin, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß ich mich krampfhaft festhalten mußte, um nicht herabgeschleudert zu werden. Und da lag ich denn auch schon auf meinem Bauch auf der Raa, mit den Füßen auf einem dünnen Drahtseil, das „Pferd“ genannt ist, und dann mußte ich zupacken, denn das Segel schlug mächtig um sich, und wir hatten alle Mühe, es fest zu machen. Als



Am „Ruder“: Der Stolz eines Schiffsjungen ist, wenn er zum erstenmal am Steuerrad Dienst tun darf

ich wieder unten ankam, da fühlte ich mich so wohl wie früher; ich war seefest geworden! — Bald waren wir mitten im blauen Ozean!

Der Passatwind trieb unser Schiff schnell der Südspitze von Südamerika zu, und bald kam das berüchtigte Kap Horn, um das wir herum mußten, um auf die andre Seite von Südamerika zu gelangen. Wochenlang haben wir in diesem furchtbaren Meeresteil im schweren Sturm gelegen. Wir haben keine Gedanken mehr gehabt, als nur: Kämpfen, segeln, durch!

Und endlich war das gefürchtete Kap Horn besiegt; wir segelten in Sonne und Licht im blauen Stillen Ozean, und eines Tages zeigte sich am Horizont eine herrliche Küste, der wir mit geblähten Segeln zustrebten. Rauschend fiel der schwere Anker in den Grund. Da kam die erste Post aus der Heimat an Bord; auch ich hielt meinen ersten Brief in den Händen. Es war der schönste Augenblick meines Lebens.

So ging es an Deck zu, als wir um das stürmische Kap Horn herumfuhren.

„Ein kleiner Mann, der fechten kann"

Wie August der Starke einen Fechtmeister fand

Ich möchte einen Mann finden, der mit mir fechten kann," sagte der Kurfürst August der Starke nach einer Fechtübung, bei der er, wie immer, alle seine Gegner besiegt hatte, denn er war ein ausgezeichneter Fechter. „Kann ich schon!" sagte da ein kleines Männchen, das den Ausspruch des Kurfürsten gehört hatte. „Was?" rief der Kurfürst, „du Knirps willst mit mir fechten?" „Mit Vergnügen," lächelte der Kleine. Da ließ ihm der Kurfürst einen Degen geben, und unter dem Gelächter der Zuschauer begann der Fechtkampf. Aber den Zuschauern verging das Lachen. Der kleine Mann parierte jeden Stoß. Plötzlich machte er eine kleine Wendung mit der Klinge und — der Degen flog dem Kurfürsten im Bogen aus der Hand. „Bravo!" rief der Kurfürst, „aber ich habe noch keinen einzigen Stich bekommen, mein Lieber." „Mit Vergnügen," lächelte der kleine Mann, und der Kurfürst konnte parieren, wie er wollte, er erhielt Stich auf Stich. „Sieh mal an," sagte der Kurfürst, „ein kleiner Mann, der fechten kann!" Der kleine Mann hatte sein Glück gemacht; er wurde vom Kurfürsten als Fechtmeister angestellt und zwar mit einem fürstlichen Gehalt.

Der Degen flog dem Kurfürsten im Bogen aus der Hand.

Robinson in der Wüste

Die abenteuerliche Geschichte eines Jungen, der sich in der Wüste verirrte

Von Max Kirsch

(12. Fortsetzung.)

Wartan mußte dem Ungetüm durch die harte Schuppenhaut hindurch noch viele Stiche beibringen und ihm fast den Kopf abschneiden, ehe das zähelebige Tier erledigt war. Noch im Tode hielt es Tilkis Bein fest zwischen den Zähnen, und Wartan mußte mit dem Messer die Kiefer auseinanderbrechen, um den braven Schakal zu befreien.

Von dem harten Kampf völlig erschöpft, ließ sich Tilki zu seinen Füßen nieder. Voll Dankbarkeit streichelte ihm Wartan den klugen Kopf. Dann sah er sich den getöteten Waran etwas genauer an. Er war beinahe zwei Meter lang, oben hellbraun mit grünlich gelben Flecken und am Bauch gelb wie der Sand. Er betrachtete das scharfe Gebiß und dachte mit Schrecken daran, daß das Untier ihn beinahe am Hals gepackt hätte.

Er schlang nun dem Waran einen Strick um den Kopf und schleppte ihn zum Hügel. Tilki humpelte mühsam, aber sehr zufrieden mit dem großen Sieg, nebenher.

Wartans Mutter staunte beim Anblick des erlegten Tiers nicht wenig. Was der Junge alles zustande brachte! Jetzt war er wirklich ganz wie Onkel Grigor! Der Knabe berichtete und vergaß nicht, die Heldentat des Schakals besonders hervorzuheben. Da wandte sich die Frau besorgt dem böse zugerichteten Tilki zu, wusch seine Wunde aus und verband sie mit einem Stück ihres Rockes. Dann mußte er sich in sein Loch hineinlegen, das Wartan zuvor frisch ausgepolstert hatte. Er wurde wie ein Schwerkranker gepflegt, was er sich mit Behagen gefallen ließ. Als aber Wartan dem toten Wüstenwaran mit seinem Messer wieder zu Leibe ging und ihm die schöne Schuppenhaut abzog, war Tilki nicht zu halten. Immer wieder sprang er aus seiner Behausung heraus, um sich an diesem vermeintlichen Kampf zu beteiligen. Schließlich überwältigten ihn die Schmerzen, und beruhigt durch ein Schwanzstück, das ihm Wartan von der Echse abschnitt, kroch er auf sein Lager zurück und sah still zu, wie sein Herr den Körper des Feindes zerlegte. Er wollte das Fleisch als Köder für die Fische in der Reuse benutzen. Es sah so appetitlich aus, daß seine Mutter es sich nicht versagen konnte, einen Teil davon probehalber zu braten. Zu ihrer Ueberraschung schmeckte es sehr gut, und Wartan, der anfangs nur mit Ekel und größter Ueberwindung ein kleines Stück von diesem Gericht in den Mund nahm, verlangte bald mehr davon. Während er mit vollen Backen kaute, mußte er plötzlich laut lachen.

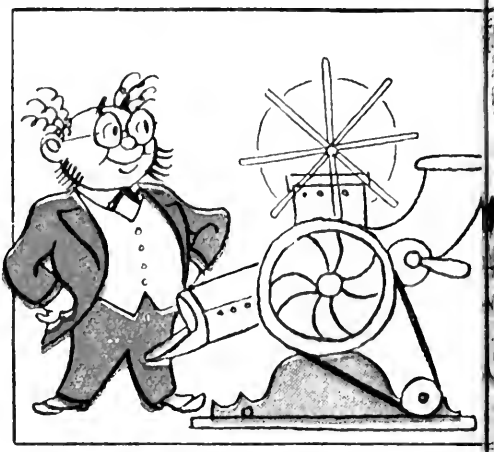
„Erst wollte es mich fressen und nun esse ich es auf!" —

Um dieses Mahl würde ihn jeder Beduine beneidet haben, denn bei den Beduinen galt der Waran als ein Wild, das seines leckeren Fleisches halber sehr geschätzt wurde.

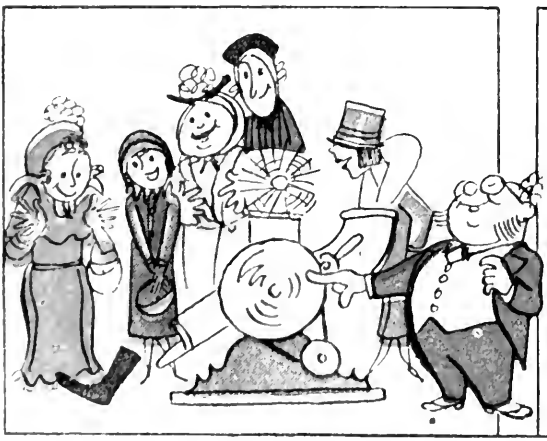
In den folgenden Tagen hatte Wartan viel zu tun. Infolge der langanhaltenden Trockenheit wurde der Wasserstand des Flusses immer tiefer, und schließlich konnten keine Fische mehr durch das Reusentor schwimmen. Wartan mußte es umbauen, fand aber keine geeignete Stelle dazu. Er suchte so lange, bis es ihm einfiel, daß er sich gar nicht an einem Graben oder Flußarm festzusetzen brauchte, sondern viel besser täte, richtige Reusenkörbe zu flechten, die er auslegen könnte, wohin er wollte. So wählte er im Uferdickicht eine Reihe der längsten und stärksten Schilfhalme aus, brachte sie auf die Terrasse und machte sich dort neben der Höhle des kranken Tilki an die Arbeit. Der erste Korb bereitete ihm viel Mühe, aber seine Mutter half ihm dabei, und so brachten sie mit vereinten Kräften in ziemlich kurzer Zeit vier birnenförmige Reusen fertig. Nachdem er als Köder Waranfleisch hineingelegt hatte, versenkte sie Wartan an verschiedenen Stellen des Ufers. Die größte und beste kam dicht unterhalb der Terrasse ins Wasser, weil sich dort, angelockt durch hinabgeworfene Speisereste, immer eine Menge Fische ansammelten. Sie schwammen blindlings in die Reuse hinein, und schon nach einer Stunde konnte Wartan sie wieder

Professor Pechmann

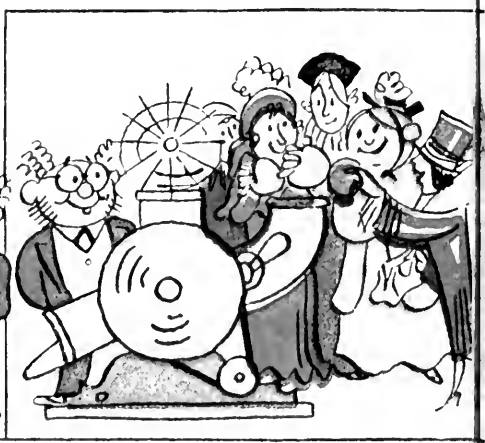
Professor Pechmanns Aug' erblickt
Zwei alte Damen. Jede strickt.
„Wie mühsam!" denkt er voll Erbarmen.
„Jedoch ich helfe euch, ihr Armen!"



Er baut zu Hause höchst geschickt
Ein Wunderwerk, das Strümpfe strickt.
Wie trefflich, kündet seine Miene,
Ist diese Strümpfe-Strickmaschine!



Genau, wie Pechmann es versprochen,
Ist unten dann herausgekrochen
Ein schwarzer, schön gestrickter Strumpf.
Den zeigte Pechmann im Triumph.



Und alle Damen sind begeistert,
Wie Pechmann dieses Ding gemeistert.
„Wie klug!" ruft jede, und „wie fein!
Und jede tut ein Knäuel hinein.

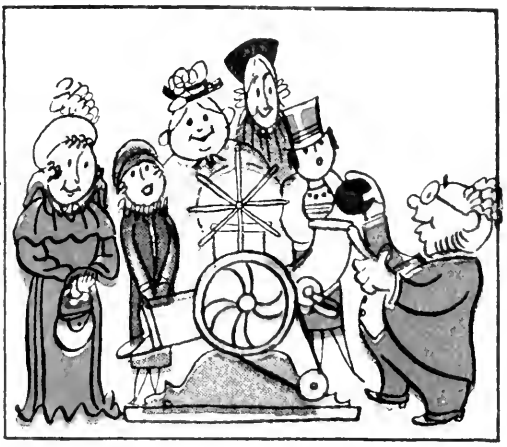
---

hochziehen, angefüllt mit reicher Beute. Wenn auch die nächsten Fänge viel weniger günstig ausfielen, so gewährte diese neue Methode doch einen sicheren und vor allen Dingen bequemeren Erfolg als die umständliche Fischerei am Graben, der immer mehr austrocknete.

An einem Abend beobachtete Wartan ein Rudel Gazellen, die von der untergehenden Sonne hell beleuchtet zur Tränke zogen. Bei diesem schönen Anblick zitterte er vor Aufregung, und der Wunsch, auch diese flinken Tiere zu jagen, wurde in ihm mächtig. Aber er hatte ja kein Gewehr, mit dem er schießen konnte.

trumpfstrickmaschine

Pechmanns Erfindung spricht sich rum
Bereits beim Damen-Publikum.
Man kommt zu Pechmann ungebeten,
Stolz spricht er: „Bitte nähertreten!"



„Dies ist ein Prachtwerk ohne Tadel!
Nie wieder greifen Sie zur Nadel!
Hier kommt das Knäuel hinein, versteh'n Sie?
Dann strickt schon die Maschine. Seh'n Sie?"

Doch kaum versank das letzte Knäuel,
Da schob sich langsam vor, o Greuel,
E i n Strumpf, wohl 20 Meter lang;
Professor Pechmann sieht es bang.

Und sehr empört sind alle Damen,
Weil sie um ihre Strümpfe kamen.
Sie rufen, was ihr gutes Recht:
„Na, Pechmann, blech man!" Pechmann blecht.

Die ganze Nacht grübelte er schlaflos darüber nach, wie er wohl eine solche Gazelle erlegen könnte. Er dachte an Steinwürfe, an Schleudern, an Fallen und ganz zuletzt an einen Bogen mit Pfeilen. „Daß mir das nicht gleich eingefallen ist," fragte er sich. Am nächsten Morgen lief Wartan zu der alten Reuse. Er hatte dort als Stütze einen langen Stock eingeflochten, der eines Tages vom Fluß angetrieben worden war. Der sollte ihm nun als Bogen dienen. Er war allerdings nicht ganz gerade und auch etwas knorrig. Aber Wartan hatte in dieser baumlosen Wüste keine Wahl; dieser Stock war der

einzige weit und breit, und Wartan mußte sich glücklich schätzen, daß ihm ein guter Zufall dieses Stück Holz vom nördlichen Gebirge her angeschwemmt hatte. Mit seinem Messer entfernte er alle Astansätze und glättete den Stab so gut wie möglich. Dann drehte er aus seinem Halfterstrick eine starke Schnur heraus und band sie als Sehne fest. Fertig war der Bogen! — Nun mußte er dazu Pfeile haben. Da genug starke Schilfhalme vorhanden waren, brauchte er nicht lange danach zu suchen. Mehr Sorgen bereiteten ihm die Spitzen. Sie mußten hart und scharf sein. Mehrere Versuche, geeignete Steinsplitter herzustellen, mißlangen. Er zerschlug einen ganzen Berg voll Kieselsteine, ohne daraus solche Stücke spalten zu können, wie er sie brauchte. Entweder waren sie zu dick und zu schwer oder, wenn ihre Größe dem Zweck entsprach, zu brüchig. Nur Feuersteine wären dafür gut gewesen. Die schienen aber in dieser Gegend zu fehlen. Da kam Wartan auf den Gedanken, Fischgräten zu benutzen. Doch alles, was ihm darin zur Verfügung stand, war zu schwach.

Während er mißmutig weitersuchte, bemerkte er, wie Tilli in seiner Ecke schwer würgte. Er hatte beim Fressen allzu gierig einen harten Springmausknochen verschluckt, der ihm nun viel zu schaffen machte. Als er ihn glücklich wieder aus seinem Schlund heraus hatte und Wartan die Ursache der plötzlichen Beschwerde seines vierbeinigen Freundes erkannte, kam er dadurch auf die Idee, solche Knochenstücke aus den starken Hinterbeinen der Springmäuse als Pfeilspitzen zu benutzen. Damit hatte er Glück. Er konnte sich bald eine ganze Anzahl passender Splitter beschaffen, die er sachgemäß an den Pfeilenden festband und mit seinem Messer nachschärfte. So bewaffnet, traute er sich wohl zu, eine Gazelle erlegen zu können. Doch bevor er loszog, mußte er sich noch im Bogenschießen üben. Dazu benutzte er stumpfe Pfeile und als Ziele einige Kreise, die er in die Lehmwand des Hügels einritzte. Erst traf er immer daneben, aber nachdem er tagelang vom frühen Morgen bis zum späten Abend immer wieder seinen Bogen gespannt und abgeschossen hatte, entwickelte er schließlich eine bemerkenswerte Zielsicherheit. Nun durfte er es wagen. Bei seinem ersten Pirschgang stellte er sich sehr dumm an. Die Gazellen, die er in der Steppe erspähte, sahen ihn viel zu früh und stoben davon, bevor er sie richtig sehen konnte. Beim zweiten und dritten Mal ging es nicht viel besser. Immerhin kam er etwas näher heran. Doch das lag weniger an seiner erhöhten Gewandtheit im Vorwärtsschleichen, als an dem Umstand, daß die scheuen Tiere sich an seine Erscheinung gewöhnt hatten und ihn in ihrer Ueberlegenheit nicht mehr so sehr fürchteten. Sie ließen ihn zuletzt in aller Ruhe in ihre Nähe kommen, aber wenn er mit viel Geduld die Schußweite erreichte, vergrößerten sie wieder mit einigen leichten und graziösen Sprüngen die trennende Entfernung. Sie schienen ihn so zum Narren halten zu wollen, und oft wurde Wartan dadurch so ärgerlich, daß er seine Pfeile vorzeitig abschoß. Doch nachdem er eingesehen hatte, daß er auf diese Weise ohne jeglichen Nutzen nur seine mühsam hergestellten Pfeilspitzen zerbrach, beherrschte er sich. Nach einiger Zeit wurden ihm die Bewegungen der Gazellen vertrauter, und er konnte folgende Wahrnehmung machen:

Wenn er soweit herangekommen war, wie die Gazellen ihn heranließen, durfte er parallel zu ihnen, ohne sie zu erschrecken, weitergehen. Sie ästen dabei ruhig und sicherten nur von Zeit zu Zeit zu ihm hinüber. Aber wenn er seine Richtung änderte und auf sie zuging, sprangen sie davon.

„Ich muß sie überlisten," dachte nun Wartan. „Wenn ich so tue, als ob ich, ohne sie zu beachten, an ihnen vorbeiginge, bleiben sie stehen. Aber ich kann auf diese Weise in einem Kreis laufen und diesen immer enger ziehen, bis ich zu Schuß komme."

So marschierte er stundenlang im großen Bogen um die Gazellen herum und konnte durch diese Täuschung tatsächlich immer dichter herankommen. Er war aber klug genug, diesen Erfolg nicht gleich in Frage zu stellen, sondern setzte dabei nur seine Beobachtungen fort. Er merkte, welche wichtige Rolle der Wind spielte, und daß er in der Richtung, aus der der Wind blies, am besten vorwärtspirschen konnte. Auch lernte er das Gelände besser auszunutzen, in Mulden vorwärtszuschleichen und Sträucher als Deckung zu nehmen. Aber immer wieder mußte er unverrichteter Dinge nach Hause zurückkehren — bis endlich der große Tag kam.

Die Gazellen hatten sich so sehr an ihn gewöhnt, daß sie ihn kaum noch beachteten. Diesmal standen sie in der Nähe einer flachen Erdsenke, in der er sich bei günstigem Wind, der ihnen die Witterung nahm, auf ganz kurze Entfernung heranpürschen konnte.

Wartan kroch vorsichtig auf allen Vieren vorwärts, bis er sich ganz nahe an eine junge Gazelle herangeschlichen hatte

Auf allen Vieren kroch Wartan langsam vorwärts, ungeachtet der Dornen und Stacheln, an denen er sich Hände und Knie blutig riß. Als er schließlich hinter einem kugelrunden Kameldorn versteckt überaus vorsichtig hervorspähte, sah er mit klopfendem Herzen, wenige Schritte von ihm entfernt, eine junge Gazelle stehen. Ganz leise spannte Wartan seinen Bogen und zielte.

Surrend sauste der Pfeil von der Sehne, und im nächsten Augenblick brauste das Rudel in weiten Sätzen davon. Doch der Schütze hatte getroffen, und mit immer langsameren Bewegungen blieb sein Opfer, die junge Gazelle, zurück. Nun war Wartan nicht mehr zu halten. Wie ein wildes Raubtier sprang er hinterher, und bald hatte er das erschöpfte Tier erreicht. Er mußte sich noch sehr anstrengen, um es haschen zu können, aber endlich hielt er es in seinen Händen. Da fühlte er das heftig schlagende Herz des zu Tode erschrockenen lieblichen Wesens, er sah die großen, wundervollen Augen, die fast flehend auf ihn gerichtet waren, und sein ganzer Jagdeifer verflog. Tief gerührt streichelte er die zierliche Kreatur, und schuldbewußt, mit schlechtem Gewissen, untersuchte er ihre Wunde. Der Pfeil war abgebrochen und steckte noch mit seiner Spitze in dem zarten Körper. Aber er war nicht sehr tief eingedrungen, und ohne dem Tier besondere Schmerzen zu bereiten, gelang es Wartan, den Stumpf herauszuziehen. Währenddessen sprang die Mutter der jungen Gazelle in einiger Entfernung in größter Sorge um ihr Zicklein herum und lockte es vergebens durch pfeifende Rufe.

„Vielleicht folgt sie mir zum Hügel," hoffte Wartan, der auch das große Tier gern gefangen hätte. Doch als er sich mit dem Jungen im Arm auf den Heimweg machte, lief die Gazelle nur ein kurzes Stück hinterher, machte dann zögernd kehrt und verschwand in der Steppe.

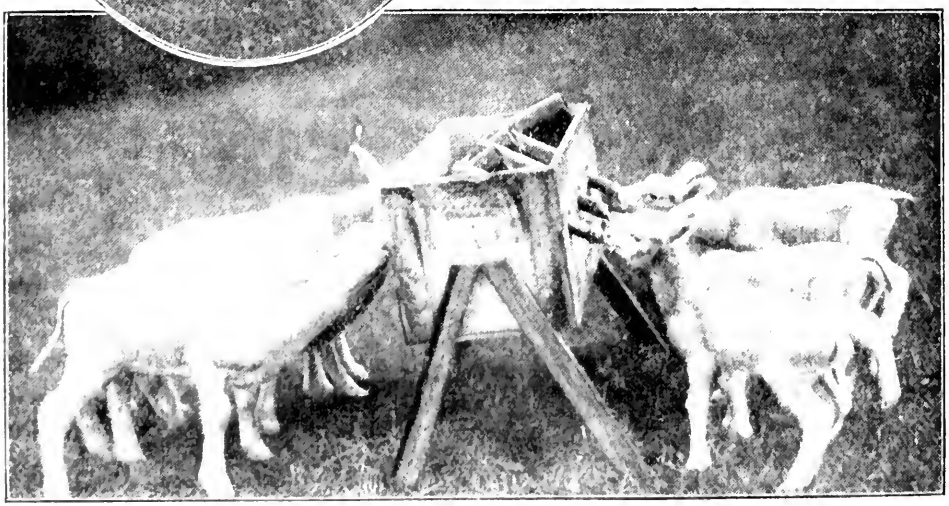
Mit seinem anmutigen Gefangenen erweckte Wartan bei seiner Mutter die größte Freude. Sofort nahm sie das scheue Tier in ihre Behandlung. Das verdroß Tilki sehr. Als Wartan damit auftauchte, war er sofort auf die Gazelle losgesprungen, und nur mit Mühe hatten die beiden Menschen sie vor seinen tödlichen Bissen retten können. Erst nachdem er für seine Bosheit tüchtig Prügel bekommen hatte, verstand er, daß er diesem Tierchen nichts zu leide tun durfte, und grollend verzog er sich in seine Ecke. Mit größter Eifersucht sah er von dort aus zu, wie nun die Gazelle mit Zärtlichkeiten überhäuft wurde. Aber nach und nach tröstete er sich, besonders als er merkte, daß er im Fressen nicht zu kurz kam und sein Freund Wartan diesem dummen Tier doch nur grünes

Gras zu beißen gab, woran ihm wenig gelegen war. Und auf das rote Band, das die Frau ihm um den Hals legte, brauchte er auch nicht neidisch zu sein. Auf einen solchen Schmuck, der einen nur störte, verzichtete er gern. So ließ er sich denn bald dazu herab, das junge hochbeinige Wesen, das schon nach wenigen Tagen munter in seine Nähe gehüpft kam, verächtlich zu beschnuppern. (Fortsetzung folgt.)

Das kluge Hirtenmädchen

Ein Hirtenmädel, das ganz fern von der Welt auf einer stillen Alm mit ihren Schafen und Lämmern lebte, hat eine Erfindung gemacht, wie sie ein berühmter Ingeniör in einer großen Stadt nicht besser hätte machen können. Wenn das Hirtenmädel den kleinen Lämmern Milch aus der Saugflasche zu trinken gab, entstand immer eine regelrechte Schlacht, und das Mädel hatte seine Not, die stärkeren Lämmer beiseite zu schieben, damit die kleinen und schwächeren auch an die Reihe kamen. Aber sie wußte sich zu helfen. Sie stellte eine Krippe auf, sägte Löcher in die Wände und legte übers Kreuz nach rechts und links die Milchflaschen hinein. Nun fand jedes Lämmchen seinen Platz. Es gab kein Kampfgedränge mehr, und das Hirtenmädel brauchte selber gar nicht mehr dabei zu sein.

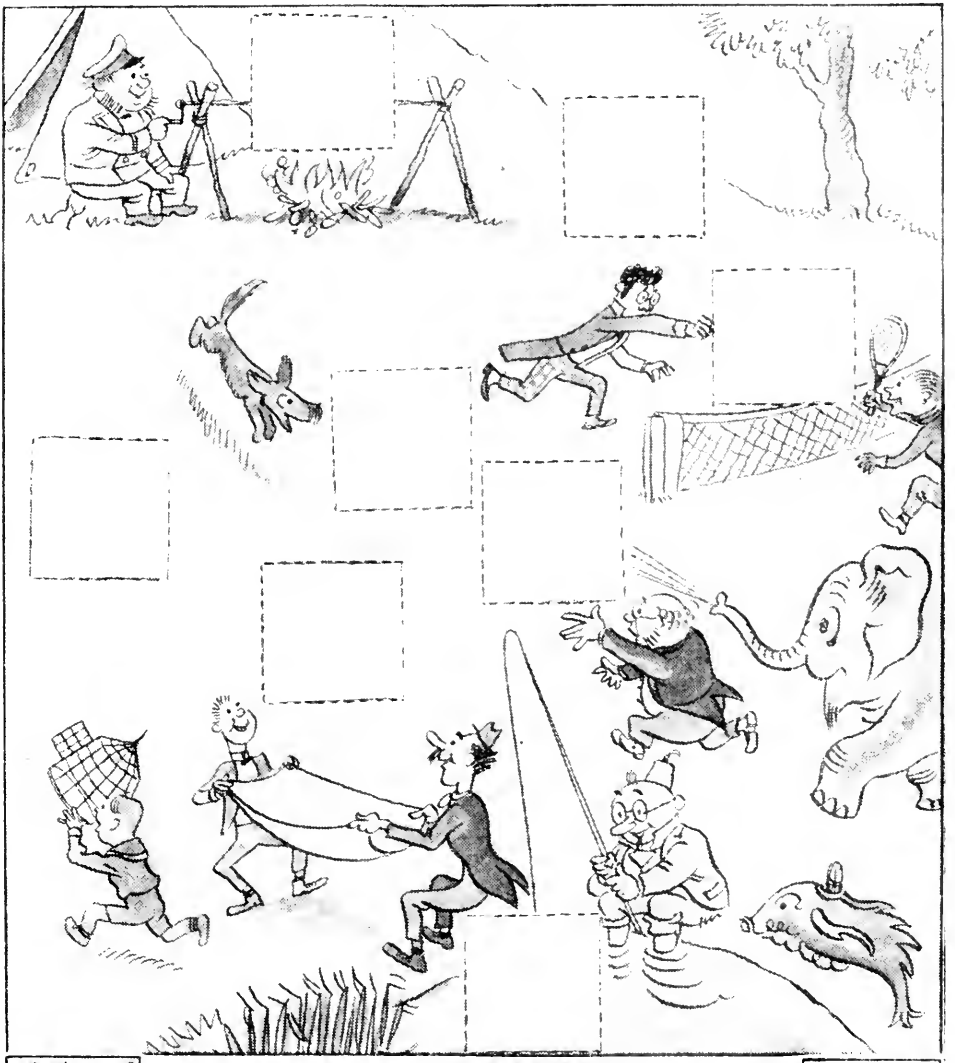
1. Früher gab es unter den Lämmern um die Milchflaschen immer eine große Drängelei . . . .



2. . . . aber jetzt hat das kluge Hirtenmädel dafür gesorgt, daß keines mehr zu kurz kommen kann. Und nun ist alles gut

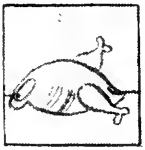
Wochenende beim Heiteren Fridolin

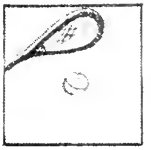
Eine lustige Seh- und Denkprüfung

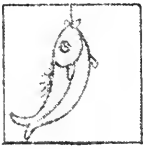


Wer kann in fünf Minuten das Bild flicken?

Man muß die Quadrate unten auf der Seite durchpausen und ausschneiden und dann auf die richtigen Stellen im Bilde legen.







Eine Überraschung

„Ach, du lieber Auguſtin . . .!"

Onkel Toldi: „Dieſe verflixte Pfeiferei! Da ſoll doch . . .

. . ein Donnerwetter reinſchlagen!" Rumpumm!!

„Geſtatten Sie, Marinelli, Jonglör!"

Was geſchieht mit den unzähligen Nadeln?

20 Millionen Nadeln werden täglich in Deutſchland hergeſtellt; auf der ganzen Erde 200 Millionen. Das ſind im Jahre ungefähr 70 Milliarden Nadeln! Allmählich muß ja die ganze Erde mit Nadeln überſchwemmt werden; man wird ſich ſchließlich überall auf Nadeln ſetzen, denn wo ſollen die alle hin? Und wer kauft denn die? Tatſächlich werden ſie alle gebraucht, weil täglich 200 Millionen verloren gehen. Und wenn auch eine einzelne Nadel ſo gut wie keinen Wert hat, die 200 Millionen ſind zuſammen 200 000 Mark wert. 200 000 fallen täglich auf die Straße, rutſchen in Fußbodenritzen, kommen in den Müllkaſten beim Auskehren. Aber wie kommt es denn, daß wir auf der Straße und auf den Müllplätzen von dieſen Mengen nichts merken, da müßten ſich doch allmählich Rieſenberge aufſtapeln? Das geſchieht nicht, ſondern die Nadeln werden ſehr ſchnell zerſtört, ſie verroſten und werden großenteils in Eiſenocker verwandelt. Eine Haarnadel iſt ſchon nach fünf Monaten zerſtört, eine Stecknadel nach 18 Monaten, und auch eine polierte Stahl-Nähnadel braucht nicht mehr als zwei Jahre, um in Staub zu zerfallen. Der Staub kann über alle Berge fliegen, kann ſich auf dem Boden des Meeres abſetzen, kann ſich mit andern Teilchen wieder zuſammenfinden, kann wieder zu Eiſenklumpen werden, und die werden dann vielleicht wieder aus der Erde genommen, und wieder zu Nadeln verarbeitet.

Die drei Statuen

Eine kleine Geſchichte zum Nachdenken.

Ein indiſcher Fürſt empfing von einem andern Fürſten als Geſchenk drei Statuen, die einander vollkommen glichen. Niemand verſtand den Sinn der Gabe. Ein Weiſer aber fand in den Ohren der Statuen winzige Löcher. Ein Metallfaden, den er der erſten Statue ins Ohr ſteckte, kam durch den Mund wieder heraus, bei der zweiten kam er durch ein Ohr, bei der dritten aber gar nicht mehr zum Vorſchein.

Der Weiſe ſprach zum Fürſten: „Herr, die drei Statuen ſind die drei Arten des menſchlichen Geſchlechts. Die erſte und eitelſte läßt, was ins Ohr geht, durch den Mund wieder hinaus, die zweite und dümmſte läßt, was ins Ohr geht, zum andern Ohr hinaus, die dritte und klügſte läßt gar nichts mehr hinaus."

Rätsel-Ecke

Aus den Silben:

a — ard — as — ber — bet — bruck — cho — del — diet — du — e — e — e — ei — el — en — gel — i — i — i — ipns — lan — lar — le — le — le — li — li — me — mer — na — ne — ne — nil — nieß — pol — re — rich — rie — ro — sau — se — se — sel — ses — si — sil — soh — ta — te — tee — ti — ul — va — wat — wim — wurz — ze — zi —

sind 26 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und dritte Buchstaben, von unten nach oben gelesen, den Anfang eines Kinderliedes ergeben. Die Wörter bedeuten:

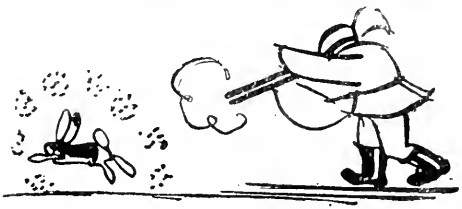
1. Verbandstoff, 2. Schneidermaß, 3. weiblichen Vornamen, 4. Insel im Mittelmeer, 5. Möbelstück, 6. Amtsgewand, 7. Nachschlüssel, 8. Baum, 9. Flagge, 10. homerisches Heldengedicht, 11. Widerhall, 12. Gewürz, 13. Stacheltier, 14. Männernamen, 15. Schlingpflanze, 16. Metall, 17. Land in Asien, 18. Haushaltungsgerät, 19. Märchenfigur, 20. Nähgerät, 21. Waffe, 22. biblische Figur, 23. Stadt in Tirol, 24. Medizinpflanze, 25. Teil des Schuhs, 26. Blume.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 16.

1. Sense, 2. Athen, 3. Hieronymus, 4. Ente, 5. Insel, 6. Nansen, 7. Krimstecher, 8. Niederlande, 9. Allee, 10. Besen, 11. Esel, 12. Isolde, 13. Nurmi.

Sah ein Knab' ein Roeslein stehn.

Fridolins Lachkabinett



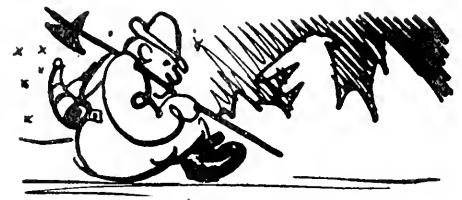
Gast (in einem Dorfwirtshaus): „Herr Wirt, was ist denn das dauernd für eine Knallerei? Ein Kampf mit Einbrechern?"

Wirt: „I wo. Wir haben einen neuen Jagdpächter. Der schießt seit heute morgen an einem Hasen herum."

*

Lehrer: „Der Ochse und die Kuh ist auf der Wiese. Was ist an diesem Satz falsch, Werner?"

Werner: „Die Dame muß zuerst genannt werden."



Vater: „Am Nordpol ist es fast ein halbes Jahr lang immerfort Nacht!"

Der kleine Gustav: „O je, die armen Nachtwächter!"

Hans kommt vom Zahnarzt und sagt zur Mutter: „Du sagtest doch, das sei ein ganz schmerzloser Zahnarzt."

„Hat es denn weh getan?"

„Nein, ich habe ihn aber in den Finger gebissen, und da hat er mächtig geschrien."

*

Inge zeigt ihrem Vater ein Radieschen und sagt stolz: „Das habe ich selbst aus dem Beet herausgezogen!"

„War es schwer, mein Kind?"

„Na und ob. Die ganze Welt hing am andern Ende."

*

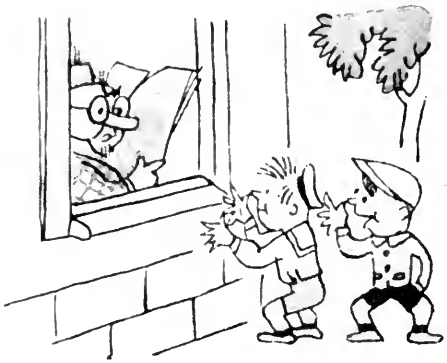
Lehrer: Max, was siehst du über deinem Kopf, wenn du in die Luft blickst?"

Max: „Den Himmel."

Lehrer: „Und wenn es regnet, was siehst du dann?"

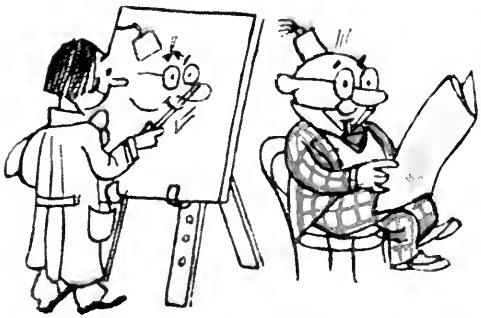
Max: „Den . . den . . meinen Regenschirm."

Onkel Toldi weiß sich zu helfen

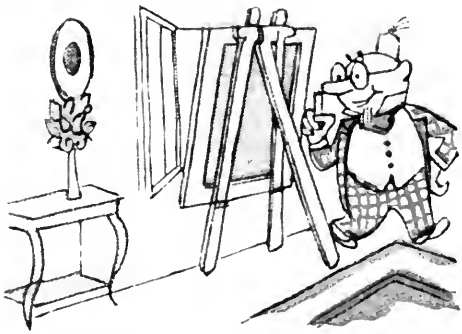


Der Onkel Toldi ärgert sich
Jetzt alle Tage fürchterlich;
Denn Max und Paul sind ungelogen
Ganz riesig frech und ungezogen.

„Na warte, ich erwische sie!"
Denkt Onkel Toldi: „Aber wie?"
Er fängt zu überlegen an,
Wie er sie überlegen kann.



Der Onkel Toldi sitzt und strahlt;
Der junge Maler schwitzt und malt.
Mit diesem seinem neuen Bilde
Führt Toldi nämlich was im Schilde.



Das Bild mitsamt der Staffelei
Trägt er zum Fenster schnell herbei.
Dann aber eilt der Onkel stracks
Hinweg. Schon kommen Paul und Max.

Hier sieht man wieder Paul und Maxen
Bei ihren alten frechen Faxen.
Weil jeder gar so dumm und wild ist,
Merkt keiner, daß das nur ein Bild ist.

Der Toldi ist bereits zur Stelle,
Die Strafe folgt nun blitzesschnelle.
Die beiden schrei'n — und staunen sehr:
Wo kam der zweite Toldi her?

Herausgeber: Peter Pfeffer, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: W. W. Bechtle, Berlin. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 18 6. Jahrgang. 1. Juniheft.
Berlin

Preis 15 Pfennig.

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL ABENTEUER

Tiere, die nicht jeder kennt: Afrikanische Sumpfantilopen, die bei Gefahr ins Wasser springen und untertauchen. (Lest den Artikel auf den Seiten 3—5 in diesem Heft.)

Der Lehrer Ferdinand Schulz, der in Rossitten mit seinem motorlosen Segelflug eine Werthöchstleistung erzielte.

14 Stunden ohne Motor in der Luft

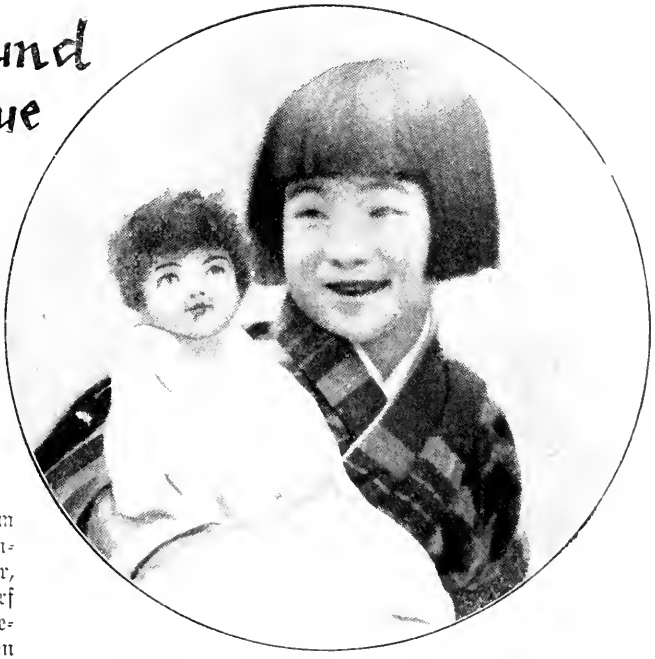
Wie der Lehrer Ferdinand Schulz den längsten Segelflug der Welt ausführte

Der ostpreußische Volksschullehrer Ferdinand Schulz hat sich an der Küste bei Rossitten mit einem Flugzeug, das keinen Motor hatte, 14 Stunden und 7 Minuten lang in der Luft gehalten und damit eine neue Welthöchstleistung im Segelflug vollbracht. Die Segelflieger machen es den Vögeln nach, sie lassen sich von den aufwärts steigenden Luftströmen tragen. Der Lehrer Schulz ist einmal aus dem Aufwind herausgekommen, und seine Maschine sank bis dicht über den Erdboden hinab. Er konnte aber durch Handhaben des Steuers wieder in die aufsteigende Luftströmung gelangen und kam dabei 380 Meter hoch. Seine Freunde zeigten ihm die Zeit seines Fluges dadurch an, daß sie sich unten zu großen Zahlen zusammenstellten. Als Schulz nach 14 Stunden landete, war er tüchtig durchgefroren und ausgehungert. Er hatte nur zwei Tafeln Schokolade mit auf den Flug genommen. Den vorherigen Segelflugrekord hatte mit 10 Stunden 19 Minuten ein Franzose innegehabt.

Das Segelflugzeug des Lehrers Schulz bei der Landung nach dem Flug von 14 Stunden. Die Freunde des Fliegers stellten sich zu großen Zahlen zusammen und signalisierten so die Stundenzahl zu ihm hinauf.

Kimiko und ihre neue Puppe

Eine Geschichte von 200 000 Puppen, die nach Japan reisten



Die Puppe hatte blonde Locken und blaue Augen, nicht schwarze, wie alle japanischen Puppen.

Kimiko, eine kleine Japanerin, hatte sogar zwei Puppen. Sie hatte sie lieb, aber es waren japanische Puppen. Sie standen alle beide immer im Schrank, denn die japanischen Puppen sind nicht zum Spielen, sondern nur zum Ansehen da. Nur einmal im Jahr, beim großen Puppenfest, darf man sie herausnehmen und behutsam auf der Straße spazieren tragen. — Wieder nahte das Fest. Aber in einer Nacht wurde die Stadt von einem furchtbaren Erdbeben erschüttert; es warf nicht nur die Puppen aller Mädchen um, sondern auch fast alle Häuser der Stadt. Kimiko und ihre Eltern entkamen nur mit knapper Not. Ihr Haus war ein Trümmerhaufen; alles war hin, auch Kimikos schöne Puppen.

Eine gute Dame in Amerika tat sich mit andern Damen zusammen, um den notleidenden Japanern zu helfen. Die Dame hatte eine kleine Tochter, die brachte ihre Puppe herbei, um auch etwas zu geben. Als die andern Mädchen davon hörten, trugen sie auch alle ihre Puppen zusammen; und eines Tages fuhr ein großer Dampfer nach Japan ab, der mit lauter Puppen beladen war — es waren 200 000 wunderschöne Puppen. Alle Kinder, die beim Erdbeben ihre Puppen verloren hatten, bekamen eine Puppe geschenkt; auch Kimiko erhielt eine. Sie hatte goldene Locken und blaue Augen. Sogar sprechen konnte sie. Sie sagte: „Mama". Das bedeutet auf japanisch „Essen". Kimiko war glücklich. Sie hatte nun eine Puppe, mit der sie richtig spielen konnte, und die war ihr natürlich viel lieber als die japanischen Puppen, die man nur einmal im Jahr anfassen durfte.

Tiere, die nicht jeder kennt

Sumpfantilopen, schwarze Kakadus, orangefarbige Schweine, rotköpfige Eidechsen und andre Unbekannte

Es gibt so unzählig viele Tierarten, daß man dicke Bände mit Bildern von Tieren füllen könnte, die nicht jeder kennt. Hier sind nur wenige abgebildet. Auf dem Titelbild guckt eine kleine Antilope aus dem Wasser; es ist eine Sumpfantilope aus dem Kongogebiet in Afrika. Dieses Tier flüchtet sich, wenn es verfolgt wird, ins Wasser und taucht schnurstracks unter. Der schwarze Papagei mit dem Schopf ist ein Arara-Kakadu aus Australien, und neben ihm sitzen vier Wellensittiche; sie sind aber nicht grün wie die gewöhnlichen, sondern himmelblau und kanariengelb. Das orangerote Schwein mit den langen Ohren ist ein Pinselschwein, das im westafrikanischen Ur-

wald lebt. Darunter ist das Ichneumon abgebildet, ein Schlangentöter, den die Aegypter als heilig verehrten. Rechts davon: der Vielfraß, eine große Marderart, die in den Wäldern von Nordamerika

lebt, ein gefräßiger und sehr gefürchteter Räuber, der ein starkes Gebiß besitzt. Auf der andern Seite oben rechts ist ein Okapi, das die Naturforscher im Jahr 1900 in Afrika entdeckt haben. Es ist hinten wie ein Zebra und vorn wie eine Antilope und etwa so groß wie ein Pferd. Die Giraffenantilope ist ebenso wenig bekannt; sie heißt so, weil sie einen langen dünnen Hals wie eine Giraffe hat. Die beiden Ziegen sind die größte und die kleinste ihrer Art. Die große weiße ist eine Schneeziege aus dem amerikanischen Felsengebirge, die kleine schwarze eine Zwergziege aus Kamerun. Sie können sich natürlich nur in einem Zoologischen Garten be-

Seltenheiten der Vogelwelt: Ein Arara-Kakadu aus Australien, und blaue und gelbe Wellensittiche.

Ein Pinselschwein, das im westafrikanischen Urwald lebt.

Ein Vielfraß; links ein Ichneumon, das als Schlangentöter bei den Aegyptern heilig gesprochen wurde.

M. PATHÉ

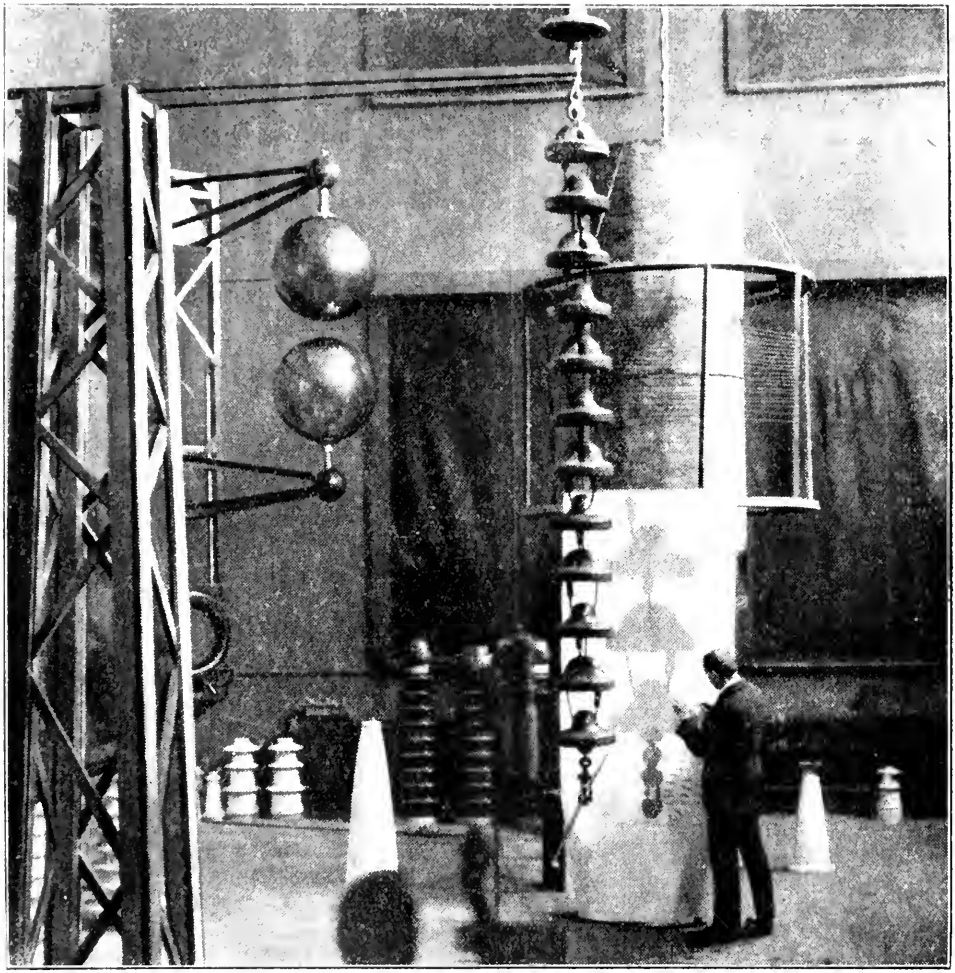
Fingertier, ein gespenstischer kleiner Baumbewohner, und die Felsenagame, eine rotköpfige Eidechse aus Afrika.

Das Okapi, der Färbung nach eine Mischung von Zebra und Antilope, wurde im Jahr 1900 in Afrika entdeckt.

Giraffenantilope, so genannt wegen des giraffenartig langen und dünnen Halses

gegnen. Die Eidechse mit dem roten Kopf ist eine Felsenagame aus Westafrika. Oben in der Ecke aber sitzt das Fingertier, ein Halbaffe mit Riesenaugen und dürren Fingern, der nachts im Urwald von Madagaskar umherklettert und dabei jammerwürdig seufzt.

Die Größte und die Kleinste: Eine amerikanische Schneeziege und eine Zwergziege aus Kamerun.



Mit Hilfe eines beweglichen Strohhalms stellt der Elektrotechniker fest, an welchen Stellen der Isolatorenkette der elektrische Strom entweicht.

Der Strohhalm als Detektiv

Wie die Isolatorenketten der Hochspannungsleitungen geprüft werden.

Die Drähte, durch die der elektrische Strom fließt, hängen an langen Ketten, die aus Porzellankörpern gebildet sind. Es sind dies die „Isolatoren", die verhüten, daß der Strom aus den Drähten in die eisernen Maste und von hier in die Erde fließt. Aber der Strom ist ein Vagabund. Er sucht stets Gelegenheit, zu entweichen. Deshalb muß man die Isolatorenketten prüfen und feststellen, von wo aus Strom entweicht. Um dies zu ermitteln, benutzt man einen Detektiv, und zwar einen Strohhalm. Man hängt die zu prüfende Kette auf, befestigt unten einen Draht, und leitet durch diesen den Strom. Dann bestrahlt man die Kette durch einen starken Scheinwerfer, so daß ihr Schatten auf weißes Papier fällt. Jetzt nimmt man einen auf einer Säule frei beweglichen Strohhalm und führt ihn an der Kette entlang. Er stellt sich stets in die Richtung, in der Strom entweicht. Zeichnet man seinen Schatten auf dem Papier nach, so weiß man ganz genau, an welchen Stellen die Isolatorenkette ausgebessert werden muß.

Robinson in der Wüste

Die abenteuerliche Geschichte eines Jungen, der sich in der Wüste verirrte.

Von Max Kirsch.

(13. Fortsetzung.)

Dabei stellte Tilki fest, daß es gar nicht so übel roch, und daß man sich zur Not zuweilen auch mit diesem unruhigen und zappeligen Geschöpf belustigen konnte. So entwickelte sich schließlich zwischen den beiden eine Art Freundschaft, und oft tollten sie zusammen auf dem Platz vor der Höhle umher.

Durch diesen jagdlichen Erfolg wurde Wartan zu weiteren Taten angespornt. Nach wie vor pürschte er dem Gazellenrudel nach. Aber die flinken Tiere waren mißtrauisch geworden, und es gelang ihm nicht mehr, so nahe an sie heranzukommen, daß er seinen Bogen benützen konnte. Oft verschwanden sie tagelang. Dann suchte er nach ihren Fährten, und verstand auch bald, frische von alten gut zu unterscheiden, aber er verfolgte sie nur so weit, als er noch im Sichtbereich des Hügels blieb. An einem Morgen entdeckte er dicht am Fluß einen Wechsel, d. h. einen schmalen Steig, auf dem die Tiere den hohen Uferhang hinunter zur Tränke zogen. Da dies an jener Stelle die einzige Möglichkeit war, von der Steppe aus ans Wasser zu gelangen, beschloß Wartan, sich hier auf die Lauer zu legen. Doch die Gazellen hatten viel zu scharfe Sinne, als daß sie auf diese Weise in seine Gewalt gerieten. Sie witterten ihn schon aus weiter Ferne und ließen ihn lange Stunden umsonst warten. An einem Abend jedoch erlebte er eine seltene Ueberraschung.

Unter den scharfen, zierlichen Fußspuren der Gazellen hatte er in letzter Zeit einige breitere Hufabdrücke gesehen. Er konnte dafür keine Erklärung finden, aber nun entdeckte er zu seinem Erstaunen am Ufer des Flusses — vier Esel.

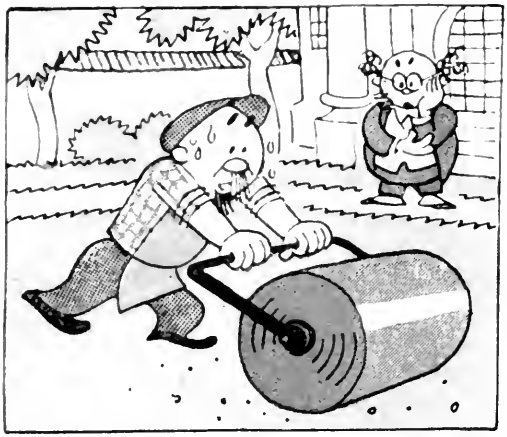
Erst war er etwas erschrocken, denn wo Esel waren, mußten auch Menschen sein, aber das ganze Aussehen und besonders das Gebaren dieser Esel beruhigten ihn sofort. Obwohl er zuvor von dem Vorhandensein solcher Tiere keine Ahnung gehabt hatte, merkte er bald, daß es nur Wildesel sein konnten. Es waren vier Onager, ein Hengst und drei Stuten, die dort unten das klare Wasser tranken. Sie hatten eine schönere Gestalt und waren schlanker und feiner gebaut als die gewöhnlichen Esel. Ihr glattes Rückenfell glänzte wie Silber, und am Hinterteil hatten sie weiße und braune Streifen. Die Bewegungen waren leicht und sehr behend.

Bei diesem Anblick vergaß Wartan alle Gazellen; er hatte nur noch den Wunsch, eines dieser Tiere zu fangen. Er dachte daran, wie schön es sein müßte, darauf zu reiten, und wie nützlich es wäre, später das Gepäck von einem dieser Esel tragen zu lassen. Was würde seine Mutter sagen, wenn er sie nun auch noch damit überraschen würde! Er hatte schon einen Schakal und eine Gazelle gefangen, warum sollte es ihm nicht gelingen, einen Esel einzubringen? Sie waren sicherlich leichter zu bewältigen als das andre Wild, das sich so überaus scheu gebärdete, während diese starken Huftiere in aller Ruhe hier ihren Durst stillten.

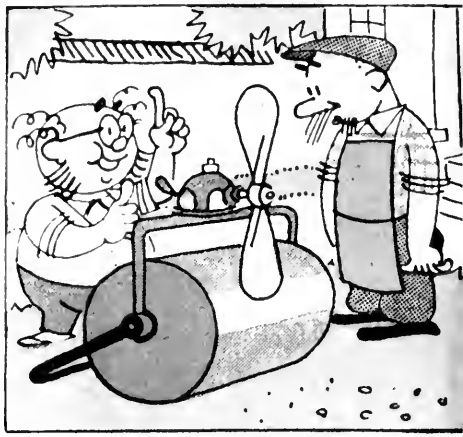
Seinen Strick hatte er wie immer bei sich. Den konnte er jetzt gut gebrauchen. Er legte ihn zu einer Schlinge zurecht. Die wollte er wie einen Lasso einem der Esel um den Hals werfen. Er überlegte, daß sie auf dem Rückweg in die Steppe an ihm vorbei mußten. Dabei konnte er sein Vorhaben ausführen. Er nahm also einen Stein und warf ihn in das Flußbett hinunter. Mit einem Ruck hoben die vier Wildesel ihre Köpfe hoch, sicherten mit gestreckten Ohren, und galoppierten unter der Führung des Hengstes plötzlich auf ihn los. Das ging unvermutet rasch, aber Wartan ließ sich nicht verblüffen und stellte sich mitten auf den Wechsel.

Als die flüchtigen Onager ihn erblickten, stutzten sie einen Augenblick. Dann raste der Hengst, der genau wußte, daß dies der einzige Ausweg war, auf den Knaben zu. Um nicht überrannt zu werden, sprang Wartan erschrocken zur Seite. Nachdem aber zwei der Esel dicht an ihm vorbei den Hang hinaufgaloppiert waren, faßte er neuen Mut und schleuderte den Lasso nach dem in kurzem Abstand folgenden dritten. Der Onager

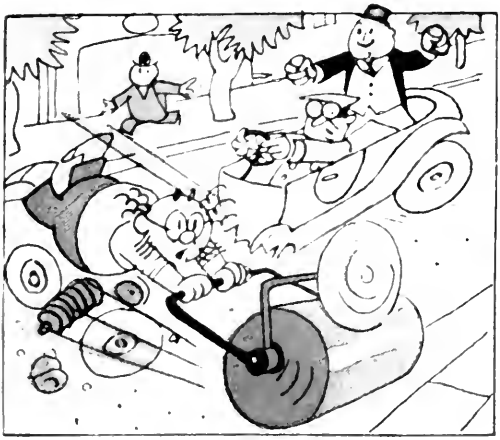
Professor Pechmann



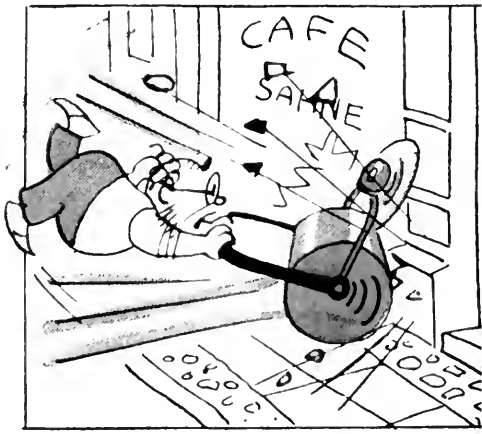
Der Gärtner Franz schafft hier mit Fleiß.
Von seiner Stirne rinnt der Schweiß.
Voll Mitleid sieht ihn Pechmann an,
Und sinnt: Wie hilft man diesem Mann?



Hurra! Er hat's: Ein wundervoller,
Elektro-Motor-Rasenroller!
Er läßt ihn an mit eigner Hand,
Und Franz, der Gärtner, ist gespannt.



Ein Auto auf des Dammes Mitten
Wird glatt vom Roller durchgeschnitten!
Und weiter geht sein wilder Lauf.
Und Pechmann mit! Nichts hält sie auf.



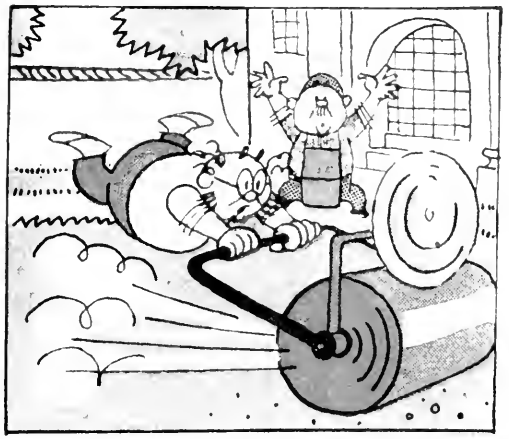
Hier stoppt ein Haus des Rollers Flug
Und Pechmann hofft: jetzt ist's genug!
Doch weiter rast der Rasenroller;
Die wilde Jagd wird immer toller.

---

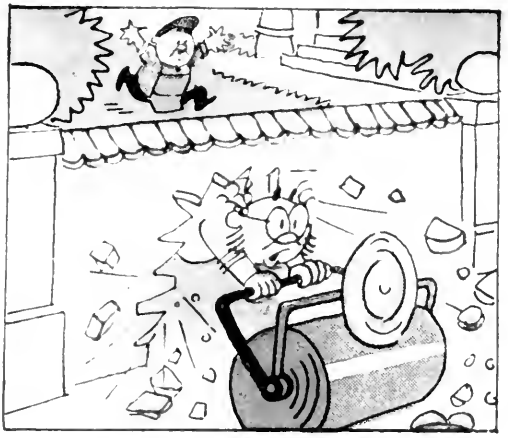
scheute, warf den Kopf hoch, und dadurch verfehlte Wartan sein Ziel. Wirkungslos glitt die Schlinge an dem Wildesel entlang zu Boden. Aber die drohende Wurfbewegung hielt das vierte Tier auf. Es machte kehrt und galoppierte in großer Unruhe unten auf der Landzunge im Flußbett umher.

Nun dachte Wartan darüber nach, wie er diesen Esel fangen konnte. Wenn er sich von dem Wechsel entfernte, war es für den Onager leicht, zu entkommen. Er mußte erst den Ausgang versperren. An der steilsten Stelle des Wechsels legte er einige dicke Steine als Grundlage hin und baute dann alles, was er finden konnte, darüber auf. Er durfte sich dabei nicht allzu weit entfernen,

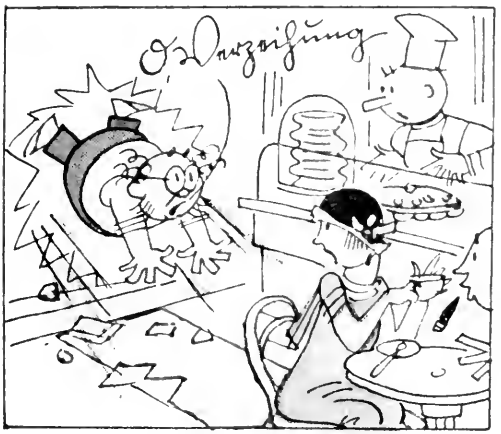
rasender Rasenroller



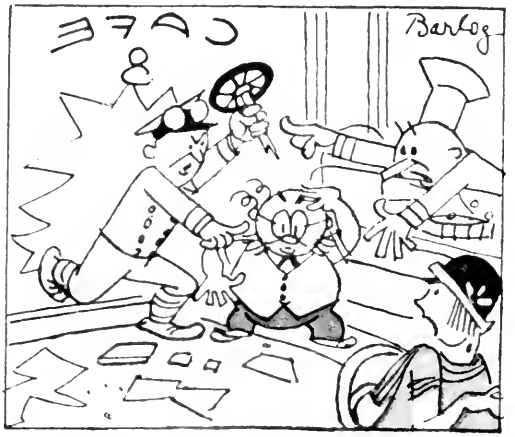
Jedoch, kaum ist er angelassen
— Der Pechmann kann es gar nicht fassen —
Da rast der Roller querfeldein
Und zieht den Pechmann hinterdrein.



Hier sieht der Pechmann voller Grausen
Den Roller durch die Mauer sausen.
Er ließe gern die Stange los,
Doch seine Angst ist viel zu groß.



Schon fliegt der Pechmann ins Café,
Das endet schwerlich gut. — O weh!
Die Gäste sehen's angstverstört,
Und auch der Chef ist sehr empört.



Anstatt die andern zu beglücken,
Muß er erneut die Börse zücken!
„Was hast du angerichtet, Pechmann?
Das wird ein teurer Spaß! Nun blech man!"

---

denn sowie er einen Stein holte, der nicht in allernächster Nähe lag, kam der Onager angesprengt, um das Weite zu suchen. Aber Wartan paßte auf wie ein Schießhund und trieb ihn immer wieder mit Steinwürfen zurück. Langsam wuchs die Mauer empor. Jetzt konnte er sich auch etwas weiter entfernen, um dicke Steine herbeizuholen, mit denen er wirksamer emporzubauen vermochte. Er arbeitete bis in die Nacht hinein und zuletzt füllte er den ganzen Raum hinter der Mauer mit Stachelkräutern und einem Wall von scharfen Dornen an.

Am nächsten Morgen eilte er vor Sonnenaufgang zur Mauer zurück. Unterwegs plagte ihn die Vorstellung, der Esel sei in der Dunkelheit sicherlich durch das

Wasser entwichen. Zu seiner Freude fand er ihn noch in der Falle. So kletterte er nun hinunter, um ihn in seine Schlinge zu bekommen. Das gelang ihm jedoch nicht. Trotz der engen Landzunge konnte er den Lasso nicht um den Hals des Tieres werfen. Es schüttelte den Strick immer ab, rannte den Knaben mehrmals um, und nur seine Gewandtheit rettete ihn vor harten Hufschlägen. Zu seinem größten Verdruß mußte er schließlich diese Jagd aufgeben und sich wie ein geschlagener Stierkämpfer aus der Arena zurückziehen.

„Er ist noch zu unruhig," tröstete er sich, „aber wenn er ein paar Tage gehungert hat, werde ich leichter mit ihm fertig werden."

Wartan beschränkte sich darauf, die Mauer noch zu erhöhen, um dem Esel jedes Entweichen nach der Steppe unmöglich zu machen. Tags darauf stieg er mit frischen Kräutern hinab, um den Onager damit zu locken. Der schien großen Appetit darauf zu haben, aber seine Scheu war noch zu groß. Vergebens versuchte Wartan, ihn mit den süßesten Tönen zu beruhigen. Der Esel wollte nichts von ihm wissen. Er fraß die spärlichen Pflanzen, die auf der Halbinsel wuchsen, und wehrte noch jede Annäherung mit den gefährlichen Hufen ab.

Am Morgen des dritten Tages machte Wartan die merkwürdige Entdeckung, daß der Wildesel den Boden eines angeschwemmten Teiles der Halbinsel vollkommen aufgewühlt hatte. Durch kräftiges Scharren mit den Füßen grub er im Boden nach einer Art von langen Wurzeln, die er dann mit größtem Behagen fraß. Als Wartan sich diese Wurzeln ansah und gewohnheitsmäßig auch ihren Geschmack prüfte, verklärte sich plötzlich sein ganzes Gesicht. Nachdem er erst ein kleines Stückchen versucht hatte, kaute er mit wachsender Lust an dem Ende eines ganzen Stockes, den er aus dem Boden herausreißen konnte.

„Das ist ja richtiges Süßholz!" stellte er voll Freude fest, „da muß ich mir aber noch mehr davon suchen."

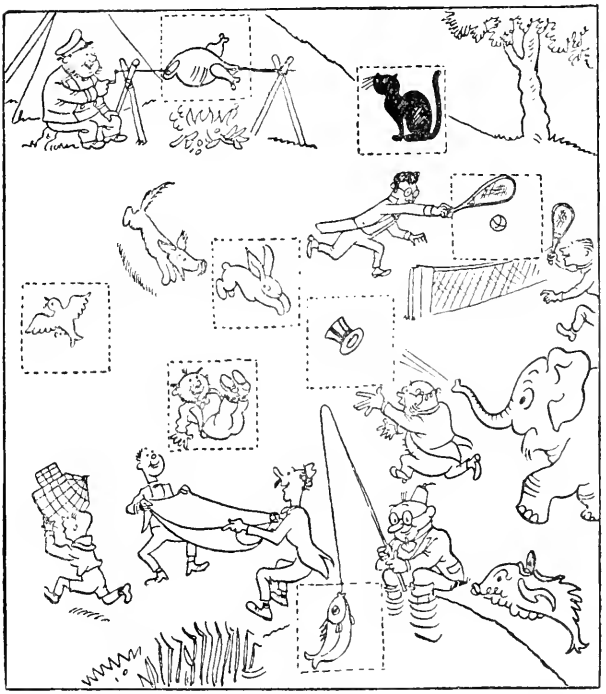
Er hatte recht, es war wirklich die Glycyrrhizapflanze, aus deren zahlreichen und weithin kriechenden Wurzeln Süßholz und Lakritze gewonnen wird. Dieser Fund trat aber vorläufig noch in den Hintergrund, solange der Esel nicht gefangen war. Immerhin benutzte Wartan die Wurzeln, um den Onager damit anzulocken. Am vierten Tage kam das Tier, durch Hunger getrieben, heran und fraß ihm aus der Hand. Doch jede Bewegung, die Wartan machte, scheuchte das Tier wieder davon. Erst gegen Abend gelang es ihm, dem Esel durch einen geschickten Wurf die Schlinge um den Hals zu werfen. Da ging es aber los. Um sich zu befreien, raste der Esel wütend hin und her und riß den Knaben, der nicht locker lassen wollte, mit sich über Stock und Stein. Zu seinem Glück trieb es der Onager nicht lange so. Die Hungerkur hatte ihn geschwächt, und schon nach kurzer Zeit blieb er, an allen Gliedern zitternd und erschöpft stehen. Nun packte Wartan das freie Ende seines Strickes, schlang es dem Esel um das Maul und dann um die Ohren herum und band es auf diese Weise zu einem Halfter zusammen. Mehr konnte er an diesem Tage nicht erreichen. Er streichelte den Hals des Esels und ließ ihn dann wieder laufen.

Seine Hoffnung, ihn nun am nächsten Morgen viel leichter einfangen zu können, erfüllte sich. Er brachte besonders duftige Kräuter mit, und der Esel ging jetzt ohne Scheu auf ihn zu, um sich füttern zu lassen. Nachdem er so einigermaßen zahm geworden war und sich manches gefallen ließ, versuchte Wartan, seinen Rücken zu besteigen. Er führte ihn an einen dicken Stein heran und benutzte diesen, um mit einem kühnen Schwung aufzuspringen. Im nächsten Augenblick sauste er in einem weiten Bogen zu Boden. Obwohl ihn alle Knochen schmerzten, ließ er sich dadurch nicht entmutigen und versuchte es noch einmal. Er saß kaum oben, da flog er von neuem herunter. Das wiederholte sich noch sehr oft. Der Esel bockte wie ein Schaukelpferd, aber in Wartan war der Ehrgeiz erwacht. Er dachte beschämt an seine Reiterlebnisse bei der Karawane; das gab ihm besondere Kraft. Er hatte inzwischen nicht umsonst seinen Körper gestählt und seinen Willen erzogen. Er mußte diesen störrischen Esel bezwingen, auch wenn es noch hundert blaue Flecke kostete.

Einer solchen Zähigkeit war selbst der Onager nicht gewachsen. Er wurde langsam mürbe, und schließlich ließ er Wartan auf seinem Rücken sitzen. Der hatte ihm schon in einem günstigen Augenblick einen Zügel durch das Maul gezogen, und nun trieb er ihn mit seinen Schenkeln vorwärts. Wenn er folgte, bekam er zu fressen, und so wurde er mit der Zeit auch gehorsam. Wartan ließ in seiner Dressur nicht nach, und allmählich erreichte er es, daß er seinen Esel richtig reiten konnte.

Wer hat es richtig gemacht?

Auflösung der Seh- und Denk-Aufgabe im vorigen Heft



In fünf Minuten sollte man —
Nanu, wie fängt man das bloß an? —
Ein Bild aus vielen Stücken
Ganz schnell zusammenflicken.

Der Onkel Toldi sitzt am Teich
Und fängt den Fisch — man wußt' es gleich —,
Und Laatsch und Pampe mit Juchhe,
Die werfen Bommel in die Höh'.

Der Gusti schreit, oh Schreck und Graus,
Ihm rückte sein Kanari aus!
Und Pechmann läuft dort kreuz und quer
Nur hinter dem Zylinder her.

Der Schlupp verfolgt grad einen Hasen, —
Und Tennis spielen auf dem Rasen
Der Otto und der Fridolin —
Es fliegt der Ball dahin — dorthin.

Der Käpt'n brät die Gans in Ruh,
Die Katze sieht voll Spannung zu
Na also! War das Raten schwer?
Nur aufgepaßt, bald gibt es mehr!

*

Wochenende beim Heiteren Fridolin: So muß das Bild aussehen, wenn die acht Quadrate richtig eingefügt wurden.

Jetzt glaubte er, ihn seiner Mutter, die schon sehr neugierig geworden war, vorführen zu können. Er legte die Mauer nieder und leitete den Esel am Zügel in die Steppe hinauf. Das Tier folgte ihm willig. Oben angelangt, überlegte Wartan, ob er es zu Fuß oder reitend nach dem Hügel bringen sollte. Er entschloß sich für das erstere, weil es am sichersten war. Aber nachdem er eine ganze Strecke neben dem Onager einhergelaufen war, meinte er, daß es doch schöner aussehen würde, wenn er hoch zu Esel angeritten käme.

Er schwang sich sehr geschickt auf den Rücken des Onagers. Der blieb jedoch stehen. Erst als Wartan ihn mit den Fersen in die Weiche stieß, setzte er sich in Bewegung. Es ging eine ganze Weile gut, und Wartan war überaus stolz, daß der Esel ihm so gut gehorchte. Schließlich aber wurde ihm sein Tempo zu langsam, und nun wollte er ihn etwas traben lassen. Er gab dem Esel einen kräftigen Schlag auf das Hinterteil. Das hatte eine überraschende Wirkung: Mit einem kurzen Ruck sprang der Esel nach vorn, so daß der Knabe sich nur mit Mühe oben halten konnte, und dann folgte ein Galopp, bei dem Wartan Hören und Sehen verging. Mit unheimlicher Schnelligkeit sauste der Onager in die ihm vertraute Steppe hinein. Vergebens versuchte Wartan, der sich an seinen Hals geklammert hatte, ihn aufzuhalten. Umsonst riß er an seinem Zügel. Der Esel hatte ein hartes Maul und ließ sich dadurch nicht beirren. Immer schneller raste er dahin, immer tiefer in die Wüste hinein.

Wartan war in großer Not. Er hoffte, sein Reittier würde sich bald ausgetobt haben und dann wieder parieren. So nahm er seine ganze Kraft zusammen, um nicht herunterzupurzeln, denn seine größte Angst war die, der Esel möchte ihn abwerfen und dann auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Aber da der Onager in seinem wütenden Galopp nicht aufhörte, mußte er sich schließ-

lich doch hinabgleiten lassen. Damit der Esel ihm nicht ganz durchging, schlang er sich zuvor den Zügel fest um die Hand. So hoffte er, das Tier vom Boden aus aufhalten zu können. Er landete auf den Füßen, aber durch seine Schnelligkeit riß ihn der Onager sofort um und schleifte ihn ein langes Stück mit. Da nun Wartan den Strick nicht loslassen konnte, war es ein großes Glück für ihn, daß das Halfter sich vom Kopf des Esels löste und die Geschichte so ein Ende nahm

(Fortsetzung folgt.)

Der Rückwärtsläufer

Ein neuer Sport

„Es gibt genug Vorwärtsläufer," sagte sich ein Neger, der ein schlauer Kopf war, „also werde ich Rückwärtsläufer, denn das ist noch nie dagewesen." Er begann zu trainieren. Probiert es einmal rückwärts zu rennen; es ist nicht leicht. Aber die Gewohnheit macht es. Zuerst lernte der Neger rückwärts zu gehen und als er das gut konnte, ging er überhaupt immer rückwärts. Dann lernte er rückwärts zu laufen. Zuerst machte er nur Dauerlauf. Er stolperte natürlich. Aber schließlich ging es sehr schön. Nun machte der Neger Wettrennen mit Straßenjungen; die Jungen liefen vorwärts, er rückwärts. Nach 14 Tagen besiegte er sie. Da zeigte der Neger Sportsleuten seine neue Kunst. Er hat es schließlich so weit gebracht, daß er mittelmäßige Vorwärtsläufer im Rückwärtslauf besiegt.

Ein ungewohnter Anblick. Der Rückwärtsläufer stellt sich beim Start mit dem Rücken gegen das Ziel

Nach langer Arbeit hat es der Rückwärtsläufer dahin gebracht, daß er mittelmäßige Vorwärtsläufer besiegt.

Die Geschichte vom Herrn Stiefelbein

Ein Roman, den Pampe geschrieben und Onkel Toldis Neffe Gusti allzu wörtlich illustriert hat

Hand in den Mund haben. „Wenn ich das nie wieder zuhause fortgegangen! Hätte ich doch da- mals bloß nie- mand Mund gehal- ten, ich Tor." seufzte er in seiner schlaflosen Nacht, während ihn der Mond mitleidig be- leuchtete.

Eines Tages warf er sein Auge auf ein Schiff, das nach Deutschland fuhr, und so ge- lang ihm, als blinder Passagier mitzufahren. Der Ka- pitän merkte es zwar, drückte aber ein Auge zu. Wurde als beim Essen fassen, kam er fein ge- schmeckt. Da fielen ihr die Augen und die guten Menschen waren sehr lange ihre Freunde. Ropf.

Die fahrende Schule

In dem nordamerikanischen Staat Ontario wohnt die Bevölkerung so weit auseinander, daß manche Kinder ganze Tagesreisen machen müßten, um zur Schule zu kommen. Nach langer Ueberlegung sagte man sich: „Wenn ihr nicht zur Schule fahren könnt, fährt sie zu euch!" Und man hing an den Zug, der durch die weiten Landstrecken fährt, einen Wagen mit einem Schulzimmer an. Dieser Wagen wird bald da, bald dort abgehängt, und die Kinder dieser Gegend können nun 3—6 Tage zur Schule gehen. Dann fährt der Wagen weiter in eine andre Gegend.

Das größte Sprachgenie der Welt

Das größte Sprachgenie der Welt war Kardinal Mezzofanti. Er beherrschte schon als junger Mensch Latein, Hebräisch, Arabisch, Spanisch, Französisch, Deutsch und Schwedisch. Unter seinen nachgelassenen Papieren fand man ein Verzeichnis von über 120 Sprachen, die er gelernt hatte, und von denen er die meisten fließend sprechen und schreiben konnte. Im Jahr 1838 wurde er zum Kardinal ernannt und starb in Rom im Jahre 1849.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Neulich ist dem Professor Pechmann etwas Schönes passiert. Er fährt im Zug und ihm gegenüber sitzt ein Herr, der paßt ganz entsetzlich. „Hier ist Nichtraucher!" sagt der Professor wütend, „vielleicht hören Sie bald mit der Paffere auf!" Der andre sagt seelenruhig: „Sie haben mir gar nichts zu sagen! Wer sind Sie denn?" Professor Pechmann holt stolz seine Visitenkarte heraus und reicht sie seinem Gegenüber. Der steckt die Karte ein und raucht weiter. Pechmann läuft zum Bahnbeamten und beschwert sich. ‚Sie werden bestraft!" sagt der Bahnbeamte zu dem Raucher, „wie heißen Sie denn?" — Der Raucher reicht seine Karte. Der Bahnbeamte liest sie, macht eine Verbeugung und sagt: „Entschuldigen Sie! Das wußte ich nicht. Rauchen Sie gefälligst ruhig weiter, hochverehrter Herr!" — „Wer war denn der Herr?" fragte Pechmann nachher. Da zeigte ihm der Bahnbeamte die Karte. Wißt ihr, was darauf stand? Professor Pechmann! Der Frechdachs hatte dem Bahnbeamten Pechmanns eigene Visitenkarte gezeigt.

Rätsel-Ecke

Aus den Silben:

an — bär — bel — bett — chiem — del — dy — e — gio — la — ler — mam — mat — na — neis — rich — sa — se — see — ted — ul — up — weiss

sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und dritte Buchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben. Jede Reimzeile beschreibt ein Wort. (ch gilt als ein Buchstabe.

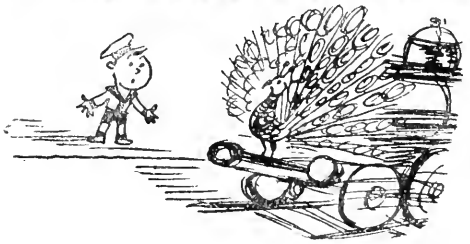
1. Als Männername wohlbekannt;
2. Als Blume blüht's im Alpenland;
3. Der arme Mann, der rührt wohl jeden;
4. Als schöne Stadt liegt es in Schweden;
5. Als Fluß fließt es durchs deutsche Land;
6. Ein Teil des Dach's wird so genannt;
7. Aus alter Zeit ein großes Tier;
8. So heißen viele Mädchen hier;
9. Ein See, in Bayern, wunderschön;
10. Als Spielzeug kann man's häufig seh'n.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 17.

1. Watte. 2. Elle. 3. Irene. 4. Sizilien. 5. Sessel. 6. Talar. 7. Dietrich. 8. Ulme. 9. Wimpel. 10. Ilias. 11. Echo. 12. Vanille. 13. Igel. 14. Eduard. 15. Liane. 16. Silber. 17. Tibet. 18. Eimer. 19. Riese. 20. Nadel. 21. Lanze. 22. Esau. 23. Innsbruck. 24. Nießwurz. 25. Sohle. 26. Teerose.

Weißt du wieviel Sternlein stehen an dem blauen Himmelszelt?

Fridolins Lachkabinett



Der kleine Otto sagt am Bahnhof zu seiner Mutter: „Komm', wir wollen zur Lokomotive gehen. Ich möchte mir gern den kleinen Pfau ansehen!"

„Aber Otto! Auf der Lokomotive ist doch kein Pfau."

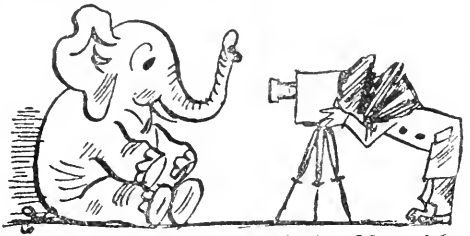
„Doch, wir haben heute in der Schule geschrieben: „Das Pfauchen der Lokomotive!"

Mutter: „Du willst zum Kinderball, jeden Augenblick kann der Wagen kommen, und jetzt nimmst du ein Fußbad?"

Ellen: „Ich nehme ja gar kein Fußbad, ich habe nur die Füße ins Wasser gestellt, damit die Blumen, die ich im Haar habe, frisch bleiben."

A.: „Die Müllers, bei denen du gestern eingeladen warst, sind sehr reiche und vornehme Leute."

B.: „Das kommt mir nicht so vor. Ich habe dort gesehen, wie die beiden Töchter auf einem einzigen Klavier spielen mußten."



Gustav (zum Photographen): „Ist es sehr teuer, ein Bild in Lebensgröße anfertigen zu lassen?"

Photograph: „Das kommt darauf an. Wer soll es denn sein?"

Gustav: „Der Elefant im Zoologischen Garten."

*

Besuch: „Wirklich, Frau Müller, Ihre Inge spielt schon viel besser Klavier?"

Inge (aus dem Nebenzimmer rufend): „Ich spiele ja gar nicht, ich staube nur die Tasten ab."

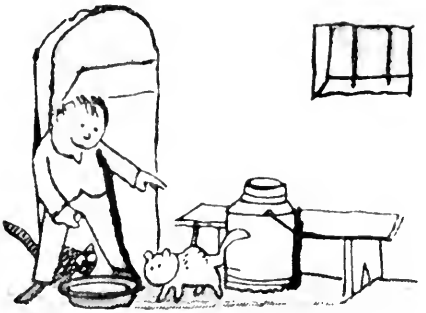
*

„Zeigen Sie mir doch einmal den neuen Wachhund, von dem Sie mir so viel erzählt haben."

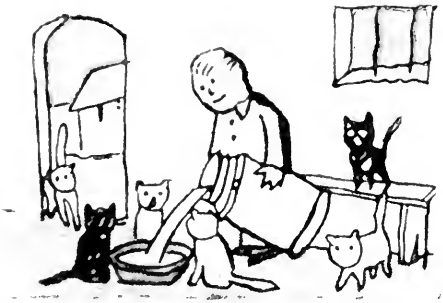
„Kann ich nicht. Er ist mir inzwischen gestohlen worden."

Pampe in der Molkerei

In einer unsrer Molkerei'n
Trat neuerdings der Pampe ein.
Er gießt die frische Milch in Kannen,
Die trägt die Eisenbahn von dannen.



Doch eine Katze, Mihenitz,
Ist Pampes köstlicher Besitz.
Die sagt „Miau". Er weiß: das Tier
Hat Durst auf Milch. Die gibt er ihr.



Milch schmeckt so fein und riecht so fein!
Sechs andre Katzen dringen ein.
Der Pampe spricht: „Ihr wollt auch schlecken?"
Gutmütig gießt er Milch ins Becken.

Ein Kätzchen sagt's den andern: „Denkt,
Bei Pampe kriegt man Milch geschenkt!"
Zu hundert nah'n sie sich, oh Graus!
Und Benjamin gießt ein (und aus!)

Die Katzen, die sich eingefunden,
Bekommen Milch, doch nicht die Kunden.
Da kommt der Chef, ihn packt Entsetzen.
Der Pampe kann noch rasch entwetzen.

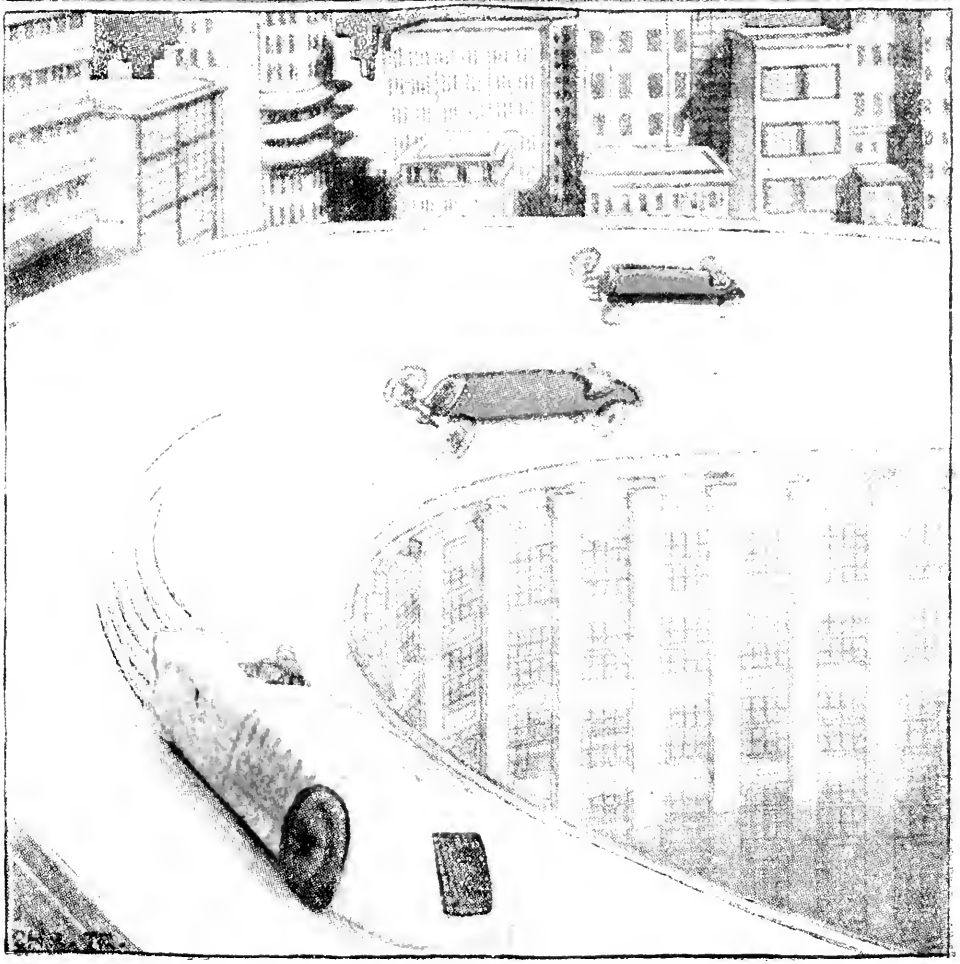
Mit knapper Not kann er entflieh'n.
Das Katzenvolk begleitet ihn.
Der Kuhstall, der so gänstig schien,
War gleichfalls nichts für Benjamin.

Herausgeber: Peter Pfeffer, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: W. W. Bechtle, Berlin. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW. 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 19. 6. Jahrgang. 2. Juniheft.
Berlin.
Preis 15 Pfennig.

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT, SPIEL SPASS UND ABENTEUER



Eine Auto-Rennbahn auf dem Dach. Eine italienische Automobilfabrik hat auf dem Dach eine Auto-Rennbahn eingerichtet, auf der die neuen Wagen eingefahren werden.

Eine Autorennbahn auf dem Dach

Die Automobilfabrik Fiat in Turin hat auf ihrem Dach eine Auto-Rennbahn eingerichtet. Auf die flachen Dächer der Fabrikgebäude hat man eine Asphaltschicht gegossen und so eine Bahn von über einem Kilometer Länge und 24 Meter Breite hergestellt. Um die Innen- und Außenseite der Bahn wurden dicke Steinmauern gezogen, damit die Wagen nicht herunterfallen können. — Die Dachrennbahn dient zum Einfahren der neuen Automobile. Die Wagen können auf Wendelgängen zur Dachrennbahn hinauffahren. Täglich kann man nun vom Dach der Fabrik herab das Motorgeknatter der Wagen hören, die hoch oben über dem fünften Stock im 100-km-Tempo herumsausen.

Wie ich dem Gorilla begegnete

Ein gefährliches Erlebnis bei meiner Afrika-Reise.

Von Moritz Pathé.

Unser Zeichner Pathé erzählte neulich von seiner Afrikareise Wunderdinge. „Eines Morgens", begann er, „wurden wir aus den Zelten geholt, mein Freund Fari und ich, und der Expeditionsleiter fragte mich, ob ich Lust hätte, eine Gorillajagd mitzumachen. „Sie haben jetzt Gelegenheit," sagte er. „In einem Negerdorf in der Nähe ist gestern ein Gorilla eingebrochen. Er hat die Einwohner vertrieben und die Dächer von den Hütten herabgerissen."

Ich muß gestehen, daß mir ein wenig gruselig wurde, aber Fari, der Elefantenjäger, kam schon mit zwei Negern und den Gewehren. Und ehe ich recht wußte, wie mir geschah, war ich schon unterwegs zur Gorillajagd.

Wir arbeiteten uns 5 Stunden lang mit den Buschmessern durch das Urwaldgestrüpp.

So sah der Gorilla aus, dem ich begegnete.
In dem Augenblick, als er uns die mächtige Brust bot, legte Fari auf ihn an.

Endlich erreichten wir das Dorf, in dem der Gorilla gewesen war.

Fari, der die Negersprache konnte, brachte heraus, daß der Gorilla in einer alten verlassenen Bananenpflanzung — etwa eine Stunde von hier entfernt — hausen sollte. Aber die Neger wollten uns um keinen Preis dahin begleiten, wo der böse Teufel des Urwalds wohnte, also mußten wir uns allein auf den Weg machen. Schließlich fanden wir einige verwilderte Bananenpalmen in einer Urwaldlichtung; das mußte wohl die Stelle sein. Fari nahm die Büchse von der Schulter; vorsichtig pirschten wir uns vorwärts.

Plötzlich packte Fari meinen Arm. Es knackte und krachte irgendwo im Dickicht. „Wo?“ flüsterte ich und faßte meine Büchse fester. Fari legte nur den Finger auf den Mund und deutete dann nach links. Ich blickte hin und sah eine Lianenranke, die sich hin und herbewegte, obwohl kein Wind wehte. Dort also steckte der Gorilla.

Wir gingen langsam auf das Dickicht zu. Es war leer. Ich wollte mich nach Fari umwenden, da blickten mich plötzlich zwei furchtbare Augen an. Nie werde ich diesen Blick vergessen können. Der Gorilla!

Er stand aufgerichtet zwischen zwei

Lianenranken, an denen er sich mit seinen Riesenarmen festhielt. Und nun, als er uns gesehen hatte, fletschte er die Zähne und stieß ein dumpfes Wutgebrüll aus.

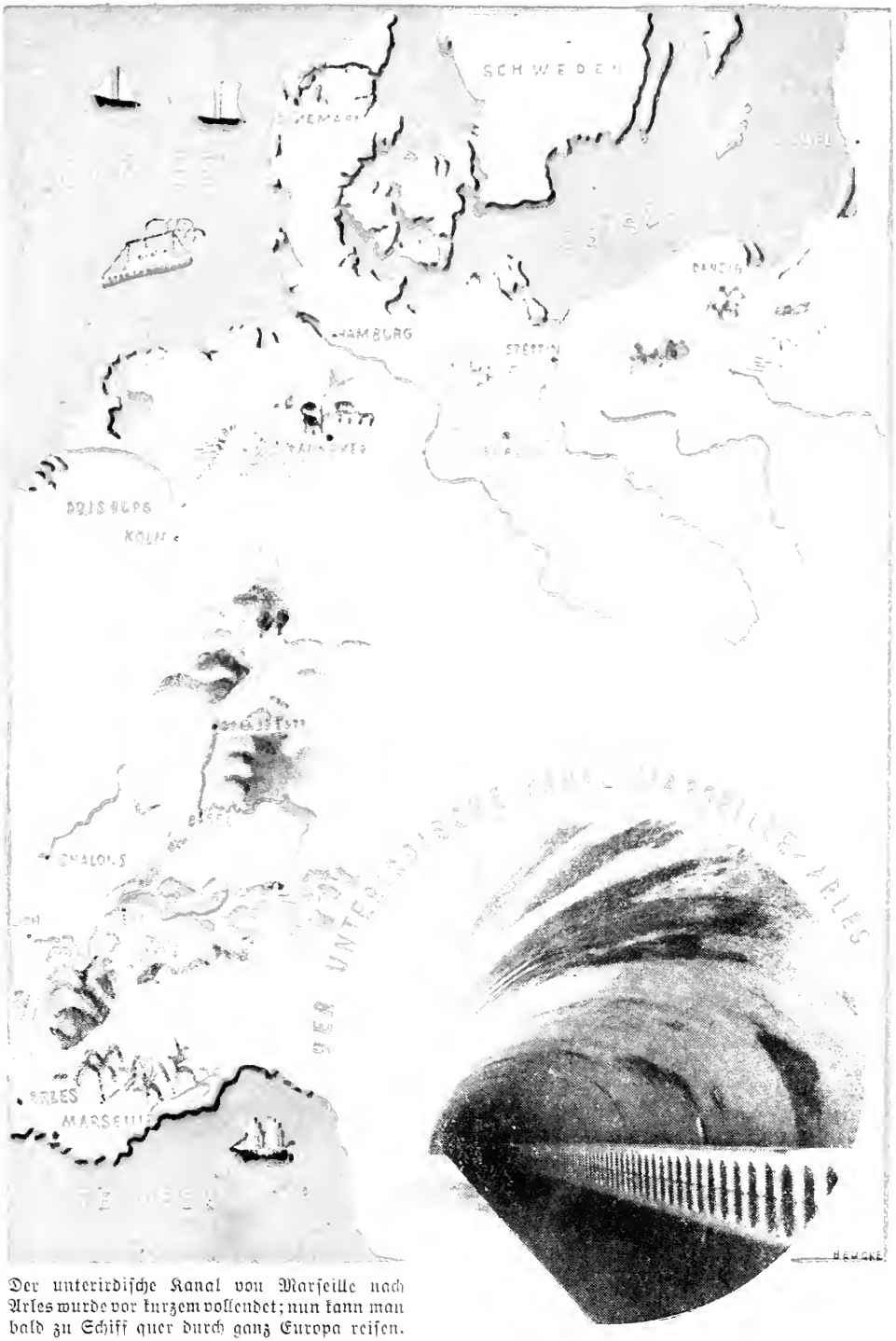
„Ruhig!" sagte Fari neben mir. Er stand schon im Anschlag. Aber die Stellung war ungünstig, weil ein Arm die Brust des Gorillas verdeckte. Da machte der Gorilla eine Bewegung. Er nahm den Arm herab, um von der erhöhten Stelle herunterzusteigen und uns anzugreifen. Er bot uns eine Sekunde lang die Brust. In dieser Sekunde krachte aus Faris Büchse der Schuß.

Ein Gebrüll, das durch Mark und Bein ging, erscholl. Dann hörte ich nur noch ein dumpfes Trommeln, wie wenn ein Trupp Pferde vorübergaloppiert, und dann war es still. — Am andern Tag suchten wir mit 20 Negern die Bananenpflanzung ab. Lange Zeit suchten wir erfolglos, dann entdeckten wir den toten Riesen des Urwalds. Er war bis an den Hals mit Blättern zugedeckt. Offenbar besuchte den Sterbenden ein andrer Gorilla, wahrscheinlich ein Weibchen, und deckte ihn zu. Die Hand des Riesen habe ich gemessen: 30 Zentimeter lang war sie. Nun kann man sich denken, wie er die Dächer von den Negerhütten herabreißen konnte.

Zu Schiff quer durch Europa

Bald kann man von Marseille nach Memel zu Schiff quer durch Europa reisen.

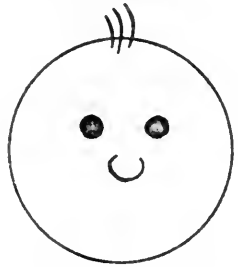
Sollte man es für möglich halten, daß man auf dem Wasser quer durch Europa und vor allem durch Deutschland hindurch vom Mittelmeer bis zur Ostsee fahren kann? Ein Schiff, das aus Südafrika oder Aegypten kommt, wird nicht mehr über die Nordsee oder um den Kanal durchs Skagerrak und Kattegat fahren müssen, wenn es nach Stockholm, Memel oder Leningrad will. Es wird seinen Weg „über Land" nehmen; immer mitten zwischen blühenden Wiesen, wogenden Feldern, durch Wälder, an Gebirgen vorbei geht die Fahrt! Es gibt keine Seekrankheit mehr! Dieses Wunder ist durch den Bau zweier Kanäle ermöglicht worden, von denen der eine ebenfertiggestellt worden ist und ein wahres Wunderwerk darstellt. Der andre wird in Bälde vollendet sein — dann kann die Reise losgehen! Der eben fertiggestellte Wunderkanal führt von der großen französischen Hafenstadt Marseille nach dem an der Rhone gelegenen Arles. Man gelangt also durch ihn vom Mittelmeer nach der Rhone. Die Rhonemündung war für die Schiffahrt nicht günstig; deshalb hat man diesen Kanal gebaut, der 82 Kilometer lang ist. Eine lange Strecke führt er in einem Tunnel dahin, den man durch einen Gebirgszug hindurchgebrochen hat. Die Schiffe fahren hier bei elektrischer Beleuchtung durch eine Art von Rohr hindurch, dessen unterer Teil mit Wasser gefüllt ist. Von der Rhone geht es dann weiter durch die schiffbaren Flüsse Saone und Doubes nach dem Rhein-Rhone-Kanal, der Rhein und Rhone verbindet. Nun den Rhein hinauf bis Duisburg. Von hier durch den Rhein-Herne-Kanal und Ems-Weser-Kanal bis Hannover. Dort baut man jetzt zur Verbindung des Rheins mit der Elbe den „Mittelland-Kanal". Sobald dieser fertig ist — und das wird sehr bald der Fall sein, denn er befindet sich jetzt gerade im Bau —, stellt sich der Fahrt kein Hindernis mehr entgegen. Durch den kurzen Plauer Kanal kommen wir in die Havel. Der Hohenzollern-Kanal, ein Großschiffahrtsweg, verbindet diese mit der Oder. Fahren wir auf ihr bis Swinemünde, so sind wir schon in der Ostsee. Wer aber noch weiter über Land fahren will, der kann durch die schiffbaren Flüsse Warthe, Netze und Weichsel nach Danzig und an die Ostsee gelangen. Fährt man zur See bis zur Mündung des Pregels, so gibt es hier durch den König-Wilhelm-Kanal eine weitere Verbindung bis Memel, die wieder über Land führt. Haben wir an einem der genannten Punkte die Ostsee erreicht, so steht uns der Weg nach mehreren Seiten, nach Stockholm in Schweden, Leningrad in Rußland oder irgendeinem andern Hafen offen. Wir sind tatsächlich vom Mittelmeer bis zur Ostsee zu Schiff quer über Land gefahren.



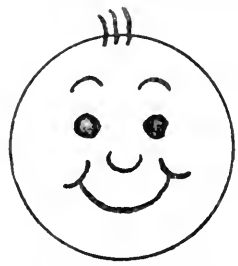
Der unterirdische Kanal von Marseille nach Arles wurde vor kurzem vollendet; nun kann man bald zu Schiff quer durch ganz Europa reisen.

Wer kann diese lustigen Gesichter nachzeichnen?

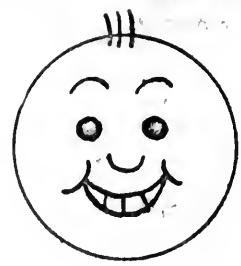
Aber nicht durchpausen, sondern frei nachzeichnen und wenn es geht — aus dem Gedächtnis.



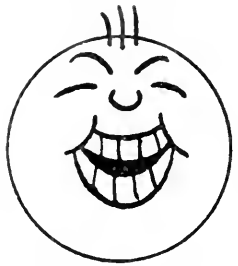
1. So fängt man an



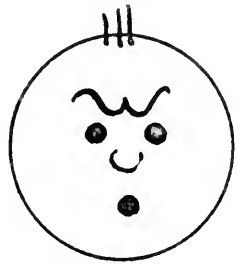
2. Er lächelt schon



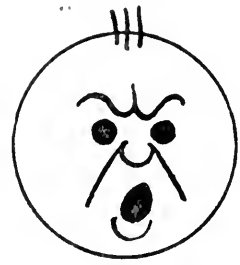
3. Er lacht



4. Er lacht sich tot



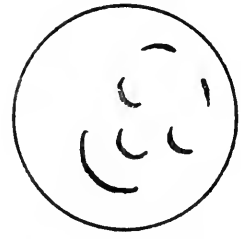
5. Jetzt wird er böse



6. Er schimpft

7. Jetzt muß er weinen

8. Huu-aaa! — er gähnt



9. Gute Nacht!

Der alte Harfner

Eine Anekdote von Mathilde Weil

Es war an einem Sommerabend des Jahres 1847, da zog ein Trüpplein Studenten über den Altstädter Ring in Prag nach dem uralten Gasthaus „Zum Sixt".

Als sie dort alle gemütlich beim Bier saßen, kam ein weißköpfiger Harfner angehumpelt und begann zu spielen.

Erst böhmische Volkslieder, dann übermütige Studentenlieder, und die Studenten sangen mit. Und als der alte Harfner mit dem Teller einsammeln ging, da warf der junge Student und Dichter Alfred Meißner dem Harfner 3 Silbergulden auf den Teller.

„Vergelt's Gott tausendmal!" rief der alte Harfner, „dafür muß ich dem Herrn zum Dank etwas Besondres aufspielen, was ich nicht jedem zu hören gebe!" Der alte Mann spielte nun ein so wunderschönes Menuett, daß die Studenten den Alten ehrfurchtsvoll umringten. Nachdem der alte Harfner geendet hatte, sprach er: „Nicht wahr, das war schön? Das hat mir der Maestro Mozart geschenkt, als er im Jahr 1787 hier in Prag weilte zur Erstaufführung seiner Oper „Don Juan". Ich spielte damals vor ihm, und da der berühmte Mozart kein Geld bei sich hatte, schrieb er rasch dieses Menuett nieder und hat es mir geschenkt!"

Robinson in der Wüste

Die abenteuerliche Geschichte eines Jungen, der sich in der Wüste verirrte

Von Max Kirsch

(14. Fortsetzung.)

Halb bewußtlos und übel zerschunden blieb Wartan lang ausgestreckt liegen, während der Onager, froh der wiedergewonnenen Freiheit, sich in etwas ruhigerem Tempo davontummelte und bald verschwunden war. Es dauerte eine lange Zeit, bis Wartan seine Gedanken wieder beisammen hatte. Aber dann überfiel ihn ein großer Katzenjammer. Tief beschämt weinte er vor sich hin, bis es ihm endlich einfiel, daß er nach Hause zurückkehren mußte. Er spähte nach dem Hügel aus, konnte ihn jedoch nicht finden. Das Gelände im Umkreis war ihm fremd. Weit und breit war nichts, was ihm als Anhaltspunkt dienen konnte. Er verlor den Mut nicht und richtete sich nach der Sonne, die blutrot am fernen Horizont unterging.

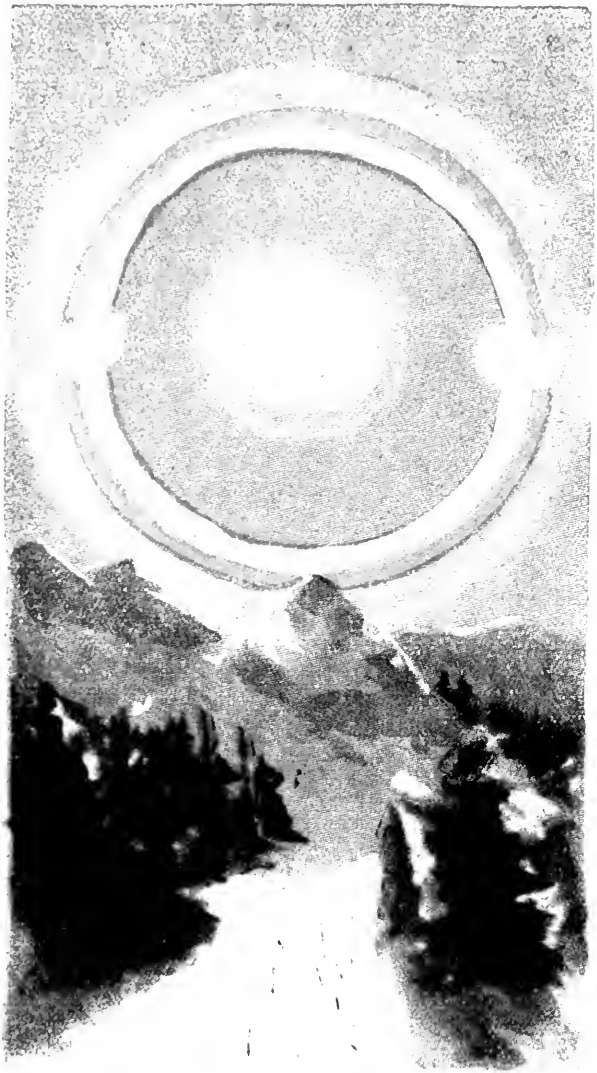
„Wenn ich ihr nachgehe, muß ich an den Fluß kommen," meinte er, und marschierte mit schmerzenden Gliedern nach Osten. Es wurde schnell Nacht. In diesen Ländern ist die Dämmerung nur sehr kurz, und rascher als er dachte, umgab ihn die Dunkelheit. Er ließ sich dadurch nicht aufhalten und eilte weiter, um seine Mutter, die sicherlich in großer Sorge um ihn war, zu beruhigen. Jeden Augenblick hoffte er, das Flußufer zu erreichen. Doch es blieb fern. Er lief stundenlang, aber nichts unterbrach die endlose Fläche. Das erschien ihm sonderbar, und nach und nach wurde er ängstlich. Seine Kräfte gingen zu Ende; er konnte kaum mehr auf den Füßen stehen. Dennoch setzte er seine nächtliche Wanderung fort, bis er vor Müdigkeit fast umfiel. Da legte er sich hin, um etwas auszuruhen.

Hoffentlich ist kein Waran in der Nähe, dachte er voll Schrecken, und sah schon im Geist überall in der Finsternis fürchterliche Rachen geöffnet. Jedes Geräusch, das der kühle Nachtwind verursachte, ließ ihn entsetzt emporfahren, so daß er schließlich aufsprang, um weiterzulaufen, stundenlang — umsonst. Zuletzt brach er zusammen und verfiel in einen totenähnlichen Schlaf, aus dem ihn erst die aufgehende Sonne weckte. Von der nächtlichen Kühle vollkommen erstarrt, konnte er sich nur mühsam aufrichten, und beim Gehen schienen ihm alle Glieder mit Blei gefüllt. Obwohl das Tagesgestirn bald heiß herabbrannte, hörte der Schüttelfrost, der ihn befallen hatte, nicht auf. Er fieberte, und nun plagte ihn ein mächtiger Durst.

„Jetzt werde ich ja bald an den Fluß kommen," sagte er, indem er ganz automatisch ein Bein vor das andre setzte, „dort werde ich trinken können, soviel ich will."

Aber wieder vergingen lange, entsetzliche Stunden, ohne daß sich die Oede um ihn herum veränderte. Es war ihm, als wäre er dauernd auf derselben Stelle herumgelaufen. Vergebens suchte er die ganze Umgebung nach dem Hügel ab, er blieb verschwunden. In der Sonnenglut nahm sein Durst immer mehr zu. Seine Kehle war wie ausgedörrt und in seinem Kopf war ein Brausen, als ob ein Mühlrad sich darin drehte. Er dachte nur noch an Wasser, und wäre in diesem Zustand selbst in ein Beduinenlager hineingelaufen, nur um trinken zu können. Der schreckliche Durst trieb ihn weiter. Wo war nur der rettende Fluß? Warum hatte er ihn noch nicht erreicht? Er spähte umher, daß ihm die Augen schmerzten. Da plötzlich sah er vor sich einen hellen Wasserspiegel auftauchen, einen See mit phantastischen Ufern und weiten, flachen Buchten. In seiner Mitte ragte eine hohe Insel empor. Oh, endlich! Er hätte vor Freude und Dankbarkeit auf die Knie sinken mögen.

Mit neuen Kräften eilte er vorwärts, dem lockenden Wasser entgegen. Aber was war das? Je weiter er kam, um so mehr entfernten sich jene blassen Ufer. Sie schrumpften zusammen, lösten sich in zarte Wellenlinien auf und entstanden aufs neue an einer andern unerreichbaren Stelle, während die Insel immer schmaler und höher wurde, um schließlich in flimmernden Bewegungen sich in ein Nichts aufzulösen. Wartan rieb sich die Augen. Alles schien ver-



Vom himmlischen Fe

Im Winter ist das Land im hohen
sich die Sonne nicht über dem
Feuerwerke von zauberhafter Pracht.
und her, und verblaßt wieder. D
elektrisch geladenen Teilchen, die sic
andern Ursachen beruhen die wunde
des Nordens mitunter beobachten ka
die manchmal wunderbare geometrisc
fen ziehen sich durch die Kreise hindu
leuchtende runde Flächen, die man
nung von der Sonne herrührt, als
zeigen sich aber erst im Frühjahr, we
scheint. Die Kreise haben oft die
wird diese Erscheinung dadurch, daß
kristallen gebrochen werden, die in de
wie das Glasprisma, das das weiße

Seltsame und wunderbare Lichterscheinungen, die sich im hohen Norden am Himm

Ein Regenbogenring um die nordische Frühlingssonne, der dadurch entsteht, daß die weißen Lichtstrahlen der Sonne, wenn sie durch die in der Luft schwebenden Schneekristalle hindurchgehen, in die Regenbogenfarben zerlegt werden.

Das Nordlicht erscheint a
ewige Winternacht das Land be
wundervollen Formen und Farbe
elektrische

hert zu sein. Doch schließlich sah der gepeinigte Knabe ein, daß nur ein Trugbild dieser Wüste, eine „Fata morgana", ihn genarrt hatte, und daß unter dieser Luftspiegelung, die köstliches Wasser vortäuschte, sich nur die weite entsetzlich trockene Dürre ausbreitete. Das raubte ihm die letzte Kraft, und voll Verzweiflung sank er auf das äußerste erschöpft wieder zu Boden. Ein letzter Gedanke galt seiner Mutter, dann schwanden ihm die Sinne.

Gegen Abend strich etwas Feuchtes und Kühles über seine glühende Stirn und riß ihn aus seiner Betäubung. Er öffnete lang-

...werk im hohen Norden

... in Nacht gehüllt. Monatelang zeigt ... Dafür gibt es dort am Himmel ... Nordlicht zuckt auf, schlängelt sich hin ... Nordlicht-Strahlen bestehen aus kleinen, ...oben in der Luft ausbreiten. Auf ...„Nebenmonde", die man am Himmel ...rbige Ringe zeigen sich am Himmel, ...ren bilden. Auch wagerechte Strei... wo sie den Ring schneiden, zeigen sich ...ebenmonde" oder, wenn die Erschei... ...onnen" bezeichnet. Die Nebensonnen ...Sonne wieder über dem Horizont er... ...des Regenbogens. Hervorgebracht ...ißen Lichtstrahlen in den feinen Eis... ...schweben. Die Kristalle wirken dabei ...n die Regenbogenfarben zerlegt.

...igen und von Nordpolreisenden beobachtet und nach der Natur abgemalt worden sind.

...ischen Winterhimmel, wenn die ... Es zeigt sich in allen möglichen ...e Forscher bezeichnen es als eine ...scheinung.

Der Mond als Phantasiemaler: Noch schönere und phantastischere Luftgemälde als um die Sonne bilden sich am nordischen Himmel um den Mond. Sie entstehen ebenso wie bei der Sonne durch die Zerlegung der weißen Lichtstrahlen in den Schneekristallen.

---

sam die Augen und sah über sich Tilki, der ihn leise beschnuppert hatte. Eine unsagbare Freude erfüllte sein Herz, aber noch wollte er nicht daran glauben. Sicherlich war auch der Schakal nur ein Trugbild. Doch er war greifbar nahe, sprang mit freundlichem Schwanzwedeln um ihn herum und leckte schließlich seine Hand. Er war es wirklich! Wartan fühlte, wie diese Gewißheit ihm neue Kräfte gab. Er erhob sich, streichelte das kluge Tier, das immer wieder einige Schritte davonsprang, so als wollte es sagen: „Na, komm doch!" und folgte ihm endlich in die Dämmerung hinein.

Nach zwei anstrengenden Stunden sah er im dunkelblauen Sternenhimmel den schwarzen Umriß des Hügels aufragen, und wenige Minuten später lag er in den Armen seiner Mutter. Sie hatte seinetwegen viel Kummer gehabt. Die ganze Nacht hatte sie mit wachsender Sorge auf ihn gewartet, und als er auch am nächsten Morgen nicht kam, hatte sie befürchtet, daß er auf einem allzu weiten Streifzug in die Hände der Beduinen gefallen sei. Sie war auf die Plattform des Hügels gestiegen, um dauernd Ausschau zu halten, und hatte dort oben die schrecklichsten Stunden ihres Lebens verbracht. Währenddessen war Tilki, dessen Bein wieder in Ordnung war, unruhig hin- und hergelaufen, so als ob er die unglückliche Frau verstehen könnte. Auch er vermißte seinen Herrn, der noch niemals so lange weggeblieben war. Schließlich trollte er sich unbemerkt davon.

Seiner feinen Nase fiel es nicht schwer, die Spur des Knaben zu finden. Er kam schnell zu der Stelle, an der Wartan den Esel bestiegen hatte. Dann aber mußte er suchen und viel umherstreifen, bis er wieder Witterung von ihm bekam. Wartan war in einem großen Kreis herumgelaufen und hatte sich so vom Fluß entfernt. Dennoch konnte der schlaue Tilki schnell genug den Ort aufspüren, an dem er erschöpft zusammengebrochen war. Sein Schnuppern rief ihn ins Leben zurück.

9. Kapitel.

Das Geheimnis des Hügels.

Nach diesem Erlebnis hütete sich Wartan wohl, wieder allzu weit aus dem Bereich des sicheren Hügels zu kommen. Er verzichtete jetzt gern auf einen Reiteſel, und ließ auch die Gazellen in Ruhe. Die eine mußte ihm genügen. Sie war ein überaus lustiges Wesen, sprang oft wie besessen herum und tat so, als wollte sie damit Tilki verhöhnen, der nicht so schön durch die Luft sausen konnte. Oft genug hätte sie dabei entfliehen können. Aber sie dachte nicht daran. Als sie einmal beim Spiel mit Wartan und dem Schakal in einem unbewachten Augenblick den Ausgang der Terrasse erreichte, war sie mit einigen weit federnden Sätzen über den Fußpfad hinweg nach dem Flußbett entwichen. Aber schon nach wenigen Minuten kam sie wieder zurück. Seitdem gab ihr Wartan die volle Freiheit. Sie ging nun oft aus, um die besten Kräuter in dem flachen Gelände hinter dem Hügel abzugrasen, doch niemals verließ sie seine Nähe.

So herrschte zwischen Mutter und Sohn, dem Schakal und der lieblichen Gazelle das schönste Einvernehmen. Sie hatten sich alle mit ihrem Schicksal abgefunden und fuhlten sich dabei glücklich. Aber die Sehnsucht nach dem Vater und Heghinor war natürlich bei den beiden Menschen geblieben, und sie beobachteten immer wieder die Rauchsäulen der Beduinenfeuer, ob sie nicht bald verschwanden und der Weg zum Euphrat frei wurde. Doch nichts änderte sich. Wie die Pfeiler einer unsichtbaren Wand standen sie tagtäglich auf der gleichen Stelle. So wurde es Winter. In jenen Erdenzonen gibt es keinen Schnee und kein Eis. Aber der Himmel verlor sein ewiges Blau. Er bezog sich mit grauen Wolken, die die weite Oede ringsum noch trostloser erscheinen ließen, und an einem kühlen Nachmittag brauste es plötzlich in Strömen herab. Die Regenzeit war angebrochen.

Gierig trank der dürre Boden das seltene Naß, und schon wenige Stunden nach diesem ersten Regenfall war alles wieder trocken. Das war nur die Einleitung, denn noch hatten sich die Schleusen des Himmels nicht geöffnet, aber unsre Hügelbewohner ließen sich dadurch warnen und sammelten, bevor alles durchnäßt wurde, eiligst Brennmaterial an. Um dieses unterzubringen, höhlte Wartan einen besonderen Raum aus. Er mußte zu diesem Zweck etwas tiefer in den Hügel eindringen. Dabei stieß er zu seiner Ueberraschung auf eine feste Mauer aus harten Ziegelsteinen.

Schon bei seinen ersten Höhlenbauten hatte er sich gewundert, daß der Lehm sich oft in dicken Platten löste, so als sei er einmal richtig aufgemauert worden. Aber da alle Fugen und äußeren Umrisse verschwommen waren, glaubte er an eine natürliche Bodeneigenart, die derjenigen mancher Uferstellen ähnelte, wo durch das Wasser ganz deutlich der Querschnitt flacher Erdschichten freigelegt wurde. Nun aber hatte er einen ganz sicheren Beweis dafür, daß dieser Hügel von Menschen errichtet war.

Diese Erkenntnis machte einen ungeheuren Eindruck auf ihn. Sie regte seine Phantasie an und packte ihn in seinem tiefsten Innern. Tag und Nacht dachte er mit einem leichten Gruseln darüber nach, welches Geheimnis wohl in diesem alten Bauwerk verborgen sein mochte. Um es zu erforschen,

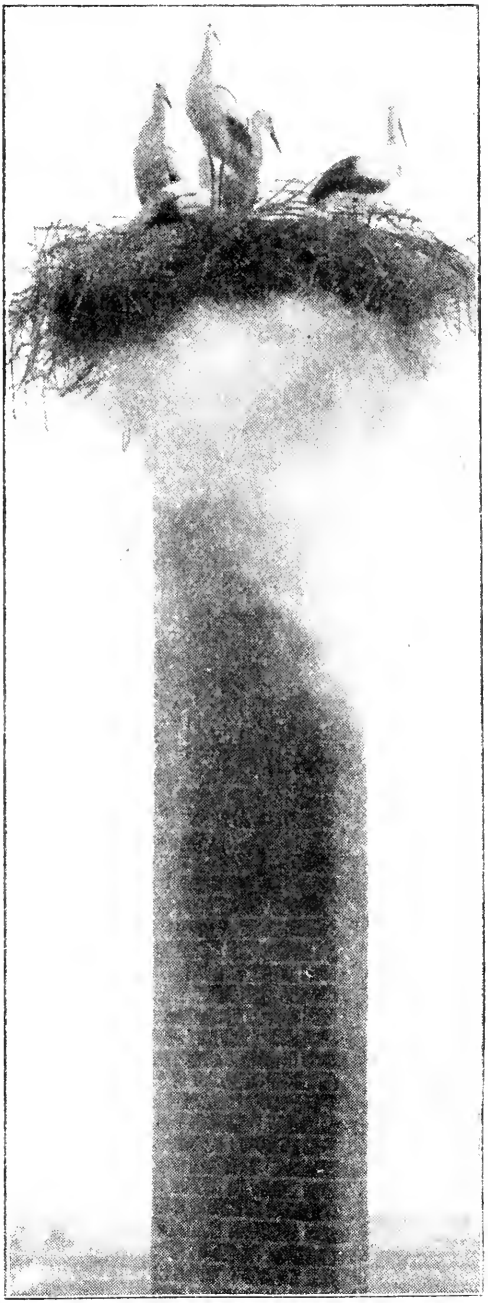
beschloß er, die Mauer zu durchbrechen. Aber sie schien sehr dick zu sein und bot ihm einen großen Widerstand. Da ihm geeignete Werkzeuge fehlten, mußte er sehr mühsam einen Ziegel nach dem andern herauslösen, indem er mit großer Geduld den dazwischen liegenden Mörtel herauskratzte.

Inzwischen gingen nun in der Steppe in unaufhörlicher Folge starke Regenschauer nieder. In diesen Wüstentälern, die den größten Teil des Jahres trocken waren, sammelte es sich schnell zu immer größeren Bächen an, die mit wachsender Gewalt sich in die Hauptströme ergossen. So dauerte es nicht lange, da stieg auch wieder das Wasser des Flusses, an dem der Hügel lag. Bald füllte es sein ganzes Bett aus, und gurgelnd nagten die dahinschießenden Fluten an den hohen Uferwänden. Wie rasch sie zunahmen, konnte Wartan am besten an der Terrasse ersehen, die von Tag zu Tag immer niedriger über der Wasserfläche lag. Das machte ihm erst Freude. Als aber seine Mutter in Sorge geriet, daß die Strömung, wenn sie so weiter anwuchs, leicht ihre Höhle überschwemmen könnte, wurde auch er ängstlich. Zwar konnten sie sich etwas höher am Hügel hinauf in Sicherheit bringen, aber dann waren alle Mühen umsonst gewesen und sie schutzlos der jetzt sehr unangenehmen, feuchtkalten Witterung ausgesetzt.

Mit immer größerer Spannung beobachtete er das steigende Wasser. Nachdem es eine ganze Woche lang fast ununterbrochen geregnet hatte, rauschte es zuletzt bis an den oberen Rand der Felsenplatte heran. Nun beeilte sich Wartan, den Erdwall, der jetzt einen letzten Schutz bedeutete, zu erhöhen und mit den Ziegelsteinen, die er aus der Mauer gebrochen hatte, zu verstärken. Das war nur ein Notbehelf, und er sah ein, daß diese schwache Brüstung den immer stärker dahinrasenden Fluten, die sich zwischen dem Hügel und dem jenseitigen Ufer mächtig stauten, auf die Dauer kaum standhalten dürfte. Er mußte also Vorsorge treffen und jetzt schon eine am Hügelabhang gelegene Höhle ausgraben.

Als er nach einer günstigen Stelle suchte und dabei von einem hohen Standort aus das Flußtal überschaute, fiel sein Blick zufällig auf jenen Damm, der das trockene Kiesbett jenseits des Hügels vom Wasser trennte. Dabei merkte er, daß nun die Fläche des Stromes bereits viel höher lag, als die dahinter gelegene Talsohle.

Eine schöne Bescherung



Die Störche hatten den Fabrikschornstein mit einem Kirchturm verwechselt, und eines Tages begann es in dem neuen Nest entsetzlich zu rauchen.

Da kam es über ihn wie eine Erleuchtung. „Wenn ich diesen schmalen Damm durchsteche und das Hochwasser in den trockenen Flußarm leite, kann es nicht mehr weiter steigen, und unsre Höhle ist dann außer Gefahr."

Er überlegte nicht lange, nahm sein Grabwerkzeug und eilte hinüber. Der Damm war breiter und stärker, als er von oben aussah. Auch war er richtig aufgebaut, wahrscheinlich von den Menschen, die den geheimnisvollen Hügel errichteten. Er fand aber eine Stelle, die aus leichtem Material bestand.

(Fortsetzung folgt.)

Wie man früher zum Mond fliegen wollte

In den Köpfen unsrer Urgroßväter war viel Phantasie, aber wenig Naturwissenschaft.

Wie Cyrano de Bergerac mit Kugeln ins Weltall fliegen wollte, die mit Morgentau gefüllt waren.

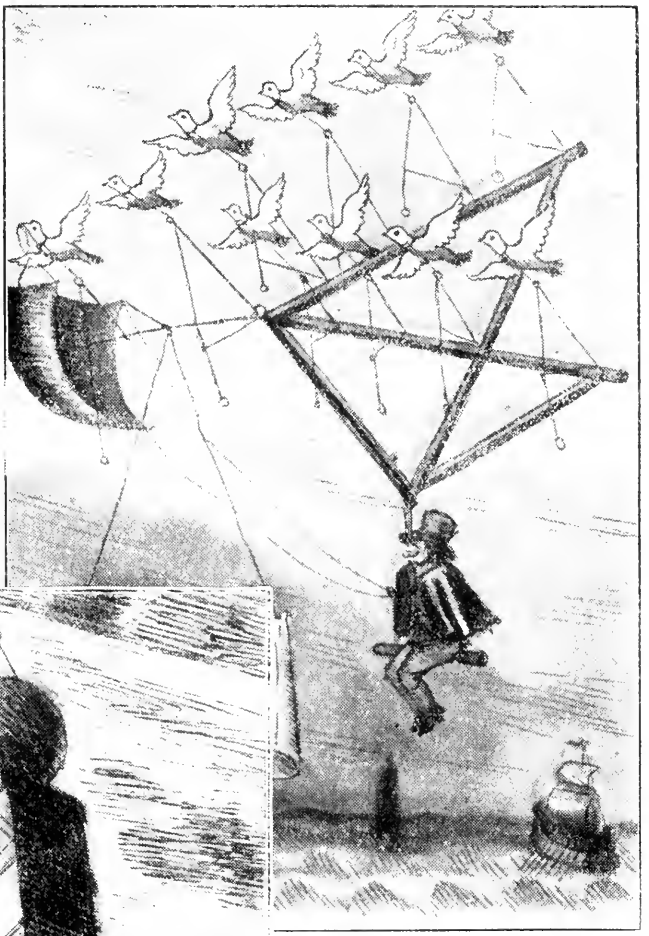
Als man vor einigen 100 Jahren anfing, große Fernrohre zu bauen und den Mond und die Sterne in der Vergrößerung zu sehen, entstand der Gedanke, eine Reise zum Mond zu machen. Heute ist man noch nicht weiter als die Urgroßväter von Anno dazumal; noch keiner hat die Reise ins Weltall gemacht. Aber der Gedanke lebt immer noch, und heute sind es die Techniker und Erfinder, die sich mit ihm befassen. Eines Tages wird auch sicher einmal eine von den Mondraketen oder Mond-Raumschiffen aufsteigen, die in der Theorie schon fix und fertig erfunden sind. Wer weiß, ob unsre Kinder oder Kindeskinder nicht einmal die Sommerferien auf dem Mond verleben! Damals aber, vor 300 Jahren, waren es nicht die Techniker, sondern die Dichter und Träumer, die sich mit dem Gedanken der Mondreise beschäftigten.

Der englische Bischof Francis Godwin hat um das Jahr 1600 einen Roman über die Mondreise geschrieben. Darin wird allen Ernstes erzählt, wie ein Mann namens Gonzales mit einem Gestell zum Monde flog, an dem zehn Enten festgebunden waren. Man sieht, wie weit zurück damals die Naturkenntnisse waren; heute weiß jedes Kind, daß im Weltenraum keine Luft ist und die armen Enten daher ersticken müßten, ganz abgesehen davon, daß sie weder die Kraft hätten, das Gestell mit dem Mann daran emporzutragen, noch die Eiseskälte der höheren Luftschichten zu ertragen.

Geistvoller als diese Münchhausiade mit den Enten waren die Fabelpläne, die der Abenteurer und Schriftsteller Cyrano de Bergerac um 1650 in seinen phantastischen Büchern ausmalte. Er schilderte ein Mondflugzeug, das aus einer Kammer und einer Glaskugel bestand. An der Glaskugel waren 20 Brenngläser eingeschliffen, und wenn nun

die Sonnenstrahlen durch die Brenngläser in die Kugel hineingeschienen hätten, so wäre die Luft im Innern der Kugel erhitzt worden. Da die erwärmte Luft immer nach oben steigt, so wäre dieses Flugzeug lustig emporgestiegen, und mit Hilfe eines Segels wäre es bei einer guten Brise leicht gewesen, es bis zum Mond zu steuern. Cyrano hat so das Prinzip eines Luftballons ganz richtig erkannt, nämlich daß eine Kugel mit einem Stoff gefüllt wird, der leichter ist als die umgebende Luft. Aber im Weltenraum ist ja keine Luft! An einer andern Stelle beschrieb er einen Flug zum Mond mit

Ein andrer Mond-Reiseplan von Cyrano de Bergerac: Er wollte mit einer Kugel aus Brenngläsern hinaufliegen, in der die Sonne die Luft erwärmte.



Mit 10 Enten an einem Gestell ließ ein Romandichter um 1600 seinen Helden zum Mond fliegen.

Flaschen, die am Gürtel festgebunden und — mit Morgentau gefüllt waren. Der Tau verdunstet im Sonnenschein; er steigt also gewissermaßen zur Sonne empor, und Cyrano schrieb kühn, er wäre von dem Tau in seinen Flaschen direkt zur Sonne emporgetragen worden. Es war ein Glück, daß ihm das nur auf dem geduldigen Papier gelang, und nicht in Wirklichkeit, sonst hätte sich der tapfere Cyrano an den Flammengluten der Sonne tüchtig die Finger verbrannt.

Versucht einmal:

die Hand vom Kopf wegzuziehen.

Du legst die rechte Hand mit der Handfläche nach unten fest auf den Kopf und bittest einen Freund, er soll deine Hand am Gelenk fassen und von deinem Kopf wegziehen. Der Freund darf sogar kräftiger sein als du, aber — nicht größer. Wetten, daß er die Hand nicht von deinem Kopf wegbringt? —

eine Rumpfbeuge an der Wand zu machen.

Natürlich kommt man bei gestreckten Knien spielend mit den Fingerspitzen bis vorn an die Schuhe. Aber — sag' mal deinem Freund, er soll sich mit dem Rücken dicht an die Wand stellen. Er wird staunen, daß er bei der Rumpfbeuge nicht mehr bis ans Knie kommt, geschweige denn bis an die Schuhe.

einen Namen richtig auf die Stirn zu schreiben.

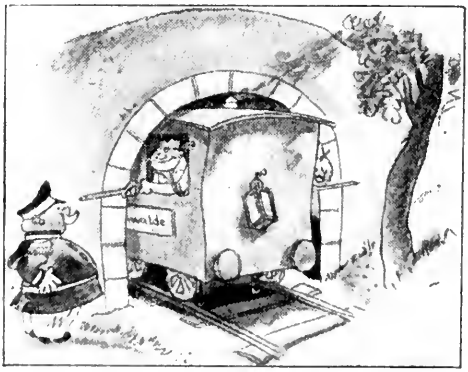
Du gibst deinem Freund ein Blatt Papier und einen Bleistift und bittest ihn, mit der linken Hand das Papier auf seine Stirn zu halten und mit der rechten seinen Namen draufzuschreiben. Zuerst weiß er nicht, wie er es anfangen soll, dann aber schreibt er los, und wenn er sich dann das Geschreibsel ansieht, das er mit vieler Mühe zustande gebracht hat, wird er ein sehr erstauntes Gesicht machen: sein Name steht nämlich dann nicht richtig, sondern in Spiegelschrift auf dem Papier.

Die Visitenkarte des Kaisers von China

Die Visitenkarte ist eine chinesische Erfindung. Sie gilt dort als Gradmesser für den Rang und die Würde ihres Besitzers. Je höheren Rang die Person bekleidet, desto größer ist die Visitenkarte. Als zum Beispiel der englische Gesandte Lord Macartney seiner Zeit nach Peking kam, wurde er eines Tages von mehreren chinesischen Dienern besucht, die eine mächtige Papierrolle hereinschleppten. Als die Rolle aufgewickelt wurde, bedeckte sie den ganzen Boden in dem Empfangsraum des Gesandten. Es war die Visitenkarte des Kaisers von China.

Auf der Kleinbahn nach Klein-Kluckersdorf

Zugführer: „Herr Wachtmeister, der Zug geht nicht mehr. Schauen Sie mal nach. Da hat sicher wieder . . .



. . . so ein frecher Kerl seinen Bergstock durchs Fenster gesteckt!"

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Neulich hat mir mein Neffe Gusti einen schönen Schreck eingejagt. „Weißt du schon, Onkel Toldi," sagte er, „der Emil ist zu Grunde gegangen." — „Was," schrie ich, „Emil, mein Lieblingsneffe?" (Das sage ich immer zu Gusti, damit er sich nicht etwa etwas einbildet). „Rege dich nur nicht auf, Onkel Toldi," sagt der Lümmel. „Er ist Taucher geworden, und da ist er natürlich zu Grunde gegangen."

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — an — be — bel — bi — bruck — burg — chaus — che — chri — dan — del — den — di — di — din — dolf — e — e — e — ge — i — in — inns — ka — lau — le — ler — na — na — ne — ne — o — re — ri — saa — sä — sar — sat — se — see — sel — ser — son — sti — sü — te — te — tel — ter — toch — was — wat — weiss

sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, den Anfang eines bekannten Liedes ergeben. (ch gilt als ein Buchstabe.) Die Wörter bedeuten:

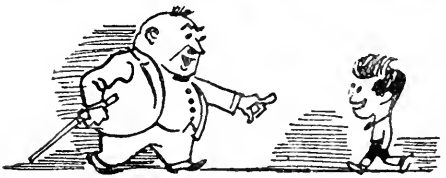
1. weiblichen Vornamen; 2. Fahrweg; 3. Verbandsstoff; 4. Alpenblume; 5. Stadt in Tirol; 6. Himmelsrichtung; 7. deutschen Fluß; 8. Teil des Gesichts; 9. geographische Bezeichnung; 10. männlichen Vornamen; 11. Verwandte; 12. Element; 13. Männernamen; 14. Reitersitz; 15. kleinen Fisch; 16. Blasinstrument; 17. Gartenhaus; 18. Vogel; 19. amerikanischen Erfinder; 20. Tischlergerät; 21. heiliges Buch; 22. Stadt in Schottland; 23. italienischen Dichter.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 18:

1. Ulrich, 2. Edelweiß, 3. Bettler, 4. Upsala, 5. Neiße, 6. Giebel, 7. Mammut, 8. Anna, 9. Chiemsee, 10. Teddybär.

Uebung macht den Meister.

Fridolins Lachkabinett



Vater: „Dich habe ich nicht gerufen, Albert; Hans soll sofort herkommen."

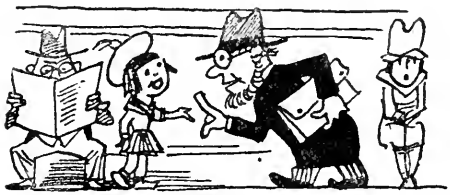
Albert: „Ich habe mit Hans einen Vertrag gemacht, daß ich für zwei Mark in diesem Monat seine Prügel übernehme."

*

„Herr Ober, in dem Eis ist eine Fliege."

„Lassen Sie sie nur ruhig frieren, Herr, damit sie sich's merkt. Gestern war sie in der Suppe."

*



Professor Müller steigt in die Straßenbahn. Ein kleines Mädchen springt auf und macht ihm Platz. „Danke schön, liebe Kleine. Wie heißt du denn?"

„Lottchen Müller, Papa."

Eine ältere Dame kommt an einem Teich vorbei, in dem kleine Knaben baden, und fragt: „Ist denn das Baden hier erlaubt?"

„Nein," ruft einer, „aber das macht nichts. Kommen Sie nur ruhig herein. Wir haben eine Wache ausgestellt."

*

„Hier ist ein wundervolles Echo," sagt der Führer, „aber Sie müssen sehr laut rufen. Schreien Sie mal: „Zwei Glas Bier!" Der Turist schreit, so laut er kann. „Ich höre nichts," sagt er. — „Doch — hier kommt ja schon der Gastwirt mit dem Bier."

*

„Weißt du, Max, ich möchte eine Million haben. Da könnte ich alle Tage Himbeereis essen."

„Und ich kriege nichts ab, Karl?"

„Fällt mir gar nicht ein. Wünsch' dir doch selber eine Million."

Der verfehlte Kop[illegible]sprung

Im Paddelboot am Sonntagmorgen
Vergißt der Toldi alle Sorgen.
Das Paddeln ist sein Lieblingssport. —
Natürlich ist auch Schlupp an Bord.

Doch leider meint die Sonnenglut
Es heute wirklich allzu gut;
Das Paddeln wird recht unerfreulich.
Auch Schlupp denkt: „Welche Hitze! Greulich!"

„Wie kühl mag wohl das Wasser sein?"
Spricht Toldi — und er greift hinein.
„Hier möcht ich baden, Schlupp, mein Hund,
Ich glaub', das wär' uns sehr gesund."

Der Toldi fühlt sich wieder jung
Und er beschließt den großen Sprung.
Ganz langsam zählt er: „Eins, zwei, drei,"
Schlupp ist begeistert gleich dabei.

Und beide stürzen voller Mut
Sich nun kopfüber in die Flut.
Wie herrlich kühl sind doch die Wogen!
Das Wasser spritzt im hohen Bogen.

Hier sitzen beide in dem See,
Und Toldi tut es hinten weh.
Was nützt uns selbst das kühlste Bad,
Wenn's nicht genügend Tiefe hat!

Herausgeber: Peter Pfeffer, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: W. W. Bechtle, Berlin. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgeber: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 20. 6. Jahrgang. 3. Juniheft. Preis 15 Pfennig.
Berlin.

Der heitere Fridolin

HALBM[illegible] FÜR SPORT, SPIEL SPASS UND ABENTEUER

Versammlung der von den Menschen beleidigten Tiere.

(Lest das Gedicht auf Seite 2.)

Versammlung der beleidigten Tiere

Heut fand sich ein im Waldreviere
Der Schutzverein der Schimpfwort-Tiere.
Man sah die Schweine mit den Hammeln,
Kamel und Rindvieh sich versammeln.

Der Esel übernahm den Vorsitz
Mit tiefem Ernst und ohne Vorwitz.
Er sprach: „Wir wollen im Verein
Der Schimpfwort-Tiere nicht mehr sein.

Die Menschen schimpfen sich gemein:
„Du Kalb!" „Du Dromedar!" „Du Schwein!"
„Du dumme Gans!" Was heißt denn das?
Wie wir hier sind — wir leisten was.

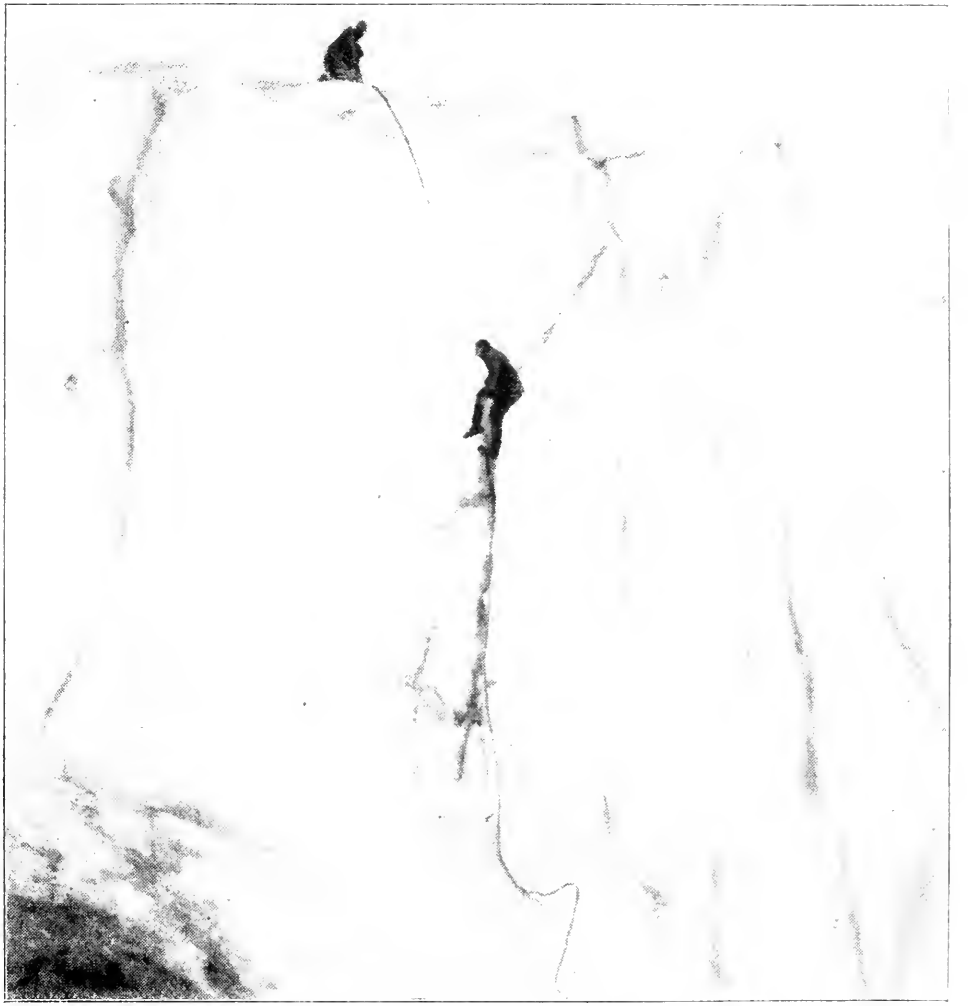
Der Mensch schimpf' künftig: „Menschenskind!"
Das fordern wir, wie wir hier sind:
Wir protestieren, Tiergenossen!
Y—a—wohl! Die Sitzung ist geschlossen!"

Im Faltboot durch das Polareis

Eine waghalsige Paddel-Expedition, die einige sportbegeisterte Amerikaner unternahmen.

Einige amerikanische Sportsleute, die leidenschaftlich gern Paddelboot fuhren, hatten sich zusammengetan und wollten mit Faltbooten eine Nordlandfahrt nach Baffinland und Grönland machen. Kein Mensch, der ihre kleinen, schmalen Segeltuchboote sah, wollte glauben, daß man sich damit überhaupt aufs Meer hinauswagen könnte. Aber die Eskimos im Nordpolgebiet hatten schon mehr Verständnis dafür; ein Eskimohäuptling sagte den Amerikanern: „Das sind schöne Boote, die ihr da habt; aber könnt ihr auch richtig paddeln? Umkippen, eine Weile mit dem Kopf unter Wasser weiterpaddeln, sich dann wieder aufrichten und so?" Das konnten die Amerikaner nicht, und daher machten sie auf die Eskimos zunächst keinen großen Eindruck. Als sie aber begannen,

Wenn der Wind im Eis eine Fahrrinne freiließ, paddelten die Faltbootmänner schnell hindurch. Manchmal schloß sich das Eis dicht hinter ihnen schon wieder knirschend zusammen.



Im Faltboote durch das Polareis: Als ein Eistreiben einsetzte und es auf dem Wasser zu gefährlich wurde, klappten die Männer die Faltboote zusammen, packten sie in ihre Rucksäcke und kletterten auf den nächsten Eisberg.

ihre Boote zusammenzufalten und in ihre Rucksäcke zu packen, da machten die Eskimos große Augen. Denn das konnten sie nun wieder nicht. Das war aber sehr wichtig, denn als die Männer mit ihren Booten zwischen Eisschollen hindurch nach Norden paddelten, fanden sie plötzlich die Fahrrinne mit Eis verstopft. Da klappten sie ihre Boote zusammen und marschierten so lange über das Eis, bis sie wieder offenes Wasser fanden.

Eines Tages setzte ein Eistreiben ein; die Eisblöcke wurden aneinander gedrängt, stießen mit Donnerkrach zusammen und bedrohten die Männer in ihren Booten. Die Faltbootmänner steuerten den nächsten Eisberg an, klappten ihre Boote zusammen und kletterten an den glatten Wänden des Eisbergs in die Höhe. Oben auf dem Eisberg, im Schutz von Zelten, die sie mitführten, warteten sie gemeinsam mit einem Rudel von Seehunden besseres Wetter ab.

Wenn Frost eintrat, erstarrte über Nacht das ganze Meer; das Eis bildete eine zu-

Wo das Eis eine zusammenhängende Fläche bildete, wurden die Faltboote auf einen Schlitten verladen, den die Männer zogen.

sammenhängende Fläche mit Eisblöcken und vielen Klüften. Da wurden die Faltboote auf einen Schlitten geladen, den die Männer zogen. Schlimm wurde es, wenn Tauwetter eintrat; dann bildete sich Packeis und Eisschlamm, eine Masse, die man weder zu Fuß überschreiten, noch mit dem Boot durchfahren konnte. Da mußten die Männer warten, bis der Wind eine schmale Fahrrinne freiblies, dann wurde rasch hindurchgepaddelt, und hinter ihnen schloß sich gleich wieder das Eis. Schließlich erreichten die Männer freies Wasser; der Polarsommer hatte begonnen. Die Eskimos an der Küste trugen nur noch fünf Pelzmäntel übereinander und auf einem Hügel tummelten sich sogar kleine Eskimokinder pudelnackt umher und nahmen ein Sonnenbad.

„Was du willst“

Eine chinesische Geschichte.

Ein Chinese namens Wang, der in der Jugend nach Amerika ausgewandert und dort ein reicher Mann geworden war, fühlte seinen Tod herannahen. Er ließ seinen Freund Wong rufen und sagte zu ihm: „Da hast du hunderttausend Dollar, die ich im Laufe meines Lebens verdient habe. In meiner Heimatstadt Nanking wohnt eine arme Schwester von mir. Reise zu ihr und gib ihr von dem Geld, was du willst.“

Wong versprach es, bereitete seinem Freund Wang ein prächtiges Begräbnis und reiste mit den hunderttausend Dollar nach Nanking. Unterwegs aber beschloß er, der armen Schwester Wangs nur einen kleinen Teil davon abzugeben. Denn hatte nicht Wang selbst gesagt: Gib ihr, was du willst? — Er gab der Schwester also nur zehntausend Dollar, und sie war damit zufrieden. Eines Tages erfuhr sie aber, ihr Bruder habe 100 000 Dollar hinterlassen, und sie klagte Wong beim Gericht an. Der Richter ließ Wong kommen: „Du hast vom toten Wang 100 000 Dollar bekommen, davon hast du der Schwester aber nur 10 000 Dollar gegeben.“ — „Das ist mein Recht,“ entgegnete Wong, „denn mein Freund Wang sagte mir auf dem Totenbett: Gib ihr, was du willst!“ — „Hm,“ machte der Richter, „und die übrigen 90 000?“ — „Die will ich haben!“ rief Wong. — „Gut,“ entschied der Richter, „so befehle ich, daß die Schwester Wangs von dir 90 000 Dollar erhält, denn der Bruder hat bestimmt, daß du ihr geben sollst, was du willst!“

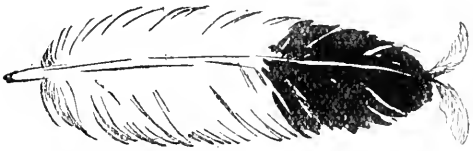
Und so mußte der schlaue Wong, der einen noch Schlaueren gefunden hatte, der armen Frau die 90 000 Dollar geben.

Was bedeuten die Federn der Indianer?

An den Federn im Kopfschmuck der Indianer kann man ablesen, welche Taten im Kampf der Träger der Federn vollbracht hat.

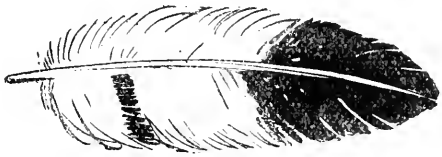
Die Federn, die die Indianer früher trugen, als sie noch Krieger und Jäger waren und um ihr Land mit den Blaßgesichtern kämpften, dienten nicht allein zum Schmuck, sondern sie bedeuteten Auszeichnungen, die der Träger Feder um Feder vom Häuptling seines Stammes erhielt. Bei den Hidatsa-Indianern, die einen Zweig der Sioux bilden, besagt eine Feder, an deren Spitze ein Bündel von Daunenfedern oder einige Pferdehaare angebracht sind, daß der Träger einen Feind als Erster bezwungen hat. Demjenigen dagegen, dem es als zweitem Kämpfer gelungen war, den

Ein Hidatsa-Krieger in vollem Kriegsschmuck: An den Federn kann man die Taten ablesen, die er vollbracht hat.



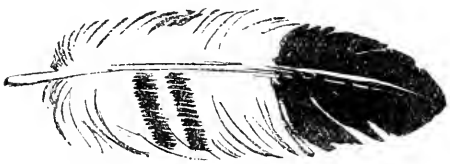
Der Krieger hat im Einzelkampf einen Feind besiegt.

Der Krieger hat einen Feind besiegt und skalpiert.



Der Krieger hat als Zweiter den Feind besiegt.

Der Krieger hat eine wichtige Kundschaft vom Feind gebracht.



Der Krieger hat als Dritter den Feind besiegt.

Der Krieger ist im Kampf von seinem Feind verwundet worden.

Feind zu Boden zu strecken, stand nur eine Feder zu, an deren unterem Ende ein wagerechter Strich gezogen war. Wer als Dritter im Bund den Feind endgültig vernichtete, hatte Anspruch auf eine Feder mit zwei roten Querstrichen. Ein schwarz umrandeter Einschnitt der Feder besagte, daß der Kämpfer den Feind skalpiert hat. Eine im Kiel gespaltene Feder deutete an, daß der Träger im Kampf viele Wunden davongetragen hatte. Wer als Erster eine wichtige Kundschaft brachte, erhielt eine Feder, an der nur das obere Ende des Bartes blieb.

Torrinis kostspieligstes Kunststück

Eine lustige Anekdote von einem schlauen und berühmten Zaubermeister.

Torrini lebte vor 100 Jahren und war ein weltberühmter Zauberkünstler. Sein Ruhm drang zu Papst Pius VII. Eines Tages wurde Torrini aufgefordert, vor dem Papst und seinen Kardinälen ein Zauberkunststück vorzuführen. Es war keine Kleinigkeit, vor solchen scharfsinnigen Persönlichkeiten zu bestehen. Doch Torrini zeigte keine Befangenheit. Er erbat sich einen recht kostbaren, möglichst nur einmal auf der Erde vorkommenden Gegenstand. Der Kardinal Castiglione bot seinen Siegelring. „Ein Ring ist für einen Zauberer ein zu bequemer Gegenstand. Jeder Stümper kann damit seinen Hokuspokus machen." „Gut, mein Sohn", sagte der Papst. „Aber der Kardinal N. hat eine seltene Uhr, er wird sie dir gern überlassen." Kardinal N. überreichte die Uhr dem Täschenspieler, und dieser holte einen Mörser hervor, legte die Uhr hinein und zerstampfte sie. Der Besitzer der Uhr wurde blaß vor Schrecken. Torrini aber gab ihm den Mörser in die Hand und bat ihn, genau zu untersuchen, ob er in den Ueberresten seine Uhr erkenne oder nicht. Der Kardinal mußte zu seinem Schmerz bekennen, daß es seine ehemalige Uhr sei. Torrini lächelte und sprach: „Wer von meinen hochehrwürdigen Gönnern steht am wenigsten im Verdacht, der geheime Helfer des Zauberkünstlers Torrini zu sein?" „Ich hoffe," erwiderte der Kardinal Castiglione, „daß wir alle von uns sagen können, von diesem Verdacht völlig frei zu sein. Aber bei Seiner Heiligkeit dem Papst ist eine solche Vermutung am wenigsten möglich." „Dann will ich Ihnen sagen," rief Torrini, „die Uhr ist wieder hergestellt und befindet sich in der Tasche Seiner Heiligkeit des Papstes." Der Papst griff betroffen sofort in die Tasche und zog wirklich die Uhr heraus, völlig unbeschädigt und gemütlich tickend. Er überreichte sie dem Kardinal, der sein Eigentum in Empfang nahm wie ein Wunder. —

So wunderbar, wie es erschien, war das Zauberstück allerdings nicht. Torrini hatte am Tag vorher einen Juwelier aufgesucht. Dieser zeigte ihm mit Stolz eine Uhr, die das einzig vorkommende, genaue Ebenbild der ihrer Kostbarkeit wegen bekannten Uhr des Kardinals N. sei. In diesem Augenblick entstand bei Torrini der Plan seines Zaubertricks. Er kaufte die Uhr. Sie kostete nicht weniger als 1200 Franken. Diese Uhr war es, die er in dem Mörser zerstoßen hatte. Den Augenblick der allgemeinen Verwirrung hatte Torrini benützt, um die richtige Uhr des Kardinals dem Papst in die Tasche zu schmuggeln. Das war für einen Taschenspieler, wie Torrini einer war, eine Kleinigkeit. Ein so kostspieliges Zauberkunststück hat Torrini nie wieder aufgeführt, aber auch keines, das ihm mehr Bewunderung eingebracht hätte.

Robinson in der Wüste

Die abenteuerliche Geschichte eines Jungen, der sich in der Wüste verirrte.

Von Max Kirsch.

(15. Fortsetzung.)

Nachdem er den Lehm, der sie bedeckte, hinweggeschaufelt hatte, stieß er auf Schwemmsand und Geröll, und bald erkannte er, daß es eine verstopfte, uralte Schleusenöffnung war, die er jetzt freilegte. Das ermunterte ihn sehr. Er gönnte sich keine Ruhe und grub trotz den Regenschauern, die auf ihn niederprasselten, mit kurzen Unterbrechungen bis zum Abend. Als er sehr ermüdet nach Hause ging, klaffte bereits dicht über dem Wasser ein meterlanger Kanal durch den ganzen Damm hindurch. Beruhigt legte er sich schlafen und genoß mit Behagen das warme Lager in der gemütlichen Höhle, die er nun vor der Ueberschwemmung sicher glaubte.

Aber in der Nacht weckte ihn plötzlich seine Mutter: „Hörst du nicht?!" Ein mächtiges Rauschen erfüllte die Finsternis. Entsetzt sprang Wartan auf: „Das Wasser kommt!" Er eilte hinaus und befürchtete schon, die Terrasse sei von den Fluten überspült. Doch er fand alles trocken, und als er sich über die Umwallung beugte, merkte er, daß der Fluß nicht höher, sondern tiefer stand als am Abend. Das setzte ihn in Erstaunen. Aber das Rauschen in der Nacht verstärkte sich immer mehr, was ihn sehr beunruhigte. Er ging diesem brausenden Geräusch nach und kam so an den Damm oder vielmehr an die Stelle, an der er gestanden hatte. Jetzt herrschte da ein wilder Aufruhr. Mit donnerndem Getöse stürzten breite Wassermassen in das Kiesbett hinter dem Hügel hinab. Hell leuchteten die schäumenden Wellen durch die Nacht und glitten tänzelnd an dem steilen Hang entlang, der nun wieder zu einer ragenden Insel geworden war.

Freudig erregt, doch mit einem leichten Gefühl des Grauens sah Wartan dem Toben des entfesselten Elements zu. Er merkte, wie der Wasserstrom, der erst still und harmlos in seinen Kanal hineingestiegen war und dann mit wachsender Gewalt seine Wände immer weiter ausgespült hatte, nun an den letzten Grundfesten des Dammes rüttelte und diese Stück für Stück in dicken Brocken wegriß. Als der Morgen dämmerte, war er in seiner ganzen Länge vollkommen verschwunden. Man konnte kaum noch feststellen, wo er gestanden hatte. In einem gleichmäßigen Strom floß das Wasser metertief durch das Tal, in dem die beiden Flüchtlinge zwischen trockenen Steinen ihr Manna gefunden hatten. Jetzt bestand keine Gefahr mehr, daß ihre Zufluchtsstätte überschwemmt wurde. Durch die Teilung des Flusses war der Wasserstand des Hauptarmes erheblich gesunken, und die Felsblöcke in der Stromschnelle am unteren Teil der Insel, die in den letzten Tagen überflutet waren, traten wieder sichtbar aus den schäumenden Wirbeln hervor.

Als Wartan seiner Mutter im ersten Tageslicht die große Veränderung zeigte, erschrak sie sehr.

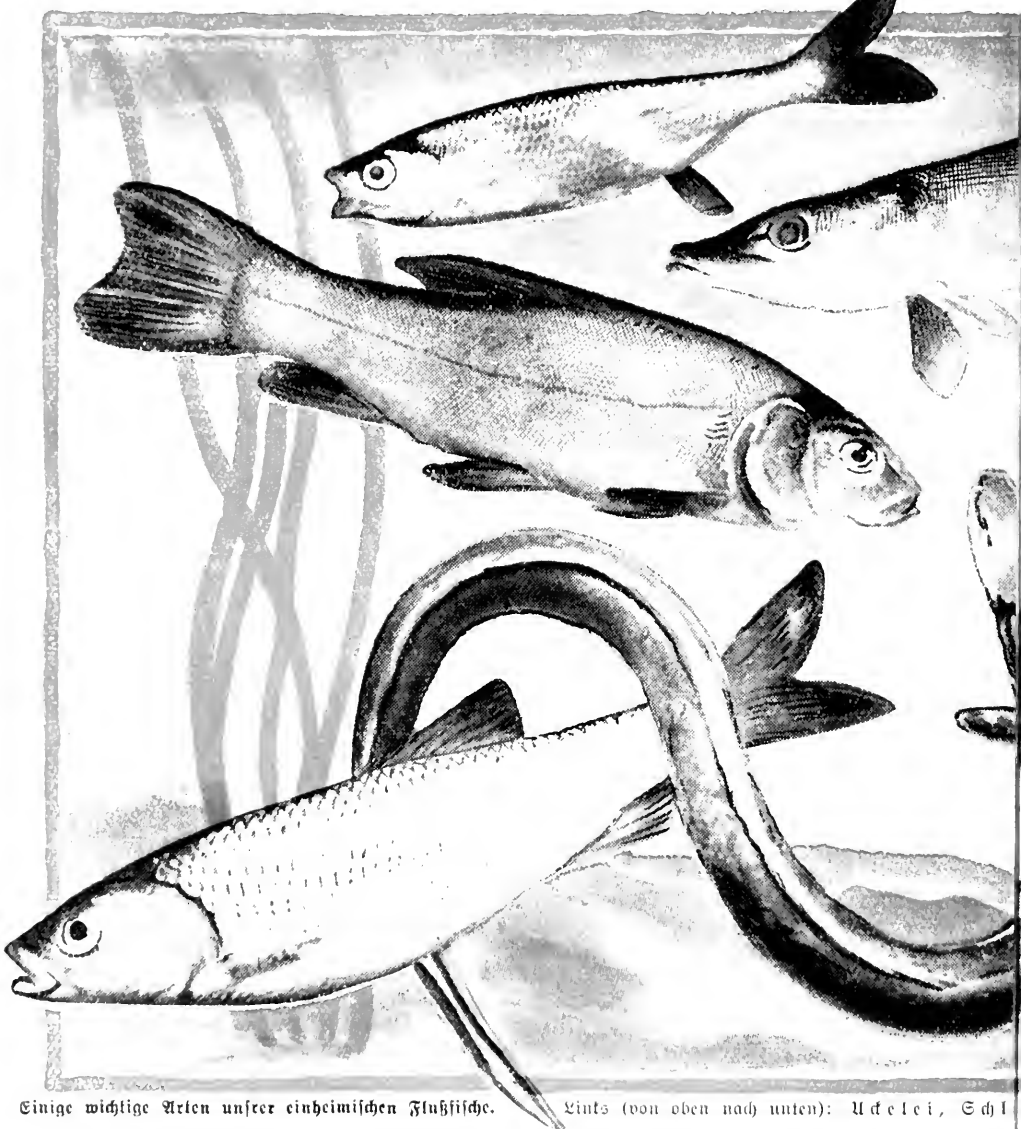
„Nun kann ich nicht mehr fort," jammerte sie, „ich kann doch nicht schwimmen wie du, und ich bin jetzt auf dieser Insel gefangen."

Wartan tröstete sie. „Das Wasser wird später wieder sinken," sagte er in stolzer Ueberlegenheit, „jetzt können wir ja doch nicht weiterziehen. Die Beduinen sind noch da. Wenn es so weit ist, trage ich dich hinüber."

Sie ließ sich beruhigen und gab sich dem wohltuenden Gefühl der erhöhten Sicherheit hin, die ihnen die von allen Seiten vom Fluß umgebene Insel bot. Aber bald mußten sie feststellen, daß sie in der nächsten Zeit auf diesen natürlichen Schutz kaum noch angewiesen waren, denn als sie am nächsten Tag bei klarem Wetter wieder Ausschau nach den Rauchsäulen hielten, suchten sie zu ihrer Freude vergebens danach. Die Beduinen hatten ihre Zelte abgebrochen, alles auf Kamele verladen und waren nach Süden in wärmere Zonen gezogen. Der Weg zum Euphrat war frei.

Doch nun mußten sie warten, bis die Regenzeit vorbei war, die eine Fußwanderung durch die aufgeweichte, unwirtliche Steppe äußerst beschwerlich machte. Sobald

Wer kennt unsre ein



Einige wichtige Arten unsrer einheimischen Flußfische. Links (von oben nach unten): Ukelei, Schl

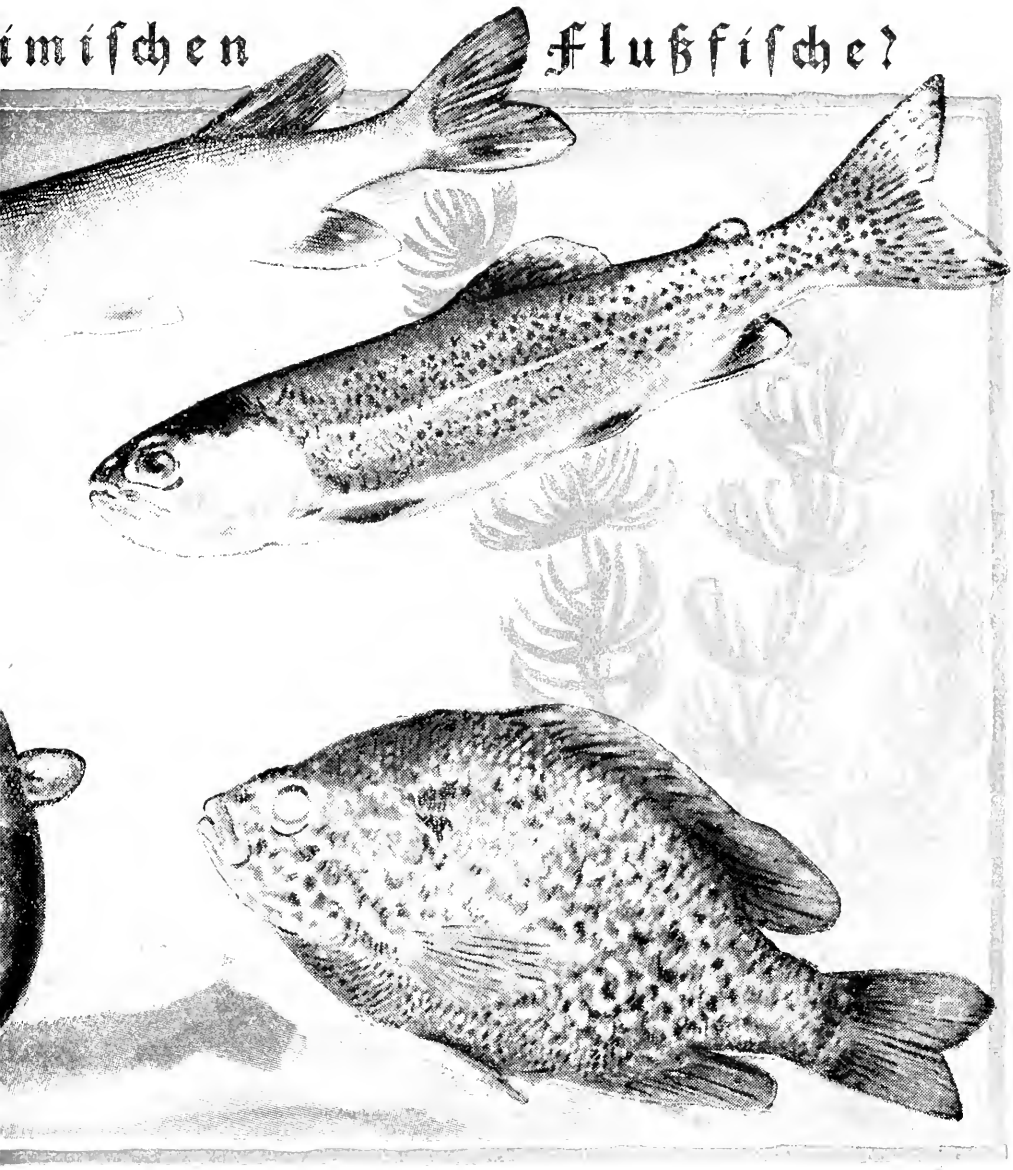
Vielleicht waren Fische die frühste Fleischnahrung des Menschen. Aber nicht alle schmecken gleich gut. Von unsern einheimischen Flußfischen ist der begehrteste die in rasch fließenden Gebirgsbächen lebende Forelle, ein rot getupfter Fisch, der in besonderen Teichen künstlich gezüchtet wird. Ebenso gut schmeckt die dunkelolivgrün glänzende Schleie, die aber stille, träge fließende Gewässer mit reichlichem Pflanzenwuchs liebt. Hoch geschätzt wird auch der räuberische Hecht, der bis anderthalb Meter lang werden kann, und der viel kleinere, aber nicht minder räuberische Barsch. Von Weißfischen

---

die Sonne wieder schien, wollten sie unverzüglich aufbrechen.

Gelegentlich durchschwamm Wartan den Fluß, um wieder den Springmäusen nachzustellen, die in ihren Höhlen ihren Winterschlaf hielten, so daß Wartan sie in aller Ruhe greifen konnte. Diese Jagd machte ihm aber wenig Spaß, und er zog es vor,

...imischen Flußfische?



...and (Weißfisch). In der Mitte: Hecht, Aal. Rechts oben: Forelle, unten: Barsch.

...zeigt unser Bild den Aland, der besonders im Spreewald geangelt wird, und den viel kleineren Ukelei. Aus den silberglänzenden Schuppen des Ukelei macht man übrigens eine Perlessenz, mit der Glasperlen überzogen werden. Bleibt noch der Aal, der den Naturforschern ein interessanter Gegenstand ihrer Studien ist. Der Aal wandert nämlich in gewissem Alter zum Laichen in das tiefe Meer. Hier geht aus dem Ei ein glashelles, blattartig gestaltetes Fischchen hervor, das sich erst nach und nach zum runden Aal auswächst und dann wieder in die Flüsse hinaufsteigt.

---

den ganzen Tag an dem Hügel zu buddeln. Er hatte schon ein tiefes Loch in die Mauer geschlagen; schließlich erreichte er eine Ziegelreihe, die beim Klopfen einen hohlen Ton von sich gab. Er kratzte die Fugen aus und rüttelte an einem Stein, um ihn herauszuziehen. Da fühlte er, wie er nach hinten nachgab. Er drückte

dagegen, und auf einmal rutschte der Stein zurück und fiel mit einem dumpfen Gepolter in eine dunkle Tiefe hinab. An seiner Stelle gähnte ein Loch, aus dem eine trockene Moderluft herausströmte. Sehr zaghaft blickte Wartan hinein. Es war nichts zu sehen, weil eine undurchdringliche Finsternis dahinter lag. Da vergrößerte er die Oeffnung, so daß er seinen Kopf hindurchstecken konnte. Er erkannte nun einen großen Raum, in dem eine Anzahl von Gegenständen aufgestapelt waren. Doch das Licht genügte nicht, um sie genauer zu unterscheiden. Er wußte sich aber zu helfen. Schnell lief er zum Feuerloch, steckte dort ein Bündel Kraut an und warf es, als es richtig flammte, in den geheimnisvollen Raum hinein. Nun bot sich ihm ein Anblick, der seine kühnsten Erwartungen weit übertraf.

Im flackernden Feuerschein erhob sich ihm gegenüber an einer dunklen Wand die riesenhafte Steinfigur einer sitzenden Frauengestalt. Helle Lichtreflexe belebten ihr Gesicht, und die großen, weitgeöffneten Augen schienen ihn fragend anzusehen. Das jagte ihm einen solchen Schreck ein, daß er von dem Loch zurücksprang und eiligst zu seiner Mutter flüchtete. Die saß in der Wohnhöhle beim Flechten einer Schilfmatte. Das verstörte Aussehen ihres Sohnes bewog sie, ebenfalls durch das Loch zu schauen. Doch kaum hatte sie das riesige Bildwerk im dunkeln Raum erblickt, als sie entsetzt zurückwich.

„Mach' zu! Mach' zu!" schrie sie Wartan an. „Es sind böse Geister, die darin hausen. Sie werden uns vernichten, wenn wir sie herausfordern." Mit klopfendem Herzen gehorchte Wartan und verschloß die Oeffnung mit losen Steinen.

Nachdem er sich aber von seinem ersten Schreck erholt hatte, überlegte er, daß es sehr dumm von ihm war, sich so ins Bockshorn jagen zu lassen. Es war doch nur eine tote Steinfigur, die er gesehen hatte. Warum sollte er davor Angst haben? Er erinnerte sich an die Geschichtsstunden in der Schule, an das, was seine Lehrer von den uralten Städten Assur, Ninive und Babylon erzählt hatten, von den Ausgrabungen, die Gelehrte in ihnen vornahmen, um längst verklungene Kulturen wieder ans Tageslicht zu bringen. Hatten sie ihn nicht gelehrt, daß einst in diesen Ländern große mächtige Reiche blühten mit einer erstaunlichen Kunst, und daß auch das Stammvolk der Armenier, die Hettiter, am Euphrat und Chabur geherrscht hatten, daß ein großer Teil dieser öden Steppen ehemals fruchtbar und dicht bewohnt war und daß selbst das alte biblische Paradies unten am Tigris im Lauf der Jahrtausende zu einer Wüste wurde? Was er hier durch Zufall entdeckt hatte, waren nur verborgene Reste aus jenen Kulturperioden, die schon lange tot waren.

Im ersten Morgenlicht, während seine Mutter noch schlief, schlich er hinaus und öffnete wieder das Loch. Die Göttin saß immer noch regungslos an der Wand. Mit zitternden Händen löste Wartan eine Reihe weiterer Steine. Dadurch wurde es in dem Raum heller, und er konnte jetzt einen gewaltigen Steinkasten unterscheiden, der vor der Göttin in der Mitte stand. Ringsum waren zahlreiche Gegenstände in großen Tongefäßen aufgestapelt. Der Boden schien trocken und hart zu sein, und nichts regte sich darauf. Nun arbeitete er mit aller Kraft, um die Oeffnung so zu vergrößern, daß er bequem hindurchklettern konnte. Dann nahm er seinen Strick, band ihn an einem Steinvorsprung fest und ließ sich mutig, aber dennoch mit größter Vorsicht in den Raum hinab.

Unten wagte er kaum aufzutreten. Als er aber merkte, daß nichts geschah, verlor er bald jede Furcht. Seine Neugier verdrängte alle andern Regungen, und nachdem er sich das hohe Bildwerk, das aus einem gewaltigen Basaltblock ausgehauen war, aus allernächster Nähe angesehen hatte, wandte er sich den Gegenständen in der Mitte des Raumes zu. Der riesige Steinwürfel war ebenfalls aus einem einzigen schwarzen Steinquader herausgemeißelt und schien hohl zu sein, denn oben darauf lag ein schwerer, glatt polierter Deckel. Den konnten keine zehn Männer hochheben. Also gab sich Wartan keine Mühe, festzustellen, was wohl darunter lag. Um so mehr interessierte ihn der Inhalt der Tongefäße, die um den großen Steinkasten herumstanden. Die ersten, die er untersuchte, enttäuschten ihn. Sie schienen einstmals mit Speisen gefüllt gewesen zu sein, die nun vollkommen eingetrocknet oder zu Pulver zerfallen waren. Aber in den andern Gefäßen, die zum Teil schön verziert waren und mit ihren Deckeln wie Truhen aussahen, erwartete ihn eine außergewöhnliche Ueberraschung. Sie enthielten den schönsten Schmuck, den man sich denken konnte. In schweren Gold- und Silberfassungen blitzten

ihm herrliche Edelsteine in allen Farben entgegen. Er konnte es kaum fassen, glaubte immer noch zu träumen. Doch seine Erregung steigerte sich noch, als er unter dem feinen Gewebe eines schön gewirkten Stoffes, der bei seiner Berührung wie Zunder zerfiel, einen herrlich verzierten Dolch fand, der in seiner prachtvollen Scheide nur wenig verrostet und noch gut zu gebrauchen war. Ein ebenso fein gearbeiteter Speer, den er bald darauf in einer Ecke entdeckte, machte ihn restlos glücklich. Während er noch mit einiger Scheu zwischen diesen schönen Sachen herumkramte, saß die große Göttin mit ihrem steinernen Lächeln so da, als freute sie sich im stillen über die Geschenke, die sie ihm machte. Dadurch wurde Wartan immer sicherer. Er nahm eines der stärksten Tongefäße und füllte es mit all dem Schmuck und den vielen Edelsteinen, die er lose fand. Auch den Dolch und den Speer nahm er mit. Außer diesen Waffen entdeckte er noch ein breites Schwert, dessen Klinge aber von der Zeit stark mitgenommen war. Als ihm der durch und durch verrostete Griff in den Händen zerbröckelte, wollte er es zuerst wegwerfen. Doch da fiel es ihm ein, daß er die Klinge ganz gut als Werkzeug benutzen konnte, und so legte er es zu den übrigen Sachen, die er mitnehmen wollte. Alles andre war morsch und verfault und hatte infolgedessen keinen Wert für ihn.

Nun untersuchte er die Wände des Raumes. Sie waren mit sonderbaren Reliefsiguren bedeckt, die alle möglichen Fabelgestalten, geflügelte Drachen und gehörnte Menschen mit großen starren Augen, darstellten. Während er diese Skulpturen betrachtete, hörte er plötzlich die Stimme seiner Mutter, die oben in größter Sorge nach ihm suchte.

„Hier!“ antwortete er und erschrak über den dumpfen Widerhall seiner Stimme. Bald darauf erschien die Frau an der Oeffnung. Nur ihre Angst um ihn gab ihr den Mut, hinabzublicken. Sie atmete auf, als sie ihn heil und munter sah. Er zeigte ihr die schönen Dinge, die er gefunden hatte. Da streckte sie abwehrend die Arme aus.

„Nein, nein! Laß alles liegen und komm sofort herauf! Sonst wird es dir Unglück bringen.“

Die Art, mit der sie das rief, flößte Wartan etwas Furcht ein. Aber das Lächeln der Göttin auf der andern Seite bewog ihn, nicht ohne seine Sachen herauszuklettern. Er band alles an seinen Strick und zog es, nachdem er glücklich oben angelangt war, zu sich herauf. Die Mutter war entsetzt darüber, daß er ihr nicht gehorcht hatte. Doch als sie das schöne Geschmeide sah, dessen Wert sie besser als Wartan erkannte, vermochte ihr Herz nicht zu widerstehen, und sie ließ sich von Wartans überzeugenden Worten schließlich beruhigen. Ihr Junge mochte ja recht haben.

Wartan trug seine Schätze in die Wohnhöhle hinein. Den Speer lehnte er in die Ecke neben seinem Lager, damit er ihn immer gleich zur Hand hatte. Den Dolch aber, auf den er besonders stolz war, band er sich um die Hüften. Was würde Heghinor sagen, wenn sie ihn so sehen könnte? Unter dem Schmuck befand sich als schönstes Stück ein goldener Armreifen, der reich mit Rubinen und Saphiren verziert war. Den wollte er ihr zuerst schenken. Doch erst mußten sie sich wiedersehen. Der Gedanke, daß dieser glückliche Augenblick vielleicht noch in weiter Ferne lag, stimmte ihn traurig. Als seine Mutter aber nach all den Aufregungen ein Mittagsschläfchen hielt, da trieb es ihn wieder in den Raum der Göttin herab. Er

Die Göttin saß lächelnd da, als freute sie sich über die Geschenke, die sie Wartan machte.

mußte ihn weiter erforschen. Den großen Steinblock in der Mitte umging er jetzt mit einer gewissen Scheu, denn nachdem die Mutter ihn mit der Meinung erschreckt hatte, daß sicherlich ein Toter darin läge, wollte er nichts damit zu tun haben. Um so mehr lockte ihn jetzt eine Tür in der hinteren Wand, die anscheinend von außen zugemauert worden war. Mit der Schwertklinge konnte er in kurzer Zeit ein Loch durchbrechen. Doch zu seiner Enttäuschung fand er dahinter nur Lehmerde. In seinem Drang nach weiteren Entdeckungen ließ er sich dadurch nicht entmutigen. Sein Verstand sagte ihm, daß sich hinter der Tür ein Gang befunden haben mußte, den man aus irgendeinem Grund mit dieser Erde zugeschüttet hatte. Infolgedessen setzte er seine Arbeit fort und schaufelte trotz der ängstlichen Ermahnungen der Mutter, nichts mehr in dem Innern des Hügels zu unternehmen, während mehrerer Tage den engen Raum vor der Tür frei. Wie ein Bergmann bohrte er sich dann in einem Stollen vorwärts. Er war bald mehrere Meter tief. Da er ihn aber nicht abstützen konnte, ereignete sich plötzlich eine Katastrophe.

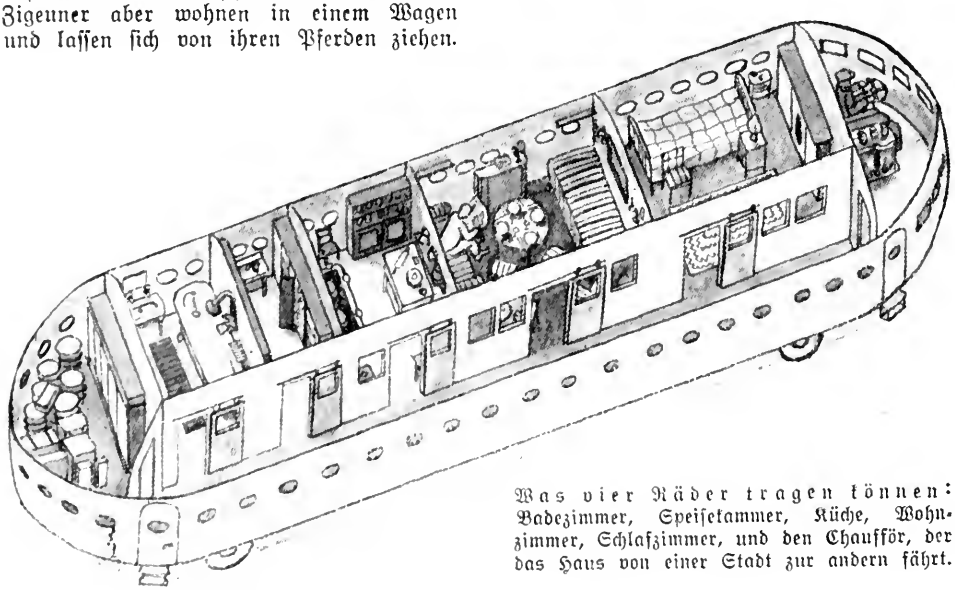
(Fortsetzung folgt.)

Das rollende Haus

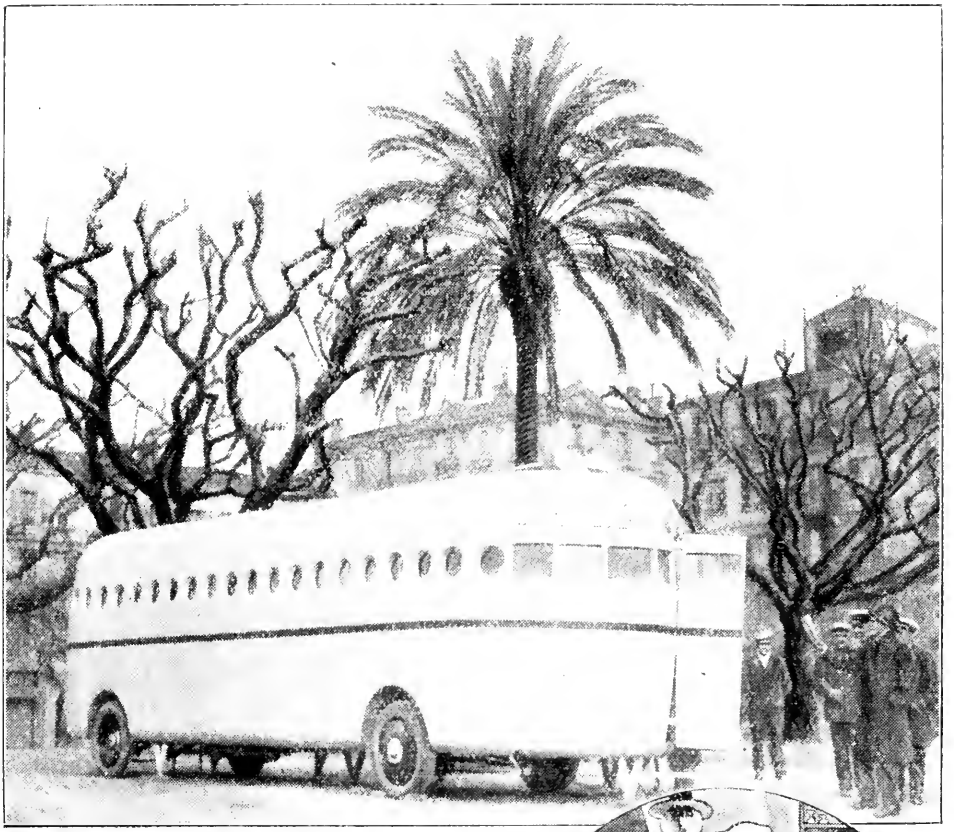
Man kann durch die Welt reisen und dabei im eigenen Häuschen wohnen.

Ein Mann, ein Amerikaner, reiste in der ganzen Welt umher; er hielt es niemals länger als acht Tage an einer Stelle aus. Er war reich und konnte sich das leisten. Aber auch das Reisen hat seine Nachteile. Man hat kein Heim. Man kommt von einem Hotelzimmer in das andre. „Wie schön wäre es," sagte sich der Mann, „wenn man wie eine Schnecke sein eigenes Häuschen auf die Reise mitnehmen könnte! Oder", verbesserte er sich, „wie die Zigeuner", denn es fiel ihm ein, daß Schnecken nur sehr kurze Reisen machen, weil sie ihre Häuser auf dem Rücken mitschleppen müssen. Die Zigeuner aber wohnen in einem Wagen und lassen sich von ihren Pferden ziehen.

„Ich werde es so machen wie die Zigeuner," sagte sich der Amerikaner, „aber ich lasse in meinen Wagen einen Automobilmotor mit ein paar hundert Pferdekräften einbauen, dann geht das Reisen schneller. Und dann will ich eine vollkommene behagliche Wohnung auf die Räderachsen stellen: Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche, Speisekammer und auch ein Badezimmer." Sogleich ging er an die Ausführung seiner Idee, und als das fahrbare Haus fertig war, sah es von außen und innen so aus, wie es hier abgebildet ist. Zum Schluß ist ein Radioapparat und eine drahtlose Empfangs- und

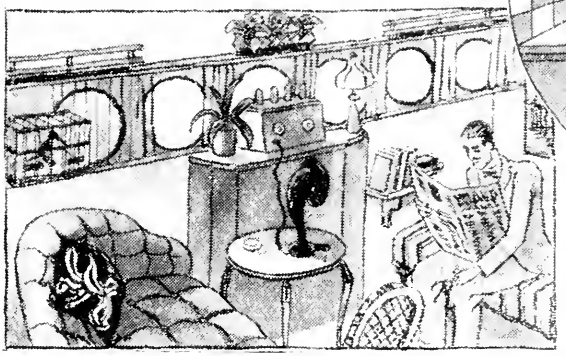


Was vier Räder tragen können: Badezimmer, Speisekammer, Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer, und den Chaufför, der das Haus von einer Stadt zur andern fährt.



Man kann durch die Welt reisen und dabei im eigenen Häuschen wohnen: So sieht das „rollende Haus" von außen aus . . . .

Sendestation darin eingerichtet worden. Vorn im Führersitz sitzt der Chaufför, und wenn sein Herr ausgegangen ist, wartet er,



. . . und so von innen: Die „gute Stube" mit Radioapparat, Klubsesseln, Bücherei, Kanarienvogel und . . .

. . . die Küche, die nicht weniger wichtig ist.

bis von irgendwoher angerufen wird: „Hallo, ich werte im Part Soundso. Es ist ausgezeichnete Luft hier. Fahren Sie sofort mein Haus hierher!"

Natürlich wieder Gusti!

Onkel Toldi zu Onkel Otto, der von der Ferienreise zurückkehrt: „Gott sei Dank, daß du wieder da bist. Ich hab' ja . . .

. . . solche Sehnsucht nach dir gehabt. Nun erzähl' mal, wie es dir ergangen ist, komm,

wir wollen uns setzen Happy! Nanu, aber . . . Natürlich wieder dieser Malesiz-Gusti!"

Erst denken, dann handeln

Willi kann es nicht begreifen, wie es kommt, daß Karl, mit dem er zur gleichen Zeit als Lehrling angefangen hat, schon Geld verdient und vom Chef mit verantwortlichen Aufgaben betraut wird, während er selbst noch gar nicht weiter gekommen ist. Schließlich faßt er Mut und geht zum Chef. Herr Müller, der Chef, hört sich die Klage ruhig an, plötzlich zeigt er auf einen Kartoffelwagen, der gegenüber vom Geschäftshaus steht, und sagt zum Willi: „Geh doch mal hin und frage den Händler, wieviel 10 Pfund Kartoffeln kosten." — Willi rennt zum Händler, kommt zurück und sagt: „35 Pfennige." „Sind es rote oder weiße Kartoffeln?" Willi rennt — kommt zurück. „Rote, Herr Müller." „Ist die Kartoffel mehlig?" Willi rennt — kommt zurück. „Sehr mehlig und schön, Herr Müller."

„Na, mein Junge," sagt Herr Müller, „nun werde ich mal Karl rufen."

Karl kommt, wird abgeschickt, um zu fragen, wieviel 10 Pfund Kartoffeln kosten. Er kommt nach 5 Minuten mit folgender Auskunft zurück:

„Die Kartoffeln kosten 10 Pfund 35 Pfennige, bei Abnahme eines Zentners 3 Mark. Es ist eine gute rote, mehlige Kartoffel, hier in der Tüte sind einige Proben, außerdem habe ich mich in dem Gemüseladen nebenan nach den Preisen erkundigt und erfahren, daß der Zentner dort 4,50 Mark kostet."

„Weißt du nun, Willi, warum Karl besser dasteht als du?" fragt Herr Müller.

Willi sagte kein Wort. Aber nach einem Jahr war er so weit wie Karl und heute sind sie beide tüchtige Geschäftsleute.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Ich habe einen Freund, der ist Schauspieler. Neulich gehe ich ins Theater, um ihn mir als Geßler im Wilhelm Tell anzusehen. Vor der Vorstellung sagt er zu mir: „Du Toldi, wollen wir wetten, daß heute die Vorstellung nur eine halbe Stunde dauert?" „Unsinn!" sage ich, „die Aufführung dauert doch mindestens drei Stunden!"

Also wir haben gewettet.

Ich setze mich vorn ins Parkett, und die Vorstellung beginnt. Alles ist wie immer, und ich freue mich schon über die gewonnene Wette. Da kommt die Apfelszene. Auch diesmal bittet Tell Geßler, ihm den Schuß nach dem Haupt seines Kindes zu erlassen. Geßler macht ein wütendes Gesicht, plötzlich aber beginnt er zu lächeln, klopft Tell auf die Schulter und sagt: „Na, mein lieber Tell, da ich heute gerade guter Laune bin, will ich dir den Schuß erlassen. Aber nun geh auch schnell mit deinem lieben Sohn nach Hause!"

Habe ich gelacht!! Und die Wette glatt verloren!

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben

a — a — a — af — bat — bee — da — dank — di — die — fe — gel — hed — in — kro — le — lei — ne — ne — ner — pel — re — rei — rie — san — ter — trich — un — wig —

sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Vers ergeben. Jede Reimzeile beschreibt ein Wort:

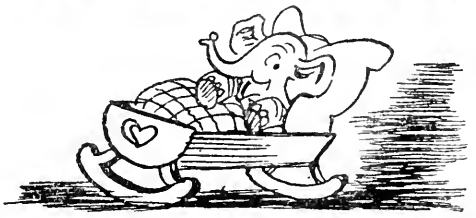
1. Als Mädchenname wird's genannt;
2. Als schlechte Eigenschaft bekannt;
3. Stets sieht man ihn nur hoch zu Pferd;
4. Als Türschloß ist's von großem Wert;
5. Dies Tier kennt jeder, groß und klein;
6. Als Frucht schmeckt es uns allen fein;
7. Im Zirkus hat man ihn gesehn;
8. Kein Hund mag gerne daran gehn;
9. Ein Männername wohlbekannt;
10. Fußbekleidung auf dem Land;
11. Ein Volk, das alle Jungen lieben;
12. Stadt in Italien, oft beschrieben.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 19.

1. Irene, 2. Chaussee, 3. Watte, 4. Edelweiß, 5. Innsbruck, 6. Süden, 7. Saale, 8. Nase, 9. Insel, 10. Christian, 11. Tochter, 12. Wasser, 13. Adolf, 14. Sattel, 15. Sardine, 16. Okarina, 17. Laube, 18. Lerche, 19. Edison, 20. Säge, 21. Bibel, 22. Edinburg, 23. Dante.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
daß ich so traurig bin.

Fridolins Lachkabinett



Der Wärter im Zoologischen Garten erklärt: „Hier, meine Herrschaften, ein Elefant. Seine Wiege hat in Indien gestanden."

Stimme unter den Zuschauern: „O je, muß das ein Kasten gewesen sein!"

*

„Warum weinst du denn, Kleiner?"

„Huh, mein Bruder hat Ferien und ich nicht!"

„Aber warum hast du denn keine Ferien?"

„Weil ich noch nicht zur Schule gehe!"

*

Lehrer: „So Peter, nun weißt du hoffentlich, wie man mit 10 multipliziert. Wo ist jetzt das Komma?"

Peter: „Auf dem Schwamm, Herr Lehrer!"

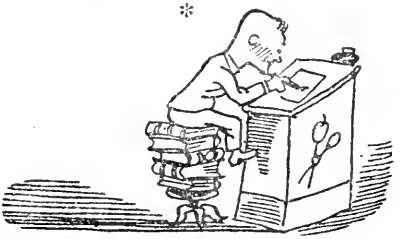
Lehrer: „Wir kommen jetzt auf den Klee zu sprechen; wer von euch kann mir etwas über seine Blätter sagen?"

Schüler: „Sie sind sehr sauber."

Lehrer: „Wieso den?"

Schüler: „Man sagt doch: Das ist ein sauberes Kleeblatt."

*



Kurt: „Na, Ernst, wie geht es dir denn in deiner neuen Lehrlingsstelle?"

Ernst: „Glänzend! Ich habe schon alle Bücher unter mir."

*

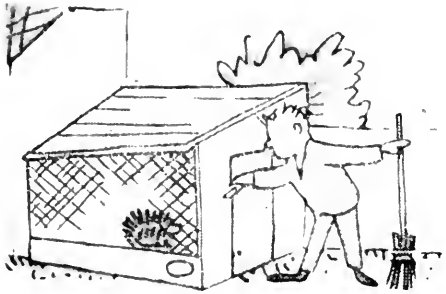
Hans geht mit seiner Mutter über ein Stoppelfeld. „Sieh mal, Mutter!" ruft er plötzlich, „hier wachsen ja die Zahnstocher!"

*

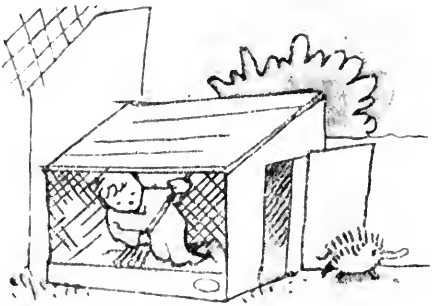
„Herr, Sie haben mich beleidigt. Wir müssen uns schießen. Mein Name ist Knobsdorfs."

„So so, schießen?! Da müssen Sie sich aber erst eine Jagdkarte kaufen. Mein Name ist nämlich Hase!"

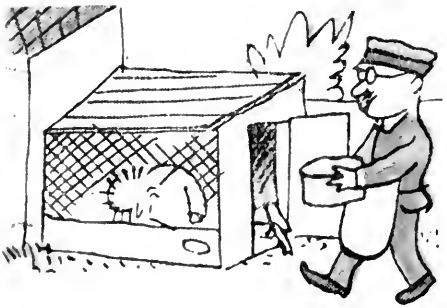
Pampe als Ameisenigel



Der Pampe ist jetzt wirklich froh:
Man hat ihn angestellt im Zoo.
Hier sieht man schon, wie er sich regt,
Indem er jeden Käfig fegt.

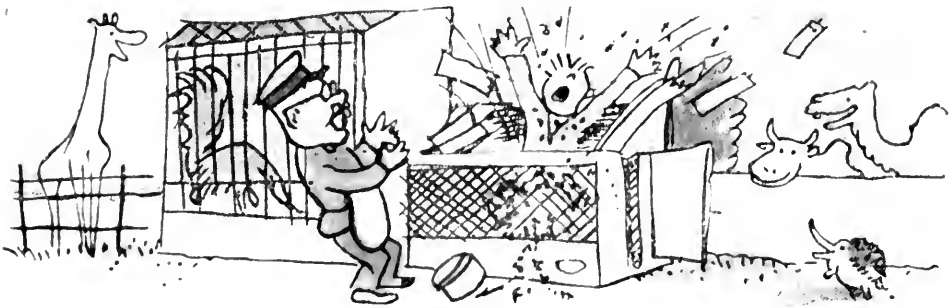


Jedoch kaum öffnet er den Riegel,
Entweicht, husch, husch, der Stacheligel;
Denn Freiheit liebt ein jedes Wesen.
Der Pampe aber führt den Besen.



Da kommt der Wärter mit der Brille,
Und gegenwärtig ist sein Wille,
Dem Igel seine Kost zu geben.
Ameisen braucht das Tier zum Leben.

Wer Brillen trägt, sieht oft nicht gut.
Er schüttet die Insektenbrut
Dem armen Benjamin ins Haar,
Das stachlig wie ein Igel war.



Das piekt und raubt ihm alle Fassung
Er wartet nicht erst auf Entlassung;

Nein — diesmal muß er vorher fliehn:
Auch dies war nichts für Benjamin.

Herausgeber: Peter Pfeffer, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: W. W. Bechtle, Berlin. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

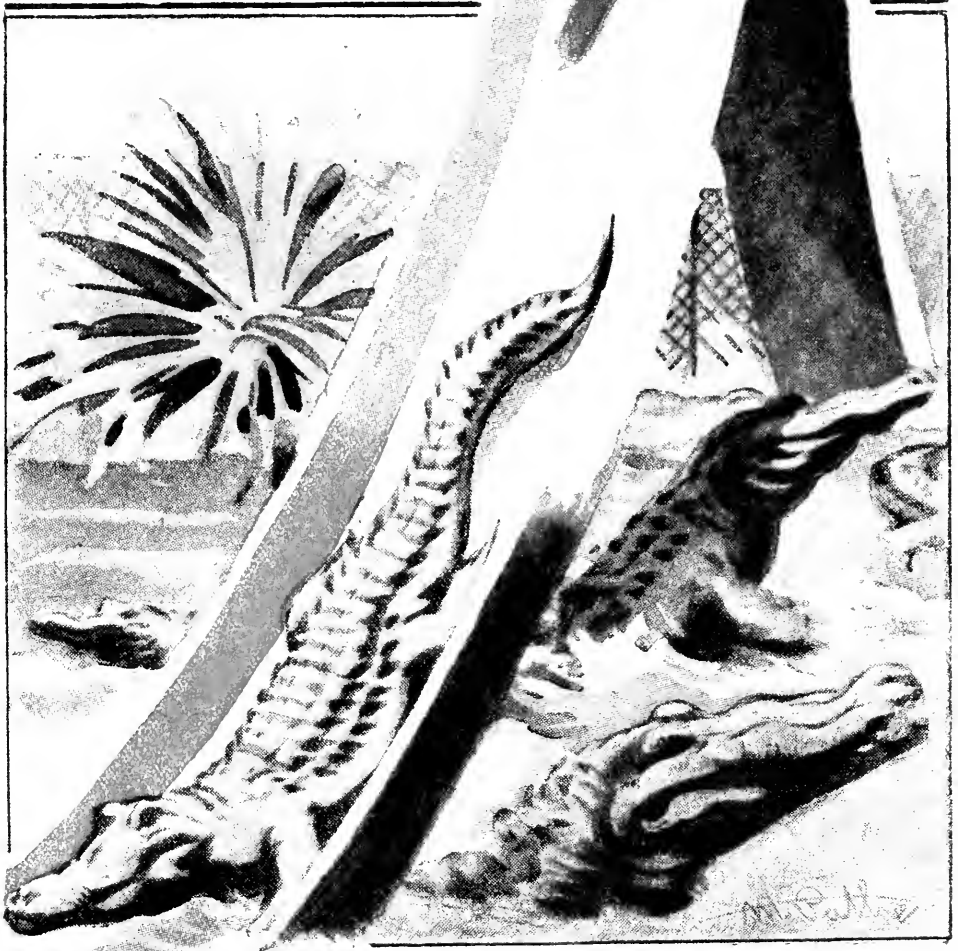
Nr. 21. 6. Jahrgang. 1. Juliheft.
Berlin.

Preis 15 Pfennig.

Der heitere Fidolin

HALBMONATSSCHRIFT FÜR SPORT

EUER



Eine Rutschbahn, die man für Alligatoren auf einer großen Farm gebaut hat. (Zu dem Artikel auf Seite 2.)

Nicht nur kleine Hunde und Katzen, auch junge Alligatoren können Spielgefährten sein.

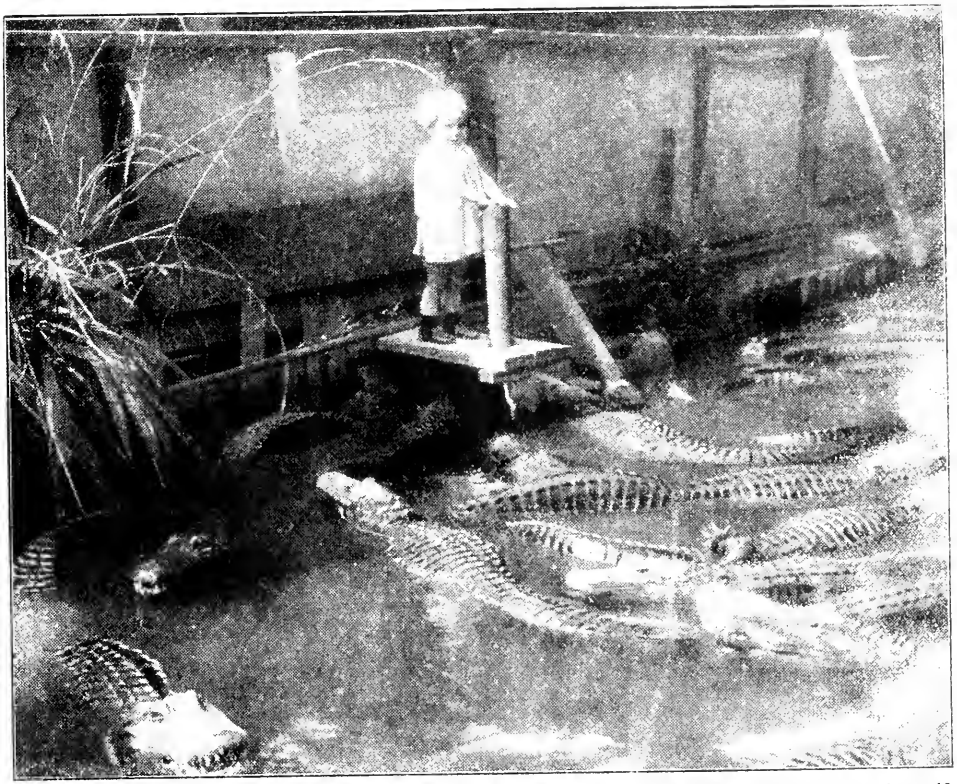
Auf einer Alligatorenfarm in Kalifornien

Die Alligatoren gehören wohl zu den seltsamsten Tieren der Welt. Sie sind die Nachkommen der uralten Saurier- und Echsengeschlechter, die früher auf der ganzen Erde gewohnt haben. Damals waren in vielen Teilen von Amerika alle Sümpfe, Buchten, Flüsse und Teiche von ihnen bevölkert. Man sah sie überall, wo sie Wasser genug hatten, um Nahrung zu finden und sich zu verbergen. Bevor die Dampfboote den Red River befuhren, sah man sie zu Hunderten längs am Ufer oder auf ungeheuren Flößen von Treibholz liegen. Die kleinen lagen oder saßen auf dem Rücken der größeren, und manchmal hörte man von ihnen ein entsetzliches Gebrüll, wie von tausend Stieren, die einen Kampf beginnen wollen. Die Alligatoren sind wie viele Tiere in Nordamerika von Natur aus gar nicht menschenscheu. Sie ließen die Boote in wenigen Metern an sich vorüber fahren, ohne auch nur den Kopf zu erheben.

Als dann aber die Indianer und Weißen kamen, um Jagd auf sie zu machen, war es mit dem schönen Leben vorbei.

Nun hat man, um sie zu erhalten, besonders in Kalifornien, große Farmen angelegt, auf denen sie leben. Farmen sind ausgedehnte Landgüter, auf denen Nutzpflanzen oder Nutztiere gezogen werden. Zu vielen Hunderten tummeln sie sich dort in sumpfigen Teichen, die man für sie geschaffen hat, und der Wärter kann es ruhig wagen, zwischen sie zu treten, denn sie kennen ihn, und wissen, daß er ihnen das Futter bringt.

Auf einer Alligatorenfarm:
Zu vielen Hunderten liegen die Alligatoren faul in den Sümpfen und warten auf das Futter, das ihnen der Wärter bringt.



Die kleine Tochter des Farmers ist den Anblick der gefährlichen Raubtiere gewohnt; aber sie weiß, daß es besser ist, sich die großen geheimnisvollen Tiere von der sicheren Brücke aus anzusehen.

Auf dem Lande ist der Alligator sehr schwerfällig. Er bewegt sich langsam und verdrossen, der wuchtige Leib berührt fast die Erde und der lange Schwanz schleppt am Boden nach. Man hat beobachtet, daß ein etwa 4 Meter langer Alligator am Morgen im Begriff war, von seinem Teich zu einem andern zu wandern. Als der Abend kam, hatte das Tier erst 600 Schritt zurückgelegt, weiter war es nicht gekommen. Auf dem Lande ist der Alligator feige, sicherlich, weil er so unbeholfen ist. Seine beste Waffe ist sein Schwanz, in dem er eine ungeheure Stärke hat.

Das Wasser aber ist sein liebster Aufenthalt. Dort wird er lebhafter und kühner. Er nährt sich hauptsächlich von Fischen, die er in ungeheuren Mengen verschlingt. Wenn der Alligator satt ist, legt er sich still in die Sonne. Wie gestürzte, knorrige Baumstämme sehen sie aus, wenn sie unbeweglich in der glühenden Hitze im Sumpf liegen. Die Sonne ist ihnen die größte Lebensnotwendigkeit, denn bei ungenügender Wärme sterben sie bald.

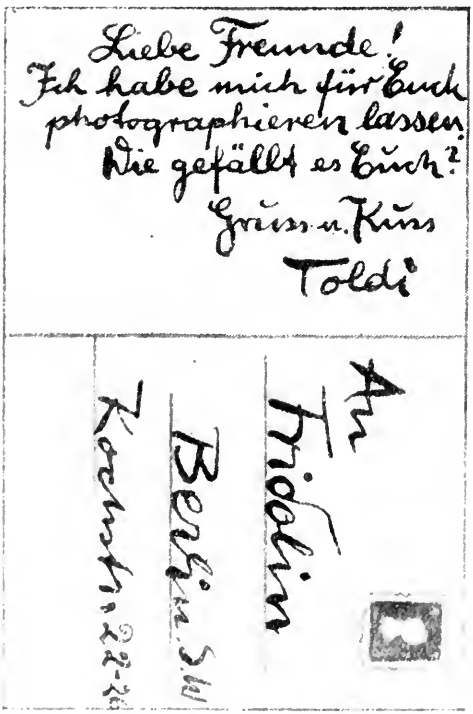
Die Eier, aus denen die Alligatoren schlüpfen, sind kaum größer als unsere Hühnereier. Die Alligatorenmutter legt 40—50 Eier und baut ihr Nest selbst während der Legezeit. Sie sucht sich einen Sandfleck am Ufer oder einen Streifen trockenen Bodens über der Oberfläche des Sumpfes, reinigt die Stelle mit ihrem Schwanz und ihren Klauen von Unkraut und Gras. Dann trägt sie feuchte Erde und welke Grashalme zusammen, bis das Ganze wie eine richtige Matte aussieht. Wenn die Matte getrocknet ist, legt sie darauf eine Anzahl Eier, soviel, daß die ganze Matte damit bedeckt ist. Dann schleppt sie wieder feuchte Erde und Grashalme herbei, formt daraus eine kleine Mauer rings um die Eier auf, und bedeckt schließlich die Eier mit einer neuen Matte. Darauf legt sie neue Eier, das ist die zweite

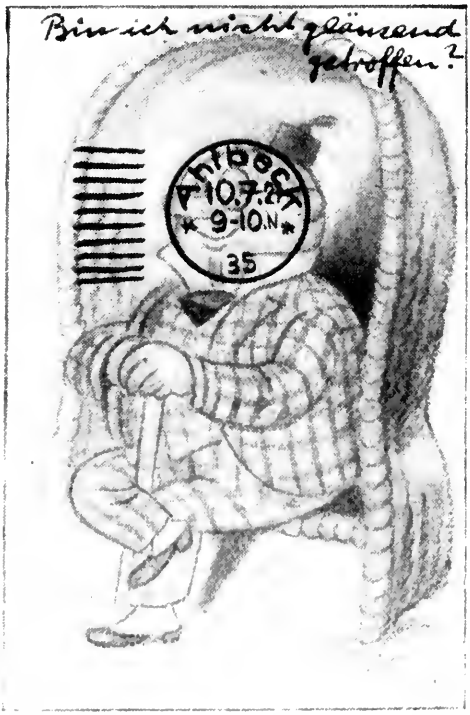
Schicht. Und so entsteht das Nest. Schicht um Schicht und Matte um Matte. Endlich hat die fleißige Alligatorenmutter ganz allein eine kleine Pyramide gebaut. Manchmal ist dieser Nestbau einen Meter hoch. Trotz der dünnen Schale werden selten die unteren Eier durch die Last der oberen Schichten zerdrückt. Die Matten sind so weich und doch gleichzeitig so widerstandsfähig, daß kein Regen hindurchdringt. Ausgebrütet werden die Eier von der Sonne, und die Mutter hält nur Wache neben dem Nest, damit es keiner zerstört.

Wenn die Sonne zwei Monate auf das Nest geschienen hat, bewegen sich die kleinen Alligatoren in ihren Eiern. Die Mutter durchbricht die Grasmauer des Nests, um den Kleinen das Herauskriechen zu erleichtern.

Nach zwei bis drei Tagen sind die Alligatorenbabys schon so stark, daß sie selbst ins Wasser gehen können. Dort folgen sie der Mutter so dicht, wie kleine Entchen der Entenmutter, denn überall droht ihnen Gefahr. Sogar vor den alten Alligatorenvätern sind sie nicht sicher, und wenn die Mutter nicht aufpaßt, kann es passieren, daß sie von ihrem eigenen Vater aufgefressen werden. — Auf den Farmen brütet man die Eier auch häufig mit künstlichen Brutapparaten aus. Die kleinen Alligatoren sind, wenn sie aus dem Ei auskriechen, 20 cm lang, nach einem Jahr sind sie 45 cm und nach 15 Jahren 3 m und 65 cm groß. Viele Alligatoren werden jährlich von Kalifornien nach Europa geschickt, und wer keinen eigenen kleinen Alligator besitzt, der kann die großen geheimnisvollen Tiere in den zoologischen Gärten bewundern.

Onkel Toldis Gruß aus der Sommerfrische





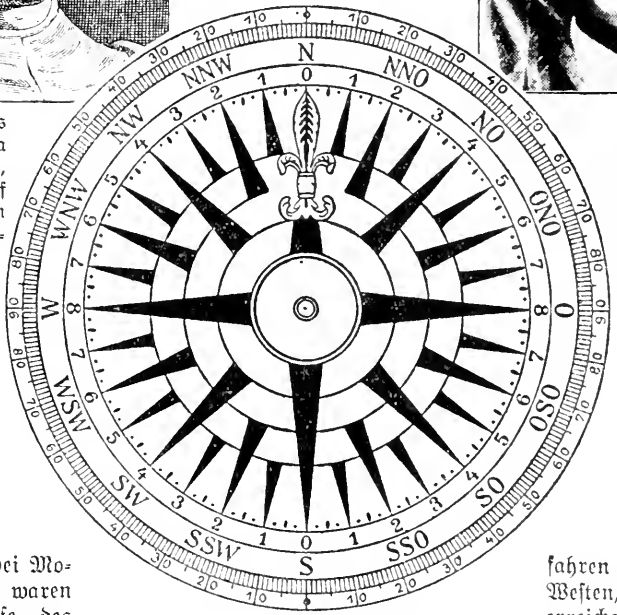
Gestern erhielt ich diese Karte von Onkel Toldi. Haben wir gelacht! Was sagt ihr dazu? Na, der Toldi wird schöne Augen machen, wenn er nach Hause kommt und sieht, wie sich sein Bild verwandelt hat!

Fridolin!

Zwei Männer, die mit dem Kompaß den Weg über das Weltmeer fanden

Columbus, der als Erster von Europa nach Amerika fuhr, im Vertrauen auf seinen treuesten Freund, den Kompaß.

Lindbergh, der jetzt als Erster von Amerika nach Europa flog und sein Geschick wie Columbus der Führung des Kompasses anvertraute.

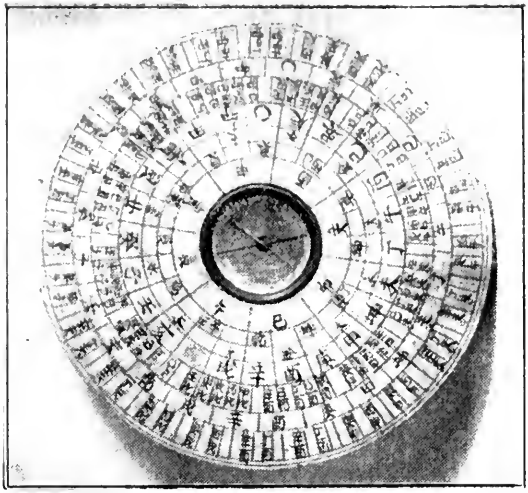


Ein Kompaß: Die Buchstaben deuten die Himmelsrichtungen an. N heißt Norden, O heißt Osten, S heißt Süden und W heißt Westen. Die schwarze Magnetnadel zeigt immer nach Norden.

Seit über zwei Monaten schon waren die drei Schiffe des Columbus unterwegs, ringsherum war nichts als das blaue grenzenlose Meer. Die Matrosen der drei Schiffe wollten nicht mehr weiterfahren. „Wer weiß, wohin wir treiben," sagten sie, „vielleicht fahren wir dem Ende der Welt entgegen, wo das Meer wie ein riesiger Wasserfall ins Nichts stürzt." — Sie kletterten zu Columbus auf das Oberdeck der „Santa Maria", dem größten der Schiffe, und verlangten nach der Heimat zurückzufahren. Columbus stand über den Kompaß gebeugt; in einem runden Gehäuse zitterte die kleine schwarze Nadel und zeigte unentwegt nach Norden. — „Wohin fahren wir?" fragten die Matrosen böse. — „Ihr seht es doch," antwortete Columbus, „die Nadel zeigt im rechten Winkel nach rechts, also fahren wir nach Westen. Wir fahren so lange nach Westen, bis wir Land erreichen, Indien." — „Das ist nicht wahr!" schrien die Matrosen, „Indien liegt im Osten, das wissen wir. Wer weiß, welche Richtung deine Kompaßnadel weist." — Columbus blickte vom Kompaß und von der Karte auf: „Gewiß kann man über Osten nach Indien fahren; da aber die Erde rund ist, muß Indien auch über den Westen zu erreichen sein. — Und meine Kompaßnadel lügt nicht. Wo wir uns auch befinden, immer zeigt sie uns den rechten Weg. Wenn wir ihr folgen, können wir nicht fehlgehen." — Er gab dem Steuermann einen Wink: „Du fährst immer geradeaus nach Westen, verstehst du? Lasse keinen Augenblick den Kompaß aus den Augen!"

So fuhren sie noch eine Woche, langsam wie die Segelschiffe damals fuhren, da

sah man im Wasser einen entwurzelten Baum schwimmen, dann ein totes Tier, dann ein Stück geschnitztes Holz. Und schließlich, am 12. Oktober 1492, entdeckten sie Land, sie glaubten, es wäre Indien und nannten es West-Indien. Heute nennen wir es Amerika. Aber der Kompaß hatte sie richtig geführt, fast genau westlich von Spanien, wo sie in See gestochen waren, landeten sie.



Ein chinesischer Kompaß, wie ihn die alten Chinesen, die Erfinder des Kompasses, schon benutzten.

Seither sind beinahe 450 Jahre vergangen. Der einfache Nadelkompaß, eine Erfindung der alten Chinesen, war den Seefahrern nicht mehr gut genug. Sie erfanden die Kompaßrose, bei der nicht mehr die Magnetnadel sich auf der Windrose bewegt, sondern die Windrose selbst beweglich ist und beim ersten Blick angibt, wohin das Schiff fährt. Denn wenn der Buchstabe N (Norden) auf der Kompaßrose nach halbrechts zeigt, so zeigen die Buchstaben NW (Nordwesten) in der Fahrtrichtung des Schiffs, woraus der Steuermann erkennt, daß er in nordwestlicher Richtung fährt. Man erfand den Fluid-Kompaß, bei dem die Windrose unter Glas in einer Flüssigkeit schwimmt und sich so leichter dreht, man erfand den Thomson-Kompaß, den Kreisel-Kompaß und viele andere. Als aber der junge Flieger Lindbergh in New York aufstieg, um nach Europa zu fahren, nahm er an Apparaten nichts weiter mit als einen ganz gewöhnlichen Kompaß, ähnlich dem, der Columbus den Weg nach Amerika gezeigt hatte. Er war sein einziger und zuverlässigster Freund auf dieser langen einsamen Fahrt zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang. Unablässig starrte er 33 Stunden auf dieses kleine Zifferblatt. Die Augen drohten ihm zuzufallen, aber ein leises Zittern der Nadel machte ihn wieder lebendig. Er achtete darauf, daß sie immer genau nach links zeigte und erreichte so, unfehlbar nach Osten steuernd, Irland, England und dann Europa. Der Kompaß hatte ihn richtig geführt.

Ohne Kompaß wären der Seefahrer und der Flieger auf dem offenen Meer oder im Nebel wie Blinde; sie würden im Kreise herumfahren und nicht ans Ziel gelangen. Man kann sich auch nach der Sonne und den Sternen richten. Um zwölf Uhr mittags steht die Sonne überall auf der Welt gerade im Süden; aber Sonne und Sterne scheinen nicht immer. Da bleibt nur die kleine schwarze Magnetnadel im Kompaß, die leise hin und her zittert und immer gerade nach Norden zeigt. Ohne den Kompaß wären die meisten Entdeckungen nicht gemacht worden, und wir säßen immer noch wie die Wilden jeder auf seiner Scholle und wüßten nichts von der schönen weiten Welt.

„Bitte nicht mehr dichten"

Eine Begebenheit aus dem Leben des Dichters Geibel

Im Nachlaß des berühmten Dichters Geibel hat sich folgender Brief eines Schülers vorgefunden:

„Hochgeehrter Herr Geibel!

Wir haben Ihr Gedicht „Frühlingshoffnung" fertiggelernt. Vorige Woche haben einige Arrest bekommen, weil sie's nicht konnten, und heute wurden ein paar in die Ecke gestellt, weil sie's immer noch nicht konnten. Daran haben Sie wohl nicht gedacht, als Sie das Gedicht machten?

Sie sind noch einer der kürzesten Dichter, Schiller ist am längsten. Der Lehrer sagt, Ihr Gedicht sei sehr schön, es gibt aber noch viele andere Gedichte, und wir müssen sie alle lernen. Bitte, dichten Sie lieber keine mehr!

Es grüßt Sie Ihr M. K."

Robinson in der Wüste

Die abenteuerliche Geschichte eines Jungen, der sich in der Wüste verirrte

Von Max Kirsch

(16. Fortsetzung).

Mit einem großen Gepolter brach die Decke ein und mit einemmal sah er sich in undurchdringliche Finsternis gehüllt. Er glaubte sein letztes Stündlein gekommen, lebendig begraben zu sein. Schon dachte er an eine Rache der Göttin und eine Strafe dafür, daß er seiner Mutter nicht gehorcht hatte. Als er aber einige verzweifelte Bewegungen machte, um seine vom Erdreich eingeschlossenen Beine zu befreien, entstand vor ihm ganz unerwartet ein schmaler Lichtstrahl. Hastig grub er mit den Händen danach und bald blickte er durch einen Erdriß ins Freie. Rasch erweiterte er die Oeffnung, und schon nach einer Stunde konnte er hinauskriechen. Zu seinem Erstaunen befand er sich auf der andern Seite des Hügels, dicht am Ufer des neuen Flußarms. Diese Rettung war ihm mehr wert als alles, was er durch seine Schatzgräberei erhofft hatte. Er freute sich über den praktischen Durchgang, legte ihn vollkommen frei und, nachdem er von der ersten Oeffnung aus einen bequemeren Abstieg in die Grabkammer angelegt hatte, konnte man nun vollkommen gedeckt durch den Hügel hindurch von der Terrasse zum andern Inselufer gelangen. Das sollte ihnen noch von großem Nutzen sein.

Bei allen diesen Erlebnissen verging unsern Höhlenbewohnern die Zeit sehr rasch, und schneller, als sie gedacht hatten, war eines Tages der Frühling da.

Die letzten Wolken verschwanden, und im ungetrübten Blau des Himmels beherrschte die Sonne wieder die weite Steppe. Unter ihren warmen Strahlen sproßte es überall auf, und bald war die sonst so graue Steppe mit herrlich grünen Flächen bedeckt, in denen in duftigen Farben, rot, blau, violett und gelb die Blüten jetzt noch zarter Dornenkräuter hervorleuchteten. Die ganze Natur strahlte vor Wonne und schien diese wenigen Wochen, denen allzu rasch die große Dürre folgte, richtig genießen zu wollen. Das war die beste Zeit zum Wandern.

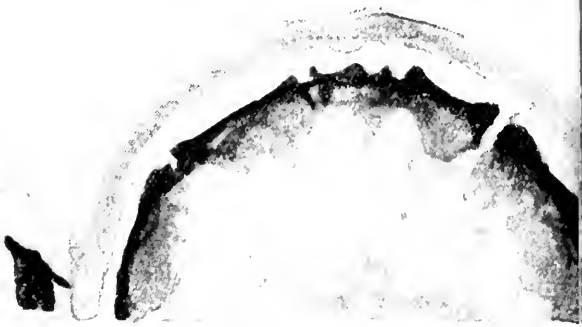
Wartans Sehnsucht nach Heghinor war immer größer geworden. Es drängte ihn, ihr seine schönen Geschenke zu überreichen. Jeden Tag bat er seine Mutter, aufzubrechen. Aber die Wasser des Flusses, der von den Gebirgen im Norden Mesopotamiens mächtig gespeist wurde, waren noch nicht gefallen. Die starke Strömung des neuen Nebenarms hielt sie weiter auf der Insel gefangen. Vergebens wollte Wartan seiner Mutter hinüberhelfen, sie im Schwimmen unterweisen. Die ängstliche Frau wollte nichts davon hören. So rannen ungenutzt wertvolle Tage dahin, was ihnen fast zum Verhängnis wurde.

Als Wartan, der immer ungeduldiger wurde, an einem frühen Morgen die Plattform des Hügels bestieg, entdeckte er in der südlichen Steppe einen langen Zug von Nomaden, die schon am Nachmittag des gleichen Tages, diesmal nur wenige Kilometer unterhalb der Insel am Flußufer entlang ihr Sommerlager bezogen. Das war eine böse Ueberraschung, und die Mutter machte sich bittere Vorwürfe, daß sie ihrem Sohn nicht gefolgt war, und von zwei Uebeln das kleinere, die Gefahr des Wassers, nicht auf sich genommen hatte. Doch nun war es zu spät. Da bald die Steppe ringsum von den großen Herden der Beduinen wimmelte, ließ sie Wartan nicht mehr hinaus, und, in ihrer Höhle versteckt, warteten sie nun beide mit schwacher Hoffnung auf eine Besserung ihrer Lage. Indes schien sich alles gegen sie verschworen zu haben.

Auf der Futtersuche rückten die Hammelherden der Nomaden immer näher heran, und schon am dritten Tag beobachtete Wartan mit größter Spannung einen Trupp verwegen aussehender Hirten, die sich am andern Ufer angesichts des Hügels niederließen. Es waren junge kräftige Burschen. Sie tollten und scherzten, balgten sich und schienen nur dumme Streiche im Kopf zu haben. Stundenlang vergnügten sie sich miteinander, während ihre Tiere mit zufriedenem Schnuppern in der grünen Steppe weideten. Schließlich setzten sie sich auf den erhöhten Uferrand und ließen ihre Beine herunterbaumeln.

Die Entsteh

Die Gasmasse des heutigen Sterns „Erde" nahm zuerst kreisend Kugelgestalt an.



Aus der allmählich erstarrenden Erdkruste brachen immer wieder feurige Massen hervor.

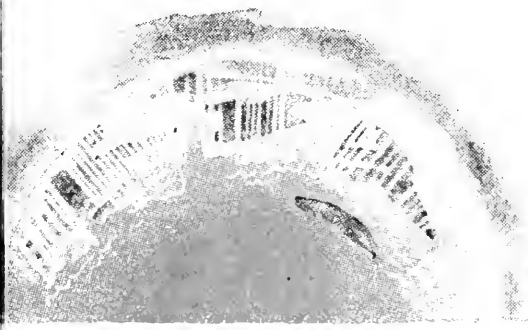
Seit vielen Jahren beschäftigen sich die Wissenschaftler damit, die Entstehung der Erde zu ergründen. Man nimmt an, daß unsere Erde einstmals ein von der Sonne abgesonderter Gasball war, der sich im wesentlichen in ähnlichem Zustande wie unsere Sonne verhielt. Unter dem Einfluß der Kälte des Weltenraums verlor der glühende Gasball allmählich seine hohe Temperatur und erstarrte an der Oberfläche mehr und mehr; es bildete sich eine feste Rinde. Indem die Temperatur immer weiter sank, entstand um die Erde eine Lufthülle, aus der sich dann durch Abkühlung, aus den beiden chemischen Elementen Wasserstoff und Sauerstoff Wasser bildete. In ungeheuren Regengüssen strömte es auf die noch heiße Erdkruste hinab, verdampfte, schlug sich nieder und erzeugte so die Urmeere. Und die Meere nagten an dem Gestein, wuschen hier Schichten ab, häuften dort Sand an. Immer weiter sank die Temperatur des Erdballs, und er bekam Falten und Furchen — Berge und Täler, es bildeten sich die Riesenmulden für die Ozeane, und die Gebirge wurden empor-

Dann erschienen die ersten Pflanzen und Tiere auf der Erde.

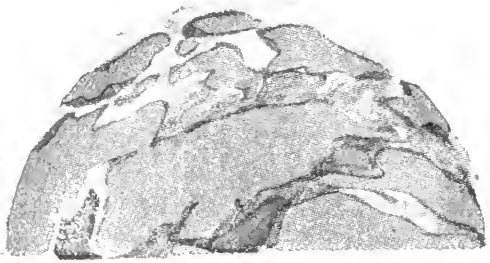
Es folgt die Eiszeit und mit ihr erschienen die ersten Säugetiere und Menschen.

Da sprang plötzlich die Gazelle, die während dieser Tage die Höhle nicht verlassen durfte und deshalb sehr unruhig geworden war, in einem unbewachten Augenblick auf die Terrasse. Noch bevor Wartan sie wieder hineinlocken konnte, hatten die scharfen Augen der Beduinen sie schon entdeckt. Sie schienen sehr überrascht, an dieser Stelle ein solches

ng der Erde



eine Luftschicht bildete sich, ungeheure Regengüsse prasselten nieder und schufen das Urmeer.



Der Erdball schrumpfte zusammen und die ersten Landschollen bildeten sich.

gepreßt. Noch konnte bei diesen Temperaturen kein Leben auf dem Erdball entstehen; es ist ja an die Bildung von Eiweiß geknüpft, und Eiweiß gerinnt in solcher Hitze. Schließlich war die Abkühlung so weit fortgeschritten, daß die ersten Pflanzen entstehen konnten. Dieses Leben war eine Aufwärtsentwicklung zu immer höheren Formen, Versteinerungen der verschiedensten Art berichten uns davon. Lange bevor der Mensch, das höchst entwickelte Lebewesen, auf der Erde erschien, trug sie seltsame „Drachen“: Riesenechsen ungeheuerlichster Gestalt. Lange bevor sie sich mit blühenden Pflanzen bedeckte, trug sie Schachtelhalme und Farne.

Diese Geschöpfe hoher Wärme verschwinden dann für unsere Forschung plötzlich. Es bricht eine Eiszeit über den Erdball herein, der nun ja seine Wärme im wesentlichen von der Mutter Sonne empfing. Und jetzt ist der Mensch da und mit ihm das Säugetier. Auch die Eiszeit hat Jahrtausende gedauert: das Antlitz der Erde hat sich inzwischen wesentlich geändert, bis die Erdkugel das Bild des heutigen Globus zeigte. Immer weiter schreitet auch heute noch die Erstarrung der Erde fort, und wenn einmal auch die Sonne ausgeglüht ist, dann wird auch unsere Erde genau so wie andere Sterne wieder sterben.

Der Erdball, wie er heute aussieht mit Wolkenkratzern, Luftschiffen und Flugzeugen.

In ferner Zukunft wird der Erdball wieder so aussehen. Nur wenige Stätten werden bewohnbar sein.

Tier zu sehen, und Wartan merkte, wie sie den Entschluß faßten, die Insel daraufhin zu erforschen. Wie wilde Knaben, die eine Tat begehen wollen, kletterten sie zum Wasser hinab. Als echte Wüstensöhne konnten sie alle nicht schwimmen. Doch sie hatten eine altbewährtes Mittel, über die wenigen Flüsse ihres Gebiets zu kommen. Ein jeder

von ihnen führte einen Ziegenschlauch bei sich, ohne den kein Beduine eine Wanderung unternimmt. Diese Schläuche bliesen sie nun auf, und als sie schön prall waren, legten sie sie auf das Wasser, umklammerten sie mit den Armen und ruderten, so getragen, mit den Beinen durch die Flut. Auf diese Weise näherten sich bald acht Nomadenjünglinge der Insel. Das alles hatte Wartan aus seinem Versteck heraus mit angesehen. Bis zum letzten Augenblick glaubte er noch, die Strömung könnte sie aufhalten. Um so größer erschien ihm nun die Gefahr, als er merkte, daß sie den kräftig paddelnden Gesellen kein Hindernis bot. Wenn sie auf der Insel landeten, waren er und seine Mutter verloren. Das mußte auf alle Fälle verhindert werden. Doch wie? — Ratlos sah er, daß die wilden Nomaden immer näher kamen. Zum Glück nur sehr langsam. Die Strömung machte ihnen doch viel zu schaffen. Einer von ihnen wurde von ihr ergriffen, verlor das Gleichgewicht und purzelte unter dem Gelächter seiner Kameraden von seinem Schlauch herunter. Da er sich krampfhaft daran festhielt, konnte er nicht ertrinken. Er wurde nur abgetrieben und strampelte zum Ufer zurück. Dieses Ereignis brachte Wartan auf einen guten Gedanken. Er merkte, daß die Beduinen ganz auf ihren Schlauch angewiesen waren und ohne ihn, d. h. die Tragkraft der darin eingeschlossenen Luft, im Wasser völlig hilflos waren, während er durch seine Schwimmkunst in diesem Element eine große Ueberlegenheit hatte. Das mußte er ausnützen. Ohne lange zu zögern, ergriff er seinen Dolch und sprang, bevor seine erschrockene Mutter ihn daran hindern konnte, mit einem kühnen Satz von der Terrasse in den Fluß hinein.

Die Nomaden waren nicht wenig überrascht. Sie konnten sich keine Erklärung für die plötzliche Erscheinung dieses fremden Jünglings geben, vor allen Dingen auch nicht verstehen, daß er sich so ohne Schlauch ins Wasser stürzte. Ihr Erstaunen wandelte sich aber in Schrecken, als sie ihn gleich darauf nur mit dem Kopf aus den Fluten auftauchen und in der einen Hand den drohenden Dolch, wie ein wildes Wassertier auf sie zu schwimmen sahen. An seinem ganzen Wesen erkannten sie den Angreifer, und nun zogen sie es vor, mit unbeholfenem Gepaddel so schnell wie möglich kehrt zu machen. Da fiel schon Wartan über sie her. Er erhob seinen Dolch gegen den nächsten Ziegenschlauchreiter. Der brach in ein jämmerliches Angstgeheul aus. Aber die scharfe Spitze traf nur seinen Schwimmsack. — Mit lautem Pfeifen entwich daraus die Luft. Nun wandte sich Wartan den andern zu. Sie versuchten zu entkommen. Doch er war schneller als sie, schwamm um die entsetzten Wüstensöhne herum und verhinderte ihren Rückzug zum Ufer. Mit unfehlbarer Sicherheit traf er in wenigen Minuten alle ihre Schläuche. Die Nomadenjünglinge schrien und jammerten zum Steinerweichen und versuchten, so gut sie konnten, die entstandenen Löcher zuzuhalten. Aber vergebens. Immer flacher wurden die tragenden Luftsäcke. Wartan hätte alle sieben leicht töten können. Aber er verschonte sie und war nur darauf bedacht, ihnen Angst einzujagen, und sie so weit wie möglich von der Insel wegzubekommen. Dabei half ihm die starke Strömung. Sie trieb die ganze Gruppe wie eine führerlose Flottille in immer schnellerem Tempo den Stromschnellen zu. Auf die Felsen, die dort mitten im Fluß aus dem Wasser ragten, wollte Wartan seine Opfer treiben lassen. Wenn einer versuchte, ihm seitwärts zu entrinnen, piekte er ihn mit seiner Dolchspitze wieder in die Stromrichtung hinein. Schließlich waren die kläglichen Gesellen froh, daß sie sich mit der letzten Luft in ihren Schläuchen auf die blankgewaschenen Felsblöcke retten konnten. Sie hatten tüchtig Wasser geschluckt und hingen nun hilflos als Gefangene des Flusses an diesen Inselchen, umbraust von den wild tosenden Fluten. Wartan aber war auch hier dem Element gewachsen. Er hatte oft seine Reusen an dieser Stelle ausgelegt und kannte die Strömung mit ihren Untiefen genau. Ohne Mühe faßte er an einer sicheren Stelle Fuß und freute sich über seinen Sieg. Die Beduinen, die nicht wußten, wie sie von hier wegkommen sollten, hielten noch immer ihre jetzt ganz platt gewordenen Schläuche fest umklammert.

„Wenn ich sie ihnen wegnehme," dachte Wartan, „können sie überhaupt nichts mehr machen." Seine Ueberlegenheit ließ ihn auch dieses Wagnis ausführen. Er watete durch die rauschende Flut auf den nächsten Felsen zu, an dem vier Beduinen hingen und forderte mit drohend erhobenem Dolch die Herausgabe der Schläuche. Die bedrängten Wüstensöhne dachten nicht an Widerstand und überließen sie ihm willig, froh, daß er ihnen das Leben schenkte. Auch die anderen drei, die etwas weiter einen glatten Block er-

Plötzlich tauchte Wartan mit erhobenem Dolch vor den entsetzten Nomaden aus dem Wasser empor.

klommen hatten, machten keine Schwierigkeiten.

Die erbeuteten Schläuche wollte Wartan erst schwimmen lassen, aber ein kluger Einfall bewog ihn plötzlich, sie mit auf die Insel zu nehmen. Die Rückkehr dahin war nicht einfach. Er mußte sich durch die gefährlichen Stromschnellen hindurch an das Ufer treiben lassen, mit dem der Hügel einstmals zusammenhing. Aber trotz seiner Belastung mit dem Dolch und den Schläuchen gelang ihm auch dieses schwierige Unternehmen. Als er glücklich wieder festen Boden unter den Füßen hatte, lief er zurück bis zur Höhe der Insel, schwamm dann leicht und sicher durch den neuen Flußarm zum geheimen Hügeleingang und umarmte bald darauf seine noch fassungslose Mutter. Mit größter Angst hatte sie seinen Kampf mit den Beduinen verfolgt, und ihr Herz war fast gebrochen, als er zuletzt in den Stromschnellen verschwand. Nun aber war er wieder bei ihr, der Tapfere, und sie vergaß darüber die Gefahr, die sie noch bedrohte. Wartan jedoch war auf der Hut. „Wir müssen so schnell wie möglich weg," sagte er, „denn es wird nicht lange dauern, da kommen andere Beduinen, gegen deren Ueberzahl wir uns nicht wehren können, und dann sind wir verloren. Ich weiß ein Mittel, um dich über das Wasser zu bringen."

Die Mutter sah ihn fragend an. Er machte sich aber still ans Werk. In allen sieben Schläuchen suchte er die Löcher, die er mit seinem Dolch hinein gestoßen hatte und verstopfte sie. Dann füllte er die Ziegenhäute mit Luft und prüfte sie auf ihre Dichtigkeit. Als dieses erreicht war, trug er sie hinunter in den Gang, der von der anderen Seite zur Grabkammer führte und bat seine Mutter, alle ihre Reisevorräte und die Sachen, die sie mitnehmen wollte, ebenfalls an diesen Ort zu bringen. Er half tüchtig mit und brachte zuletzt auch seine Schätze hinab. Zwischendurch beobachtete er von der Terrasse aus die Beduinen in den Stromschnellen. Sie saßen alle noch wie Unglücksraben auf den Felsen.

Aber gegen Abend tauchten in der Steppe weitere Nomaden auf. Der eine, der sich vor Wartans Angriff ans Ufer zurückrettete, hatte sie aus dem Lager herbeigeholt. Sie führten neue Schläuche und lange Stricke mit und begannen nun zaghaft und sehr ungeschickt ihre Genossen aus ihrer unangenehmen Lage zu befreien. Als es dunkelte, holten sie

den letzten hinüber. Dann nahmen sie auf dem hohen Ufer gegenüber der Insel Platz und beobachteten dieselbe in abergläubischer Scheu. Noch wagten sie keinen Angriff auf sie, am allerwenigsten jetzt bei Nacht. Aber sie ließen den Hügel nicht aus den Augen.

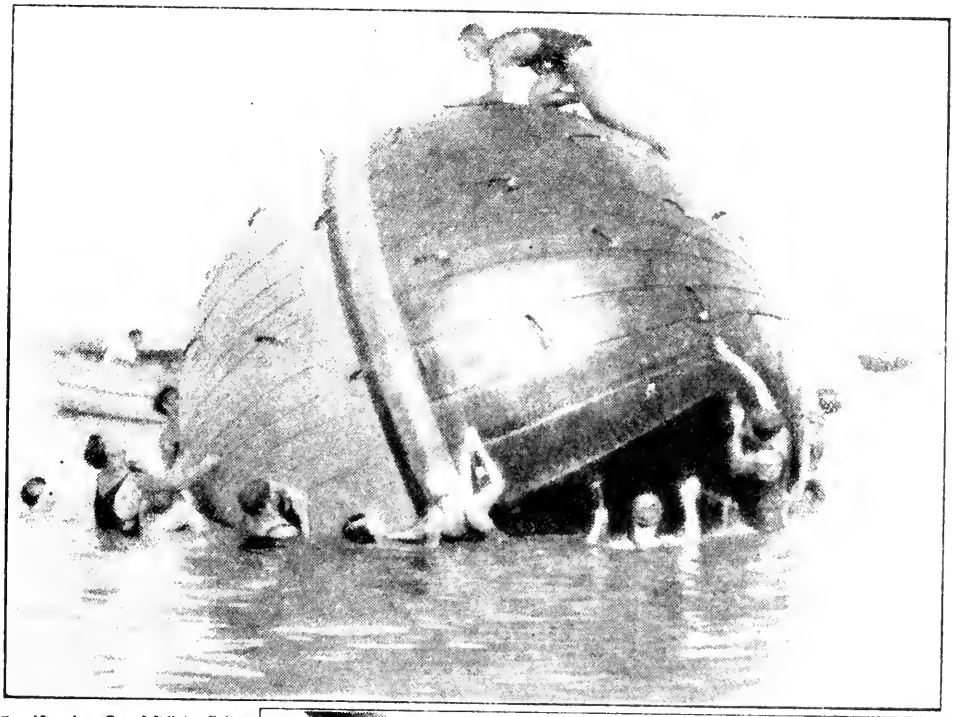
Nun hieß es für Wartan, diese Galgenfrist gut auszunutzen. Nachdem es ganz finster geworden war, legte er am geheimen Eingang hinter dem Hügel seine aufgeblasenen und mit ihren Beinstummeln alle fest aneinandergebundenen Schläuche auf das Wasser. Sie bildeten so ein zwar schmales, aber sehr tragfähiges Floß. Um eine sichere Ladefläche zu haben, breitete er darüber die in langen Mußestunden geflochtenen Schilfmatten aus und legte dann noch kreuz und quer lange Rohrhalme darüber. Darauf schließlich legte er ihre Wolldecken, die so eine elastische, aber doch sichere Sitzfläche boten. Nun wurden die Lasten darauf verteilt. Trotz ihres Sträubens mußte sich erst die Mutter auf das Floß setzen. Als sie merkte, daß es nicht unterging, beruhigte sie sich. Sie hielt sich zwar noch sehr ängstlich an der Decke fest, befolgte aber alle Anordnungen ihres klugen Sohnes. (Fortsetzung folgt.)

Der Rutsch in die Ferien: Im Galopp saust man die ganze Rutschbahn herunter. Ein Spiel, das man am liebsten hundertmal hintereinander machen möchte.

Ferien!

Einige Spielrezepte für die freien Tage.

Freunde! Die Ferien sind da, und man kann sich wieder den ganzen Tag im Freien tummeln. Ich habe mir für euch ein paar schöne Spiele ausgedacht, zu denen große Geschicklichkeit gehört. Wer am Wasser wohnt, kann seine Gewandtheit an einem Kletterball erproben. Er hat sehr viele Sprossen, an denen man sich mit Händen und Füßen hocharbeiten muß. Wer zuerst oben ist, ist Sieger. Man muß aufpassen, daß man nicht noch kurz vor dem Ziel von einem andern heruntergeworfen wird, und von vorn anfangen muß. Genau soviel Spaß machen die mit Seife eingeriebenen Kletterstangen. Man klettert vorsichtig in die Höhe und wenn man beinahe oben ist, — rutscht man in den meisten Fällen im Eiltempo wieder herunter. Wer nicht klettern will, kann das Dreibein-Spiel spielen. Dazu muß man sich zu mehreren Paaren aufstellen. Die beiden Partner werden an einem Bein zusammen gebunden, so daß sie nun zu-



Es ist ein Kunststück, sich an den Griffen des Kletterballs in die Höhe zu arbeiten, weil der Ball sich dreht, und man fortwährend wieder ins Wasser plumpst.

sammen bloß drei Beine haben. Auf ein Zeichen laufen die Paare los, und das Paar, das zuerst am Ziel ist, hat gewonnen. — Sehr schön ist auch das Kegelspiel. Man stellt im Freien 8—9 Kegel in einiger Entfernung voneinander auf. Dann werden einem Mitspieler die Augen verbunden und er muß versuchen, zwischen den Kegeln hindurchzugehen ohne einen umzuwerfen. Also versucht euer Heil, viel Vergnügen wünscht euch Onkel Otto.

Kletterstangen, die mit Seife eingerieben sind. Ist man glücklich oben, so rutscht man plötzlich wieder herunter.

Der Kohinur

Der Kohinur ist der berühmteste Edelstein der Welt. — Als der persische Eroberer Nadir Schah den letzten Mogulherrscher besiegt hatte, suchte er in den Schatzkammern nach dem berühmten Diamanten. Aber vergebens! Schließlich erfuhr er, daß der Kaiser den Edelstein verborgen in seinem Turban trug. Da wandte Nadir eine List an. Bei einem Festessen, bei dem der gefangene Herrscher neben ihm saß, schlug Nadir vor, die Turbane zu wechseln, was als Zeichen der gegenseitigen freundschaftlichen Gesinnung galt. Darauf setzte er sogleich seinen eigenen einfachen Turban auf den Kopf des anderen, der ihm nun seinen dafür überreichen mußte. Und wirklich fand Nadir in den Falten des Turbans den kostbaren Diamanten, bei dessen Anblick er bewundernd ausrief: „Kohinur!" Das heißt „Du Berg des Lichts!" So kam der Edelstein zu seinem Namen.

Die Mundtücher der alten Römer

Im alten Rom brachte sich jeder Gast seine eigene große Serviette mit. Wenn nämlich dem Gast etwas besonders gut schmeckte, so packte er einen Teil davon in sein Mundtuch und schickte einen Boten damit nach Hause. Später brachten die Gäste sogar ihre eigenen Diener mit großen Körben mit, in die alles hineingepackt wurde, was nicht aufgegessen worden war. Die Servietten wurden, weil sie nun überflüssig waren, abgeschafft. Im Mittelalter erst wurden die Mundtücher wieder Mode und man benutzte sie nun, wie wir heute, zum Reinigen des Mundes.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Neulich kommt wieder mal der Gusti mit so einem ekelhaften Rätsel. „Onkel Toldi," sagte er, „was ist das? Es hat eine schwarze Haut, rote Augen, grüne Borsten, einen gelben Schwanz und schnarcht."

„Hüm," sage ich, „das ist — das ist . . . na, was ist das wirklich?" „Aber Onkel Toldi," sagt der freche Lümmel, „wenn ich es wüßte, hätte ich dich doch garnicht erst gefragt?" Habe ich eine Wut auf den Jungen!

Der Bücherwurm

Professor Klug liebte nur seine Bücher.

Er las . . .

und las . . .

bis er selbst zum Bücherwurm geworden war.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben

~~ber~~ — ~~biss~~ — ~~che~~ — ~~che~~ — ~~den~~ — ~~drich~~ — di — ~~e~~ — ~~e~~ — ~~e~~ — ~~en~~ — en — ~~fe~~ — ~~garn~~ — ~~gon~~ — ~~han~~ — ~~hed~~ — ~~im~~ — ~~ius~~ — ~~mie~~ — ~~na~~ — ~~nütz~~ — ~~nur~~ — ~~ne~~ — ni — ~~nor~~ — ~~nor~~ — ~~ol~~ — ~~ro~~ — ~~rub~~ — sar — ~~se~~ — ~~sel~~ — ~~sel~~ — ~~sel~~ — ~~ses~~ — ~~stu~~ — ~~te~~ — ~~tel~~ — ~~un~~ — ~~wam~~ — ~~wig~~ — ~~wig~~ — ~~zis~~

sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Märchen und seinen Verfasser ergeben. Die Wörter bedeuten:

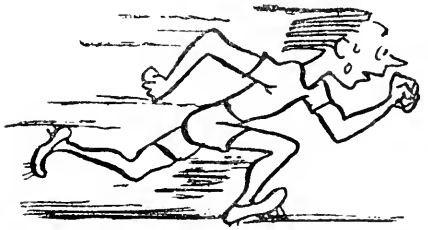
1. Möbelstück, 2. Wissenschaft, 3. Turngerät, 4. Himmelsrichtung, 5. männlichen Vornamen, 6. Wasservogel, 7. Indianerhütte, 8. Säugetier, 9. kleines Frühstück, 10. Insel, 11. Teil der Treppe, 12. Engel mit feurigem Schwert, 13. weiblichen Vornamen, 14. Wildschwein, 15. Blume, 16. Land, 17. Schicksalsgöttin, 18. Teil des Wagens, 19. Begründer Roms, 20. Stadt in der Tschechoslowakei.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 20

1. Hedwig, 2. Undank, 3. Reiter, 4. Riegel, 5. Affe, 6. Beere, 7. Akrobat, 8. Leine, 9. Dietrich, 10. Sandale, 11. Indianer, 12. Neapel.

Hurra, bald sind die Ferien da!

Fridolins Lachkabinett



„Der Sieger ist 20 Kilometer gelaufen und dann noch über einen 1,80 Meter hohen Zaun gesprungen!"

„Na, das ist doch kein Wunder bei dem Anlauf!"

*

Anna: „Kurt, in Amerika gibt es Häuser, die 30 und 40 Stockwerke hoch sind."

Kurt: „Ach fein! Da möchte ich mal das Treppengeländer herunterrutschen."

*

Chef (zum Kassierer): „Sagen Sie, Herr Müller, haben Sie über Mittag etwas eingenommen?"

Kassierer: „Jawohl, Herr Direktor, ein Brausepulver."

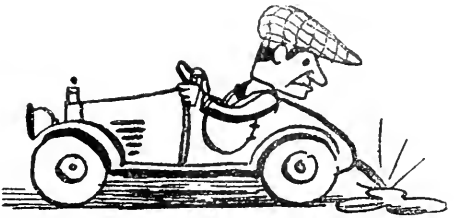
Student: „Na Ernst, wie ist es dir denn in der Prüfung ergangen?"

Ernst: „Ich bin durchgefallen, trotzdem ich die drei ersten Fragen doch ganz richtig beantwortet habe."

Student: „Wonach haben sie dich denn gefragt?"

Ernst: „Nach Namen, Geburtsort und Alter."

*



„Nun, wie läuft denn Ihr neues Auto?"

„Oh, ich danke, glänzend! Sogar der Benzinbehälter läuft schon."

*

Professor (bei einer Prüfung in der Volkswirtschaft): „Können Sie mir aus einem beliebigen Jahr die Anzahl der aus Deutschland exportierten Lokomotiven angeben?"

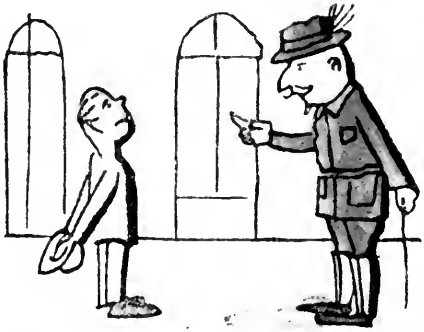
Kandidat: „Gern, Herr Professor. Also: 381 vor Christi Geburt kein einziges Stück!"

*

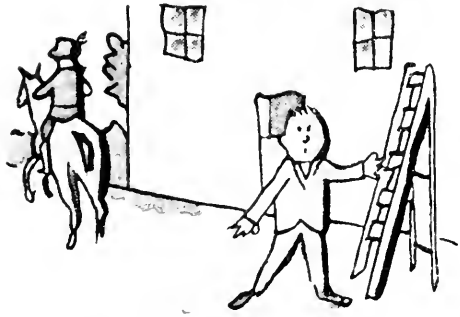
Werner: „Wenn ein Neger weint, dann weint er Tinte, nicht wahr, Mutter?"

Pampe als Gutsarbeiter

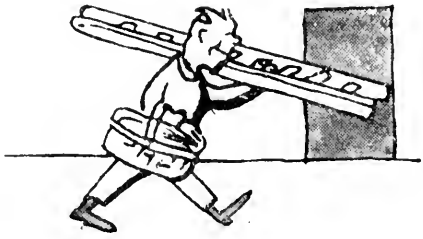
„Famos!" denkt unser Pampe heiter,
„Hier tret' ich ein als Gutsarbeiter.
Hier werd' ich sicher angenommen;
Und Landluft wird mir gut bekommen."



Er hat das Glück, daß man ihn nimmt.
Worauf der Gutsherr gleich bestimmt:
„Ich mache einen kleinen Trab;
Nimm du indes die Birnen ab!"



Der Herr trabt fort. Der Gutsarbeiter
(Der Benjamin!) greift nach der Leiter,
Um das befohl'ne Werk zu tun.
Er ist nicht hier, sich auszuruh'n.



Er eilt dahin mit raschem Schritt
Und nimmt die schwere Leiter mit.
Er will, wie es ihm anbefohlen,
Die Birnen nun herunterholen.

Am Abend kehrt der Herr zurück.
„Das ist denn doch ein starkes Stück!"
Denkt er. „Im Haus brennt keine Lampe."
Und zornig ruft er: „Pampe! Pampe!!"

Der Pampe, der sich klug geglaubt,
Hat alle „Birnen" ausgeschraubt.
Der Gutsherr heißt ihn schleunigst zieh'n
Auch dies war nichts für Benjamin.

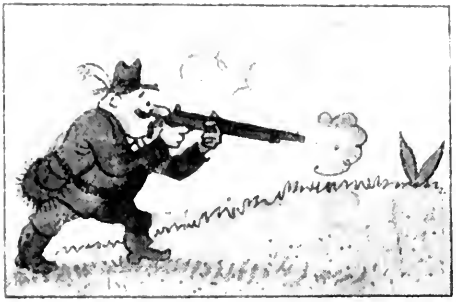
Herausgeber: Peter Pfeffer, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: Fritz Gorodiski, Berlin-Grunewald. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Treuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 22. 6. Jahrgang. 2. Juliheft.
Berlin.
Preis 15 Pfennig.

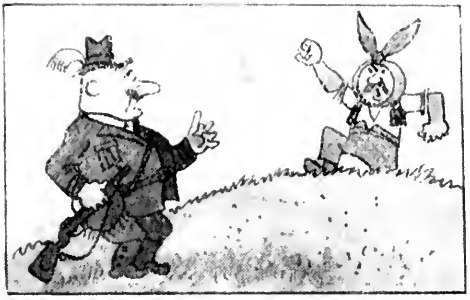
Der heitere Fridolin

„Sie zittern ja, als ob Sie einem leibhaftigen Löwen gegenüberständen!“ sagte der Photograph.

(Zu der Geschichte auf Seite 2).



Er legte das Gewehr an und schoß . . .



. . . als plötzlich ein Bauer schreiend angelaufen kam.

Jägerlatein

Lustige Geschichten aus dem Jägerleben

Wenn Jäger ins Erzählen kommen, so hören sie nicht so bald wieder auf. Und es gibt sogar Leute, die behaupten, daß nicht alles wahr wäre, was sie einem vorsetzen.

Der alte Förster Buchenknorr erzählt z. B. die folgende merkwürdige Geschichte. „Eines Tages," erzählt er, „befand ich mich auf dem Hochstand. Kein Hirsch wollte sich zeigen. Da ließ ich versehentlich meine Büchse herunterfallen, sie fiel ins Gras und blieb am Fuß des Baumes liegen. Und in diesem Augenblick kamen aus dem ganzen Wald die Hirsche herbei, als ob sie wüßten, daß ich ihnen jetzt nichts tun konnte. Sie bestaunten und beschnüffelten meine Büchse, und ich konnte nicht daran denken, von meinem Hochsitz herabzusteigen, weil ich wußte, daß sie dann sofort alle ausrücken würden. So stand ich oben und konnte nichts machen. Erst als sie das ganze Fett von der Büchse abgeleckt hatten, verzogen sie sich, und ich hatte das Nachsehen."

Ein Bärenabenteuer.
Ich stand in der Höhle und traute mich nicht hinaus, und der Bär stand davor und traute sich nicht herein.

„Ich habe einmal in einer viel unangenehmeren Lage gesessen," sagte der Forstadjunkt von Bumm, „ich befand mich in Rußland auf der Bärenjagd, und verkroch mich vor einem Gewitter in einer Höhle. Ich wußte nicht, daß es die Höhle eines Bären war. Ich merkte es aber bald genug, als ein großer brauner Bär herankam und den Eingang versperrte. So standen wir uns wohl fünf Stunden lang gegenüber und glotzten einander an. Ich schrie und schnitt die furchtbarsten Gesichter. Der Bär

ging nicht weg, er hatte mindestens ebenso große Angst wie ich. Zum Glück fanden mich endlich meine Freunde und befreiten mich.

Buchenknorr stopfte sich die Pfeife und sagte: „Ich kenne einen Sonntagsjäger, der war hinter Hasen her, kriegte aber keinen einzigen r r die Büchse. Endlich sah er in einem Kleefeld zwei lange Ohren, die sich bewegten. Der Mann pirscht sich heran — in dem Augenblick hört er: Uuh — uuh! „Merkwürdig," denkt er, „seit wann schreien Hasen: Uuh — uuh!" Immerhin nimmt er die Ohren aufs Korn und schießt. Gottlob hat er die Gewohnheit, stets daneben zu schießen, denn in dem Augenblick kommen die Ohren hoch, und darunter erscheint ein dicker, roter Kopf. „Himmelkruzitürken!" schreit der Dicke, „seit wann schießt man mit Schrot auf einen, der Zahnweh hat!" Es war der Bauer Böffel, der Zahnweh gekriegt und sich ein wenig ins Gras gelegt hatte. Die Zipfel des Schnupftuchs, das ihm um die Backe gebunden war, hatte der Sonntagsjäger für Hasenohren gehalten."

„Meine Flinte lag im Gras und die Hirsche und Rehe standen unter dem Baum und blickten vergnügt zu mir herauf."

„Einem Freund von mir," sagte darauf der Adjunkt von Bumm, „ist in Afrika folgendes passiert: Da er auch gerade kein großer Jäger war, aber doch gern damit prahlte, ließ er sich in Nordafrika als Löwenjäger photographieren. Im Augenblick, als der Photograph die schwarze Decke über den Kopf gezogen hatte, erscheint ein leibhaftiger Löwe. Mein Freund beginnt vor Angst zu zittern. „Sie zittern ja, als ob Sie einem leibhaftigen Löwen gegenüberständen," sagt der Photograph, und knipst. Aber dann haben sie mitsamt ihrem Photographenapparat Reißaus genommen, und das Bild ist ganz verwackelt. — Es ist wirklich schrecklich, daß die Jäger immer allein auf die Jagd gehen und kein Mensch ihre Jagderlebnisse prüfen kann.

Wie ich mit meinem Vater Colin Roß durch Afrika reiste

Von Ralph Roß

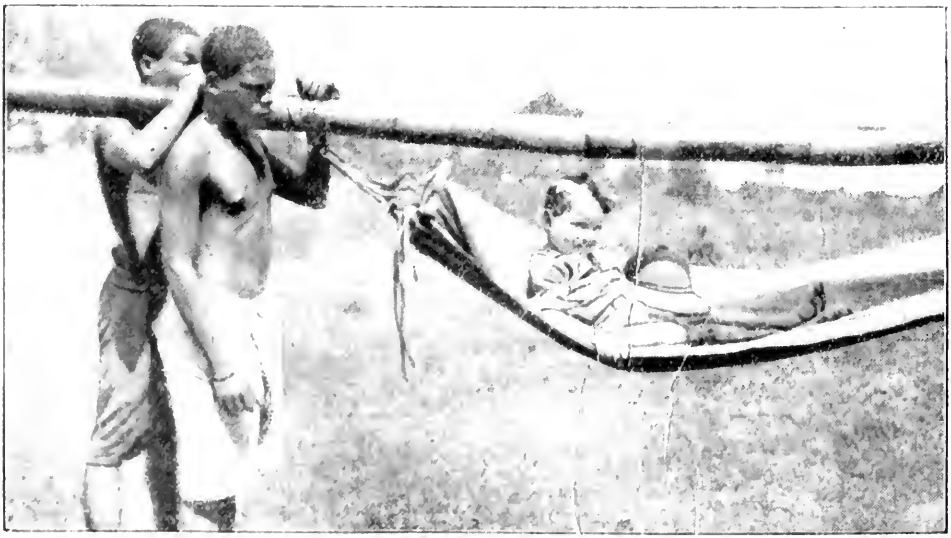
Wie Ralph Roß auf den Schultern eines Negers durch Afrika zog.

Wie ich mit Colin Roß reiste? — Na, zunächst natürlich mit der Bahn nach Hamburg und von da mit der „Usambara“ nach Walfischbay. Da waren wir nun in Afrika, aber ich war enttäuscht; denn trotz meiner drei Jahre hatte ich mir Afrika anders vorgestellt. Ich hatte geglaubt, die Löwen würden schon am Strande stehen. Aber es waren eigentlich nur die Moskitos, die uns erwartet hatten; denn sie stürzten sich auf uns, und ich war im Handumdrehen fürchterlich zerstochen.

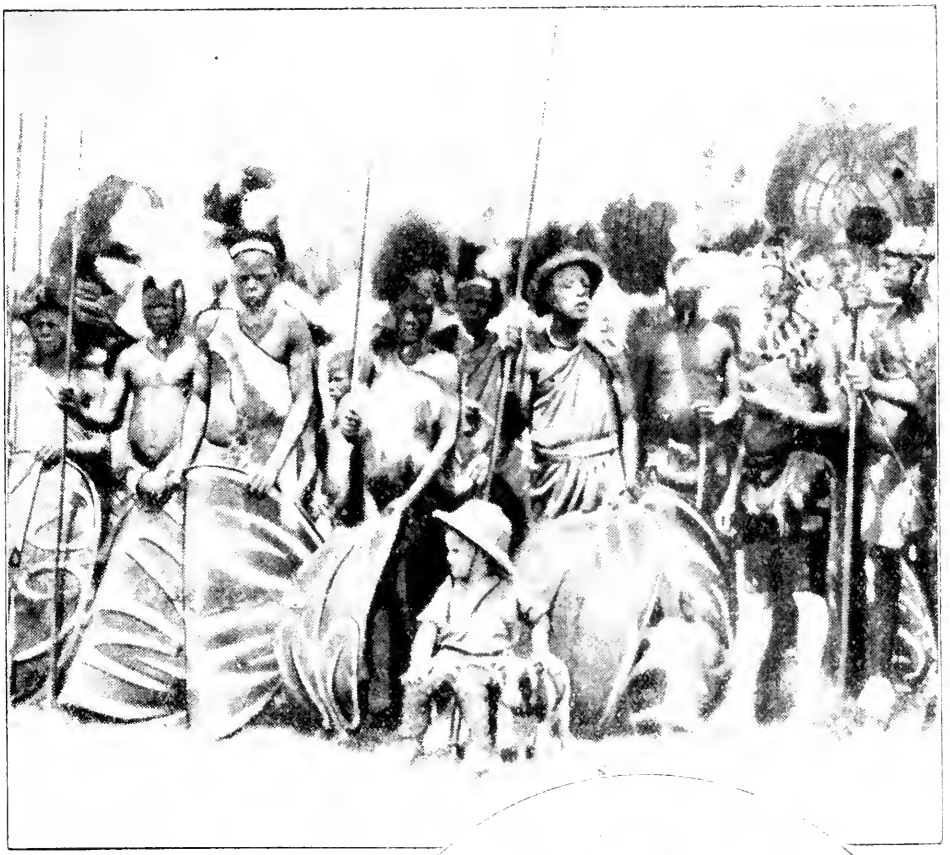
Interessant wurde es, als wir nach Transvaal kamen; denn hier, im richtigen südafrikanischen Busch, kamen wir auch mit dem besten Auto nicht weiter. Und wir mußten so reisen, wie die Buren es seit Jahrhunderten tun: im Planwagen, vor den zehn bis zwanzig Ochsen gespannt sind. Das war nun zwar ein langsames, aber sicheres Reisen.

Auf der Reise mit dem Planwagen hatte meine Schwester Renate bereits ein Pferd. Das ließ mir keine Ruhe. Ich wollte auch ein Pferd haben und auch reiten. Als wir dann auf den Diamantenfeldern in Lichtenburg weilten, ging mein Wunsch in Erfüllung. Ich bekam zwar kein Pferd, aber doch ein Maultier. Natürlich liebte ich meinen Maulesel heiß. Und er mich ebenso. Als wir schließlich von Lichtenburg wegmußten, stand „Bluebock“ noch lange da und sah uns nach mit einem so traurigen Blick, daß wir alle ganz traurig wurden.

Aber wir konnten „Bluebock“ beim besten Willen nicht mitnehmen, denn in den Gebieten, in die wir jetzt kamen, herrscht



Wie ich durch Afrika reiste: Viel schöner war es aber, wenn ich von vier Negern in der „Machilla“, der landesüblichen Hängematte, getragen wurde.



Wie ich bei den Wilden war: Zum Abschied wurde ich mit meinen schwarzen Freunden photographiert.

die Tsetsefliege, deren Stich jedes Tier tötet. Hier konnte man nicht mehr mit dem Auto fahren, hier mußte man zu Fuß gehen. Das konnte ich allerdings doch nicht. Und so mußte ich auf den Schultern eines Negers reisen. Das sieht sehr lustig aus und war auch eine Weile lustig. Aber auf die Dauer macht es sehr müde, besonders wenn die Sonne mit vierzig Grad herunterbrennt!

Da war es in Portugiesisch-Ostafrika schon besser. Dort gibt es die Machilla, eine Traghängematte, in der es sich

Mein Maultier „Bluebock", mit dem ich über die Diamantenfelder ritt.

bequem liegt und die von vier Negern an einer langen Bambusstange getragen wird.

Je weiter wir nach Afrika hineinkamen, desto interessanter wurden die Neger. Am Viktoriasee trugen sie einen hohen Straußfedernschmuck, Schilde aus Büffelfell und waren wild bemalt wie die kriegerischsten Indianerhäuptlinge. Aber ich freundete mich mit ihnen allen an. Vor allem gefiel es mir, wenn sie tanzten und Musik machten. Diese Musik bestand zwar nur aus einem wilden Trommelschlagen. Wie freute ich mich, als man mir zum Abschied eine solche Trommel schenkte.

Mein liebster Spielgefährte war ein kleiner Löwe.

Von meinem liebsten Spielzeug aber mußte ich mich trennen, als wir uns nach Europa einschifften. Dies war ein kleiner Löwe, der uns zulief, als er noch keine vierzehn Tage alt war. Er wurde mein bester Freund. Natürlich hätte ich ihn für mein Leben gern mitgenommen, aber wo hätten wir ihn in unserer Wohnung unterbringen sollen? So mußte ich von ihm genau so wie von dem ganzen schönen Afrika schließlich Abschied nehmen. — Ihr werdet euch sicher wundern, daß ein dreijähriger Junge einen so hübschen Artikel schreiben kann? Wir haben uns auch gewundert und glauben, daß ihm sein Vater mächtig dabei geholfen hat.

Eine seltsame Geschichte von einem Spiegel

Was alles vorkommen kann, wenn man nicht weiß, was ein Spiegel ist!

In einem kleinen Dorf in Japan lebte einst ein Vater mit seinem erwachsenen Sohn. Die beiden waren einander so ähnlich, daß man sie für zwei Brüder hielt. Als der Vater starb, nahm sich der Sohn eine Frau, aber auch sie konnte ihn den Verlust des Vaters nicht vergessen machen.

Um sich zu zerstreuen, reiste der Mann zur Stadt, und dort kam er eines Tages zum Laden eines Spiegelmachers. Der Mann hatte in seinem ganzen Leben noch nie einen Spiegel gesehen, und als er sich einen solchen anschaute, blickte ihm daraus — das Gesicht seines Vaters entgegen. Wenigstens glaubte das der Mann. Rasch kaufte er den Spiegel und eilte damit nach Hause.

Er versteckte den Spiegel in einem Schrank; sobald er allein war, blickte er hinein und unterhielt sich mit seinem Vater. Einmal fragte ihn seine Frau: „Mit wem unterhältst du dich eigentlich immer?" — Der Mann schämte sich ein wenig und sagte: „Ich spreche mit niemand." — Als der Mann aufs Feld gegangen war, durchsuchte die Frau sein Zimmer und fand schließlich den Spiegel. Sie blickte hinein und sah — eine hübsche junge Frau.

Als ihr Mann nach Hause kam, fragte sie ihn, warum er ihr den Besuch der fremden jungen Frau verheimlicht habe, und sie zeigte auf den Spiegel. Der Mann sagte verlegen: „Da du es doch gemerkt hast, will ich es dir verraten: es ist mein Vater!" Einer verstand den andern nicht. Zum Glück kam in diesem Augenblick eine weise Nonne vorüber, und die Frau fragte sie um Rat. „Das ist ein Wunderglas," sagte sie. „Wenn jemand mit lächelndem Gesicht hineinsieht, so blickt ihm auch ein lächelndes Gesicht daraus entgegen. Sieht ein Mann hinein, so sieht er das Gesicht eines Mannes, und schaut eine Frau darauf, so erblickt sie eine Frau. Seid heiter und froh, damit das Wunderglas euch immer heitere und frohe Menschen vorzaubert." — Die beiden waren sehr zufrieden und bemühten sich, immer freundlich und gefällig zu sein, damit auch das Wunderglas ihnen nur frohe Gesichter zeigte.

Robinson in der Wüste

Die abenteuerliche Geschichte eines Jungen, der sich in der Wüste verirrte.

Von Max Kirsch.

(17. Fortsetzung.)

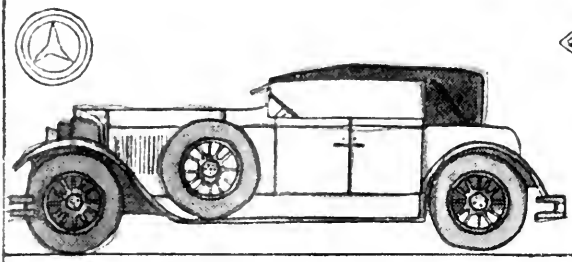
Der packte nun in der Mitte hinter ihrem Rücken den Futterbeutel mit Räucherfischen und Manna hin, daneben an einer sicheren Stelle seine Schatztruhe. Dann trug er die Gazelle hinauf, deren Beine er zusammengebunden hatte, damit sie nicht wieder Dummheiten machte. Schließlich setzte er sich mit den Füßen im Wasser auf das hintere Ende des Flosses. Der Schakal stand noch schwanzwedelnd am Ufer. Doch als sein junger Herr „Tilki hierher!" rief, sprang er ohne Scheu hinüber und kuschelte sich hinter Wartan neben der Gazelle hin. Jetzt löste der Kapitän dieses Fahrzeugs den Strick, mit dem er es am Ufer angebunden hatte, und stieß es mit seinem Speer in die Strömung hinein. Nur mit Mühe konnte die Frau einen Angstschrei unterdrücken. Aber es ging gut und geräuschlos eilten sie nun dahin. Als sie hinter der Insel hervorkamen, spähte Wartan nach den Beduinen. Sie hatten ein Lagerfeuer angezündet, dessen Schein den oberen Teil des Hügels hell beleuchtete. Der tiefgelegene Wasserspiegel blieb glücklicherweise im Dunkeln, und so kamen sie unbemerkt davon. Aber nun glitten sie in die Stromschnellen hinein. Mit größter Willensanspannung steuerte Wartan das Floß in eine günstige Fahrrinne. Dennoch wurde es von den schäumenden Fluten wild hin und her, auf und abgeworfen und mehrere Male böse herumgewirbelt. Aber das leicht bewegliche Fahrzeug paßte sich dem wütenden Wellengang gut an und glitt mit seinem geringen Tiefgang sicher über alle Untiefen hinweg. Immerhin waren es sehr kritische Sekunden, die sie durchmachen mußten, und sie atmeten erst auf, als sie wieder auf ruhigem Wasser zwischen hohen Uferwänden dahineilten.

Nun war Wartan bestrebt, das Floß in der Mitte der Strömung zu halten, denn bald passierten sie die Strecke, an deren Ufern entlang die Beduinen ihr Lager aufgeschlagen hatten. Um nicht entdeckt zu werden, duckten sie sich ganz tief auf das Floß hinab. Mit klopfendem Herzen sahen sie, wie sich über ihnen die dunklen Zelte vom Sternenhimmel abhoben, hörten sie ganz nahe die rauhen Stimmen der Nomaden, das Scharren ihrer Pferde. Doch die Nacht hüllte sie schützend in ihre Schleier, und so kamen sie glücklich auch an dieser großen Gefahr, die sie so lange an dem Hügel festgehalten hatte, vorbei.

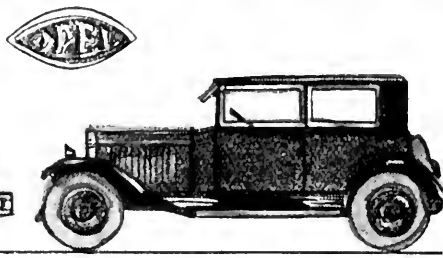
Stundenlang trieben sie flußabwärts bis der Morgen graute. Da lenkte Wartan das Floß, indem er mit den Füßen paddelte, an das Ufer. Unter einer hohen Lehmwand versteckt, warteten sie auf den Abend. Diese Zeit benutzte der Knabe, um den Stock, der ihm als Bogen gedient hatte, in ein Ruder umzuwandeln. Er spaltete ihn an einem Ende und klemmte darin eine Reihe von kurzen Schilfstäben zu einer schmalen Fläche fest. Damit konnte er das Fahrzeug besser steuern und es immer in der Strömung halten, die je stärker sie war, sie um so schneller dem rettenden Euphrat zutrug. In der Dunkelheit setzten sie die Reise fort. Es kamen noch eine Reihe von Stromschnellen, aber auch diese wurden von Wartan, der sein Floß immer besser beherrschte und die Tücken des Wassers an der im Sternenlicht glitzernden Oberfläche jetzt leicht erkannte, ohne Schaden genommen. So glitten sie unbemerkt an weiteren Beduinenlagern vorüber. Nur einmal schwebten sie in großer Gefahr, als über ihnen eine vom Hochwasser unterhöhlte Uferwand plötzlich abbrach und mit lautem Getöse ins Wasser stürzte. Um ein Haar wären sie darunter begraben worden und es war ein wahres Wunder, daß sie heil entkamen. Nur Tilki wurde durch die entstandene Flutwelle, die sie alle durchnäßte, vom Floß heruntergespült. Er schwamm aber schnell wieder heran und wurde von Wartan geborgen.

Am dritten Tag benutzten sie eine flache Insel als Versteck. Sie wimmelte von Wasservögeln und Wartan, der diesmal Tilki festbinden mußte, damit er kein Unheil anrichtete, hatte seine große Freude an den

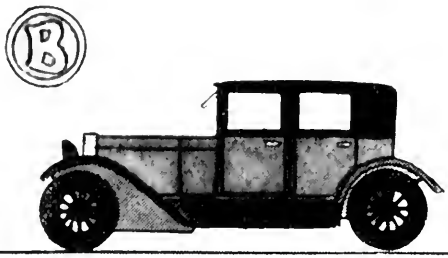
Wer kennt d



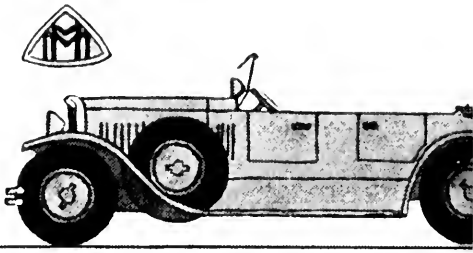
Mercedes (Deutschland), Sechssitzer-Turenwagen mit hochgeschlagenem Verdeck



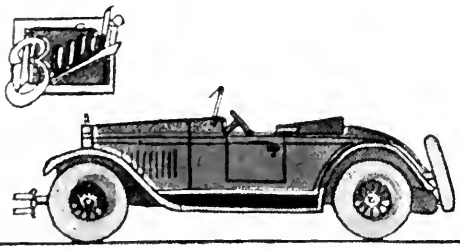
Opel (Deutschland), Viersitzer-Limusine



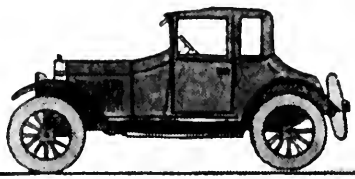
Brennabor (Deutschland), Viersitzer-Limusine



Maybach (Deutschland), schwerer Reisewagen (siebensitzig)



Buick (Amerika), Sportwagen



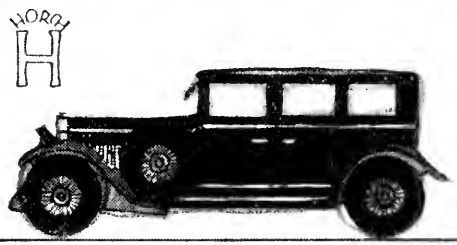
Ford (Amerika), Zweisitzer-Kupee

vielen Pelikanen, die mit dem komischen Sack an ihrem langen Schnabel ganz vertrauensselig um sie herumsaßen. Nachdem er feststellen konnte, daß die Umgebung menschenleer und deshalb sicher war, worauf schon das Verhalten der Vögel hindeutete, durchstreifte er die Insel und entdeckte dabei viele Nester mit frisch gelegten Eiern. Das war eine willkommene Abwechslung in ihrer Kost. Er sammelte eine ganze Menge davon und seine Mutter bereitete daraus einen wahren Festschmaus, der ihnen um so besser schmeckte, als sie sich jetzt der Hoffnung hingeben durften, bald aus allen Nöten befreit zu sein.

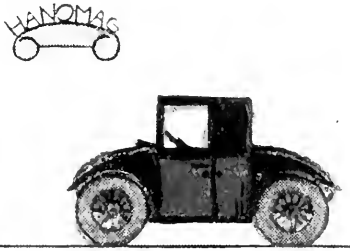
Es dauerte aber noch drei lange Tage und Nächte, bis sie auf dem immer breiter werdenden Fluß endlich an den Euphrat gelangten. Als sie im Morgenrot des siebenten Reisetages seine breite Fläche erblickten, jubelten sie laut auf vor Glück.

In dem Mündungswinkel des Flusses entdeckten sie zum erstenmal nach langer Zeit die festen Lehmhütten eines Araber-

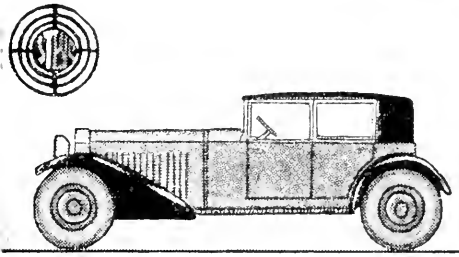
lutomarken?



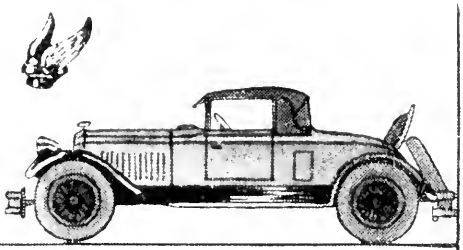
Horch (Deutschland), Pullmansteuer-Limusine, sechssitzig



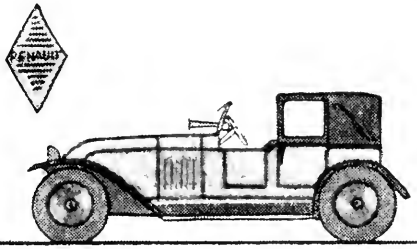
Hanomag (Deutschland), kleiner Zweisitzer mit abnehmbarem Wetterverdeck



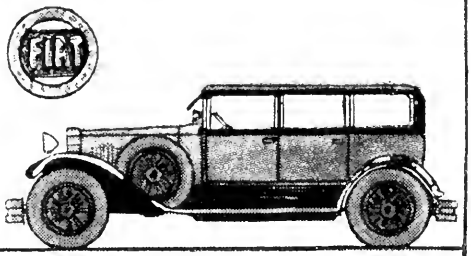
Steyr (Oesterreich), Viersitzer mit Allwetter-Karosserie



Chrysler (Amerika), Sportzweisitzer mit zwei Notsitzen und aufgeschlagenem Verdeck



Renault (Frankreich), Kupee (viersitzig)



Fiat (Italien), Sechssitzer-Limusine

dorfs. Aber in ihrer Scheu vor feindlichen Menschen wagten sie sich nicht heran und ließen sich weiter auf den großen Strom zutreiben. Da stieß unterhalb des Dorfes eine große Barke vom Ufer ab. Unter den arabischen Bootsleuten, die ihre Bemannung bildeten, erblickte Wartan, der sie aufmerksam beobachtete, zwei hellgekleidete Männer, die merkwürdige Sonnenhüte auf dem Kopf trugen. An diesen Tropenhelmen erkannte er, als das große Fahrzeug näher gekommen war, daß es Europäer waren. Er war außer sich vor Freude und paddelte nun so schnell er konnte, sein Floß an die Barke heran. „Nehmt uns mit!“ schrie er hinüber. Die beiden weißen Herren glaubten an irgendeine Bettelei, und da sie als Orientreisende an so etwas gewöhnt waren, gaben sie den Befehl, weiter zu fahren. Als er dies bemerkte, stürzte sich Wartan ins Wasser und schwamm wie besessen der Barke nach. Diese Tat und sein verzweifeltes Rufen machten die Europäer stutzig und sie ließen endlich halten. Sie waren sehr überrascht, als der

Knabe, der mit Hilfe der Bootsknechte in die Barke hineinkletterte, sie in ihrer Sprache, die er auf der Schule gelernt hatte, anredete. Ihr Erstaunen wuchs, als er sie mit eiligen Worten über sein Schicksal aufklärte und auf das seltsame Floß mit der Frau, dem Schakal und der Gazelle aufmerksam machte. Mit flehend erhobenen Händen bat er, auch diese drei in das sichere Boot aufzunehmen. Natürlich waren die Europäer, zwei Gelehrte, die nach Bagdad reisten, dazu bereit. Sie selbst halfen der Mutter hinauf. Aber der Schakal knurrte sie wütend an, während die Gazelle vor Angst fast ins Wasser sprang. Wartan nahm seine Schützlinge schnell auf den Arm und legte sie in einer Ecke der Barke nieder wo sie sich langsam beruhigten.

Nachdem auch alle Sachen aus dem Floß geborgen waren und das Fahrzeug selber in ausgeblasenem Zustande in Gestalt einiger nasser Ziegenhäute an Bord des Bootes Platz gefunden hatte, mußte Wartan weiter erzählen. Während die Barke ruhig und sicher den großen Strom abwärts trieb, berichtete er den Männern seine Geschichte in allen Einzelheiten. Sie hörten ihm sehr teilnahmsvoll zu, als er aber bei seinen Hügelerlebnissen angelangt war, nahm die Spannung, mit der sie seinen Worten lauschten, sichtlich zu. Sie ließen sich den Hügel, seine Lage, sein äußeres Aussehen genau beschreiben. Ihre Erregung erreichte ihren Höhepunkt, als Wartan nun auch seine Schatzgräberabenteuer schilderte und nach seinem Tongefäß griff, um die gefundenen Sachen zu zeigen. Die Gelehrten hatten eine solche Ueberraschung nicht erwartet.

„Das ist ja unglaublich!" sagte der eine, als er die Schmuckgegenstände in seinen Händen hielt und mit kundigen Blicken prüfte, „wie sich hier der Zufall einen Streich geleistet hat. Alles uralte hettitische Kostbarkeiten wahrscheinlich aus der Zeit des Königs Duschratta 1350 vor Christus. Unsereiner kann sein Leben lang nach so etwas suchen, ohne es zu finden".

Das gleiche Interesse fanden Wartans Waffen und auch das Tongefäß. Die Gelehrten konnten sich gar nicht darüber beruhigen. Nachdem sie alles genau und mit viel Liebe angesehen hatten, gingen sie mit großem Ernst an den Bug der Barke und besprachen sich dort eine ganze Weile. Dann kehrten sie zu Wartan und seiner Mutter zurück und der eine von ihnen räusperte sich, wie vor einem höchst wichtigen Entschluß. Da er wußte, daß die Frau seine Worte nicht verstand, wandte er sich an den Knaben.

„Höre mal, mein Junge," sagte er sehr respektvoll, „erkläre doch deiner Mutter, die sicherlich darüber zu bestimmen hat, daß wir gern alle diese Sachen, die du gefunden hast, für die Wissenschaft käuflich erwerben möchten. Wir sind Archäologen, d. h. Gelehrte, die hierher gereist sind, um nach alten Kulturwerten zu forschen. Ein guter Zufall hat dich auf unseren Weg geführt und wir wären glücklich, wenn wir jene uralten Gegenstände für unser Museum in London erwerben könnten. Wir würden dir sehr viel Geld dafür geben."

Wartan wußte nicht, was er dazu sagen sollte, denn er hätte gern die Sachen behalten, aber seine Mutter, der er die Rede des Gelehrten verdolmetschte, war glücklich über das Angebot.

„Geld ist das Wichtigste für uns," sagte sie, „das können wir jetzt gut gebrauchen, um zu dem Vater und Heghinor reisen zu können. Was willst du mit den alten Sachen? Sie gehören ja doch den Toten, die uns eines Tages, wenn wir ihr Eigentum behalten, Unglück bringen werden. Die Männer aus dem Abendland werden eher mit solchen Geistern fertig als wir, die ihren Zauber nicht verstehen." Sie ließ sich von ihrem Aberglauben nicht abbringen.

Wartan war wenig zufrieden mit dieser Entscheidung, aber der Gedanke, daß sie mit dem angebotenen Geld schneller zu Heghinor und dem Vater eilen könnten, bewog ihn, sich den Wünschen seiner Mutter zu fügen. Er bat nur, den einen schönen Armring als Geschenk für Heghinor und auch seinen Dolch behalten zu dürfen. Das wurde ihm zugesagt und nun war er froh, daß er den freundlichen Archäologen, bei denen sie sich jetzt ganz sicher fühlen durften, einen Gegendienst erweisen konnte. Sie freuten sich sehr, daß ihr Angebot angenommen worden war, baten aber ihre Gäste, sich die Sache noch bis Bagdad zu überlegen, denn es widerstrebte ihnen, die Notlage dieser beiden Menschen auszunützen, die so vieles hatten durchmachen müssen.

Die nun folgende dreiwöchentliche Flußfahrt auf dem großen Euphrat war für Wartan ein ununterbrochenes Vergnügen. Er spielte mit Tilki und der Gazelle, die sich

Mit den Füßen im Wasser steuerte Wartan das Floß und so glitten sie sicher über alle Strömungen hinweg.

bald an ihre neue Umgebung gewöhnt hatten, half den Bootsknechten und war glücklich, wenn er sich mit den beiden Gelehrten, die ihm gern von ihrem großen Wissen etwas mitteilten, unterhalten durfte. Er lernte sehr viel in diesen Tagen und die ernsten Männer hatten ihre Freude daran, den wißbegierigen Knaben auf den verschiedensten Gebieten zu unterweisen. Sie gaben ihm schöne Bücher zu lesen, darunter solche in denen Göttinnen abgebildet waren, wie diejenige, die ihn im Hügel am Chabur angelächelt hatte. Er konnte daraus erfahren, wie die Menschen gewesen waren, die einst vor Jahrtausenden jene seltsamen Bildwerke geschaffen hatten. Aber seine Bemühungen, auch die Mutter dadurch aufzuklären, hatten wenig Erfolg. Sie glaubte nach wie vor an böse und gute Geister.

So verging die Zeit sehr rasch und eines Tages landeten sie in dem Orte Felludscha am linken Euphratufer. Von dort aus mußten sie ein Stück durch die Wüste reisen. Doch nur einen Tag lang. Dann hielten sie ihren Einzug in Bagdad, der alten Kalifenstadt am Tigris.

10. Kapitel.

Ende gut, alles gut!

An diesem Ziel angelangt, sorgten die beiden Gelehrten dafür, daß Mutter und Sohn gut untergebracht wurden. Sie stellten sie unter den Schutz ihres Konsuls und übergaben Wartan, als er sich endgültig bereit erklärte, seinen Fund zu verkaufen, einen Scheck auf eine Bank, dessen Summe so hoch war, daß sie den Knaben und auch die Frau vollkommen verwirrte. Nach ihren Begriffen waren sie dadurch reiche Leute geworden. Niemals hätten sie geglaubt, daß die alten Sachen ihnen einmal soviel Geld einbringen würden. Nun mußten sie sich so schnell wie möglich mit dem Vater in Mossul in Verbindung setzen. Der Konsul telegraphierte ihm ihre glückliche Ankunft und in Erwartung einer baldigen Antwort begaben sich Mutter und Sohn voller Hoffnung zu dem armenischen Patriarchen in Bagdad, um seinen Segen zu erbitten und Gott für die wunderbare Rettung aus großer Not zu danken. Doch kaum hatten sie dem Priester erklärt, wer sie waren, hob er in größtem

Erstaunen seine Arme zum Himmel empor und betete.

„Oh Herr, gelobt seine deine Güte!"

Ohne ihnen eine Erklärung dafür zu geben, forderte er sie auf, ihm zu folgen.

„Jetzt geht's in die Kirche," dachte Wartan. Aber zu seiner angenehmen Ueberraschung ließ der Patriarch einen Wagen vorfahren, mit dem sie in die Stadt hineinrollten. Das rege Leben und Treiben in den Straßen und Bazaren hatte für den Knaben nach der langen Einsamkeit in der schweigenden Steppe einen großen Reiz. Sie fuhren durch ganz Bagdad hindurch in ein Viertel hinein, in dem nur arme Menschen wohnten. Vor einer elenden Lehmhütte machten sie halt.

„Was soll das alles nur bedeuten?" fragte sich Wartan.

(Schluß folgt.)

Eine Kanone, die das Leben rettet!

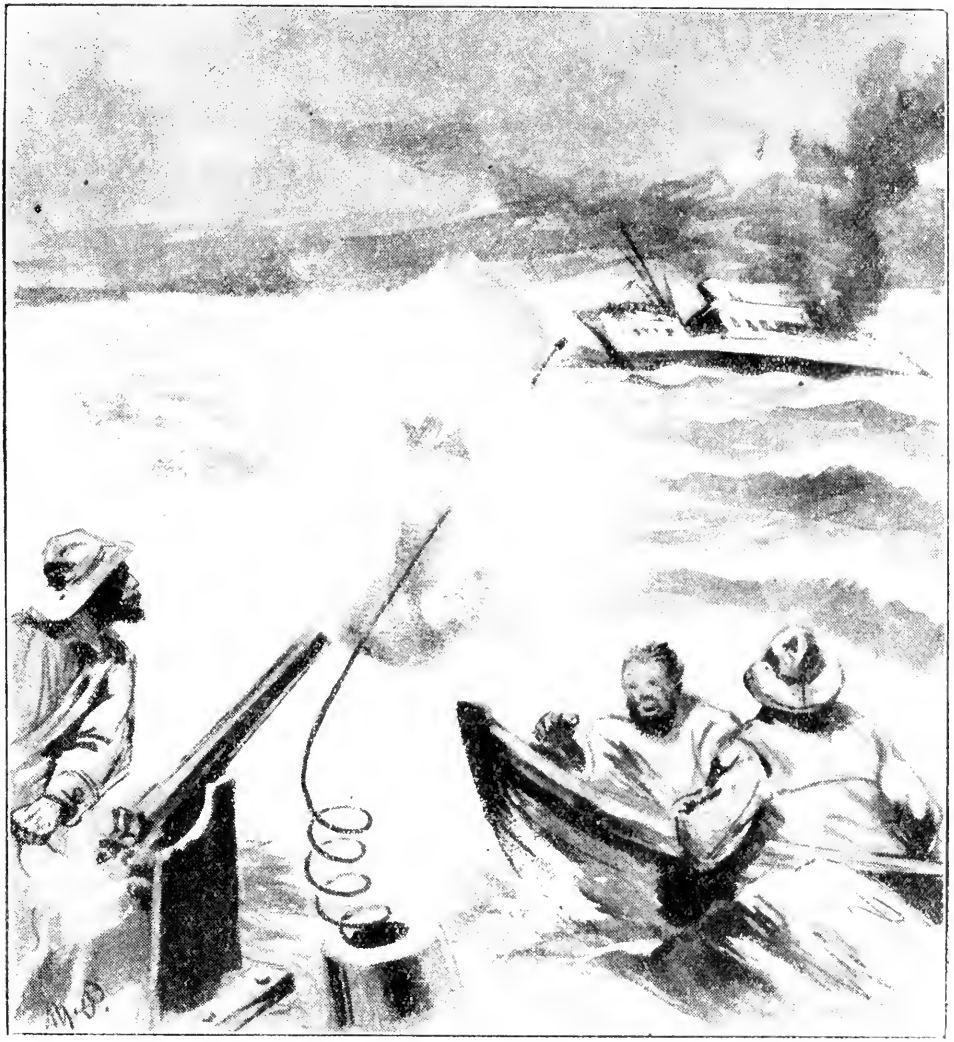
Vom mühseligen Leben der Wächter des Meeres

Es gibt eine schöne wahre Geschichte von einer kleinen Engländerin, Grace Darling, die die Tochter eines Leuchtturmwächters war. Sie lebte ganz einsam mit ihrem Vater auf einem verlassenen Leuchtturm mitten im Meer, half dem Vater die Lampen putzen, die den Schiffen auf hoher See leuchteten, und nachts löste sie ihren Vater auf der Wache ab. Menschen sahen sie nur einmal in der Woche, wenn ein Boot kam und Proviant brachte.

In einer stürmischen Nacht wurde der Vater krank und mußte sich zu Bett legen. Grace bediente die Lampen ganz allein. Da hörte sie plötzlich über dem Meer einen Schuß und sah gleich darauf im Lichtkegel der Lampen ein Schiff in Seenot. Kurz entschlossen bestieg Grace ein kleines Boot und ruderte durch den Sturm auf das untergehende Schiff zu. Grace war trotz ihrer Jugend kräftig und mutig. Sie rettete die Männer des untergehenden Schiffs und brachte sie zum Leuchtturm und in Sicherheit. — Heute brauchte Grace nicht mehr ihr Leben einzusetzen und zum untergehenden Schiff zu rudern; heute wird eine Kanone auf das Schiff abgefeuert, aber nicht mit einer mörderischen Granate geladen, sondern mit einer Rakete, die ein Tau nach sich zieht. Das Tau wird von den Schiffbrüchigen aufgefangen und daran ein stärkeres Tau herangezogen. So wird die Verbindung zwischen dem sinkenden Schiff und dem Land hergestellt. Die Schiffbrüchigen binden sich Rettungsgürtel um, mit diesen hängen sie sich am Tau fest und rutschen nun sicher über das tobende Meer ans rettende Ufer.

Das Leben der Leuchtturmwächter ist aber noch ebenso einsam wie früher. Ihre Arbeit ist nicht leicht und auch gar nicht gefahrlos, besonders wenn sie tagsüber die Leuchtbojen, die links und rechts von der Schiffahrtsstraße stehen, wie bei unseren Straßen die Gaslaternen, nachsehen und putzen müssen.

Eine Kanone, die das Leben rettet: Das rettende Tau wird von dem sinkenden Schiff aufgefangen, und die gefährdeten Passagiere klettern daran ans Land.



Eine Kanone, die das Leben rettet: Statt der mörderischen Granate wird eine Rakete, die ein Tau nach sich zieht, zur Rettung der Schiffbrüchigen abgefeuert.

Dann wird in einem kleinen Boot herangerudert, und während es auf und ab tanzt, muß Oel für die Lampe nachgefüllt werden, die Glocke wird geprüft, ob sie richtig läutet, damit die Seeleute die Boje auch im Nebel bemerken. Manche Bojen haben Heulvorrichtungen. Sie heißen Heulbojen und heulen grausig durch die Nacht; aber ihre Stimme ist die Rettung der Seeleute, denn die wissen dann genau, daß da eine Untiefe ist, und steuern den richtigen Kurs.

Dann geht es wieder zurück zum Leuchtturm, und der Nachtdienst an den Lampen beginnt. Die Lampen sind so groß wie Häuser und senden ihre Strahlen kilometerweit. Wenn im Herbst die Zugvögel nach dem wärmeren Süden ziehen, fliegen sie in dichten Scharen am Leuchtturm vorbei und taumeln geblendet im Kreise umher. Dann kommen die langen kalten Winternächte mit Sturm und Eis. Bis die zurückkehrenden Scharen der Zugvögel dem einsamen Leuchtturmwächter verkünden, daß der Frühling wieder da ist.

Ratschläge für die Reise

Wohin soll man reisen?

Der Schornsteinfeger nach Rauchfangwerder.

Der Barbier nach Schneidemühl.

Der Förster nach Forst.

Der Faulpelz nach Thun.

Der Schirmfabrikant nach Gießen.

Der Vielfraß nach Essen.

Der Kahlkopf nach Glatz.

Woher stammen die Namen der Erdteile?

Die Gelehrten haben sich oft mit den Namen der fünf Erdteile beschäftigt, und versucht, ihren Ursprung zu ergründen. Jetzt weiß man, daß Asien von dem phönizischen Wort „asu" abstammt. Das heißt Land des Sonnenaufgangs. Afrika stammt von dem phönizischen Wort „havreka" ab, und bedeutet das Helle, Leuchtende. Amerika hat seinen Namen nach Amerigo Vespucci, der die ersten Bücher über den neuentdeckten Erdteil geschrieben hat. Eigentlich hätte es nach seinem Erfinder „Columbia" heißen müssen. Europa hat seinen Namen nach dem hebräischen Wort „ereb" bekommen, das heißt Land der Nacht, oder Land des Sonnenuntergangs. Australien heißt „terra australis", das bedeutet „das südliche Land". Man vermutete nämlich schon lange vor seiner Entdeckung hier ein gleich großes Land, wie auf der nördlichen Halbkugel der alten Welt.

Der vergessene Paß

Eine lustige Geschichte von Johann Strauß

Als der Walzerkomponist Johann Strauß eine Reise nach Rußland unternahm, merkte er kurz vor der Grenze zu seinem großen Schrecken, daß er seinen Paß vergessen hatte. Und wirklich hielt der Grenzposten ihn an und fragte: „Hat der Herr einen Paß bei sich?" Verlegen erzählte ihm Strauß, daß er seinen Paß vergessen hätte. „Das ist ein Glück für Sie," sagte der alte Grenzposten erfreut, „denn mit einem Paß hätten Sie hier die größten Scherereien gehabt. — Glückliche Reise!" Er schob den verdutzten Strauß wieder in den Wagen und das Gefährt passierte die Grenze.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Gestern bekam ich von Gusti einen Brief, in dem nichts weiter drin lag als diese Zeichnung und darunter stand: Was ist das? Na, ich dachte, diesmal kriegt er es aber zu hören, und ich bin gleich zu ihm gefahren. „Was soll das bedeuten?" brüllte ich ihn an. „Aber, lieber Onkel Toldi," sagte der Schlingel, „das sieht doch jeder! Das heißt natürlich, ein Mann, ein Wort!" Diesmal habe ich dem Jungen unrecht getan.

Was ist das?

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

bie — borg — cha — chen — dar — de — dies — dro — er — er — er — fried — ge — gel — in — in — le — leip — me — men — nat — ne — ra — rah — rin — sa — sei — sel — sieg — tan — te — ter — win — zig

sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und dritte Buchstaben von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Eßbare Wurzel. 2. Baum. 3. Wüstentier. 4. Himmlische Gestalt. 5. Schlangenart. 6. Geographischen Begriff. 7. Gewebe. 8. Verwandte. 9. Figur aus dem Nibelungenlied. 10. Weiblichen Vornamen. 11. Stadt in Deutschland. 12. Insekt. 13. Männlichen Vornamen. 14. Bildeinfassung. 15. Süßstoff.

Besuchskarten-Rätsel.

Erich Stemer

Liſt

Was ist dieser Herr?

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 21.

1. Sessel. 2. Chemie. 3. Hantel. 4. Norden. 5. Egon. 6. Ente. 7. Wigwam. 8. Esel. 9. Imbiß. 10. Sardinien. 11. Stufe. 12. Cherub. 13. Hedwig. 14. Eber. 15. Narzisse. 16. Ungarn. 17. Norne. 18. Deichsel. 19. Romulus. 20. Olmütz. Schneeweißchen und Rosenrot. Gebrüder Grimm.

Fridolins Lachkabinett

Junge: „Ich möchte ein Vogel sein, dann könnte ich überall hinfliegen.“

Kurt: „Ich möchte viel lieber ein Elefant sein, dann könnte ich alles, was herunterfällt, mit der Nase aufheben.“

*

Herr (zu einem weinenden kleinen Mädchen): „Warum weinst du denn, Kleine?“

Erna: „Ach, meine arme Mutter! Die ganze Zeit habe ich sie an der Hand geführt, und nun hat sie sich doch verlaufen!“

*

Erster Lehrling: „Mein Meister hat eine komische Angewohnheit; wenn er sich wundert, schlägt er immer die Hände über dem Kopf zusammen.“

Zweiter Lehrling: „Das macht meiner auch, aber leider ist dann meistens mein Kopf dazwischen.“

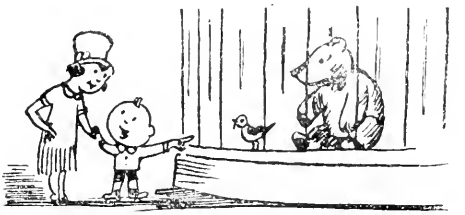
Lehrer: „Wer hat eine Krone?“

Schüler: „Mein Vater.“

Lehrer: „Wie kommt denn das? Dein Vater ist doch kein Fürst.“

Schüler: „Das nicht, aber der Zahnarzt hat ihm neulich eine Goldkrone eingesetzt.“

*



Karl steht mit seiner Mutter vor dem Bärenzwinger. Die großen Bären liegen in einer Ecke und schlafen. In den Zwinger ist ein Spatz geflogen und hüpft munter hin und her. „Du, Mutter,“ ruft da der kleine Karl, sieh mal, die kleinen Bären haben ja Federn.“

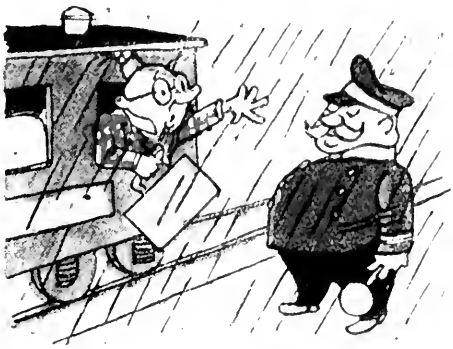
*

Sohn (mit seinem Vater einen Berg besteigend): „Ach, Vater, ich kann nicht mehr, ist das eine Hitze!“

Vater: „Nur Mut, mein Sohn, nimm dir doch ein Beispiel am Thermometer, das steigt selbst bei der größten Hitze.“

Onkel Toldi auf der Sommerfrische

Der Onkel Toldi reist ins Bad,
Und hört im Geh'n der Freunde Rat:
„Viel Spaß! Lern' recht was Hübsches kennen!
Und laß dich ordentlich verbrennen!"



Hier steht der Onkel im Kupee,
Und sieht: Das gießt ja schon, o weh!
Der Regen prasselt an die Scheiben.
Wird das nun so drei Wochen bleiben?

Solch Urlaubswetter ist was Tristes.
Zwar regnet's nicht; doch neblig ist es.
Betrübt stapft Toldi durch den Wald.
Kommt Sonne bald? Ihm ist recht kalt.

Das Wetter drückt die Stimmung nieder.
Zwar nebelt's nicht. Doch regnet's wieder.
Den Onkel fröstelt's immer trasser,
Er wird bereits zum Wasser-Hasser.

Betrübt schleicht er in sein Hotel
Und stolpert über ein Gestell;
Es stürzt der Maler mit dem Pinsel;
Den Onkel trifft das Farbgerinnsel.

Da Braun der Topf enthalten hatte,
Kehrt Onkel heim wie ein Mulatte.
„Erstaunlich!" ruft man in der Stadt.
„Was Toldi jetzt für Farbe hat!"

Herausgeber: Peter Pfeffer, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: Fritz Gorodiski, Berlin-Grunewald. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Treuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

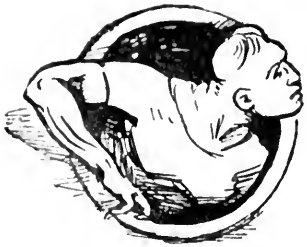
Nr. 23. 6. Jahrgang. 1. Auguſtheft.
Berlin.

Preis 15 Pfennig.

Der heitere Fridolin

HALBMONA ORT SPASS UND ABENTEUER

Auf dem Felſen ſtand ein Junge und winkte mit aller Kraft.
(Zu der Geſchichte auf Seite 2 und 3.)



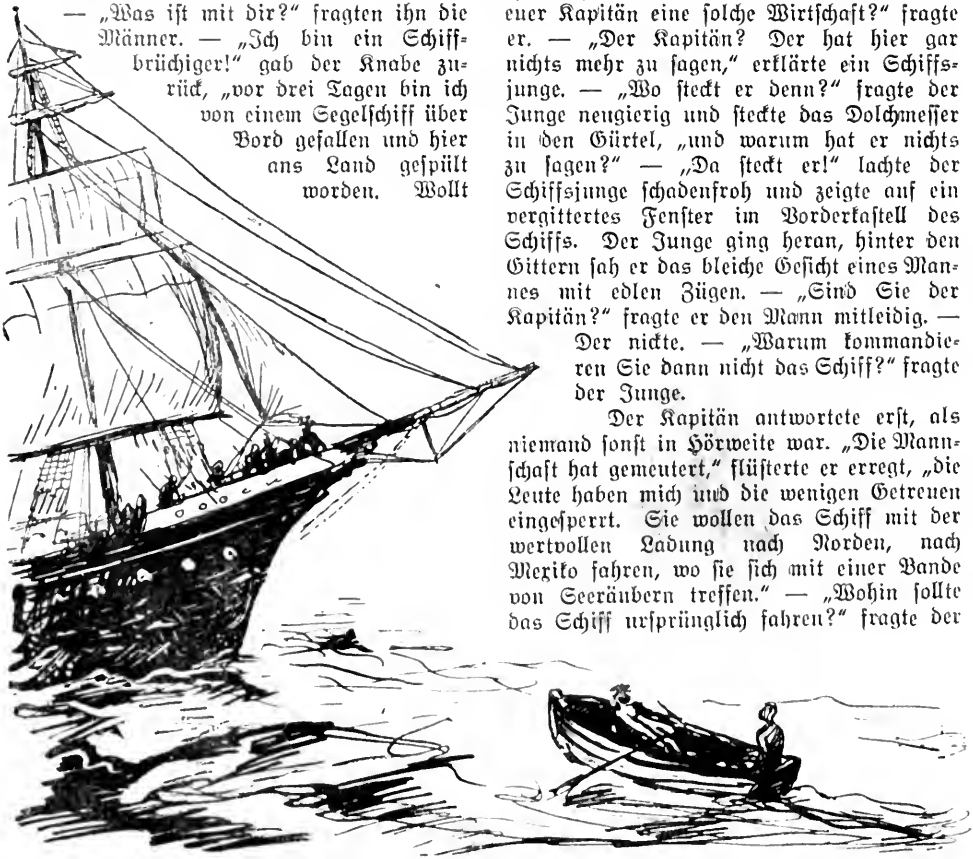
Der Junge, der Nord und Süd vertauschte

Eine aufregende Seegeschichte

Die Sonne ging unter. An der Westküste von Panama, auf einer einsamen Felsinsel im Meer, stand ein Knabe und winkte, winkte wie ein Irrsinniger mit einem roten Tuch. Weit draußen auf dem Meer segelte ein Schiff; am Ausguck stand ein Matrose und blickte nach der Felsinsel hinüber. Da traf der letzte Sonnenstrahl das rote Tuch des Knaben; der Matrose alarmierte die Mannschaft, und es wurden Boote ausgesetzt, die zur Insel ruderten.

Der Knabe lief den Männern entgegen. — „Was ist mit dir?" fragten ihn die Männer. — „Ich bin ein Schiffbrüchiger!" gab der Knabe zurück, „vor drei Tagen bin ich von einem Segelschiff über Bord gefallen und hier ans Land gespült worden. Wollt ihr mich denn nicht mitnehmen?" — „Na, dann komm mit," sagten die Männer. „Aber bist du auch ganz allein? Ist hier sonst niemand auf der Insel?" — „Ich bin hier ganz allein," antwortete der Junge und stieg zu den Männern ins Boot. — Das erste, was ihm auffiel, als er an Deck des Schiffes gebracht wurde, war die furchtbare Unordnung, die dort herrschte; Musketen lagen herum, Messer, Spieße und Säbel. — Der Junge hob ein Dolchmesser auf, das ihm besonders gut gefiel. „Erlaubt denn euer Kapitän eine solche Wirtschaft?" fragte er. — „Der Kapitän? Der hat hier gar nichts mehr zu sagen," erklärte ein Schiffsjunge. — „Wo steckt er denn?" fragte der Junge neugierig und steckte das Dolchmesser in den Gürtel, „und warum hat er nichts zu sagen?" — „Da steckt er!" lachte der Schiffsjunge schadenfroh und zeigte auf ein vergittertes Fenster im Vorderkastell des Schiffs. Der Junge ging heran, hinter den Gittern sah er das bleiche Gesicht eines Mannes mit edlen Zügen. — „Sind Sie der Kapitän?" fragte er den Mann mitleidig. — Der nickte. — „Warum kommandieren Sie dann nicht das Schiff?" fragte der Junge.

Der Kapitän antwortete erst, als niemand sonst in Hörweite war. „Die Mannschaft hat gemeutert," flüsterte er erregt, „die Leute haben mich und die wenigen Getreuen eingesperrt. Sie wollen das Schiff mit der wertvollen Ladung nach Norden, nach Mexiko fahren, wo sie sich mit einer Bande von Seeräubern treffen." — „Wohin sollte das Schiff ursprünglich fahren?" fragte der



Der Junge stieg in das kleine Boot, das ihn zu dem rettenden Schiff brachte.

Der Junge stand unauffällig am Steuer und hielt sein Dolchmesser an den Kompaß.

Junge. — „Nach Buenaventura im Süden," antwortete der Kapitän, „man erwartet uns schon dort; aber die Schufte sind einfach daran vorbeigefahren." — „Kann man sie nicht zwingen — —" wollte der Junge beginnen, da brachte man ihm etwas zu essen, einen Teller Bohnen und einen Becher Wasser. Der Junge tat so, als wenn er äße, reichte aber heimlich immer wieder einen Löffel voll dem Kapitän zu, der halbtot vor Hunger war, und beriet mit ihm, was zu tun wäre. „Wenn du mir doch helfen könntest," sagte der Kapitän. „Ich verliere sonst sicher meinen Posten!" Und schließlich, als die Schüssel leer und das Wasser ausgetrunken war, hatten sie sich dahin geeinigt, daß der Junge alles versuchen sollte, um die Fahrt des Schiffs nach Norden aufzuhalten oder doch so lange zu verlangsamen, bis die Kriegsschiffe der Regierung, die schon auf der Suche sein mußten, herankommen konnten. — „Es ist zwar wenig Hoffnung," sagte der Kapitän, „aber versuche es, mein Junge." Und er reichte ihm durch das Gitter die Hand.

Der Junge kletterte auf die Brücke des Schiffs und tat, als ob er sich da umsehen wollte. Der Mann am Steuer ließ es ruhig geschehen. Der Junge lehnte sich über den Kompaß. Da — als er mit dem Metall seines Dolchmessers in die Nähe der Kompaßnadel kam, zitterte diese leicht und wich etwas zur Seite ab. Langsam, damit es der Steuermann nicht merkte, wendete der Knabe den Stahl des Messers so, daß er die Nadel immer mehr von Norden ablenkte. Der Mann am Steuer wurde verwirrt, er drehte am Steuerrad, weil er glaubte, vom Kurs abgekommen zu sein. Und so kam es, daß das Schiff unmerklich nach Süden steuerte, dem Hafen Buenaventura und den Regierungsschiffen zu.

Der Junge blieb an das Kompaßgehäuse gelehnt und guckte ganz ruhig in die Weite, obwohl er in Wirklichkeit vor Aufregung zitterte. Jeden Augenblick konnte man ihn vom Kompaß wegrufen — und was wäre dann? Man würde den Betrug merken und ihn mit dem Kapitän einsperren, vielleicht sogar in Eisen legen. Dann wäre das Schiff mitsamt der kostbaren Ladung verloren.

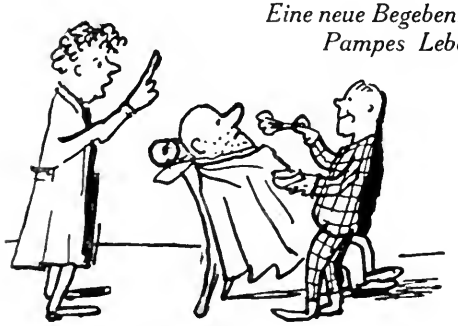
Es wurde Nacht, und jemand rief ihn, damit er sich schlafen lege. — „Ich bleibe viel lieber hier oben," log er, obwohl ihm das Stehen sauer genug wurde. — „Verrückter Junge!" lachten die Matrosen, und die einen legten sich schlafen, während die andern beim Schein von Fackeln auf Deck zu trinken und zu lärmen begannen.

Die Nacht zog sich endlos in die Länge; noch nie hatte der Junge eine so lange Nacht erlebt. Mit der Zeit wurde es auf dem Deck leiser, der Lärm ließ nach, die Fackeln brannten herab, und schließlich herrschte eine unheimliche Stille. Nur die Wellen hörte man gegen den Bug des Schiffes plätschern, und dann und wann knarrte eine Rahe gegen den Mast.

Beim ersten Strahl der Sonne tauchten rechts und links vom Schiff die Kriegsschiffe der Regierung und vorn die Festung von Buenaventura auf. Das war eine böse Ueberraschung für die Mannschaft. Sie wurde bald in Gewahrsam gebracht. Der Kapitän und der Junge, der ihn und das Schiff gerettet hatte, wurden im Triumph ans Land geführt, und der Bürgermeister von Buenaventura nahm den Jungen, der einmal als armer Schiffsjunge über Bord gespült worden war, an Kindes Statt an. Aus dem Jungen wurde später ein tüchtiger Kapitän, der von den Matrosen hoch geachtet wurde; sie sagten von ihm, er wäre der einzige, der einmal aus Norden Süden gemacht hättel

Pampe als Laubine!

Eine neue Begebenheit aus Pampes Leben



Der Pampe hört den Meis'er schrei'n:
„Seif' mal den Herrn hier gründlich ein!"

Worauf der Pampe ungesäumt
Des Herrn Gesicht voll Seife schäumt.

Das geht ja wie geschmiert. Er träumt,
Und seift und seift und schäumt und schäumt.

Da naht der Chef, den Schreck ergreift.
Doch stolz fragt Pampe: „Gut geseift?"

Robinson in der Wüste

Die abenteuerliche Geschichte eines Jungen, der sich in der Wüste verirrte

Von Max Kirsch

18. Fortsetzung und Schluß.

Als Wartan auf die Hütte zuging, öffnete sich die Tür, und ein junges Mädchen schlüpfte heraus. Es war ärmlich, aber sauber gekleidet, und als Wartan sie nun deutlich sah, stockte sein Atem — er erkannte Heghinor. — Im nächsten Augenblick lagen sie sich in den Armen. —

Nachdem der erste Sturm dieses unerwarteten Wiedersehens sich gelegt hatte, fragte die Mutter nach dem Vater.

„Er wird gleich kommen," sagte der freundliche Patriarch, der mittlerweile einen Straßenjungen in den Bazar geschickt hatte, wo Wartans Vater in einem kleinen Laden billige Ware verkaufte.

Der ernste Mann, der dort in stillem Gram zwischen seinen Körben saß, war sehr erstaunt, daß der Patriarch ihn um diese Stunde rufen ließ. Doch er zögerte nicht und kam. Als er den Hof betrat und die Seinen erblickte, glaubte er zu träumen. Er hatte sie schon längst als Tote betrauert, und nun waren sie wieder da. Es ist unmöglich, das Glück dieser vier Menschen zu schildern, die sich nach so langer Trennungszeit endlich wiederfanden.

Nun gab es in der kleinen elenden Hütte in Bagdad viel zu erzählen. Nachdem Wartan und seine Mutter von dem Ueberfall an bis zu dieser Stunde alles berichtet hatten, wollten sie wissen, warum der Vater und Heghinor in so ärmlichen Verhältnissen fern von Mossul lebten.

Das war eine traurige Geschichte, die der Vater zu erzählen hatte.

In größter Eile war er damals mit Mustapha nach Nessibin gereist. Dort angekommen, hatte er alles versucht, um mit den Räubern in Fühlung zu treten. Aber sie hatten sich weit nach Süden in das Innere der Djezireh zurückgezogen, und mehrere Gendarmerievorstöße blieben erfolglos. In dem Glauben, daß die Behörden es an dem nötigen Eifer fehlen ließen, hatte er daraufhin mit eigenen Mitteln eine Schar von Bewaffneten aufgestellt, die unter der Führung von Mustapha monatelang die Steppe durchstreiften. Alle diese Unternehmungen kosteten eine Menge Geld. Als er nach einem halben Jahre bitterster Enttäuschungen schmerzgebeugt an den Tigris zurückkehrte, mußte er sein schönes Haus und den Garten verkaufen, um seine Schulden bezahlen zu können. Mit den letzten Mitteln verließ er dann diese Stadt, in der er so unglücklich geworden war, und siedelte nach Bagdad über, wo ihn niemand kannte.

Heghinor wurde nun der einzige Trost des armen Vaters und sorgte mit rührender Zärtlichkeit für ihn.

In größtem Elend in Bagdad angelangt, hatten die beiden Menschen die hilfreiche Unterstützung des armenischen Patriarchen dieser Stadt gefunden. Er hatte den Mann, der an Gott und den Menschen verzweifelte, zu einer neuen heilsamen Tätigkeit ermuntert und ihm den Ankauf des kleinen Ladens ermöglicht.

„Ihre Angehörigen sind nicht tot," tröstete er ihn, „eines Tages werden sie kommen."

Obwohl sie kaum daran zu glauben wagten, klammerten sich die beiden Trauernden schließlich doch an diese Hoffnung, und es war ihnen eine Beruhigung zu wissen, daß der treue Mustapha noch immer in Nessibin weilte. Um seine Nachforschungen nach Wartan und seiner Mutter fortsetzen zu können, hatte er sich bei den Gendarmen anwerben lassen. Durch seinen Eifer wurde er bald Unteroffizier und der Schrecken aller Wüstenräuber. Er setzte ihnen hart zu, aber ohne den Aufenthalt der beiden Vermißten zu erfahren. Sie blieben für ihn verschwunden. —

Doch nun waren sie wieder da. Die Mutter erzählte von Wartans Heldentaten und Heghinor konnte es gar nicht fassen, daß Wartan so mutig und tüchtig geworden war. „Was!" rief sie, „du, der sich nie auf ein Pferd traute, der glücklich war, wenn man ihn ruhig in einer Ecke sitzen ließ! Ich kann es wirklich kaum glauben, daß du dich so sehr verändert hast!"

Wie staunte sie aber erst, als Wartan ihr den schönen Armring schenkte, und wie glücklich war der Vater, als Wartan ihm den Scheck aushändigte, der sie von allen Geldsorgen befreite.

Alle Not war jetzt zu Ende, und sie hatten alle nur einen Wunsch, Mustapha an ihrem Glück teilnehmen zu lassen. Wartan schrieb selbst einen Brief an ihn mit der Bitte, bald nach Bagdad zu kommen.

* * *

Jetzt wohnt Wartan mit seiner schönen Frau Heghinor und seinen glücklichen Eltern als angesehener Handelsherr in der großen Stadt Bagdad in einem prachtvollen Haus unter hohen Palmen am Tigris. In dem herrlichen Garten dahinter tummelt sich lustig die liebliche Gazelle umher und frißt so viel sie will von dem saftigen, grünen Gras, das man nur für sie dort in Unmengen angepflanzt hat. Sie ist mittlerweile sehr groß geworden und trägt nun auch ein Paar schön geschweifte Hörner auf dem anmutigen Kopf. Wenn sie sich langweilt, springt sie über Blumenbeete und Büsche hinweg zu ihrem Freund Tilki, der vorn am Haus eine gemütliche Hütte hat und wie ein guter Hund den Eingang bewacht. Auch er ist fidel und guter Dinge, besonders, wenn Heghinor ihn streichelt. Aber, wenn Wartan, der immer sehr viel zu tun hat, ihn etwas vernachlässigt, befällt ihn die Sehnsucht nach der weiten Steppe am Chabur, und er wird dabei sehr knurrig. Doch dann bekommt er schnell einen fetten Bissen und fühlt sich gleich wieder wohl und zufrieden. Er paßt gut auf, daß keiner das Haus betritt, der nicht hineingehört, und brummt immer ein wenig, wenn jemand draußen vorbeigeht. Doch wenn die hohe Gestalt des Patriarchen naht, wedelt er freudig mit dem Schwanz, denn er weiß, daß er drinnen im Haus ein gern gesehener Gast ist. Besondere Freude macht ihm das Erscheinen eines großen starken Mannes mit schwarzem Bart und kühnen Augen, der, bevor er sporenklingend die Treppe emporsteigt, ihm immer tüchtig das Fell kraut. Dieser gewaltige Mensch, der Major Mustapha, hat für ihn, den Schakal, einen angenehmen Geruch nach Wildheit und Weite.

Das ist kein Wunder, denn er ist der Chef der Wüstenpolizei zwischen Euphrat und Tigris und fühlt sich außer seinen Besuchen bei Wartan und Heghinor nur wohl, wenn er auf seinem Pferd sitzt und seine Gendarmerieстationen an den großen Karawanenstraßen in der weiten Steppe inspiziert, sehr zum Leidwesen der Räuber, die, seitdem er hierher kommandiert wurde, sich nicht mehr mucksen dürfen, so sehr fürchten sie den Zorn dieses grimmigen Mannes, der mit seinen gut gedrillten und verwegenen Leuten ihnen selbst in der tiefsten Wüste gewachsen ist.

Wenn sich dann Mustapha behaglich ausgestreckt, bei seinen Freunden auf dem flachen Dach des schönen Hauses von all diesen Ritten ausgeruht und ihm Heghinor den süß duftenden Tee gereicht hat, muß er erzählen. Er läßt sich immer sehr darum bitten. Aber schließlich nimmt er ein paar tüchtige Züge aus seiner gluckfenden Wasserpfeife und fängt dann an. Am meisten freuen sich seine Zuhörer, wenn er seine Erlebnisse mit den beiden Gelehrten am Chaburflusse zum Besten gibt.

Die hatten, um den Hügel mit der Göttin genauer zu erforschen, auf Grund der Angaben, die ihnen Wartan machte, eine Expedition nach diesem entlegenen Ort unternommen. Um sie bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten vor den wilden Beduinen zu schützen, gab ihnen die Regierung in Bagdad eine starke Gendarmenabteilung mit. Ihr Führer war Mustapha, den der dicke Kommandant in Nessibin warm empfohlen hatte. Sie fanden die Grabkammer noch unversehrt, so wie sie von Wartan verlassen worden war. In ihrer abergläubischen Furcht vor dem geheimnisvollen Hügel und seinen geisterhaften Bewohnern hatten die Beduinen es nicht gewagt, die Insel zu betreten. Sie beschränkten sich nur darauf, sie vom sicheren Ufer aus zu beobachten. Da der seltsame Jüngling, der so viele von ihnen bezwungen hatte, spurlos verschwunden war, glaubten sie zuletzt, er sei eines jener Gespenster gewesen, die drüben hausten und nur vorübergehend, um Menschen zu erschrecken, sichtbar wurden.

Der Höhepunkt in Mustaphas Erzählung war die Oeffnung des großen Sarkophags in der Mitte der Grabkammer. Den Zuhörern stockte der Atem, wenn er mit flüsternden Worten ganz langsam den schweren Deckel hochgehen ließ und dann die herrlich einbalsamierte Leiche der schönen hettitischen Königin schilderte, die mit vielen Schätzen in dem riesigen Basaltsarg lag. —

Ein junges Mädchen trat aus der Hütte und Wartan erkannte — Heghinor.

Er hatte bei all diesen Forscherarbeiten so eifrig mitgeholfen, daß die Archäologen ihm nach ihrer erfolgreichen Rückkehr in Bagdad bei seinen Vorgesetzten das beste Zeugnis ausstellten, worauf er gleich ein ganzes Stück in seinem Rang aufrückte. Je mehr er dadurch zu befehlen hatte, um so tüchtiger wurde er. Das kam hauptsächlich daher, daß er den Beduinen den Ueberfall seiner Karawane nicht verzeihen konnte. Sobald sie es wagten, irgendwie die Ordnung in seinem Bereich zu stören, legte er gegen sie los, daß ihnen bald jede Lust an ihren Räubereien verging. Zur Abwechselung erzählte der Wackere oft auch Geschichten aus früherer Zeit, da er noch als Karawanenführer die weiten Wüsten durchzog. Dann konnte man zuweilen eine leichte Wehmut aus seinen Worten heraushören, so, als sehnte er sich manchmal nach dieser Vergangenheit. Doch sobald er merkte, daß ihn die Erinnerungen weich machten, wurde sein Gesicht um so grimmiger. Die langen Enden seines Schnurrbarts zitterten, und er paffte in langen Zügen den Rauch seiner Pfeife von sich.

„Ach was!" sagte er dann abwehrend, „das ist alles vorbei. Jetzt bauen sie ja die große Bahn und fahren schon überall mit Automobilen. Da braucht man keine Karawanen mehr. Und das ist gut, denn mit diesen blöden Kamelen hat man ja doch nur Aerger."

Dabei blinzelte er Wartan zu, der ihm recht geben mußte. Auch Wartans Mutter nickte dann mit dem Kopf, während Heghinor sich zärtlich gegen die starke Schulter ihres geliebten Mannes lehnte, glücklich darüber, daß nun kein Kamel mehr ihn entführen konnte.

Und in all diese schönen Stunden hinein rauschten die Palmen. —

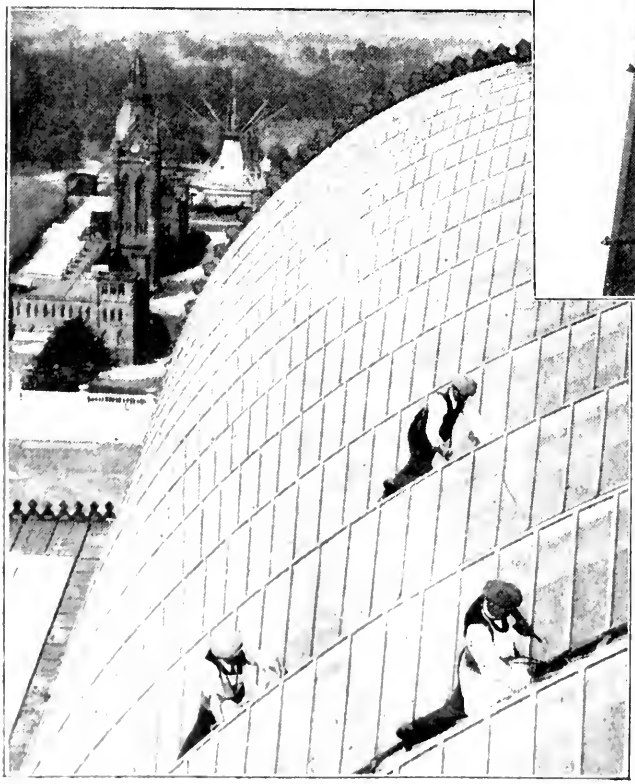
Ende.

Mit der Maurerkelle 100 Meter über dem Erdboden

Von der „hohen" Kunst, zwischen Himmel und Erde sicher zu arbeiten.

Der Kaffer, der sich seinen Kral aus Baumzweigen und Kuhmist zurechtzimmert, braucht dazu nicht einmal auf die Leiter zu steigen. Sein Haus ist einstöckig, und wenn er davor steht, kann er mit der Hand über das Dach greifen. Aber je mehr Menschen in großen Städten beieinander wohnen, desto höher werden die Häuser und alle anderen Gebäude. Das ist natürlich, denn der Grund und Boden wird immer teurer, und da auf derselben Fläche, auf der in einem Einfamilienhaus nur wenige Menschen wohnen, in einem Wolkenkratzer hunderte und tausende leben können, baut man immer höhere Wolkenkratzer. Aber daneben schießen Riesentürme auf, Brücken mit über 1 Km. Spannweite, und Theater mit Riesenkuppeln.

Schwindelgefühl gibt es nicht! Wenn man einen Schornstein baut, muß man ruhig auf das bunte Gewimmel tief unten auf der Straße herunterſehen können.



Beim Bau einer Glaskuppel: Wie auf Eiern müssen die Arbeiter gehen, um keine Glasscheibe zu zerbrechen.

Der Kaffer fängt seine Arbeit am Morgen an; er zeichnet einen Kreis auf den Boden, das ist der Hausplan; dann steckt er die Aeste zusammen, dann kommt der Kuhmist, und wenn der in der Mittagssonne recht schön getrocknet ist, kann die Familie am Abend schon einziehen. Das war ein wirklich einfaches Verfahren. — Heute arbeitet man jahrelang an einem Bau; Hunderte von

Beim Bau des Berliner Planetariums: In den Maschen des Drahtnetzes schufen die Arbeiter so ruhig und sicher, als ob sie auf dem festen Erdboden wären.

Arbeitern klettern in der Morgenfrühe auf das eiserne Gerüst von Wolkenkratzern und beginnen ihre Arbeit zwischen Himmel und Erde, wie Spinnen an Eisenstäben und Drähten hängend, die von unten gesehen dünn wie Spinnweben wirken. Da muß man starke Nerven haben und schwindelfrei sein! Es werden auch alle Arbeiter, bevor sie in solche Höhen gelassen werden, in besonderen Anstalten geprüft, und wer auf einer karusselartigen Drehscheibe Schwindel bekommt oder bei einem Schuß, der hinterrücks losgeht, zusammenzuckt, der wird nicht zur Arbeit zugelassen.

Da balanciert einer auf einem 10 cm breiten Stahlträger in 100 Meter Höhe und fängt mit einem kleinen Eimer glühende Bolzen auf, die ihm zugeworfen werden. Die Bolzen wirft er gleich weiter, 10 Stockwerke tief hinunter; da unten hängt ein anderer Arbeiter an einem Träger, läßt die Beine in die Luft baumeln und treibt die Bolzen in die entsprechenden Löcher.

Die Arbeiter, die eine Brücke auszubessern haben, müssen überhaupt die reinsten Seiltänzer sein. Da gibt es in New York die Brooklyn-Brücke; die ist fast 1½ Km. lang, und bis da die Arbeiter an ihre

Arbeitsstelle kommen, müssen sie einen ganzen Spaziergang auf den Riesendrähten machen, an denen die Brücke hängt. Zwischen Himmel und Wasser schwebend, hämmern und schrauben sie los. Wenn ein Auto über die Brücke fährt, tanzen die Drähte hin und her. Ein Dampfer zieht unter der Brücke hindurch, der Qualm seines Schornsteins blendet die Arbeiter; sie schließen die Augen und fühlen nur, wie sie auf dem Draht im Winde hin und her pendeln.

So arbeiten sie; der Tod lauert immer darauf, einen von ihnen, der etwa unvorsichtig ist, aus seinem Netz von Stacheldrähten zu reißen. Und kein Mensch hält sie für Helden — sie sich selbst am allerwenigsten.

Jackie ist groß geworden!

Vom Dreikäsehoch zum großen Jungen mit kurzgeschnittenem Haar

Charlie Chaplin, der Mann, über den die ganze Welt lacht, war einmal furchtbar niedergeschlagen. Er wollte einen Film drehen, der sollte „The Kid" oder „Der Findling" heißen, darin wollte er zusammen mit einem kleinen Knirps die tollsten Streiche machen. Der Knirps mußte möglichst klein sein, möglichst spitzbübische Augen und möglichst viel Talent zum Schauspieler haben. Chaplin suchte und suchte, aber er fand keinen geeigneten Jungen; entweder waren die Jungen klein, aber dann konnten sie nichts, oder es waren schon ausgewachsene Bengel. In seiner Verzweiflung besuchte er ein kleines Theater, und da sah er auf der Bühne den Knirps, den er brauchte, wirklich nicht größer als drei Käse, mit den spitzbübischsten Augen und dem entzückendsten Lächeln, das Charlie Chaplin jemals gesehen hatte.

Jackie, wie wir ihn alle kennen: Mit der großen Mütze und dem verschmitzten Blick.

Der großgewordene Jackie beim Friseur: Die Haare wurden ganz kurz geschnitten, und ein neuer Jackie kam zum Vorschein.

Chaplin stürzte hinter die Kulissen und sah sich den kleinen Mann von der Nähe an. Er hieß Jackie Coogan und war gerade vier Jahre alt geworden. Bevor Jackie noch richtig wußte, was überhaupt los war, hatte er seinen ersten Film gespielt und ebenso rasch war er berühmt geworden.

Er spielte lustige und traurige Filme, aber immer mit einem echten Lausbubenzwinkern in den Augen. Er verdiente so viel Geld, daß er sich mit sieben oder acht Jahren wie

ein alter Mann getrost zur Ruhe hätte setzen können. Aber er spielte weiter, denn er hatte echtes Schauspielerblut in den Adern, und das Spielen machte ihm einen Riesenspaß. Ob er ein armes Findelkind darstellte oder einen Prinzen, der beim Tode seines Vaters König wird, immer dachte er sich so sehr in die Rolle hinein, daß er glaubte, selbst ein Findelkind oder ein Prinz zu sein. Er weinte und lachte, wie es seine Rolle erforderte. Und die Zuschauer glaubten ihm alles und lachten und weinten mit ihm.

Der letzte Film, in dem er spielte, hieß „Jackie, der Außenseiter". Jackie, der inzwischen gewaltig gewachsen war, spielte darin einen jungen Rennreiter, der von den Kollegen wegen seiner Kinderlocken aufgezogen wird. Um endlich ein ganzer Mann zu werden, läßt er sich die Haare schneiden; und da sieht man im Film, wie seine schönen (echten) Haare unter der Schere des Haarschneiders fallen, und plötzlich steht Jackie als ausgewachsener Junge da. Hätte er nicht die Lausbubenaugen behalten, man würde ihn kaum wiedererkennen! Die anderen Rennreiter erkennen ihn nun alle an, und keinem fällt es ein, ihn noch auszulachen; er reitet im großen Rennen mit und — gewinnt den großen Preis, wie es sich für so einen Glückspilz gehört. —

Wie Jackie gewachsen ist:
Aus dem vier Jahre alten Knirps in den weiten Pluderhosen ist ein großer, starker Junge mit kurzgeschnittenen Haaren geworden.

Lange Hosen trägt er nun auch schon, und es wird nicht lange dauern, da wird aus dem einst so kleinen Jackie, den Charlie Chaplin mit Leichtigkeit in einen Korb packen konnte, ein großer Mister Jack Coogan geworden sein.

Die Schönheit der Alpenblumen: Unten links das Alpenveilchen mit violetten Blüten; oben der niedrige rosafarbene Gletschermannsschild und rechts unten die blauvioletten Alpenastern.

Mannsschild und Edelweiß

Wer kennt die Gebirgsblumen?

Auch im Reich der Pflanzen herrscht wie im Tierreich ein ewiger Kampf ums Dasein. Die Pflanzen haben es sogar in diesem Kampf noch schwerer als die Tiere, weil sie durch ihre Wurzeln an den Boden gefesselt sind und ihren Standort nicht verlassen können. Die Natur hat ihnen aber geholfen. Sie hat den Alpenblumen niedrigeren Wuchs, holzigere Blätter und stärkere Wurzeln als den Wiesen- und Gartenblumen gegeben, um sie vor der rauhen Gebirgsluft zu schützen. Dafür haben sie aber viel leuchtendere Blüten. — Wenn man eine Alpenblume in einen Garten verpflanzt, so wird sie größer und gewissermaßen wohlbeleibter, aber die satte, leuchtende Farbe ihrer Blüte wird viel matter.

Zu den bekanntesten Alpenblumen gehört das Edelweiß, dessen Blütenstern wie aus feinstem, weißem Filz erscheint. Es hat einen 8—16 cm hohen Stengel und wächst auf den höchsten Alpen. Der kurzstielige Enzian mit seinen tiefblauen Blütenglocken, deren Leuchtkraft kein Maler auch nur entfernt wiedergeben kann, wird auch blauer Fingerhut genannt. Sein Stengel ist nie höher als 5 cm. Der Enzian wächst auf steinigen Triften der Kalkalpen in einer Höhe von 630—1800 Metern. Meistens findet man ihn in Gruppen vereinigt. Er blüht von Mai bis Juli. Das Alpenveilchen hat Aehnlichkeit mit unserm Veilchen, nur sind seine Blüten viel größer. Auch die Alpenprimel und die Alpenaster ist uns der Form nach bekannt. Die Alpenprimel wächst in den höchsten Urgebirgsregionen und blüht im Juli und August. Die Alpenaster mit ihren ansehnlichen Blütenköpfen findet man

Wer kennt die Alpenblumen? Unten links der blaue, stengellose Enzian; darüber das blaue Alpenglöckchen, auch Troddelblume genannt; in der Mitte die tiefrote Alpenprimel, rechts oben die rosaroten Gletschernelken, und rechts unten das Edelweiß, die berühmteste aller Alpenpflanzen.

an den Felswänden. Eigenartiger ist die Gletschernelke, eine schöne rote Nelkenart, die man sehr selten sieht, und das blaublühende Alpenglöckchen, das auch Troddelblume genannt wird. Es hat einen aufrechten, blattlosen Stengel und kleine, nickende, glockenförmige Blüten. Es erscheint im April in moorigen Wäldern und mitten im schmelzenden Schnee der Triften. Die kleinste von allen ist der Gletscher-Mannsschild, der hoch oben in nächster Nähe des ewigen Schnees wächst und nur die Höhe eines Moospolsters erreicht.

Sie alle grüßen uns vom schroffsten Fels und aus nacktem Gestein und verkünden uns die Schönheit der Natur.

Die Gesellschaft

Eine lustige Anekdote von Josef Haydn

Der Komponist Haydn war in Wien als starker Esser bekannt. Einmal ging er in ein Wirtshaus und bestellte ein Mittagessen für vier Personen. Als es fertig war, fragte der Kellner, ob denn die Gesellschaft nicht bald käme. — „Welche Gesellschaft?" fragte der Komponist. — „Na, die drei Personen, für die die andern Portionen bestimmt sind." — „Ach, Unsinn, Gesellschaft!" brummte Haydn, „tragen Sie ruhig auf, die Gesellschaft bin ich!"

Wer bleibt Sieger!

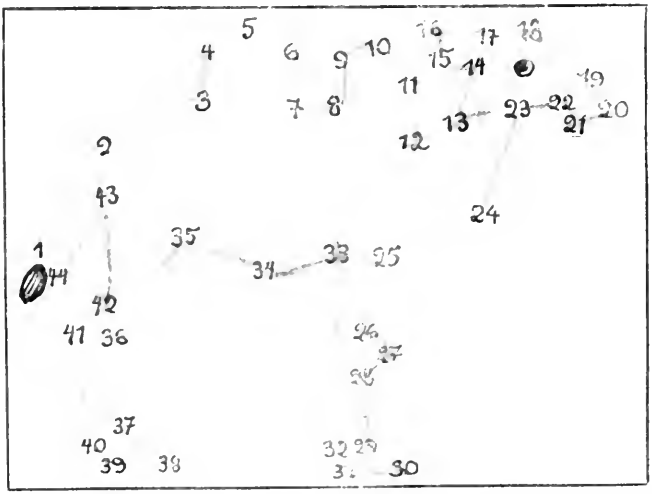
Das Huckdi-Buckdi-Spiel.

Bei diesem Spiel müssen sich die Mitspieler in einem Kreis aufstellen. Der Spielleiter steht in der Mitte. Er muß die Spieler abzählen und jeder bekommt eine Zahl. Die Spieler, die die ungerade Zahl haben (1, 3, 5 usw.), hören auf das Signal „Huckdi", die mit den geraden Zahlen auf das Signal „Buckdi". Ruft der Spielleiter „Huckdi", so müssen sich die betreffenden Spieler schnell niederhocken. Ruft er aber „Buckdi", müssen sich die Spieler mit den ungeraden Zahlen tief bücken. Wer sich irrt, schaltet aus dem Spiel aus. Wer übrigbleibt, ist Sieger.

Der Stafettenlauf.

Zu dem Spiel gehören 10—12 Bälle, die man leicht aus Papier, das zusammengeknüllt und mit Bindfaden umwickelt wird, herstellen kann. Drei Spieler stellen sich hintereinander zum Lauf an. Der Spielleiter mit den Bällen steht in der Mitte der Bahn und wirft den Vorüberlaufenden die Bälle zu. Die Läufer müssen versuchen, die Bälle aufzufangen und in der Hand zu behalten. Gelaufen wird so lange, wie Bälle vorhanden sind. Wer zum Schluß die meisten Bälle hat, ist Sieger und bekommt das Spielleiteramt.

Wer kann zeichnen?



Wer kann in 2 Minuten ein Tier zeichnen? Man muß nur die Zahlen der Reihe nach verbinden. Bei 1 wird angefangen und bei 44 wird aufgehört.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Neulich gehe ich mit Gusti spazieren, und weil er mal ausnahmsweise sehr nett war, sage ich: „Na, Gusti, ich will dir was kaufen; was wünschst du dir denn?" „Einen Taschenspiegel!" sagt er, und wir gehen in einen Laden. Gusti findet auch einen, der ihm glänzend gefällt, und will ihn gleich einstecken. „Darf ich den Spiegel nicht ein bißchen einschlagen?" fragt die Verkäuferin. „Um Himmels willen!" schreit Gusti, „ich bin ja froh, daß er ganz ist!" Kinder, habe ich über den Jungen gelacht!

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — a — am — bra — chen — cho — dam — e — fa — gel — ham — lie — lö — na — nis — no — re — san — sel — ster te — we

sind 10 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und dritte Buchstaben von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Biblische Person. 2. Mädchennamen. 3. Raubtier. 4. Widerhall. 5. Gartengerät. 6. Stadt in Holland. 7. Tonzeichen. 8. Vogel. 9. Gewürz. 10. Teil des Fingers.

Besuchskarten-Rätsel.

Erna Subosei

Woher kommt diese Dame?

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 22.

Silbenrätsel:

1. Radieschen. 2. Erle. 3. Dromedar. 4. Engel. 5. Natter. 6. Insel. 7. Seide. 8. Tante. 9. Siegfried. 10. Ingeborg. 11. Leipzig. 12. Biene. 13. Erwin. 14. Rahmen. 15. Sacharin.

Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

Besuchskarten-Rätsel:

Tischlermeister.

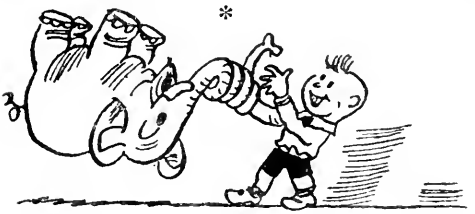
Fridolins Lachkabinett

„Kurt, bist du Berliner?"

„Nein, ich bin in München geboren, aber in Berlin zur Schule gegangen."

„O weh, da mußt du aber einen weiten Schulweg gehabt haben!"

*



Ernst (im Zoo): „Herr Wärter, der große Elefant ist wohl sehr böse?"

Wärter: „Nein, mein Junge, den kannst du um den Finger wickeln!"

*

„Was soll Ihr Sohn werden?"

„Lehrer."

„Ist er denn dafür besonders begabt?"

„Das gerade nicht, aber er hat die Ferien so gern."

Mutter: „Du scheinst dir den Magen verdorben zu haben, Hans. Zeig' doch mal dem Herrn Doktor die Zunge."

Hans: „Soll ich ihm auch eine lange Nase machen?"

*

Kurt: „Ich möchte gern für 50 Pfennig Marmelade."

Verkäufer: „Hier, mein Junge, und wo hast du das Geld?"

Kurt: „Das liegt unten im Topf!"

*

Zwei Herren haben sich im Gebirge kennengelernt. „Wenn Sie mal an die Ostsee kommen, denken Sie an mich, ich werde Sie immer freundlich aufnehmen," sagte der eine.

„Wieso," fragte der andere, „sind Sie denn Hotelbesitzer?"

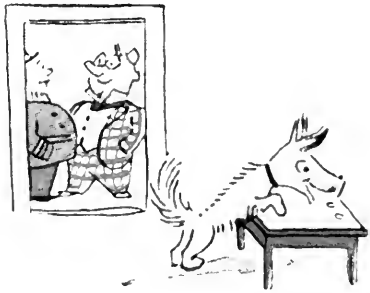
„Das nicht, aber Photograph!"

Schlupp kann Geld wechseln

Der Toldi spricht: „Mein Tier, mein treues —
Heut' lernst du wieder etwas Neues,
Wie Geld man wechselt, zeig' ich dir!"
Im Nu begreift's das kluge Tier.

Es klopft. Wen muß Schlupp da erspäh'n?
Kienappel ist's, der Kapitän.
Im Rock aus feinstem Seemannstuch
Kommt er zu Toldi auf Besuch.

„Du," spricht der Toldi, „sieh dir an,
Wie Schlupp ein Geldstück wechseln kann.
Gib ihm fünf Mark! Er bringt für d e i n Geld
Dir gleich darauf fünf Mark in Kleingeld!"



Worauf sich Schlupp sogleich entfernt.
Er weiß recht gut, was er gelernt.
Da sind fünf Mark. Und Stück für Stück
Trägt Schlupp sie nun im Maul zurück.

Der Schlupp erscheint in raschem Lauf;
Kienappels Hand tut weit sich auf.
Schlupp spendet fünfmal eine Mark.
Der Toldi strahlt: „Ist das nicht stark?"

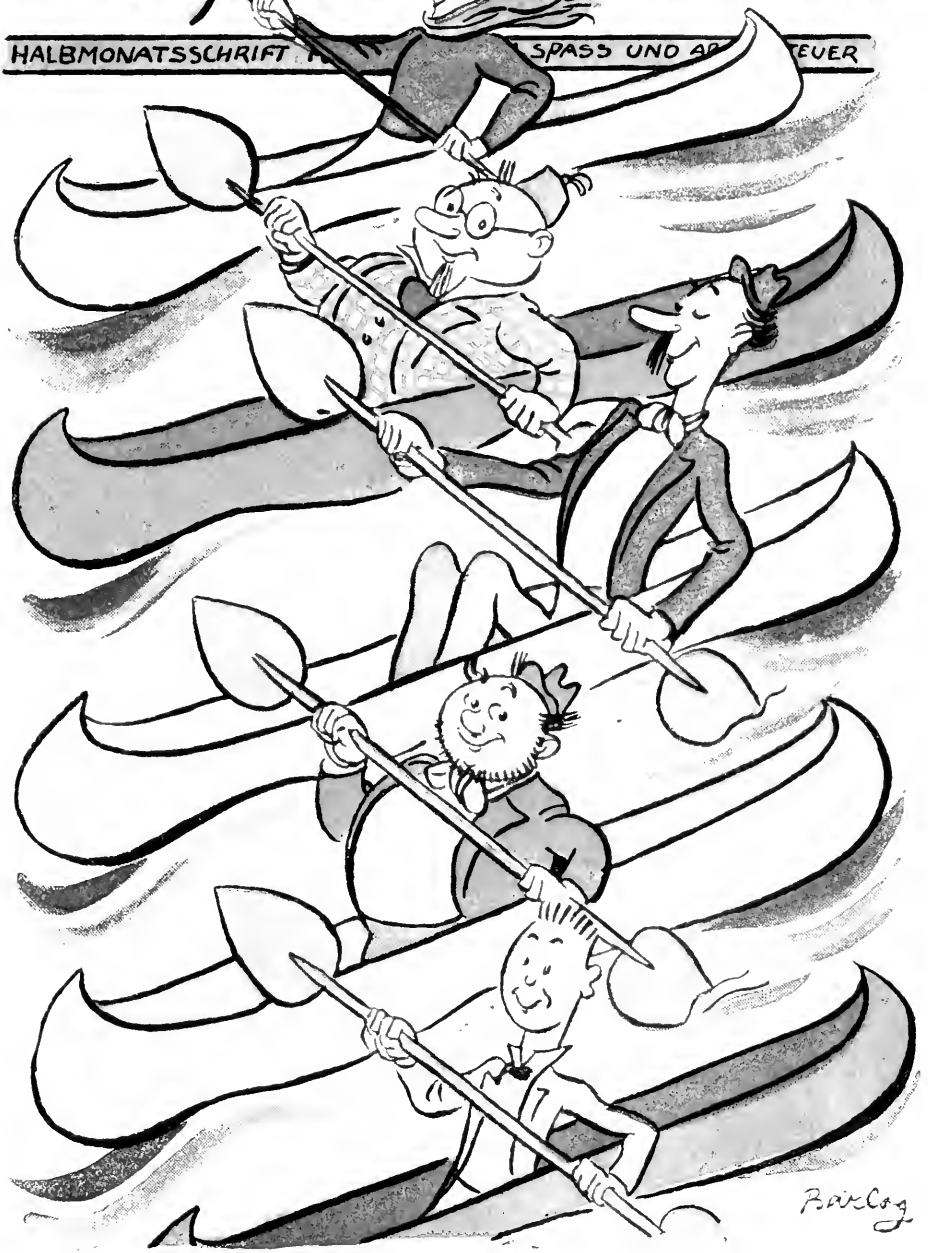
„Hähääähh!" Den alten Kapitän
Hört Toldi vor Vergnügen kräh'n:
„Famos! Ich hatt' dem Köter eben
Ja — fünfzig Pfennig bloß gegeben!" — —

Herausgeber: Peter Pfeffer, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: Fritz Gorodiski, Berlin-Grunewald. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 24. 6. Jahrgang. 2. Augustheft.
Berlin.
Preis 15 Pfennig.

Der heitere Fridolin

HALBMONATSSCHRIFT F[illegible] SPASS UND AR[illegible]TEUER



Wer wird wohl der Erste sein?
(Lest dazu das Gedicht auf Seite 2.)

Eine Wettfahrt

Der Leser schaut und denkt: Kann?
Fünf Freunde paddeln im Kann?
Ja, um die Wette! Denn als Preis
Winkt eine Schüssel Erdbeerreis.

Für Toldi reicht kaum aus der Sitz.
Mitunter macht er einen Witz.
Dann müssen Laatsch und Bommel lachen.
Das aber schaukelt ihre Nachen.

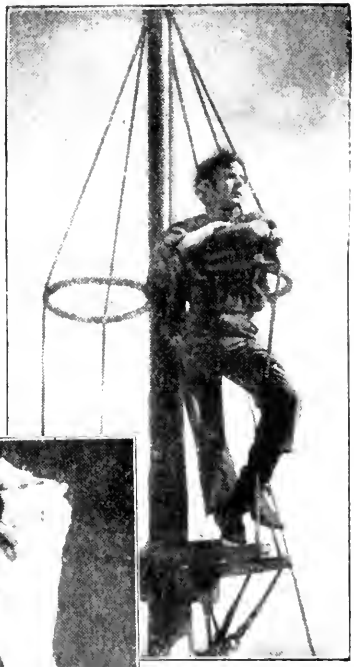
Der Pampe paddelt voller Fleiß;
Er ißt so gerne Erdbeerreis.
Er sucht den andern zu entflieh'n;
Ehrgeiz und — Hunger treiben ihn.
Das ist mal was für Benjamin!

Der Kampf mit den Eisbergen

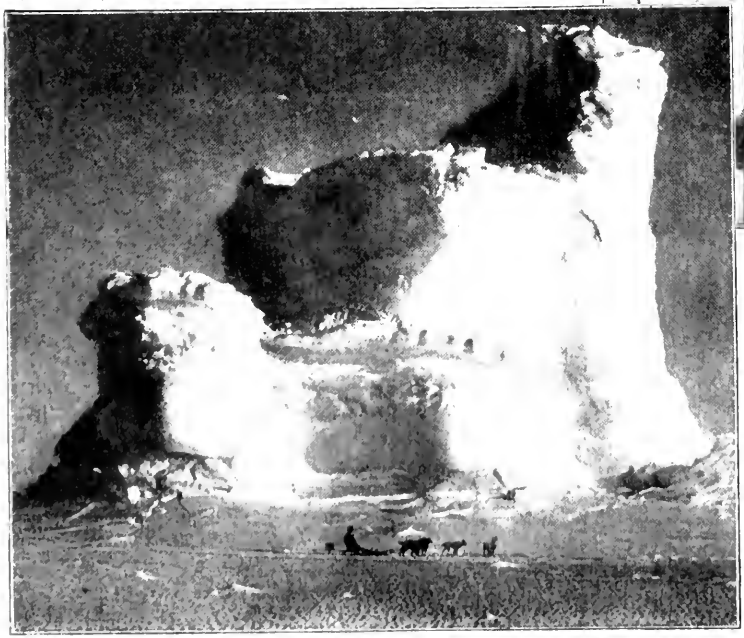
Von den schwimmenden Eisbergen, die von der Küste Grönlands in den Atlantischen Ozean treiben.

Wenn man von den Gefahren der Seefahrt sprechen hört, denkt man meistens nur an große Stürme, Wirbelwinde, Springfluten und Felsen- oder Korallenriffe. Die allergefährlichsten Feinde der Seeleute sind aber die Eisberge, die im Meer treiben. Es gab Jahre, in denen sie in besonders großer Zahl auftraten und sogar durch die Kälte, die sie ausströmten, unsre Witterung so beeinflußten, daß es dem Frühling schwer gemacht wurde, seinen Einzug bei uns zu halten.

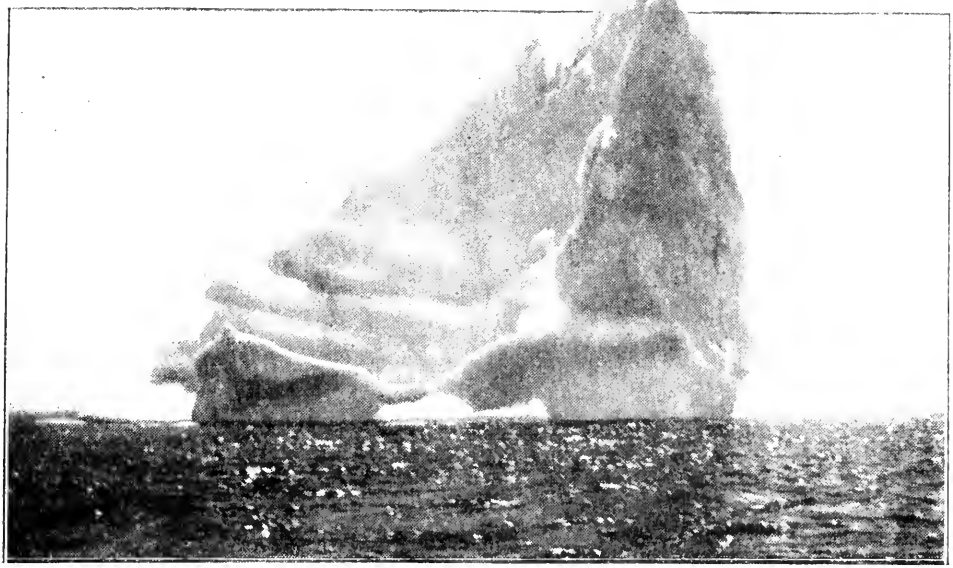
Ein Teil der Eisberge kommt von den völlig vereisten Küsten Grönlands, wo sich riesige Gletscher vom Land ablösen und ins Meer hinausgetrieben werden. Andere entstehen dadurch, daß das den Küsten vorgelagerte Packeis von Stürmen zusammengetrieben wird. Auf diese Weise bilden sich riesige Eisberge.



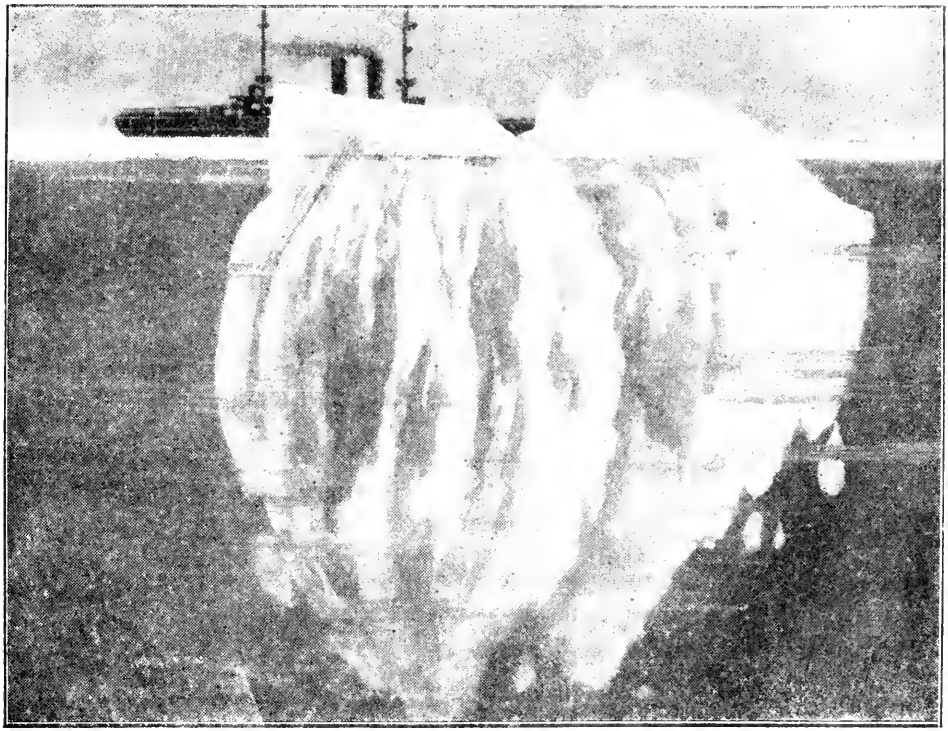
Vorsicht! Eisberg! Im Mastkorb steht der Beobachter, der das Nahen eines Eisbergs anzeigt.



Die Heimat der Eisberge: Von den völlig vereisten Küsten Grönlands lösen sich riesige Gletscher ab, die als Eisberge ins Meer hinaustreiben.



Der Kampf mit den Eisbergen:
Da das Eis nur wenig leichter als Wasser ist, ragen die Eisberge nur etwa 100 Meter aus dem Wasser . .



. . . während sie unter dem Meeresspiegel oft eine Tiefe von 700 Metern erreichen.

Man ist schon Eisbergen von 60 bis 100 Meter Höhe und vielen Kilometern Länge und Breite begegnet.

Die große Gefahr für die Schiffe besteht nun darin, daß diese Riesenkolosse sich durchaus nicht in ihrer ganzen Größe dem Auge zeigen. Das, was man als Eisberg sieht, ist überhaupt nur $^1/_6$ bis $^1/_7$ seiner gesamten Größe. Die weitaus größere Eismenge liegt unter dem Meeresspiegel. Wenn so ein Eisriese nun 60 Meter über das Wasser hinausragt, so liegen immer etwa 400 Meter darunter. Und zwar dehnen sich die Eismassen oft kilometerlang nur ganz flach unter der Meeresoberfläche aus, ähnlich den Sandbänken und Felsenriffen.

Für den Kapitän eines Schiffs ist es unglaublich schwer, die Entfernung richtig zu taxieren. Oft ist ein Schiff am Eisberg zerschellt, wenn der Kapitän glaubte, noch eine ganze Strecke von ihm entfernt zu sein. Die Eisberge werden von der grönländischen Küste südwärts getrieben in den Atlantischen Ozean. In der Gegend der Neufundlandinseln werden sie am häufigsten beobachtet. Und da der Ueberseeverkehr von Europa nach Amerika zum großen Teil dort vorbeigeht, müssen die Schiffe in den gefährlichsten Monaten, und das sind April und Mai, einen ziemlichen Umweg machen und weiter südlich fahren.

Vor einigen Jahren beobachtete die Besatzung eines deutschen Dampfers dort innerhalb von 24 Stunden annähernd 350 Eisberge. Es kostete dem Kapitän die größte Mühe und Aufmerksamkeit, das Schiff unbeschädigt durchzubringen.

Welches Unheil ein Eisberg anrichten kann, zeigte das furchtbare Unglück, dem die „Titanic" im Jahre 1912 zum Opfer fiel. Die „Titanic" war damals das größte und schönste Schiff der Welt und gehörte den Engländern. Auf seiner ersten Fahrt nach Amerika stieß es in rasender Geschwindigkeit auf einen Eisberg. Von dem gewaltigen Anprall wurde der etwa 280 Meter lange Schiffskörper von der Spitze bis zur Kommandobrücke aufgerissen. Es war tiefe Nacht und jede Rettung fast gänzlich ausgeschlossen. Der Kapitän wollte aus dieser ersten Reise einen Schnelligkeitsrekord machen und hatte die Warnungen nicht beachtet. Das Unglück geschah im April, und er hätte zu dieser Jahreszeit die sichere südliche, allerdings etwas längere Strecke wählen müssen.

Seit dieser Zeit sind verschärfte Sicherheitseinrichtungen getroffen worden. Jedes Schiff ist verpflichtet, jeden gesichteten Eisberg durch Radio nach Neu York und der Seewarte in Hamburg zu melden mit der genauen Angabe über seine Lage. Nach diesen Meldungen werden Seekarten gezeichnet, die den ausfahrenden Schiffen mitgegeben werden. Die Amerikaner sind aber noch weiter gegangen und haben eine eigene Eisberg-Flottille in den Dienst gestellt. Diese Schiffe haben besondere Meßeinrichtungen und ihre riesigen Scheinwerfer arbeiten die ganze Nacht hindurch, um andere Schiffe zu warnen. Außerdem hat man ein anderes, ziemlich sicheres Zeichen für das Nahen eines Eisbergs in Nacht und Nebel, wenn eine Beobachtung mit Auge und Fernrohr nicht möglich ist: eine plötzliche Abkühlung und ein deutliches Sinken des Thermometers. Man hat auch versucht, die Eisberge mit Dynamit zu sprengen, aber mit sehr geringem Erfolg.

Aber auch die Eisberge haben einen Todfeind, der sie langsam und sicher auffrißt; nämlich den Golfstrom und die Wärme des Südens, wo sie unweigerlich hintreiben. Im Kampf gegen die südliche Wärme müssen die gewaltigsten Eisberge erliegen, sie schmelzen, und es bleibt nichts mehr von ihnen übrig.

Die Geschichte von einem drolligen Namen

Eine lustige Anekdote

Der sächsische Gesandte von Glaubig, der vor 150 Jahren am Berliner Hofe war, kam eines Abends so spät von der Reise nach Berlin zurück, daß die Tore schon geschlossen waren. Der Wachthabende, der ihn hereinlassen sollte, verhörte den Reisenden:

„Wer sind Sie?"

Der Angeredete antwortete: „Der sächsische Gesandte Glaubig."

„Ja," sagte der Wachthabende. „Darauf kann ich aber nichts geben, was Sie ‚glauben'. Ich muß schon genau wissen, wer Sie sind!" — Und er ließ den Gesandten vor dem Tor stehen.

Hokuspokus mit dem Photo-Apparat

Etwas über die Perspektive

Der photographische Apparat ist wie ein Auge; er nimmt alles auf, was er vor sich sieht. Aber im Gegensatz zum Auge behält er das, was er gesehen hat, in Form eines Bildes. Von einem Bild sagt man, es hat zwei Dimensionen, d. h. man kann sich darauf in zwei Richtungen bewegen, in der Länge und in der Breite. In der wirklichen Welt kann man sich aber in drei Richtungen bewegen: in der Länge, der Breite und der Höhe. Die Welt ist, wie man das ausdrückt, dreidimensional.

Das Riesenpferd: Der Apparat wurde in normaler Höhe, aber in übertriebener Nähe gehalten. Dadurch wurde der Hals des Pferdes zu einer unnatürlichen Länge verzerrt.

Der Mann mit den langen Beinen: Der Apparat wurde vor das rechte Bein gestellt, das nun in der Aufnahme meterweise verlängert erscheint.

Wie kommt es aber, daß man doch glaubt, in eine photographierte Landschaft „hineinsehen" zu können, obwohl sie flach ist? Das kommt von der Perspektive. Die Photographie zeigt uns die Welt in perspektivischer Verkürzung. Bei einer Reihe von Telegraphenstangen z. B., die von uns weg in die Ferne geht, erscheint die uns zunächst liegende Stange viel größer als die nächste, obwohl alle Stangen die gleiche Größe haben. Oder wenn man einen Menschen mit ganz normalen Füßen so photographiert, daß er die Füße gegen den Apparat gestreckt hat, so kriegt er auf dem Bild Riesenfüße, die fast den ganzen Menschen verdecken. Je näher er an den

Apparat rückt, um so verblüffender, um so „schöner" wird das Bild. Der Apparat, der im Gegensatz zum Menschen nur ein Auge hat (die Linse), kann eben nicht um die Füße herumsehen.

Ein anderer photographischer Spaß ist das „Selbstbildnis". Man stellt den Apparat auf die allerkleinste Entfernung ein — ein Meter oder noch weniger, wenn es geht —, hält ihn so, daß die Linse auf das eigene Gesicht gerichtet ist, und knipst. Das Resultat ist unglaublich: Die Arme, mit denen man den Apparat gehalten hat, werden zu Säulen, die nach vorn zu immer dicker werden, der Kopf ist ganz klein und liegt irgendwo in weiter Ferne. Der photographische Apparat übertreibt eben die perspektivischen Unterschiede, so daß der Kopf gewaltig „verkürzt" erscheint.

Die Riesenfüße: Die Füße wurden gegen den Apparat gestreckt, dadurch entstand die falsche Perspektive.

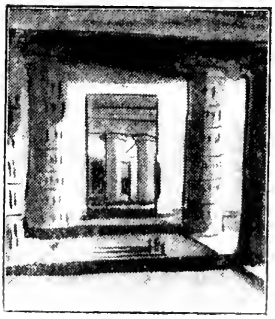
Der vorgestreckte Kopf ist übermäßig groß, während der übrige Körper unnatürlich klein erscheint.

Man kann noch mehr Hokuspokus mit dem Photo-Apparat machen; so sieht er auch „Gespenster". Bei einer Aufnahme, die drei Sekunden Belichtung erfordert, stellen wir einen Freund in erschreckter Stellung in die eine Ecke der Bildfläche, vor möglichst dunklem Hintergrund, und knipsen nur zwei Sekunden. Dann muß der Freund sich ein Bettlaken überwerfen und in die andere Ecke des Bildes stellen. Nun wird die gleiche Platte eine Sekunde belichtet, und das Gespensterbild ist fertig. Der Freund im Laken erscheint als durchsichtiges Gespenst und jagt dem andern — eigentlich sich selbst — einen furchtbaren Schreck ein.

Solcher Hokuspokus macht Spaß, und man lernt noch etwas dabei.

Die sieben Weltwunder

Von den riesigen technischen Wunderbauten im Altertum



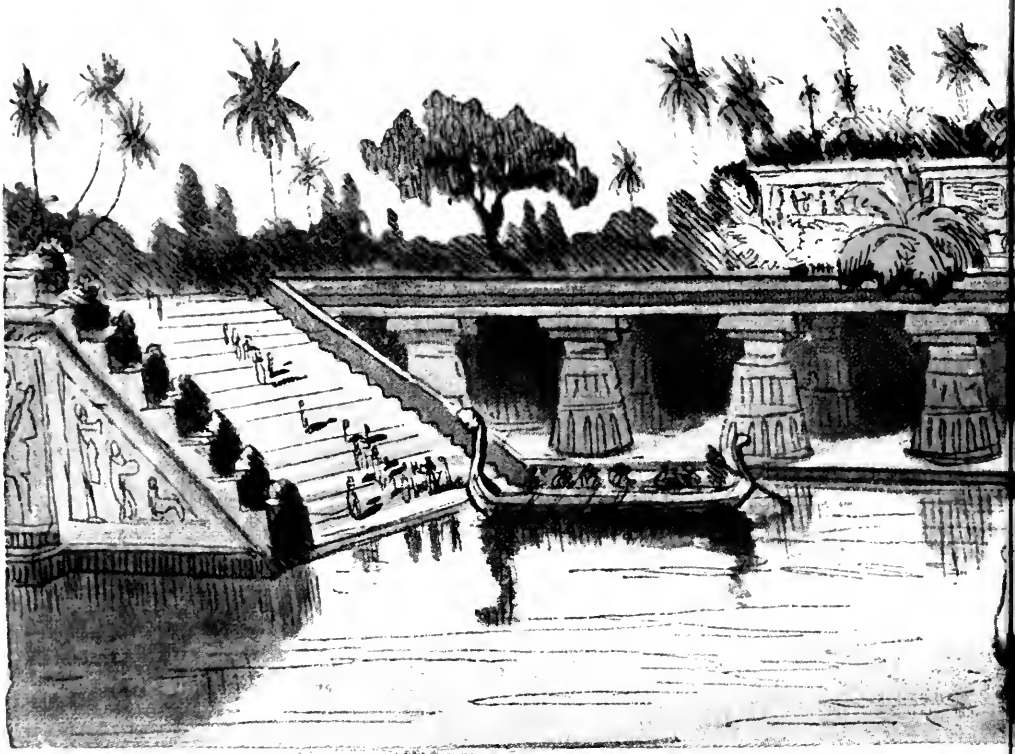
Der Eingang in das ägyptische Riesenlabyrinth.

Vor über 2000 Jahren, als die griechische Kultur ihren Höhepunkt erreicht hatte, wußte jeder Junge und jedes Mädel von den sieben Weltwundern. Es waren dies Bauwerke von ungeheurer Größe, die man auch heute noch, wenn sie nicht längst zerstört wären, voller Bewunderung anstaunen würde. Da war z. B. der Koloß zu Rhodos, ein riesiger Leuchtturm in Menschenform. Er stellte den Sonnengott Helios dar, die Nationalgottheit der Insel Rhodos. Ein Bildhauer hatte die Figur stückweise aus Bronze gegossen. Zwölf Jahre dauerte diese übermenschliche Arbeit. Im Jahre 290 v. Chr. wurde der 34 Meter hohe Koloß am Hafen aufgestellt. Die Ueberlieferung berichtet, daß der Gott breitbeinig über der Hafeneinfahrt stand, und daß die Schiffe zwischen seinen Beinen hindurchfahren konnten. Abend für Abend wurde die riesige Fackel angezündet, die er hoch über sich mit ausgestrecktem Arm hielt, ähnlich wie heute die Freiheitsstatue im Hafen von Neu York. Aber nicht lange zeigte der Koloß von Rhodos den Schiffen ihren Weg. Schon nach 60 Jahren stürzte die Figur bei einem Erdbeben zusammen. Man befragte die Götter, ob man den Koloß wieder aufrichten sollte, aber die Götter gaben durch das Orakel kund, daß sie es nicht wünschten, und so ließ man die Trümmer einfach liegen. Als nach 900 Jahren die Insel von den Arabern erobert wurde, verkaufte der arabische Feldherr alles, was er noch vorfand. 600 Kamele brauchte man, um die kostbare Bronzelast fortzuschaffen.

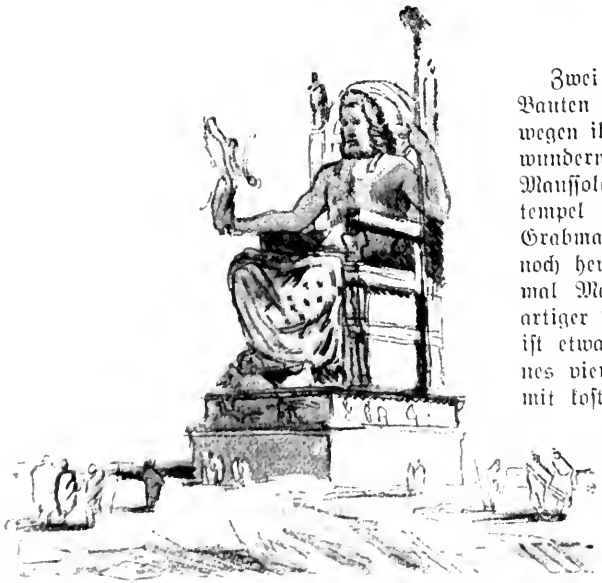
Beinahe um dieselbe Zeit wie der Koloß von Rhodos wurde auf der Insel Pharos vor dem Hafen von Alexandria der berühmteste aller Leuchttürme des Altertums gebaut, und das Wort Pharos wurde seitdem überhaupt gleichbedeutend mit Leuchtturm. 170 Meter reckte er sich in die Höhe, 50—60 Kilometer weit konnte man sein Leuchtfeuer sehen, und 400 Talente, das sind 4 Millionen Mark, kostete der ganze Bau. Der Berliner Funkturm erscheint einem mit seinen 138 m daneben nicht sehr groß, zumal er über 2000 Jahre später errichtet wurde. Im Jahre 1317 wurde der Pharos zerstört. Dieser Leuchtturm war einer der größten Turmbauten des Altertums und das Vorbild für die Minarette, die Gebetstürme der islamischen Tempel, und die Glockentürme des Christentums. Noch heute kann man seine gewaltigen Fundamente bewundern.

Von einem der Weltwunder, das ebenfalls in Aegypten lag, dem Labyrinth, schreibt Herodot, der berühmte und weitgereiste griechische Geschichtsschreiber, daß es alle Bauten der griechischen Kulturwelt an Größe, Mühe und Kosten in den Schatten stellte. Dieser Riesenbau, dessen völlig zerstörte Grundmauern 1888 aus dem Wüstensand wieder ausgegraben wurden, war eine großartige Tempelanlage an der Ostseite des Mörissees, gegenüber dem alten Krokodilopolis, der Krokodilsstadt. 27 Höfe waren in einem 200 Meter langen und 170 Meter breiten Viereck angeordnet. Zwischen diesen in zwei Reihen angelegten Höfen war eine Unzahl geschlossener Hallen, Zimmer und Gänge. Herodot, der das Labyrinth selbst gesehen hatte, schätzte die Zahl der Gemächer auf 3000 über und 3000 unter der Erde.

Ein ebenso merkwürdiges Bauwerk wie das Labyrinth waren die sogenannten „Hängenden Gärten der Semiramis", die in der Glanzzeit des babylonischen Reiches entstanden. Das Ganze war eine 125 Meter lange und breite Terrassenanlage. Auf gewaltige Säulen waren Steinplatten gelegt, die mit einem Gemisch von Ton, Gips und Asphalt, ähnlich wie eine Eisenbetondecke, wasserdicht gemacht wurden. Darüber wurde eine Schicht fruchtbarer Erde gehäuft, die so dick war, daß sogar große Bäume dort wurzeln konnten. Diese Gärten waren nicht, wie die Sage behauptet, ein Werk der Königin Semiramis, sondern der berühmte König Nebukadnezar hatte sie seiner Gemahlin Amytitis zuliebe angelegt. Er wollte ihr damit die Berge der Heimat ersetzen.



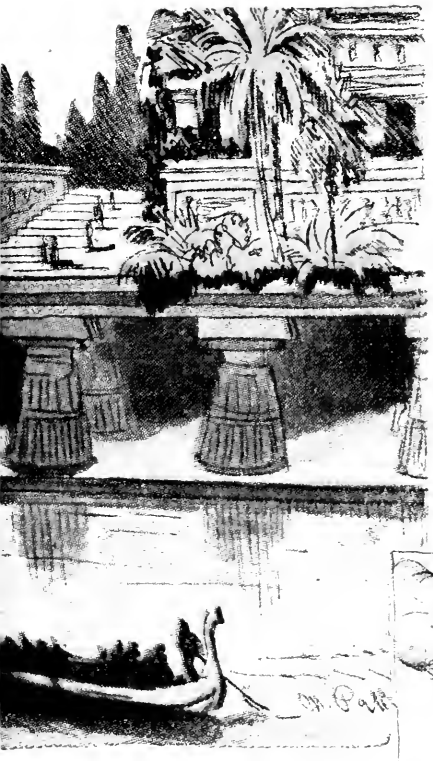
Die hängenden Gärten der Semiramis: Auf gewaltigen Steinplatten wuchsen



Die Zeusstatue von Olympia: Im Tempel von Olympia saß Zeus in siebenfacher Lebensgröße auf einem goldgeschmückten Thron.

Zwei der schönsten und mächtigsten Bauten des klassischen Altertums, die man wegen ihrer Vollendung auch zu den Weltwundern zählte, waren das Grabmal des Mausolos in Halikarniß und der Artemistempel in der Hafenstadt Ephesus. Das Grabmal des Mausolos, nach dem man noch heute ein kunstvoll angelegtes Grabmal Mausoleum nennt, war ein tempelartiger Bau von fünfzig Meter Höhe, das ist etwa doppelt so hoch wie ein modernes vierstöckiges Wohnhaus. Es war reich mit kostbaren Statuen geschmückt und gekrönt von einem Viergespann. Im 13. Jahrhundert wurde es in den Türkenkriegen zerstört. Seine Reste dienten um 1600 den Johannitern als Baumaterial für das noch heute bestehende Kastell von Budrun.

Viel großartiger jedoch war der Artemistempel in Ephesus.



iume und blühende Blumen.

120 Jahre lang wurde ununterbrochen an ihm gebaut. In der Geburtsnacht Alexanders des Großen aber, im Jahre 356 v. Chr., wurde er von dem wahnsinnigen Herostratos in Brand gesteckt, bald aber größer und prächtiger wieder aufgebaut. Er war 130 m lang und 70 m breit, und hatte allein 128 Säulen von 20 m Höhe. Nach dem Verfall von Ephesus ließ der römische Kaiser Nero ganze Teile des Tempels rauben. Der Rest wurde 262 n. Chr. von den Goten durch Feuer zerstört.

Gleichfalls durch einen Brand wurde ein Werk vernichtet, das vielleicht die größte Schöpfung der griechischen Kunst war, die Zeusstatue zu Olympia. Dort fanden nämlich alle vier Jahre die berühmten olympischen Spiele statt. Sie waren von so großer Bedeutung für ganz Griechenland, daß ihretwegen drei Monate lang völlige Waffenruhe zwischen den einzelnen griechischen Staaten und Städten, die sich sonst viel befehdeten, herrschte. Von weither kamen hunderttausende von sportbegeisterten Griechen nach Olympia, um Zeuge der Wettkämpfe im Ringen, Boxen, Laufen, Diskuswerfen und Wagenrennen zu sein. Denn es galt nicht nur für den einzelnen Kämpfer, sondern vielmehr noch für seine Heimat als eine der höchsten Ehren, den goldenen Lorbeerkranz des olympischen Siegers heimzubringen. Inmitten der Sportbahnen erhob sich ein großer Tempel. Man beschloß, ihn mit einer Zeusstatue zu schmücken, so groß und prächtig, wie es bisher noch keine gegeben hatte. Der Bildhauer Phidias aus Athen wurde ausersehen, dieses Götterbild zu

Der Koloß von Rhodos: Am Hafen von Rhodos stand der erste Leuchtturm. Er stellte die riesige Bronzefigur eines Jünglings dar, der in seiner Rechten eine Fackel schwang, die jeden Abend angezündet wurde.

errichten, die ihren Meister zum ersten Künstler des gesamten Griechenland machen sollte. Wie sie ausgesehen hat, wissen wir nur von einer Abbildung, die man auf einer alten griechischen Münze gefunden hat. Im Allerheiligsten des Tempels saß Zeus in siebenfacher Lebensgröße auf einem Thron, der von oben bis unten reich mit Gold und kostbaren Edelsteinen, mit Elfenbein und Ebenholz geschmückt war. Aus dieser Menge von Kostbarkeiten erhob sich in herrlicher Größe und Pracht die wunderbare Gestalt des göttlichen Herrschers. Der nackte Oberkörper, Kopf und Arme waren ganz aus Elfenbein, und die Haare bedeckte ein goldener Kranz. Ueber seinen Knien lag ein goldener Mantel, der reich mit Blumen und Figuren ausgelegt war. 800 Jahre stand das Werk unbeschädigt, bis es im 5. Jahrhundert n. Chr. in den Flammen umkam.

Peter sprengt ein Melonenfeld

Eine furchtbare Geschichte. die gut auslief

„Ich bin der Junge, den sie gebrauchen können!“ rief Peter.

Peters Vater arbeitete in den Steinbrüchen von Lourenço, das ist in Süd-Brasilien. Tagsüber war sich der kleine Peter selbst überlassen. Er führte das herrlichste Leben von der Welt. Kein Mensch hätte sagen können, was er eigentlich den ganzen Tag über tat. Er strolchte herum; bald erschien er bei seinem Vater in den Steinbrüchen, dann auf dem Arbeitsmarkt, wo immer viele seltsame und interessante Dinge für ihn zu sehen waren. Oft kamen auch Deutsche vorüber, und mit ihnen freundete Peter sich am schnellsten an. Er war selbst erst vor einigen Jahren mit seinem Vater aus Deutschland ausgewandert. Seine Mutter aber war in Deutschland geblieben, denn sie hatten nicht genügend Geld zur Ueberfahrt gehabt. Peter bangte sich sehr nach ihr, und sein schönster Plan war immer, viel Geld zu verdienen, um sie recht bald herüberkommen zu lassen.

Am liebsten machte Peter den Dolmetscher zum Vergnügen aller anderen, die mit offenen Mäulern herumstanden und den kleinen Kerl bewunderten.

Eines Tages aber verunglückte Peters Vater in den Steinbrüchen. Er brach sich ein Bein und konnte nicht mehr arbeiten. Nun mußte Peter Geld verdienen, und er begann sich nach einer Arbeitsstelle umzusehen.

Das war für einen erst zehnjährigen Jungen gar nicht so einfach. Denn auf dem Arbeitsmarkt in Lourenço standen den ganzen Tag stämmige braune Männer, Indianer, Kreolen und Mischlinge, hatten die Jacken abgelegt und ließen dort vor den Kunden, die einen Arbeiter suchten, ihre Muskeln spielen; und mit ihnen verglichen sah Peter wie ein Zwerg aus. Er hatte zwar ein pfiffiges Gesicht, aber darauf legten die Arbeitgeber weniger Wert.

Eines Tages kam ein großer fremder Farmer auf den Arbeitsmarkt, der dadurch auffiel, daß er ein fürchterliches Portugiesisch sprach. Kein Mensch konnte ihn verstehen; aber Peter, der in ihm einen Deutschen vermutete, sprang vor und machte den Dolmetscher. — „Senhor Müller,“ übersetzte er, denn so hieß der Farmer, „Senhor Müller sucht für seine Farm zehn kräftige Männer.“ — Die waren gleich zur Stelle. — „Dann brauche ich noch einen aufgeweckten, intelligenten Jungen,“ sagte Herr Müller; aber diesen Satz übersetzte Peter nicht, er sagte Herrn Müller nur: „Der wird auch gleich zur Stelle sein,“ ging einmal um den Arbeitsmarkt herum, kam von der anderen Seite heran und sagte: „Hier ist der aufgeweckte, intelligente Junge; ich kann ihn sehr empfehlen, Herr Müller.“

Der Farmer mußte lachen und meinte: „Na, schön, dann komm du mit auf meine Farm.“ — Er gab Peter und den Männern

zwei Milreis Handgeld, und Peter ging heim, seine Sachen zu packen.

Am andern Morgen wurden die Arbeiter alle in einen großen Fordwagen gepackt, Peter konnte sich gerade noch dazwischenquetschen, und dann ging es los nach — Neu-Berlin. So hieß nämlich die deutsche Ansiedlung mitten in Brasilien, in deren Nähe Herr Müller seine Hacienda hatte. Gegen Mittag kamen sie an, und Herr Müller rief: „Sofort an die Arbeit, Leute," — und zwar wieder in einem so furchtbaren Portugiesisch, daß alle die braunen Arbeiter sich tot lachen wollten. Sobald Herr Müller mit Peter allein war, sprach er deutsch. Aber Herr Müller war nicht gerade sehr liebenswürdig, wenn er etwas sagte. Er brummte und schrie abwechselnd, und Peter hatte schon Angst, wenn er ihm nur gegenüberstand. Aber Peter ließ davon nichts merken, er war pfiffig und stellte, so klein er war, seinen Mann.

Nachdem er ein paar Tage auf der Farm herumgestanden und den Arbeitern bei der Arbeit zugesehen hatte, nahm Herr Müller ihn vor. „Das geht nicht," sagte er, „daß du den lieben langen Tag hier herumstehst und dich damit beschäftigst, zuzusehen, wie andere Leute arbeiten. Jetzt mußt du selbst einmal heran an die Arbeit. Was kannst du denn eigentlich machen?" — „Vielleicht den Dolmetscher?" meinte Peter. — „Dummes Zeug!" rief Herr Müller, „mein Portugiesisch ist gut genug. Aber — kannst du Pferde zureiten?" — „Ich habe nur einmal auf einem Karussellpferd gesessen," entgegnete Peter, „und das hat auch gewaltig gebockt." — „Unsinn!" schrie Herr Müller, „aber vielleicht kannst du sprengen?" — „Ja!" rief Peter stolz, „das kann ich wohl. Ich habe meinem Vater oft zugesehen, wie er in den Steinbrüchen von Lourenço — —" — „Nun, dann sprenge einmal den großen Melonenacker da drüben," unterbrach ihn Herr Müller, „aber gründlich. Alles Notwendige findest du in der Scheune da." — „Den ganzen Acker sprengen?" fragte Peter. „Wozu denn?" — Aber da war der Farmer schon weg.

Peter ging in die Scheune und fand da richtig einige Säcke mit Sprengstoff, wie er zum Sprengen von Felsen und Baumstrünken verwendet wird; ein Stück Zündschnur war auch da, und damit ging Peter hinaus auf den Acker. — „Schade um die schönen Melonen," sagte er sich und betrachtete die reifen, dunkelgrünen Früchte, „aber Befehl ist Befehl." Und damit grub er, wie er es bei seinem Vater gesehen hatte, tiefe, enge Löcher in die Erde, stopfte sie mit dem Sprengstoff voll und legte die Zündschnur an. Als alles fertig war, sah er sich noch einmal den Acker an, und da ihm die Melonen leid taten, pflückte er eine und schnitt sie mit dem Taschenmesser an. „Sie sind ja doch gleich alle hin," sagte er und ließ sich das saftige rote Fleisch schmecken. Dann ging er zu Herrn Müller und bat um Streichhölzer.

Herr Müller steckte mitten in der Arbeit. Er hörte nur mit einem Ohr hin. „Streichhölzer? Wozu Streichhölzer?" brummte er. „Da hast du, mach' schon, daß du wegkommst!" Und er gab ihm eine Schachtel Zündhölzer.

Peter ging wieder auf den Acker und rief den indianischen Arbeitern zu, sie sollten von den Feldern heruntergehen, es würde gleich gesprengt. Froh, ihre Arbeit unterbrechen zu können, legten sie sich in den Schatten einiger Bäume, rauchten und schwatzten. Nun legte Peter Feuer an die Zündschnur und flüchtete sich rasch in den Schutz eines kleinen Felsens, um dort die Explosion abzuwarten.

Mittlerweile ging Herr Müller über die Felder und erblickte die Arbeiter, die unter den Bäumen faulenzten.

„Was treibt ihr hier, ihr Strolche," schrie er, „marsch, auf die Felder!" — „Auf dem Melonenacker wird gesprengt," wendeten die Indianer ein. — „Das ist kein Grund für euch, die Arbeit liegen zu lassen, wasserscheues Gesindel," tobte der Farmer. Aber die Arbeiter waren nicht von der Stelle zu kriegen. Da erblickte der Farmer den Peter, der hinter dem Felsen saß und seelenruhig eine Melone verspeiste. — „Was machst du denn, du Tagedieb!" schrie ihn der Farmer an. — „Ich sprenge den Melonenacker, Herr Müller," entgegnete Peter. — „Davon merke ich nichts," rief der Farmer. — „Sie werden es gleich merken," sagte Peter, „es geht gleich los!"

Es ging los. Eine riesige Stichflamme züngelte vom Acker empor, dann gab es einen furchtbaren Donnerkrach, und man sah Steine, Erde und Felsstücke in der Luft durcheinanderwirbeln. Herr Müller wurde vom Luftdruck umgeworfen und stammelte nur: „Was war denn das? Was hast du denn gemacht?" — „Den Acker gesprengt —

mit Pulver und Zündschnur," sagte Peter. — „Du Schafskopf!" schrie der Farmer und packte den Jungen am Kragen, „ich meinte doch Sprengen — mit dem Gartenschlauch — Wasser, verstehst du?!"

Er war ganz bleich geworden: „Die Melonen! Die Melonen!" rief er ein ums andere Mal. — „Sie waren so schön saftig!" sagte Peter mit einem wehmütigen Blick auf den Rest seiner Melone. Der Farmer packte ihn am Kragen und gab ihm zwei schallende Ohrfeigen, dann rannte er wie ein Irrsinniger über den Acker. Der Boden war aufgerissen wie ein Schlachtfeld; in der Mitte des Ackers war ein tiefer Trichter , in dem sich bereits Wasser angesammelt hatte. War es Wasser? Herr Müller spürte, wie er in die Nähe des Trichtes kam, einen starken Geruch von Petroleum, und während er noch auf den Teich blickte, der sich gebildet hatte, stieg aus dessen Mitte eine mächtige Säule einer schmutziggrauen Flüssigkeit auf. Ein Zweifel war ausgeschlossen. Der Farmer blieb wie angewurzelt stehen und merkte nicht, wie er von der herabregnenden Flüssigkeit immer nasser wurde. „Ja, es ist Petroleum," sagte er schließlich wie im Traum, „eine Petroleumquelle auf meinem Acker — das bedeutet, daß ich ein reicher Mann geworden bin — durch die Dummheit dieses Schlingels da."

Es war kein Zweifel; durch die Sprengung, die Peter irrtümlich vorgenommen hatte, war eine Petroleumquelle, die unter dem Melonenacker gelegen hatte, freigelegt worden.

Nach einiger Zeit, als Herr Müller sich einigermaßen von seinem freudigen Schreck erholt hatte, dachte er an Peter und ließ ihn zu sich

Wie Peter die Melonen sprengte: Plötzlich schoß eine gewaltige Stichflamme empor, und gleich darauf ertönte ein mächtiger Knall.

kommen. „Ich habe dir zwei Ohrfeigen gegeben, und das war nicht recht; denn schließlich bin ich durch dich zu meinem Petroleumquell gekommen. Nun darfst du dir etwas dafür wünschen."

Peter sprang vor Freude in die Höhe. „Ich wünsche mir!" schrie er, „ich wünsche mir, daß Sie meine Mutter mit dem nächsten Dampfer aus Deutschland kommen lassen!" — „Gemacht!" sagte der Farmer, „und was noch?" — „Daß ich weiter auf der Farm bleiben darf!" rief Peter.

„Gut," sagte Herr Müller und lachte, „aber wenn wir wieder einmal sprengen, Peter, dann nur mit dem Gartenschlauch, verstanden?" — Und so kam bei diesem furchtbaren Irrtum doch noch etwas Gutes heraus.

Das Elefantenessen

Herr Kleiberlein brachte seinen Sohn Franz zu einem Domptör in die Lehre, der mit seinem Wanderzirkus in die Welt umherzog. Aber schon nach einem Monat kam Franz heulend wieder zu Hause an. — „Was ist los?" schrie Kleiberlein, „warum kommst du schon zurück?" — „Das werde ich dir sagen," heulte Franz. „Gerade als ich hinkam, starb dem Domptör ein Schwein. Da mußte ich vierzehn Tage hintereinander Schweinefleisch essen. Dann starb dem Domptör ein Rind, da kriegte ich vierzehn Tage lang Rindfleisch zu essen. Gestern ist ihm ein Elefant gestorben! Kannst du dir vorstellen, wie lange ich jetzt Elefantenfleisch essen müßte?"

Unser neuer Roman!

Freunde! Im nächsten Heft beginnt mein neuer Roman: Stabusch, die Geschichte eines Wolfs, der ein Hund sein wollte, von W. Durian. Er handelt von dem seltsamen und abenteuerlichen Schicksal eines jungen Wolfs, der unter den Menschen leben mußte. Als ich die Geschichte bekam, habe ich sie in einem Zug ausgelesen und bei jeder Seite an euch gedacht. Das ist das Richtige für meine Freunde! Wie ich euch kenne, werdet ihr von einer Fortsetzung zur anderen mit Herzklopfen warten.

Euer Fridolin

„Wer bist du denn?"
Stabuschs erste Begegnung mit der Hundewelt

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — a — a — an — ber — bie — bruz — cä — che — chel — chen — ci — da — deich — dek — del — dies — dor — e — e — ei — ein — er — est — ge — gra — höf — höh — hör — hu — i — i — keit — ker — le — le — leh — ler — li — li — lich — man — men — mö — mut — na — nan — nar — ne — ne — ne — ne — nit — on — po — ra — re — rer — ri — se — sel — sen — si — ster — ta — tel — ter — ti — tri — u — un — wau — wau — we — win — zen — zis —

sind 31 Wörter zu bilden deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Kindliche Bezeichnung für Hund, 2. Flugzeugtyp, 3. eßbare Wurzel, 4. männlichen Vornamen, 5. weiblichen Vornamen, 6. Nordpolforscher, 7. Südfrucht, 8. Schlußwort des Gebets, 9. Vogel, 10. Schlingpflanze, 11. Nachtvogel, 12. Frucht eines Laubbaums, 13. Sinnesorgan, 14. Rüge, 15. Teil des Wagens, 16. Wildschwein, 17. Seevogel, 18. Gesteinsart, 19. Erzieher, 20. italienisches Gebirge, 21. schlechte Eigenschaft, 22. Insekt, 23. italienische Hafenstadt, 24. nahe Angehörige, 25. Muscheltier, 26. französischen Kaiser, 27. Blume, 28. männlichen Vornamen, 29. weiblichen Vornamen, 30. Bärenwohnung, 31. Auszeichnung.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 23.

Silbenrätsel:

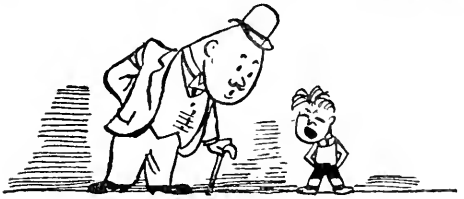
1. Abraham, 2. Liesel, 3. Löwe, 4. Echo, 5. Rechen, 6. Amsterdam, 7. Note, 8. Fasan, 9. Anis, 10. Nagel.

Aller Anfang ist schwer.

Besuchskarten-Rätsel:

Buenos Aires.

Fridolins Lachkabinett



„Aber Franz, warum weinst du denn?"

„Ach, mein Zwillingsbruder hat mich verhauen, da habe ich's meinem Freund erzählt, der sollte ihn an der Ecke abfangen und wiederhauen. Und da — — da — hat er uns verwechselt!"

*

Arzt: „Geben Sie Ihrem Mann auch immer pünktlich das Schlafpulver?"

Frau: „Ja, Herr Doktor. Es ist manchmal allerdings recht schwer, meinen Mann zur richtigen Zeit wach zu kriegen."

Lehrer: „Wieviel Kriege gab es im XV. Jahrhundert?"

Max: „Sechs."

Lehrer: „Zähle sie auf."

Max: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs."

*

Bauer: „Weißt du, Frau, heute habe ich die Eisenbahn richtig bemogelt. Ich habe mir nämlich eine Rückfahrkarte gekauft und bin nach Hause gelaufen."

*

Lehrer (geht mit seinen Schülern an einem Garten vorbei und zeigt auf eine Blume): „Zu welcher Familie gehört diese Pflanze?"

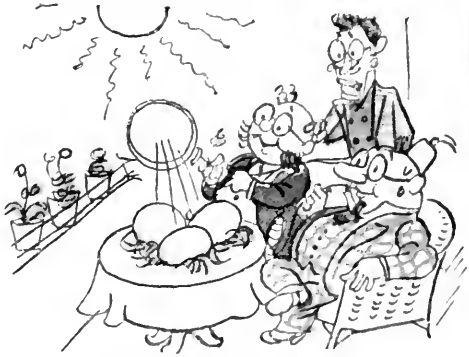
Schüler: „Zur Familie Meyer, Herr Lehrer, denn das ist der Garten von Herrn Meyer."

Käpt'n Kienappels Überraschung

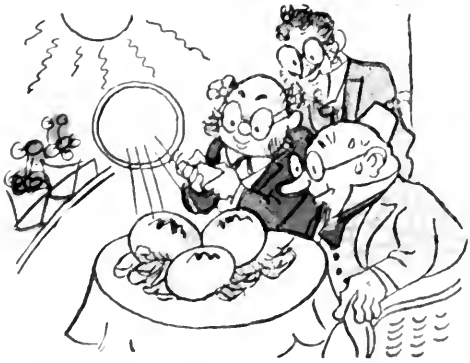
Kienappel hält sich auf am Nil.
Von Onkel Toldi hält er viel;
Drei Eier schickt er ihm ins Haus,
Und schreibt: Da kommen Strauße 'raus.

Da sind die Eier, wohlbehütet,
Und Pechmann brütet, wie man brütet
Doch Toldi, der gern Strauße mag,
Meint: Sonne bringt sie an den Tag.

Gewählt wird Onkel Ottos freier
Balkon zur Brutstatt dreier Eier,
Die man am fernen Nil gelegt,
Worauf sich's bald in ihnen regt.



Ein Brennglas gibt der Sonne Kraft,
Daß sie die Sache rascher schafft.
Der Toldi spricht: „Es bleibt zu lösen
Die Frage: Wer kriegt die Ploröjen?"



Ein jeder überlegt es sich.
Die Sonne brennt. Schon regt es sich
In den erwärmten Eierschalen.
„Jetzt kommts." Den Toldi sieht man strahlen.

Es kommt: Die Drei erkennen bange
Schildkröte, Krokodil und Schlange,
Ihr Schreck ist wirklich riesengroß.
„Wie wird man diese Viecher los?"

Herausgeber: Peter Hesser, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: Fritz Gorodiski, Berlin-Grunewald. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 25. 6. Jahrgang. 1. Septemberheft.
Berlin.

Preis 15 Pfennig.

Der heitere Fridolin

In diesem Heft beginnt der neue Roman

Stabusch

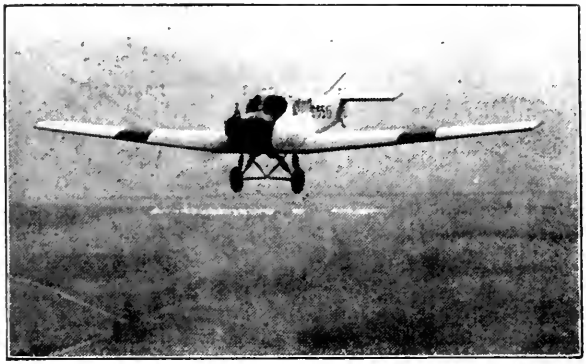
die Geschichte eines Wolfs, der ein Hund sein wollte

Der Schäfer nahm den kleinen Wolf hoch und steckte ihn in die Satteltasche.
(Lest dazu den Beginn des neuen Romans „Stabusch" Seite 7—12.)

Wie findet der Flieger seinen Weg?

Von den neuesten Hilfsmitteln im Flugverkehr

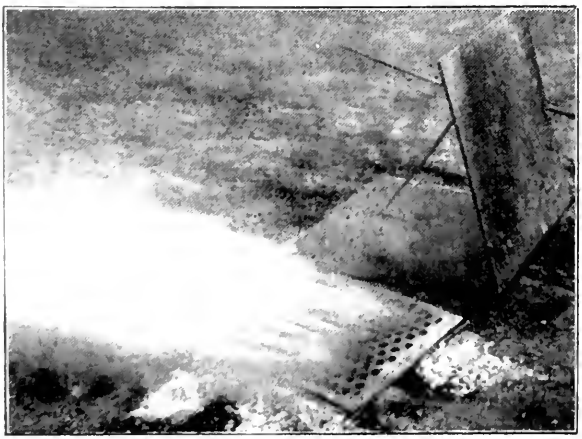
Bei Tag und bei gutem Wetter, und wenn der Flug über Land geht, ist die Orientierung für den Flieger nicht schwierig. Er hat auf seinem Steuerrad in einer durchsichtigen Hülse eine Landkarte der Gegend, welche er überfliegt. Auf dieser Karte sind alle ins Auge springenden Eigenheiten der Landschaft deutlich hervorgehoben. Die Fliegerkarte ist eine Rollkarte, sie ist ein Atlas, der nicht umgeblättert wird, sondern die einzelnen Kartenblätter sind zu einem langen Streifen zusammengeklebt, der von einer Rolle auf eine zweite abgewickelt wird. In dem Maße, wie der Flieger weiterfliegt, verstellt sich seine Karte. Ganz anders aber muß sich der Flieger auf dem Meere orientieren, wo oft 1000 Kilometer weit kein Land, keine Insel einen Anhaltspunkt bietet. Hier muß er, wie die Kapitäne der Schiffe, sein Fahrzeug nach dem Kompaß steuern. Da die Kompaßnadel immer nach Norden zeigt, kann er die Himmelsrichtung feststellen, in welcher er fliegen muß, um die auf seiner Seekarte verzeichneten Länder zu erreichen. Auch bei weiten Flügen über Land, wie sie schon von Europa nach Asien und Afrika ausgeführt worden sind, richten sich die Flieger hauptsächlich nach dem Kompaß. Auf manchen Strecken, die ständig von Verkehrsflugzeugen in der Dunkelheit beflogen werden, wie z. B. London—Paris, sind Leuchtfeuer aufgestellt. Der Flieger braucht nur der Linie der Leuchtfeuer zu folgen.



Phot. Hansa-Luftbild.

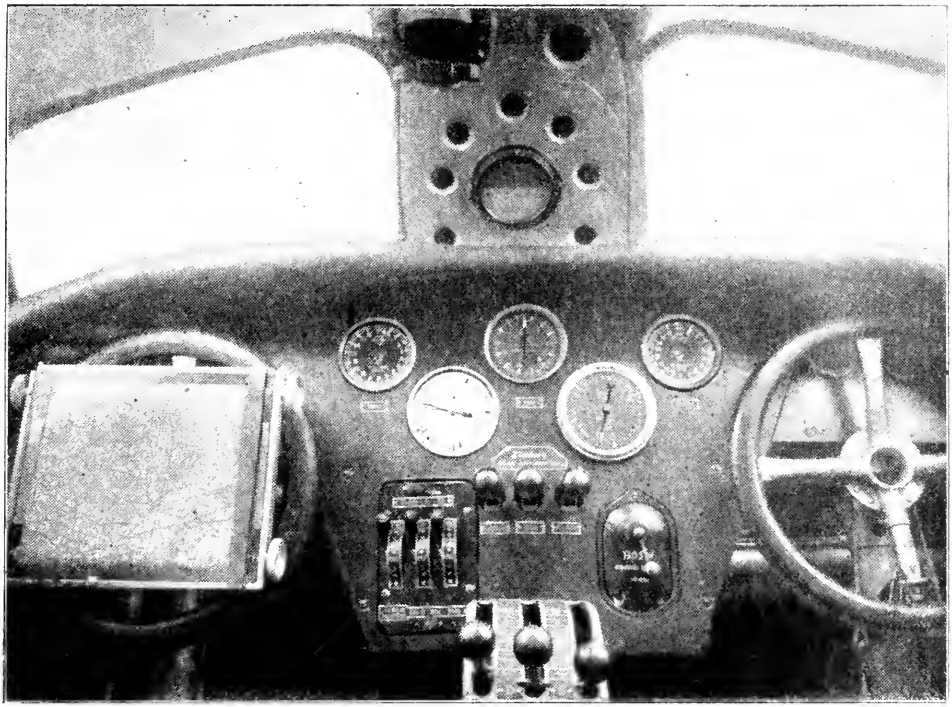
Ein Junkers-Verkehrsflugzeug: Dieses Flugzeug legt täglich die Strecke Berlin—Paris in 8 Stunden zurück. Eine Eisenbahn braucht dazu fast 24 Stunden.

Flughäfen, in denen die Flugzeuge nachts landen, haben auf weite Entfernung sichtbare Leuchttürme mit rötlichem Blinkfeuer, d. h. ein Licht, das in bestimmten Zeitabschnitten aufleuchtet und wieder verschwindet. Der Flugplatz selbst ist für die Landung hell erleuchtet, und durch Rauchöfen und sonstige Einrichtungen wird den Flugzeugen die Windrichtung angezeigt, damit sie, wenn es nötig ist, gegen den Wind landen können.



Ein Rauchofen auf dem Flugplatz. Beim Starten und Landen richtet sich der Flieger nach der Rauchsäule, die ihm anzeigt, aus welcher Richtung der Wind kommt.

Während das Fliegen nach Karte und Kompaß nicht schwer ist und nur Uebung erfordert, ist die Orientierung im Nebel außerordentlich schwierig und die Landung im Nebel gefährlich. Selbst die Schiffer verfehlen trotz des Kompasses im Nebel zuweilen den Hafen. Im Flugzeug, das rings vom Nebel umgeben ist, verliert der Mensch, da er keinen Horizont sieht, das Gefühl für die horizontale Lage



Wie es im Führersitz eines dreimotorigen Flugzeugs aussieht: Oben links zwischen den beiden Windschutzscheiben ist der Kompaß, darunter die kreisrunde Scheibe ist der Neigungsmesser. In der Mitte befinden sich die drei Tourenzähler der drei Motoren, links darunter der Geschwindigkeitsmesser und rechts daneben der Höhenmesser. In der Mitte darunter liegt die Zündung, rechts und links davon die Starteinrichtungen, unten in der Mitte sind die drei Gashebel. Ganz links seitlich ist die Rollkarte, die die Landschaft zeigt, über die der Flieger fliegt. Sie wird von Strecke zu Strecke an den seitlichen Schrauben weitergedreht. Ganz rechts seitlich ist das Steuerrad.

des Flugzeugs und merkt nicht sogleich, wenn dieses sich auf einer Seite neigt. Neigt sich aber ein Flugzeug auf einer Seite, dann beschreibt es eine Kurve und kommt ganz aus der beabsichtigten Richtung heraus. Es wird leicht immer wieder Kurven fliegen und der Pilot völlig die Orientierung verlieren. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, hat man einen Neigungsmesser konstruiert, eine Einrichtung, die dem Flieger anzeigt, ob und um wieviel sich seine Maschine seitwärts neigt, so daß er sie gleich wieder in die horizontale Lage bringen kann.

Eine wertvolle Hilfe für die Orientierung der Flieger im Nebel ist ferner die drahtlose Telegraphie geworden. Man sendet von den Flughäfen Wellen aus. Wenn das Flugzeug in deren Bereich kommt, kann der Führer genau feststellen, wo er sich im Verhältnis zum Flugplatz befindet. Man nennt das „anpeilen". Man kann auch den Fliegern drahtlos Nachrichten geben und von ihnen erhalten, das ermöglicht ihnen aber noch nicht zu landen, wenn sie den Landungsplatz wegen Nebel nicht sehen können. Die Radiowellen helfen aber auch über diese Schwierigkeit hinweg. Es ist auf dem Flugplatzgelände ein Hochspannungskabel versenkt, das in einem „Landungsstrang" ausläuft. Wenn das Flugzeug sich direkt über dem Kabel befindet, leuchten in ihm Lampen auf und geben ihm genau die Höhe an, in der es sich befindet. Der Führer kann sich, durch das Aufleuchten der Lampen, an das Kabel „heranfühlen" und über ihm entlang fliegen. Wenn er an den Ausgangspunkt des Landungsstranges kommt, leuchtet ein besonderes Zeichen auf. Der Flieger weiß nun, daß er jetzt nur die Richtung beizubehalten und langsam herabzugehen hat, bis seine Räder den Boden berühren.

„Ich bin der Täter!"

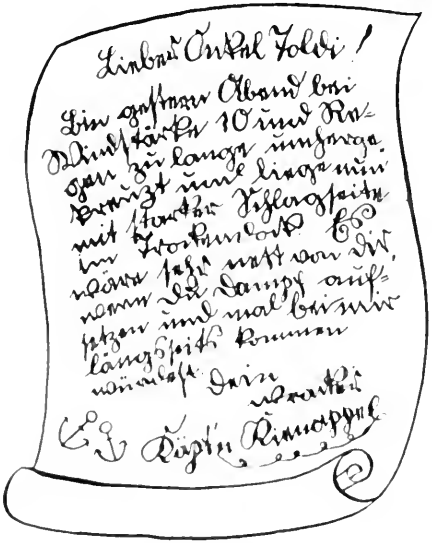
Eine Anekdote von Mathilde Weil

Im Herzogtum Weimar lebte ein alter Förster, der viele Jahre lang dem Herzog Karl August treu gedient hatte. Eines Tages aber wurde der Förster angeklagt und man beschuldigte ihn, viele Klafter Holz gestohlen zu haben. Der alte Förster war ganz vernichtet. Er beteuerte seine Unschuld — aber vergeblich. Man enthob ihn seines Amtes und ein neuer Förster trat an seine Stelle.

Der alte Förster nahm sich den Vorfall so zu Herzen, daß er krank wurde. Da faßte sein ältester Sohn einen heldenhaften Entschluß. Er meldete sich beim Oberforstamt und rief: „Ich bin der Täter! Ich habe das Holz heimlich verkauft und das Geld für mich verbraucht." Er wurde auf acht Wochen eingesperrt, der Vater aber erhielt wieder seinen alten Posten. — Als der Forstmeisterssohn seine Strafe verbüßt hatte, blieb ihm nichts anderes übrig, als Soldat zu werden. Nach fast zwei Jahren aber wurde der wahre Holzdieb entdeckt. Herzog Karl August ließ den Forstmeisterssohn zu sich rufen und sagte streng: „Soldat Horst, wie kommen Sie dazu mein Oberforstamt so zu belügen?"

„Hoheit!" erwiderte der junge Mann, „es gab keine andere Rettung für meinen Vater!" Herzog Karl August war gerührt. „Sie sind ein guter Sohn!" sagte er mit weicher Stimme. „Werden Sie wieder der Jagdgehilfe ihres Vaters und fortan werden Sie beide das doppelte Gehalt beziehen!"

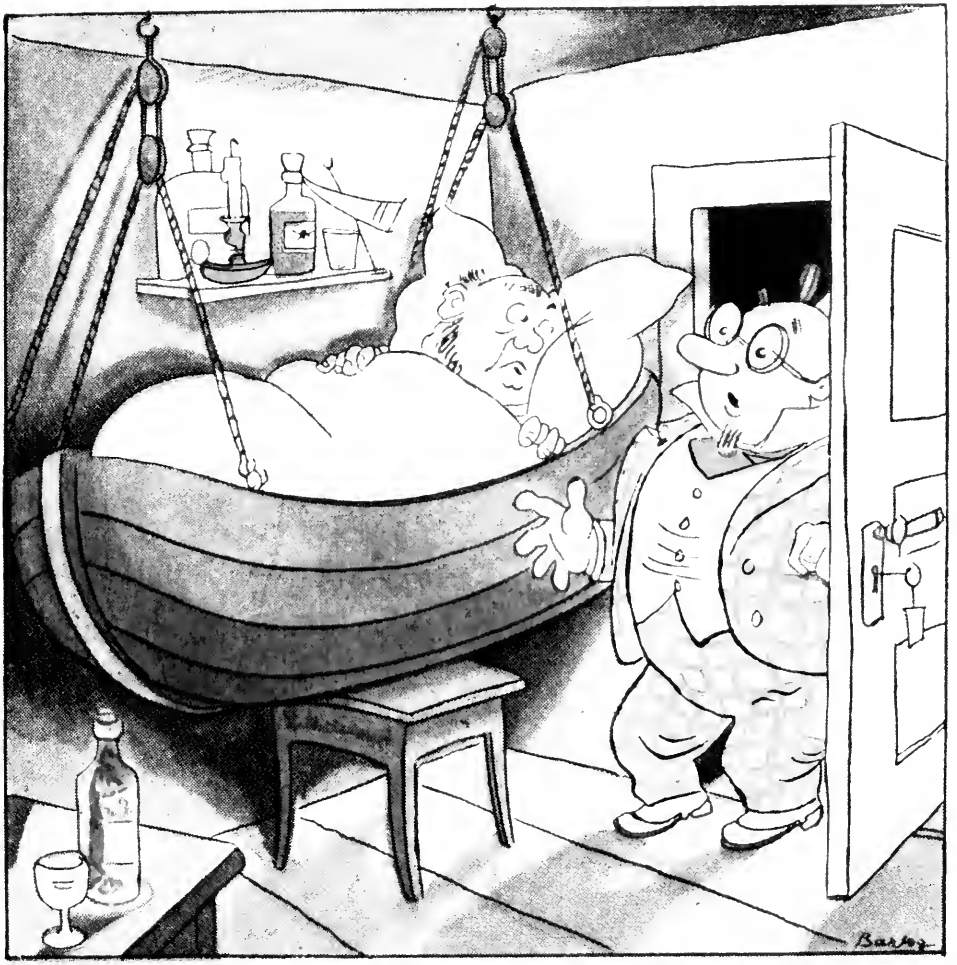
Käpt'n Kienappel hat Schlagseite



Diesen Brief erhielt ich gestern. Aber nicht etwa auf gewöhnlichem Wege durch den Postboten, sondern in einer Flasche. „Was soll ich mit dem „schweren süßen Portwein"? fragte ich den Boten, der sie mir brachte, denn das stand nämlich auf der Flasche zu lesen. „Unsinn, Portwein!" brummte er „das ist eine Flaschenpost!" „Ein großer Briefschreiber ist der Käpt'n nicht!" sagte ich mir, als ich den Brief gelesen hatte, und da ich kein großer Seemann bin, werde ich nicht allein aus dem Brief klug werden." Ich ging also zu Professor Pechmann hinüber, der sich auf schwierige Fälle versteht, und zusammen übersetzten wir den Brief aus dem Seemannslatein in gutes Deutsch. So erfuhr ich, daß der Käpt'n sich bei Regen und Wind stark erkältet hatte und nun im Bett lag. Ueber einen Besuch von mir würde er sich sehr freuen. Ich ging also zu ihm. Als ich in sein Zimmer trat, fiel ich vor Erstaunen fast um. Von der Decke des Raums hingen starke Stricke, und an diesen Stricken hing ein Schiffsboot, das leise hin und her schaukelte. Im Boot, unter dicken Decken, lag der kranke Käpt'n und zog an einer Schnur, die das Boot in Bewegung setzte.

„Was machst du denn da, Käpt'n?" fragte ich ihn und kletterte auf den Bootsrand.

„Du weißt doch, Onkel Toldi, daß ich in einem Bett nur schwer einschlafe. Da habe ich mir die kleine Jolle zurechtgemacht und — siehst du — es ist wie auf dem Meer." — Er zog an der Schnur, und das Boot begann hin und her zu schwanken. — „Jetzt sind wir auf der Nordsee," erzählte der Käpt'n, dann zog er immer stärker. — „Hör auf!" rief ich,



Käpt'n Kienappels Krankenboot:
Als Onkel Toldi die Tür öffnete fiel er vor Ueberraschung fast um.

„sonst werde ich seekrank." — „Das ist der Golf von Biscaya," erklärte Kienappel, „da geht es immer so zu." — „Dann will ich lieber in Bilbao aussteigen," entschied ich und sprang ab.

„Wie geht es dir, wie lebst du?" fragte ich. — „Danke!" sagte der Käpt'n, „ich lebe vom Angeln." — „Vom Angeln?" fragte ich erstaunt. — „Ja," erklärte Kienappel, „da habe ich eine Angel, und damit angle ich mir alles heran, was ich brauche: Brot und Wurst und Apfelsinen und — nur den Kamillentee — weißt du, wie man Kamillentee angelt?"

Das wußte ich allerdings nicht, aber ich half dem Käpt'n damit aus, daß ich einen dicken Topf voll Kamillentee über seinem Boot anbrachte; der Käpt'n brauchte dann nur die Angel nach dem Ausguß zu werfen, so daß er den Topf kippen konnte, und ein Strahl Kamillentee ergoß sich in seinen Mund. Eine Erfindung, würdig eines Pechmann!

Heute erhielt ich denn auch von Kienappel folgenden Brief: „Dank Deiner Erfindung war ich bis über die Wasserlinie in heißem Kamillentee gebadet. Bin deshalb wieder ganz klar Schiff und kann morgen die Segel aufgeien und in See stechen. Ahoi!

Dein Kienappel."

Wie wird das Wetter sein? Wenn der Mond einen Hof hat, und viele „Schäfchenwolken" am Himmel stehen, so deutet das auf schlechtes Wetter.

Ob es morgen Regen gibt?

Einfache Regeln für den Wetterpropheten

Es gibt in der Natur eine ganze Menge Zeichen, an denen man erkennen kann, wie das Wetter am nächsten Tage sein wird. Die einfachste Regel ist: Roter oder gelbroter Sonnenuntergang: Schönes Wetter. Gelber Sonnenuntergang: Schlechtes Wetter. Wenn die Schwalben tief fliegen oder die Fische aus dem Wasser springen, so bedeutet das Regen. Die Vögel und Fische sind nämlich hinter den Mücken her, die, sobald schlechtes Wetter im Anzug ist, viel tiefer als gewöhnlich umherschwirren. Auch am Himmel gibt es zahlreiche Wetterzeichen. Hat der Mond einen Hof, d. h. einen Lichtkranz, der den Mond

Wenn die Schwalben niedrig fliegen und die Fische aus dem Wasser springen, gibt es Regen.

Wenn der Nebel morgens fällt, so gibt es schönes Wetter.

völlig umrahmt, so gibt es Regen. Gefährlich sind die so harmlos und nett aussehenden „Schäfchenwolken", denn auch sie künden Regen an. Dagegen braucht uns ein Nebel, der abends von den Bergen und Hügeln auf die Ebene herabsteigt, nicht zu beunruhigen. Wenn man nur die Augen richtig offen hält, kann man sich sehr schnell zu einem tüchtigen Wetterpropheten heranbilden.

Das Ende von Stabuschs Mutter.
Der Schäfer wartete. Plötzlich huschte ein grauer Schatten über die Ebene . . . ein Wolf.

Erde lagen. Als Micky hinsah, erkannte er, daß die Häufchen tote kleine Wölfchen waren. Sie mußten schon seit einiger Zeit hier liegen; die Geier waren dagewesen.

Micky hatte keine Zeit, zu untersuchen, warum die toten kleinen Wölfe hier lagen. Rag war weg. Da erblickte er zwischen Gebüsch den Eingang einer Felsenhöhle. Da drinnen war Rag, hörte Micky. Dann verstummte das Gebell.

„Rag!" rief Micky.

Rag erschien sogleich im Eingang der Höhle. Er wedelte mit dem Schwanz und blickte dann beiseite. Er schien ziemlich verlegen aus irgendeinem Grunde.

Nun kroch Micky in die Höhle hinein. Auf allen Vieren kroch er vorwärts und hielt sein Messer zwischen den Zähnen. Hier roch es nach Wölfen. Jetzt wurde die Höhle breiter. Micky zog ein Streichholz aus der Tasche. Zwei große und zwei kleine Augen blickten ihn an. Die großen erkannte Micky sofort: es waren Minuttes Augen.

Minutte lag da auf dem Stein. Und was neben ihr lag war — Micky blickte noch einmal hin — war ein kleiner Wolf.

Micky griff nach ihm, während das Streichholz verlöschte. Da spürte er etwas Feuchtes auf seiner Hand — Minuttes Zunge.

„Schon gut, Minutte," sagte Micky, „ich will ihm nichts tun."

Er packte den Kleinen und trug ihn aus der Höhle ins Freie. Dort setzte er ihn auf die Erde.

Der kleine Wolf saß da und blinzelte. Noch nie hatte er soviel Licht gesehen. Er versuchte, sich aufzurichten, und schleppte sich zitternd ein kleines Stück weit. Er war völlig hilflos in der fremden Welt.

Da kam Minutte aus der Höhle und lief zu ihm hin. Sie beschnupperte und beleckte ihn, als wäre es ihr eigenes Kind. Und das Schwänzchen des Kleinen zuckte vor Wonne; gleich tappte er mit seinen dicken Beinchen auf Minutte los und drängte sich an sie; am liebsten wäre er ganz in sie hineingekrochen. Minutte aber blickte Micky an.

„Wir wollen ihn Bulli nennen," sagte Micky zu Minutte.

Er nahm den kleinen Wolf hoch, trug ihn zum Pferd und steckte ihn in die Satteltasche. Während er ritt, lief Minutte immer auf der Seite nebenher, wo die Satteltasche hing.

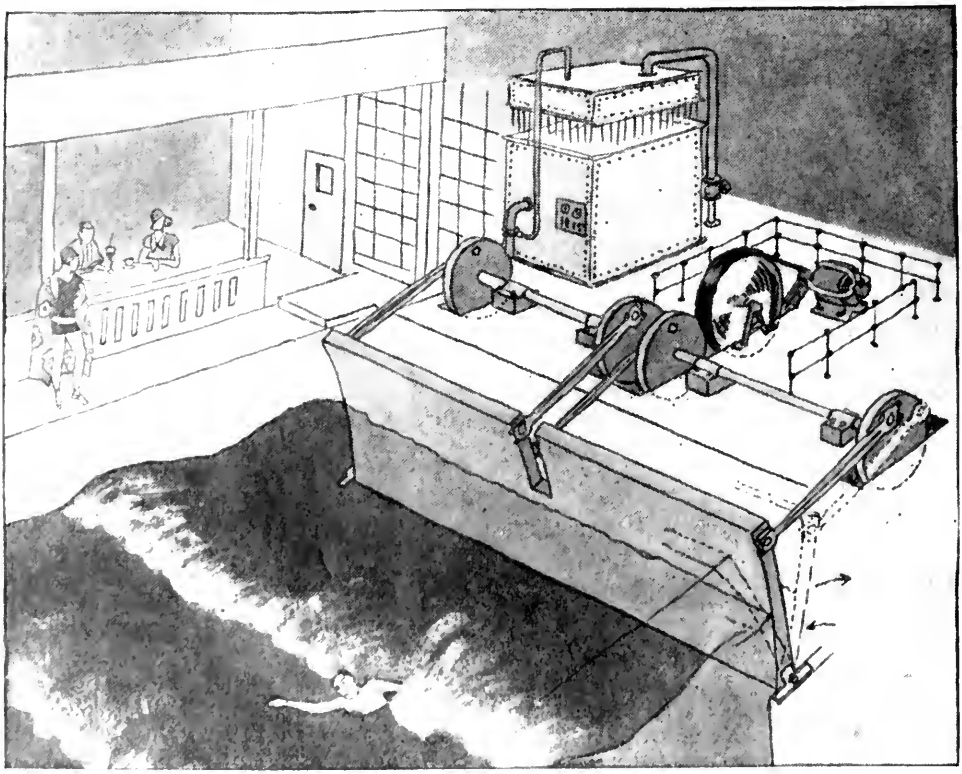
„Hier habt ihr einen neuen Bulli," sagte Micky, als er den kleinen Wolf zu Wulli und Mulli unter den Karren legte. Weiter bekümmerte er sich vorläufig nicht darum; er war müde, kroch in den Karren und legte sich aufs Ohr.

(Fortsetzung folgt.)

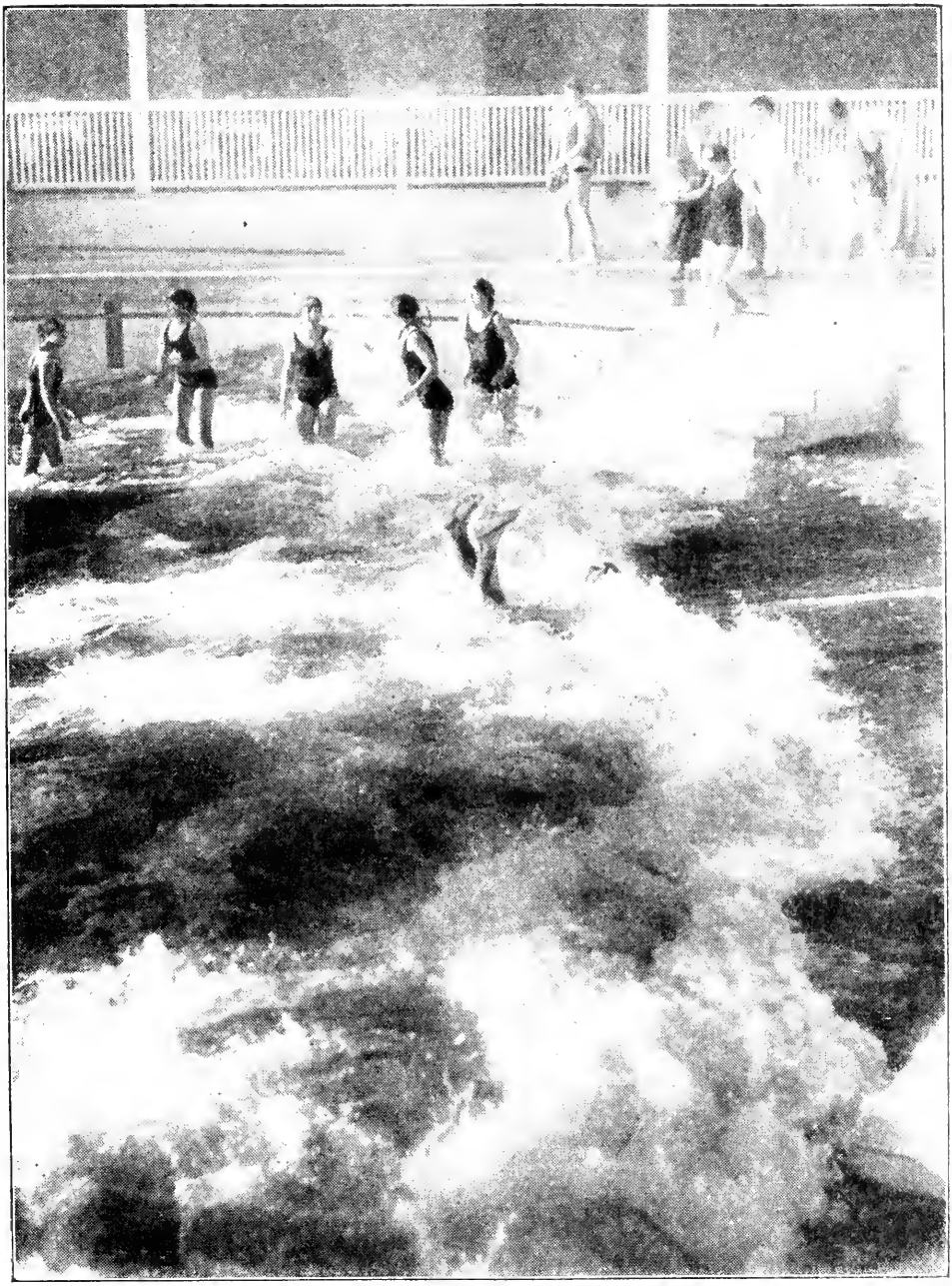
Das künstliche Meer

Ein Hallenbad mit Wellenschlag

Für die Bewohner der Großstadt ist es nicht leicht, ins Freie zu gelangen, um dort in einem See oder Fluß zu baden und zu schwimmen. Daher gibt es schon lange Hallenbäder, nämlich ein großes Schwimmbecken, das in einer Halle gelegen ist und meist zu einer Badeanstalt gehört. Da gibt es eine Abteilung für Schwimmer und eine seichtere für Nichtschwimmer, und es gibt Sprungbretter von verschiedener Höhe für die ganz Kühnen. — Aber ein Hallenbad, in dem richtige meterhohe Wellen daherbrausen und sich an einem künstlichen, sanft ansteigenden Strand zerschlagen, hat es sicher noch nicht gegeben. An dem einen Ende des Schwimmbeckens, das 43 Meter lang ist, so daß man darin richtige Wettschwimmen veranstalten kann, ist nämlich ein Maschinenhaus, und darin sitzt an seinem Motor der Maschinist.



So die künstlichen Wellen erzeugt werden: Ein Motor, der 50 Pferdestärken hat, bewegt die zwei riesigen Eisenfächer vorwärts und rückwärts. Durch diese Bewegung wird das Wasser zu großen Wellen vorwärtsgestoßen.



Das künstliche Meer: Wie beim wirklichen Meer brausen meterhohe Wellen heran, die sich an einem künstlichen, sanft ansteigenden Strand zerschlagen.

Draußen im Becken schwimmen Kinder und Erwachsene herum. Da kommt einer und sagt zum Maschinisten: „Wir möchten gern Wellen haben; das glatte Wasser ist auf die Dauer langweilig." Sofort drückt er auf einen Hebel, und der Motor,

der 50 Pferdestärken hat, setzt sich in Bewegung. Der Motor ist mit riesigen Fächern aus verzinktem Eisen verbunden, die am Ende des Schwimmbeckens im Wasser stehen und nun beginnen, sich langsam hin und her zu bewegen. Genau so, wie man mit der Hand oder einem Brett in der Badewanne einen Sturm erzeugen kann, machen die Eisenfächer Wellen, nur viel größere, die mit richtigem Meeresbrausen herankommen und die Badenden, die nicht recht aufpassen, umwerfen. Bis die Badenden genug haben und den Wettergott im Maschinenhaus um Meeresstille bitten. Der Motor wird abgestellt, die Fächer stehen still und das Wasser im Schwimmbecken glättet sich allgemach. — Man kann sich einbilden, es wäre eben Sturm gewesen und jetzt wäre ein schöner ruhiger Tag angebrochen. Man kann von den Sprungbrettern in die Tiefe tauchen, und wer nicht schwimmen kann, macht hier in aller Sicherheit und unter den Augen des Bademeisters die ersten Schwimmversuche im seichten Wasser.

Welche Tiere leben am längsten?

Am längsten von allen Tieren lebt die Schildkröte. Sie wird unter besonders günstigen Umständen 300—400 Jahre alt. Auch das Krokodil erreicht oft ein Alter von 300 Jahren, allerdings nur in seinen heimischen Jagdgründen. Von den Vögeln lebt der Schwan und der Adler am längsten. Sie werden mitunter 200 Jahre alt.

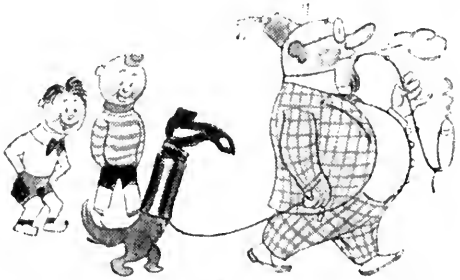
Aus Onkel Toldis Witzkiste

Neulich fuhr ich mit der Eisenbahn, und weil es furchtbar langweilig war, gab ich den Mitreisenden Rätsel auf. „Was ist das?“ fragte ich, „das Erste läuft, das Zweite läuft, und das Ganze läuft. Keiner konnte es raten; die Lösung war: Katze, Bach, das Ganze der Fluß Katzbach. — „Nun werde ich Ihnen mal ein Rätsel aufgeben, Herr Toldi,“ sagte darauf ein Herr zu mir. „Das Erste läuft, das Zweite läuft, das Dritte läuft nicht.“ Ich habe mir den Kopf zerbrochen, natürlich ganz vergebens. „Aber Herr Toldi,“ sagte er, „das ist doch riesig einfach. Das sind meine drei Kinder. Die beiden Ersten können schon laufen, aber das Dritte noch nicht.“ — Das ist mal ein Rätsel für Gustil

Das Stiefeltier

Der Onkel Toldi bringt voll Ruhe
Zum Schuster seine alten Schuhe.

Indes er redet mit dem Mann,
Sieht Schlupp sich alle Stiefel an.



Vergnügt geht Toldi heim vom Schuster;
Doch Schlupp erscheint die Straße duster.

Die Predigt

Ein junger Theologe bewarb sich bei Friedrich dem Großen um eine Pfarrstelle. Der König sagte darauf zu ihm: „Er soll morgen eine Probepredigt in der Kirche halten; den Text wird er auf der Kanzel in einem Umschlag vorfinden!“ — Wirklich fand der junge Geistliche auf der Kanzel einen Briefumschlag, dem er einen leeren Zettel entnahm. Er wußte sich aber zu helfen und begann mit den Worten: „Hier ist nichts und da ist nichts! Aus nichts hat Gott die Welt erschaffen.“ Dann sprach er über die Schöpfungsgeschichte. Dies hat dem König so gefallen, daß er ihm die Pfarrstelle übertrug.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — ad — al — bel — bruck — bum — burg — chi — dan — de — del — den — di — din — e — e — el — el — er — fe — gel — hän — haupt — il — inns — ker — mann — mes — nan — ne — neis — non — on — rie — rurg — se — se — se — sen — ser — tas — tat — te — ti — tis — ze — ze —

sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und dritte Buchstaben von unten nach oben gelesen, den Anfang eines Soldatenliedes ergeben. Die Wörter bedeuten:

1. Säugetier, 2. Arzt, 3. deutschen Komponisten, 4. militärischen Rang, 5. Rechnungsart, 6. Glied eines Vierfüßlers, 7. Trinkgefäß, 8. Planet, 9. Stadt in Tirol, 10. deutschen Fluß, 11. Märchenwesen, 12. Nordpolforscher, 13. einfaches Beleuchtungsmittel, 14. biblische Person, 15. Haushaltungsgerät, 16. Mädchennamen, 17. Türverschluß, 18. Sammelbuch, 19. italienischen Dichter. 20. Paradies, 21. Klosterfrau, 22. Stadt in Schottland.

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 24:

1. Wauwau, 2. Eindecker, 3. Radieschen, 4. Erwin, 5. Irene, 6. Nansen, 7. Mandarine, 8. Amen, 9. Lerche, 10. Liane, 11. Uhu, 12. Eichel, 13. Gehör, 14. Tadel, 15. Deichsel, 16. Eber, 17. Möwe, 18. Granit, 19. Lehrer, 20. Abruzzen, 21. Unhöflichkeit, 22. Biene, 23. Triest, 24. Mutter, 25. Auster, 26. Napoleon, 27. Narzisse, 28. Isidor, 29. Cäcilie, 30. Höhle, 31. Titel.

Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht,
Und wenn er auch die Wahrheit spricht.

Fridolins Lachkabinett

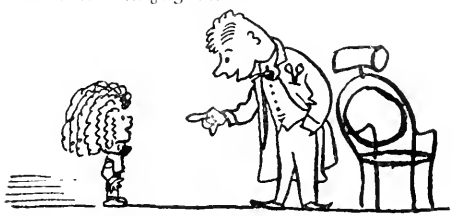
„Herr Doktor, mein Magen knurrt fortwährend. Was soll ich tun?"

„Vermieten Sie ihn doch als Wachthund!"

*

Kunstmaler: „Nehmen Sie sich aber in acht, das Bild ist noch ganz feucht."

Dienstmann: „Das macht nichts, ich habe einen alten Anzug an!"



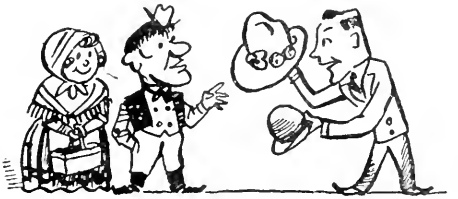
Ernst: „Bitte schneiden Sie mir das Haar ganz kurz."

Friseur: „Aber Junge! Dann bleibt doch überhaupt nichts mehr von dir übrig!"

Lehrer: „Weshalb fließen alle Flüsse und Ströme in das Meer? Wer kann mir das erklären?"

Schüler: „Damit die Heringe nicht zu salzig werden!"

*



Bauer: „Ich möchte einen Hut für meine Frau kaufen."

Verkäufer: „Filz oder Stroh?"

Bauer: „Stroh ist für uns praktischer. Wenn der Hut abgetragen ist, kann ihn nämlich noch die Kuh fressen."

*

Kurt ist zum ersten Male mit seinem Vater im Zoologischen Garten. Staunend bewundert er die prächtigen Hirsche. Als gerade ein Hirsch mit einem mächtigen Geweih vorübergeht, fragt er:

„Vater, weshalb trägt denn der Hirsch einen Garderobenständer auf dem Kopf?"

Pampe als Koch

Dem Benjamin, dem armen Jungen,
Ist wirklich schon so viel mißlungen.
Doch diesmal, meint er, schafft er's doch:
Er dient im Restaurant als Koch.

Der Kellner, der ein arger Schreier,
Rief: „Pampe, dreimal Spiegeleier!"
Worauf der Koch (der Pampe heißt)
Die Eier auf den Spiegel schmeißt.

Dann nimmt Koch Benjamin gar munter
Den Spiegel von der Wand herunter.
Denn, so bedenkt er stolz und froh:
Wer ißt denn Spiegeleier roh?

Wer braten will, ward er belehrt,
Stellt die Gerichte auf den Herd,
Auch Benjamin ist grad dabei
Mit seinem „Dreimal Spiegelei!"

Der Oberkoch kommt in die Küche.
Er riecht — doch keine Wohlgerüche.
Er tritt zu Benjamin und sichtet,
Was sein Gehilfe „angerichtet".

„Da hast du deine Spiegeleier!"
Ruft er. Es ist die alte Leier:
Raus fliegt er, wo er auch erscheint;
Und hat es doch so gut gemeint!

Herausgeber: Peter Pfeffer, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: Fritz Gorodiski, Berlin Grunewald. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Frender, für Herausgabe, Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

Nr. 26. 6. Jahrgang. 2. Septemberheft. Preis 15 Pfennig.
Berlin.

Der heitere Fridolin

Was ein Zauberer von heute alles kann: Seidene Tücher aus den Ohren zu ziehen, ist für ihn kinderleicht. (Siehe die Geschichte S. 12—13.)

An alle meine Freunde!

Freunde! Sechs Jahre lang haben wir treu zusammengehalten und alles Schöne, Neue und Freudige als gute Kameraden gemeinsam erlebt. Wir sind miteinander groß geworden — sechs Jahre sind eine lange Zeit, in der man schon ein gut Teil ernster und verständiger werden kann. Daran will ich künftig denken. Ihr braucht aber keine Angst zu haben, daß ich nun ein griesgrämiger alter Herr werde, ich bleibe nach wie vor euer lustiger, treuer Fridolin, der immer wieder etwas Neues für euch ausheckt.

Zur Feier meines Geburtstages habe ich eine Ueberraschung: Ihr habt mich immer gebeten, mehr Geschichten in jedem Heft zu erzählen. Diesen Wunsch will ich euch erfüllen. Meine Zeitschrift bekommt ein größeres, stattlicheres Format, auf dem ich mehr erzählen und auch die Bilder viel schöner und größer zeigen kann als bisher.

Daß sie dann 5 Pfennig mehr kosten muß, tut niemandem mehr leid, als mir selbst. Aber ich denke, daß wir doch weiter gute Freunde bleiben werden! Um euch etwas zu entschädigen, bringe ich gleich im nächsten Heft ein wunderschönes großes Preisausschreiben: „der geheimnisvolle Tintenklex" mit fabelhaften Preisen. Auch für die nächsten Hefte habe ich viel Neues vor. Ihr werdet Augen machen! Also auf gute Freundschaft auch in den nächsten Monaten!

Euer Fridolin

Junge Sportsleute, von denen man spricht

Von den Sportmeistern und Sportmeisterinnen unter 20 Jahren

Selten hat es so viele sporttüchtige Menschen gegeben wie in unserer Zeit. Turnen, schwimmen, laufen kann heute jeder Junge und jedes Mädel mit Ausdauer und Gewandtheit. Aber ein paar besonders Tüchtige haben es, obgleich sie noch nicht 20 Jahre alt sind, schon zur Weltberühmtheit gebracht. So z. B. die kleine Amerikanerin Dorothy Wihr, die mit ihren sieben Jahren schon sieben Medaillen für besondere Leistungen im Schwimmen erworben hat. Klein-Dorothy ist das einzige Kind, das das Abzeichen des großen Illinois-Schwimmklubs auf ihrem Schwimm-Anzug trägt. Ihr Lehrer, der schon mehrere bedeutende Schwimmer ausgebildet hat, ist überzeugt, daß Dorothy Wihr in weniger als zehn Jahren die Weltmeisterin im Brustschwimmen sein wird.

Die deutsche Golfmeisterin: Die 16 Jahre alte Alice Weyhausen, die nach dreijährigem Training den Meistertitel errang.

Begabung und Fleiß gehören dazu, um eine Meisterin zu werden. Wie man es aber mit Ausdauer zum Erfolg bringen kann, hat die deutsche Meisterschaftsspielerin im Golf, Alice Weyhausen aus Bremen, bewiesen. Die neue deutsche Meisterin ist erst 16 Jahre

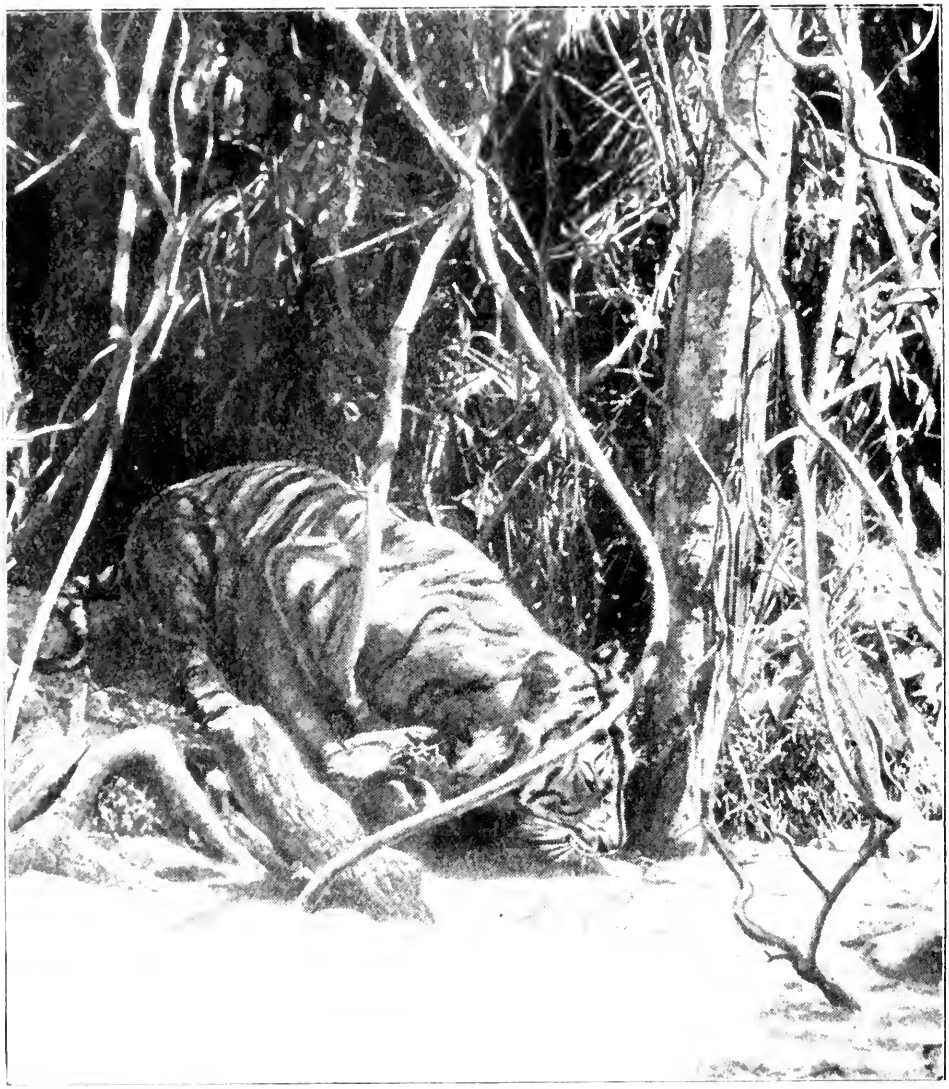
alt. Ihre Begabung für das Golfspiel wurde auf seltsame Art entdeckt. Ihr Vater ließ ihrem drei Jahre älteren Bruder Golfstunden geben. Nach einem Vierteljahr sagte Alice zu ihrem Vater: „Was der August kann, das kann ich schon lange!“ Und richtig: sie hatte den Uebungen des Bruders zugesehen, dann ohne Lehrer heimlich selber geübt und es dadurch schnell zu einer gewissen Fertigkeit im Golfspiel gebracht. Nun ließ der Vater sie gründlich weiter ausbilden, und nach drei Jahren nahm sie ihren großen Kampf um den Meisterschaftstitel auf. Sie schlug in Salzbrunn die deutsche Meisterin Frau Sellschopp und errang dadurch den Meistertitel.

Schon mit 16 Jahren fiel der junge Amatörboxer Jacob Domgörgen durch seine guten Leistungen auf. Er ist der Neffe eines unserer besten Berufsboxer Hein Domgörgen, der gegenwärtig deutscher Mittelgewichtsmeister ist. Jacob Domgörgen nahm vor 2 Jahren in Stockholm an den Boxkämpfen zwischen den schwedischen und deutschen Amatörboxern teil und errang den deutschen Meistertitel der Federgewichtsklasse. Als er älter und schwerer wurde, erkämpfte er sich den Leichtgewichtsmeistertitel. Seinen schönsten Sieg trug er aber im vorigen Jahr bei den Kämpfen um die Europameisterschaften davon. Hierbei wurde er Europameister der Amatöre im Leichtgewicht.

Das war ein großer und erstaunlicher Erfolg, auf den er wirklich stolz sein kann; noch niemals vorher ist dieser Titel einem so jungen Boxer verliehen worden.

Der achtzehnjährige Europameister im Amatörboxen: Jacob Domgörgen, der bei den Kämpfen um die Europameisterschaft den Meistertitel errang.

Ein Schwimmwunderkind: Die 7 Jahre alte Amerikanerin Dorothy Wihr ist das einzige Kind, das das Abzeichen des großen Illinois-Schwimmklub bekommen hat.



Der Herr des Dschungels in seinem Reich: In wundervoller Freiheit durchstreift der Tiger nachts sein Reich und löscht seinen Durst an der mondbeschienenen Tränke.

Der gefangene Herr des Dschungels

Wie man in Hinterindien Tiger fängt

Die Inder sagen, daß durch Schir-Khan, den Tiger, der Tod in die Welt kam. Einstmals, so erzählen sie, lebten Tiere und Menschen einträchtig nebeneinander, keiner tat dem andern etwas, und keiner starb. Aus Mutwillen aber erschlug eines Nachts Schir-Khan, der Tiger, einen Menschen und trank sein Blut. Andere Tiere, die ihn dabei sahen, lernten von ihm das Töten, und so kam der Tod in die Welt. Schir-Khan wurde zur Strafe von den Lianen und Schlingpflanzen des Dschungels gepeitscht, so daß er heute noch mit den schwarzen und gelben Striemen am Leib umherläuft.

Seit jener Zeit aber herrscht tödliche Feindschaft zwischen Mensch und Tiger. Tagsüber hat der Tiger Furcht vor dem Menschen, er flieht ihn und verbirgt sich im Dunkel des Dschungels. Die Nacht ist jedoch die Stunde des Tigers. Die Menschen hören ihn in der Ferne brüllen und flüchten sich in ihre Hütten. Der Tiger umschleicht die Dörfer der Eingeborenen, und wenn er irgendwo hinter einem Zaun ein Vieh wittert, Ziegen, Schafe oder selbst Rinder, springt er in gewaltigem Satz über den Zaun, schlägt das Tier und läuft mit seiner oft hundert Kilo schweren Beute in den Dschungel zurück. Wenn er keine Tiere vorfindet, dringt er auch in die Hütten der Eingeborenen und erschlägt einen Menschen. Daher tun sich die Einwohner der Dschungeldörfer Indiens und Hinterindiens zusammen, sobald ein Tiger

Phot. Parufamet

Wie eine Tigerfalle gebaut wird. Die Eingeborenen verknüpfen die angespitzten Bambusstämme ganz eng miteinander, und legen in die Falle ein großes Stück Fleisch.

Der gefangene Tiger: Durch eine Oeffnung springt der Tiger ahnungslos in die Falle, und die spitzen Bambusstämme verwehren ihm jeden Ausweg.

in ihrer Nähe auftaucht, und versuchen, ihn unschädlich zu machen. Da sie keine Schußwaffe haben, fangen sie ihn in der Falle.

Erst ziehen einige Eingeborene aus und suchen seine Fährte auf. An abgeknickten Aesten und an zertretenem Gras erkennen sie, welchen Weg der Tiger nachts bei seinen Raubzügen nimmt. Irgendwo an diesem Weg wird die Falle aufgestellt. Es ist entweder eine Fußfalle, die zuklappt und den Tiger

festhält, sobald er an einem Stück Fleisch oder einem toten Tier zerrt, das als Köder ausgelegt worden ist; oder es ist eine Fallgrube oder ein Fangkäfig, in die der Tiger gerät und nicht mehr heraus kann.

Die Eingeborenen haben keine Eisenstäbe und keine Drahtgitter; ihre Fallen machen sie aus Baumstämmen, aus Bambus und Schlingpflanzen, die sie so geschickt und so fest miteinander verknüpfen, daß der gefangene Tiger nicht mehr heraus kann.

Wenn die Falle fertig ist, wird jede Spur menschlicher Arbeit verwischt. Die Falle wird mit Aesten und Laub zugedeckt, die Fußspuren ausgekratzt und mit Tierblut bespritzt. Denn wenn der Tiger die Spur eines Menschen wittert, wird er argwöhnisch und geht nicht an die Falle heran. In die Falle selbst wird ein großes Stück Fleisch gelegt.

Es wird dunkel; die Menschen ziehen sich in ihr Dorf zurück. Im Dschungel herrscht tiefe Stille, da kracht auf einmal ein Zweig, und mit langen, vorsichtigen Schritten kommt Schir-Khan, der König des Dschungels. Er wittert das schöne saftige Fleisch, das da am Weg liegt; er geht näher heran und schnuppert die ganze Umgegend der Falle ab. Mit einem Satz ist er beim Fleisch, der Boden gibt unter ihm nach, er stürzt in die tiefe Fallgrube, aus der er bei aller Anstrengung nicht mehr heraus kann.

Trifft der Tiger auf einen Fangkäfig, der nur oben eine Oeffnung hat, so glaubt er, daß es ein Zaun sei, den er nur zu überspringen braucht, um zum schönen Fleisch zu gelangen. Er nimmt einen Anlauf und springt von oben in den Käfig hinein. Da sitzt er fest, denn heraus kann er nicht wieder; der ganze Käfig ist innen mit messerscharfen Bambusspitzen versehen, die alle gegen den anspringenden Tiger gerichtet sind.

Sein einziger Trost ist, daß er das Stück Fleisch verschlingen kann, bevor am nächsten Tage die Eingeborenen kommen, Seile um ihn werfen und ihn an die Europäer verkaufen, die den Herrn des Dschungels als Gefangenen in die Käfige ihrer zoologischen Gärten bringen.

Eine Unterhaltung ohne Worte

Eine Anekdote von Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer

Daß sich zwei Menschen, wenn sie nur gute Freunde sind und sich recht verstehen, sehr schön unterhalten können, ohne ein einziges Wort zu wechseln, das haben die beiden Schweizer Dichter Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer gezeigt. Beide lebten eine Zeitlang in Zürich, dort war Gottfried Keller erster Staatsschreiber, und obwohl sie beide schon zu ihren Lebzeiten bekannte und berühmte Dichter waren, lebten sie schlicht und recht dahin wie jeder andere Bürger. Der eine, Keller, hatte schon den „Grünen Heinrich" und die „Leute von Seldwyla" geschrieben, zwei Bücher, die man nie vergessen wird, und der andere, Conrad Ferdinand Meyer, hatte einige der schönsten Geschichten geschrieben, die es in deutscher Sprache überhaupt gibt.

Jeden Abend saßen die beiden Freunde, ohne ein Wort zu reden, nebeneinander.

Sie trafen sich jeden Tag. Erst kam der eine, dann der andere und setzte sich schweigend an den gleichen Tisch. Schweigend brachte ihnen der Wirt den Schoppen, und die beiden tranken schweigend und bedächtig einen Schluck um den andern. So saßen sie stundenlang, und keiner sprach ein Wort. Endlich stand Gottfried auf, gab Conrad Ferdinand die Hand und sagte: „Heute haben wir uns doch wieder mal glänzend unterhalten. Gute Nacht."

Ein guter Freund ist nicht immer einer, mit dem man sich ständig laut unterhalten muß; es ist viel schöner, wenn er auch zu Zeiten zu schweigen versteht.

STABUSCH

Die Geschichte eines Wolfs, der ein Hund sein wollte.

Von W. Durian.

Der kleine Hund Mulli schnappte nach dem Ohr des kleinen Wolfs, während der Hund Wulli an seinem Schwanz zu kauen begann.

Wer den Anfang dieser Geschichte nicht gelesen hat, bekommt ihn auf Wunsch gratis zugeschickt.

1. Fortsetzung.

3. Kapitel.

Bulli ist kein Wolf, er riecht nur so.

Nun hatte der kleine Wolf einen Namen. Er war damit von einem Menschen gleichsam zum Hund ernannt worden, zum Freund und Begleiter der Menschen. Geboren war er aber als Wolf, und die Wölfe sind die Feinde der Menschen.

Zunächst ging alles gut, weil er noch so klein war. Alles war neu für ihn, die ganze Welt, er konnte nur immerfort schauen, horchen und riechen, was um ihn her geschah.

Der neue Bulli war ein interessanter Fall für alle Hunde. Wulli und Mulli beschnüffelten ihn gleich nach der Ankunft. Mulli setzte sich dann vor ihn hin und betrachtete ihn träumerisch, während Wulli an Bullis Schwanz zu kauen begann.

Bulli hockte da, wehrte sich nicht und heulte auch nicht. Infolgedessen wurde es Wulli langweilig, an dem Schwanz zu kauen, außerdem war es im Augenblick notwendig, daß er sich mit dem linken Hinterbein am Ohr kratzte. Mulli sah ein, daß nun sie an der Reihe war.

„Happ!" machte sie und hatte Bullis Ohr im Maul. Das war aber ein Wolfsohr und ließ sich nicht in die Länge ziehen wie ein Hundeohr, denn es war kurz und steif. Mulli stemmte ihre Beine gegen den Boden und zerrte aus Leibeskräften an dem Ohr. Wulli hielt den Kopf schief und sah zu.

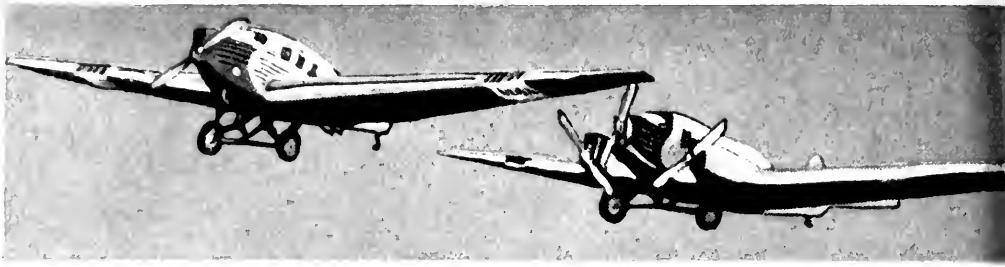
Angenehm war dies für den kleinen Wolf Bulli nicht, denn Mulli hatte schon ziemlich spitzige Zähnchen. Es tat wirklich weh. Jeder kleine Hund hätte geheult, aber Bulli schwieg, weil er ein Wolf war.

Nun hob er die Pfote. Es wäre Zeit gewesen, das Ohr loszulassen, aber das tat Mulli nicht, weil Wulli zusah. Sie kriegte eins mit der Pfote auf die Schnauze; nicht heftig; nein, ziemlich sanft. Aber Bulli hob die Pfote noch einmal und haute zwei-, dreimal tüchtig zu. Mulli ließ das Ohr los, fuhr zurück und war sprachlos. Auch Wulli war sprachlos. Dann aber gerieten sie außer sich und begannen entsetzlich zu kläffen. Das dauerte eine Minute lang; plötzlich waren sie still. Sie hatten eine Entdeckung gemacht:

Der neue Bulli kläffte nicht! Warum nicht? Er konnte es offenbar nicht. Sie versuchten es noch einmal und kläfften ihn an wie die Wilden: Lump — Schuft — Betrüger — Spitzbub — kläfften sie ihm in der Hundesprache ins Gesicht. Nein, er kläffte nicht zurück. Er konnte es einfach nicht.

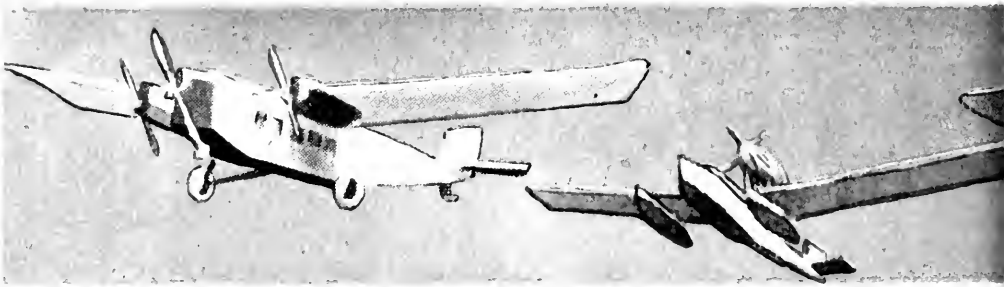
Von diesem Augenblick an fühlten sich

Wer kennt die versch



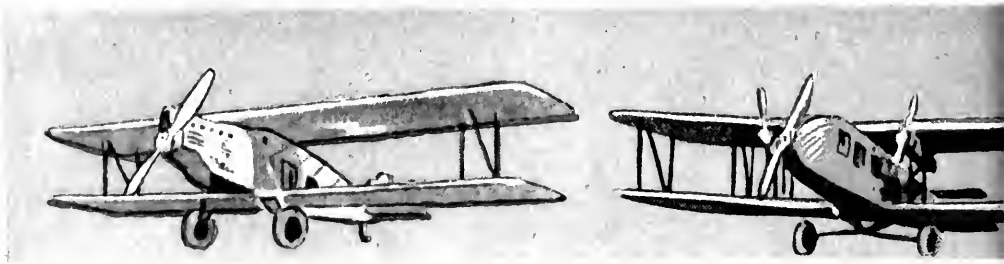
Junkers-Verkehrsflugzeug Type F 13 aus Metall für vier Personen.

Junkers-Großflugzeug Type G 23 aus Metall mit drei Motoren und 10 Sitzplätzen



Rohrbach-Großflugzeug Type Ro VIII aus Metall, mit drei Motoren, für 10 Passagiere.

Rohrbach-Wasserflugzeug mit Schwimmern.



Heinkel-Doppeldecker: Die Flugzeuge der B. Z. am Mittag haben den gleichen Flugzeugtyp, mit Einrichtung zum Abwerfen der Zeitungsballen.

Englisches dreimotoriges Großflugzeug

Mulli und Wulli dem Bulli überlegen. Er war kein richtiger Hund; er sah nur so aus — war ihr Urteil.

Eines Tages wurde Micky in seinem Karren durch einen greulichen Lärm geweckt. Minutte und Flip lagen sich in den Haaren.

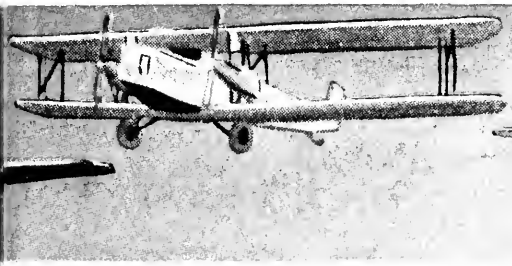
Das war so gekommen: Flip hatte seinen frechen kleinen Fuchskopf durch das Rad des Karrens gesteckt und nach Bulli geschnappt. Er bereute es, denn im Nu hatte ihn Minutte am Kragen und schüttelte ihn so, daß er in den höchsten Tönen heulte. Wulli und Mulli fanden das so interessant, daß sie unter dem Karren hervorkriechen mußten. Auch Rag, der große schwarze Schäferhund, sah zu.

Micky streckte den Kopf aus dem Wagen heraus.

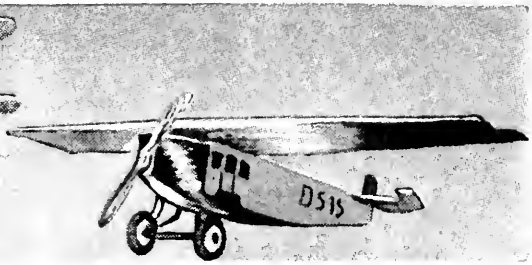
„Flip!" rief er scharf.

Sofort war Stille. Minutte schlüpfte unter den Karren, Flip zog den Schwanz ein

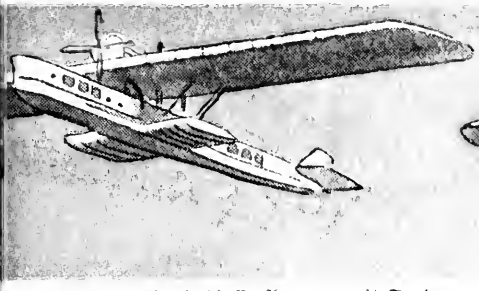
denen Flugzeugtypen?



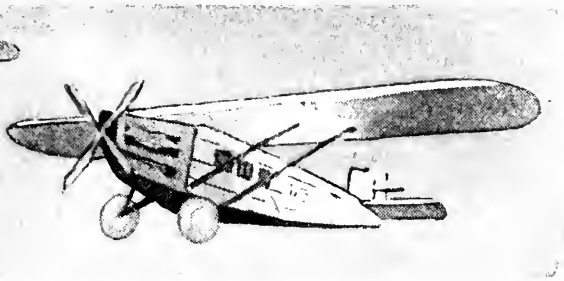
Albatros-Schlafwagen, eine Maschine aus Holz für Nachtflüge (mit Schlafeinrichtung).



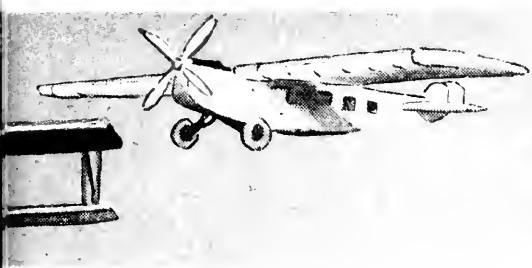
Fokker Type F VII, holländisches Verkehrsflugzeug.



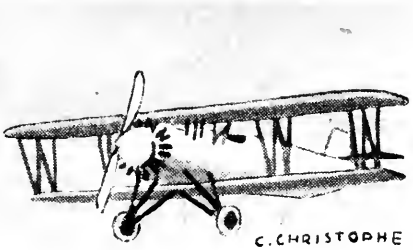
Dornier-Wal, Wasserflugzeug mit Tandem-Motoren für 12 Passagiere.



Dornier-Merkur, Landverkehrsflugzeug für sechs bis acht Passagiere.



Französisches Verkehrsflugzeug, Farman-Hochdecker.



Amerikanisches Zweisitzer-Flugzeug.

und schlich abseits. Auch Rag ging seines Weges.

Er machte sich jedoch seine Gedanken, denn er war ein denkender Hund. „Flip!" hatte der Herr gerufen, nicht „Minutte!"; also war Flip im Unrecht. Warum? Er hatte nach Bulli geschnappt. Dieser Bulli war — das roch man auf zehn Schritte — ein Wolf. Wölfe waren Feinde. Also war Flip im Recht.

Daß der Herr sich getäuscht haben könnte, als er Flip statt Minutte tadelte, konnte sich Rag nicht denken. Der Herr war in seinen Augen immer unfehlbar.

Also — schloß Rag — war dieser kleine Bulli Nummer zwei kein richtiger Wolf. Er roch nur so.

*

Der kleine Wolf Bulli benahm sich nicht wie die kleinen Hunde Mulli und Wulli, die selten da waren, wo die Mutter war. Er

ging immer hinter der Mutter her wie ein Schatten. Wo Minutte war, da war der kleine Bulli.

Wenn Minutte ihren nächtlichen Dienst antrat, dann wollte der kleine Bulli mit; sie mußte ihn mit der Schnauze unter den Karren zurückschieben.

Einmal gelang es ihm aber doch, ihr bis zu dem Pferd zu folgen, dem Micky eben den Sattel auflegte. Das Pferd wurde unruhig und begann zu schnauben. Es witterte den Feind, den Wolf. Blitzschnell drehte es sich um und schlug aus.

Zum Glück streifte der Schlag den kleinen Bulli nur, er flog im Bogen rückwärts ins Gras. Minutte lief sofort zu ihm hin, aber da war er schon wieder auf den Beinen und schüttelte sich. Plötzlich kamen die großen Stiefel auf ihn zu, und dann kam die Faust. Er zog den Schwanz ein und duckte sich. Micky beugte sich herab, faßte Bulli im Genick und trug ihn zum Karren zurück.

Unterdessen stand Rag vor dem Pferd.

„Du hast wohl auch geglaubt, es wäre ein Wolf? Aber er ist kein Wolf; er riecht nur so", bedeutete der lange Blick, mit dem er zu ihm hinaufsah.

4. Kapitel.

Coyoten haben immer Pläne, aber meistens schlechte.

An einem Morgen war Bulli allein. Er war zu früh aufgewacht; Micky und die großen Hunde waren noch nicht zurück, und Wulli und Mulli schliefen unter dem Karren und gaben nur von Zeit zu Zeit einen Seufzer von sich. Bulli kroch aus dem Nest heraus und schüttelte seinen Wollpelz; dann setzte er sich hin.

Alles war still um ihn her. Ein silberner Streif stieg feierlich in den Himmel. Bulli sah die weite Prärie.

Da ergriff ihn die Sehnsucht. Er vergaß Wulli und Mulli und die Stiefel und die Faust und lief davon.

Er trabte einfach immer seiner Schnauze nach. Nach einiger Zeit war er nicht mehr grau, sondern schwarz; der Tau im Gras klebte das Wollhaar zu nassen schwarzen Büscheln zusammen.

Die Nässe durchtränkte die Wolle, schließlich war Bulli durchweicht bis auf die Haut. Er fror. Er blieb stehen und schüttelte sich, aber das half nicht. Da legte er sich hin und tat, was alle kleinen Tiere tun, wenn sie sich nicht zu helfen wissen: er wartete.

Da entdeckte er eine Maus. Das heißt — die Maus entdeckte zuerst ihn, und das war ihr Glück. Sie drehte sich um und schlüpfte in ihr Loch zurück.

Eine Sekunde später war Bulli mit beiden Vorderpfoten und der Schnauze zugleich auf dem Mauseloch. Die Maus war weg, aber es roch nach Maus. Bulli schnüffelte in das kleine Loch hinein, bis er die Nase voll Erde hatte und niesen mußte. Dann begann er zu scharren.

Zwischen seinen Hinterbeinen flog die Erde im Bogen davon. Bulli fror nicht mehr; er scharrte und scharrte. Dann stieß er die Nase in das Loch, nieste und scharrte weiter.

Einmal hörte er auf und rannte um das Loch herum. Seine Schnauze, seine Augen, seine Ohren, seine Pfoten waren Lehmklumpen. Dann stürzte er sich von neuem auf das Loch und scharrte. Das Loch wurde immer größer. Von Bulli sah man jetzt nur noch das Hinterteil. Das Uebrige steckte in der Erde, kratzte, schnüffelte, nieste. Er war im Begriff, sich in ein wildes Tier zurückzuverwandeln.

Aber die Gräser teilten sich, und es erschien ein Kopf mit spitziger Schnauze und zwei kleinen lustigen und listigen Augen. Er gehörte einem Coyoten.

Bulli zog in diesem Augenblick die Schnauze aus dem Loch, schüttelte sich, daß der Lehm umherflog, setzte sich auf sein Hinterteil und guckte den Coyoten an. Der Coyote hielt den Kopf schief und guckte seitlich von oben. Seine Augen wurden dabei immer kleiner. Plötzlich steckte er die Schnauze in die Luft und — lachte.

Die Coyoten sehen wie kleine Wölfe aus, aber sie sind keine. Sie sind schlau wie Füchse, aber sie sind keine.

Bulli, der kleine Wolf, hatte keine Erfahrungen und darum auch kein Mißtrauen. „Er will spielen", dachte er, oder vielleicht dachte er überhaupt nichts. Der Coyote machte jetzt ein paar drollige Sprünge durch das Gras, blieb stehen und hielt den Kopf schief, als wollte er den Kleinen einladen, ihm nachzulaufen.

Dann kam er wieder zurückgehopst, stieß Bulli mit der Schnauze an und knurrte dabei wie ein Hund, sprang zurück, duckte sich ins Gras, legte die Schnauze auf die Vorderpfoten und blinzelte Bulli mit den kleinen verschmitzten Augen an. Bulli, der von Wulli und Mulli her gewohnt war, nachzumachen,

Stabusch' erste Begegnung mit dem Coyoten: Während Bulli mit dem Kopf und beiden Vorderpfoten in der Erde wühlte, stand der Coyote hinter ihm und lachte.

was man ihm vormachte, duckte sich nun auch auf den Boden, drückte seine dicke Schnauze auf die Vorderpfoten und fragte den Coyoten mit den Augen:

„Was kommt nun?"

Der Coyote hatte einen Plan. Coyoten haben immer Pläne und meistens schlechte. Er dachte an Garrick und Baxter. Was für ein Spaß, wenn die beiden den Kleinen am Kragen packten!

Garrick und Baxter waren zwei englische Vollblut-Foxterrier, die dem Fräulein Georgia Morrison gehörten. Sie waren ein Herz und eine Seele; niemals sah man einen von ihnen allein.

Garrick und Baxter hatten eine gemeinsame Freundin — das Fräulein Georgia. Und sie hatten einen gemeinsamen Todfeind — den Coyoten. Dieser eine Coyote schien eine Wonne darin zu empfinden, Garrick und Baxter jeden Tag halb tot zu ärgern.

Der Coyote war schlauer und schneller als Baxter und Garrick zusammen und stärker als einer von ihnen. Es ergab sich nun häufig das folgende Bild: Der Coyote ließ die beiden Helden ganz nahe herankommen; dann spazierte er davon. Es wäre für ihn leicht gewesen, die halbe Prärie zwischen sich und die Verfolger zu legen. Aber er tanzte ihnen vor der Nase umher, machte Sprünge und Haken und schwang den buschigen Schwanz wie eine Flagge über das Gras.

Baxter und Garrick rannten keuchend vor Erbitterung hinterher. Im Anfang hallte weithin ihr Gebell. Aber dann hallte es nicht mehr so laut; das kam daher, weil ihnen die Zungen heraushingen und sie kaum Luft zum Atmen kriegten, geschweige zum Bellen. Und schließlich kam der eine nicht mehr mit; einmal war es Baxter, einmal Garrick, der zurückblieb. Es handelte sich nur um ein paar Hundelängen im Anfang, aber nach und nach wurden es viele Hundelängen. Wenn es dann genügend waren, drehte sich der Coyote um und attackierte den Verfolger Nummer eins.

Da war es mit der Begeisterung vorbei, und die Jagd bewegte sich rückwärts. Aus dem Kampfgebell wurde ein Jammergeheul, denn der Coyote umsprang den Fliehenden im Kreis und zwickte ihn in die Beine. Aber das schlimmste war: sah der Verfolger Nummer zwei, daß Nummer eins floh, so floh er auch. Denn was Baxter tat, das tat auch Garrick, und umgekehrt. Erst vor dem Haus fiel es den beiden ein, daß sie zusammen stärker als der Coyote waren; aber dann war er verschwunden.

Und Baxter und Garrick ärgerten sich.

Die Stunden vergingen. Die Sonne ging

auf und trocknete den Tau auf dem Gras und Bullis durchnäßten Pelz. Sie stieg am Himmel empor; nun legte sich Micky in seinem Karren schlafen, nachdem er stundenlang umsonst den kleinen Bulli gesucht hatte. „Wolf bleibt Wolf", sagte er sich. „Wölfe lernen nie, die Menschen zu lieben."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schule für Zauberlehrlinge

Schulstunden, an denen ihr sicher alle gern teilnehmen würdet

Wie man eine „Brücke" schlägt: Mit einem Spiel Karten eine sogenannte Brücke zu schlagen, ist nicht halb so leicht wie es aussieht.

Wenn in alten Zeiten ein vorwitziger Zauberlehrling versuchte, seinem Meister ein Zauberkunststück abzugucken, so erging es ihm sehr schlecht. Entweder bekam er Prügel mit dem Zauberbesen, der ihm auf dem Rücken herumtanzte, oder der Zauberer verwandelte ihn zur Strafe in ein Huhn oder in noch etwas Schlimmeres. Heute ist es gerade umgekehrt. Der Zauberlehrling von heute muß lernen, er muß dem Meister die Kunststücke ablauschen, und wenn er nicht recht aufpaßt, wird er zwar nicht gleich in ein Huhn verwandelt, aber bestimmt von seinem Meister ein Esel genannt.

Ein schwieriges Kunststück: Der Zauberkünstler verwandelt einen Jungen in Milch.

Richtig zaubern, d. h. ein Taschentuch in einen Hasen verwandeln oder aus der Luft Goldstücke hervorzaubern, kann natürlich kein Mensch. Man kann aber mit der genügenden Fixigkeit so tun, als ob man tatsächlich Goldstücke aus der Luft griffe. Und wenn man das so fertig bringt, daß es einem die Zuschauer glauben, dann ist man schon ein ganz tüchtiger Zauberer. Es kommt alles auf die Fixigkeit an, und diese wird den Zauberlehrlingen beigebracht.

Der Oberzauberer hat kein so fürchterliches grünes Gesicht mit spitzer Nase und rotem Haar wie auf den

alten Bildern und trägt auch keinen hohen spitzen Hut. Er ist ein gemütlicher Herr mit lustigen Augen, der seine Kunst liebt. Das einzig Merkwürdige an ihm ist, daß seine Weste alle Augenblicke die Farbe wechselt; eben war sie noch grasgrün, und jetzt ist sie knallrot. Wie macht er das? Auch das läßt sich lernen.

Das Schulzimmer sieht allerdings seltsam aus. Auf Regalen an den Wänden stehen Totenköpfe, aus denen man später die unmöglichsten Sachen hervorzaubern muß, da steht ein leerer Käfig, in den man einen Papagei hineinzaubern kann. In einer Ecke ist eine große Milchkanne; ein Zauberlehrling steigt hinein, die Kanne wird geschlossen, und wenn der Deckel wieder abgenommen wird, hat sich der Junge in Milch verwandelt. — Ein Glück, daß man in der Zauberschule auch lernt, die Milch wieder in den Jungen zurückzuverwandeln. Was würden sonst die Eltern sagen, wenn man statt ihres Jungen 20 Liter Milch bei ihnen abliefern würde?

Der Flug durch den Reifen: Der Zauberkünstler kann auch einen Jungen in der Luft durch einen Reifen schweben lassen.

In der ersten Stunde lernen die Lehrlinge ganz einfache Sachen, z. B. lange Fäden aus der Nase zu ziehen oder eine seidene Fahne aus den Ohren. Später kommen schwierige Sachen dran, etwa das Zersägen eines Menschen oder das Gedankenlesen. Wer das kann, darf sich schon ruhig Zauberer nennen, wenn auch zu einem Oberzauberer viel mehr gehört.

Ueber alles, was sie beim Zauberlehrer lernen, müssen die Lehrlinge tiefstes Stillschweigen bewahren, denn wenn alle zaubern können, macht das Zaubern keinen Spaß mehr. Und nichts ist ärgerlicher, als wenn man ein Zauberkunststück vorführt, und einer unter den Zuschauern, der etwas von der Sache versteht, ruft: „Ist ja alles Schwindel, zeig

Der Tausendkünstler: Aus einer einfachen Vase holt der Zauberer die seltsamsten Dinge heraus.

doch mal, was du in der linken Hand hältst!" — Ein ganz tüchtiger Zauberer muß auch darauf vorbereitet sein, und wenn einer denkt, daß der Zauberer etwas in der linken Hand hält, so muß der Gegenstand schon längst verschwunden sein und am besten in der Tasche des Zwischenrufers liegen. Das macht erst richtigen Spaß — und auch das kann man in der Zauberschule lernen.

Eine überraschende Antwort

Etwas aus einer Geographiestunde in einer französischen Schule

„Wo entspringt die Loire?" fragte ein Schullehrer bei einer Prüfung in Geographie die zwölfjährige Bauerntochter Else Moulin aus dem Dorfe Coucouron im Departement Ardèche. „In unserm Stall," antwortete Else zur Ueberraschung des Lehrers, der dem Mädchen zuerst eine schlechte Note für diese Antwort einschreiben wollte. Dann überlegte er sich die Sache und beschloß, bei Gelegenheit das Haus von Elses Vater aufzusuchen. Dort überzeugte er sich, daß sie richtig geantwortet hatte. Denn die Loire, der größte Fluß in Frankreich, dessen Lauf 1000 Kilometer lang ist, stammt aus einer Quelle, die an der Mauer des Bauernhofes entspringt.

Aus Onkel Toldis Witzkiste

Neulich war ich wieder mal ein paar Tage verreist, und leider bekam ich einen Mordsschnupfen und Husten und mußte mich zu Bett legen. Die Bäuerin, bei der ich wohnte, war sehr nett zu mir, und als es nicht besser wurde rief sie einen Arzt. „Nanu, Herr Toldi," sagte er zu mir, „sie sehen ja mächtig elend aus! Geben Sie dem Herrn in den nächsten Tagen nur tierische Nahrung, damit er schnell wieder zu Kräften kommt, Frau Wurzelhuber," sagte er darauf zu der Bauersfrau. Dann ging er. Ich wartete im Bett auf mein schönes, kräftiges Essen; mit einem Male tat sich die Tür auf, und Frau Wurzelhuber erschien . . . mit einem Bündel Heu und einer Tüte Hundekuchen. „Hier, Herr Toldi," sagte sie, „haben Sie Ihre tierische Nahrung, nun werden Sie hoffentlich bald wieder gesund!" — Daß ich mich nicht totgelacht habe, ist ein Wunder.

Ein geheimnisvoller Brief,

bei dessen Lösung ihr mir helfen müßt

Lieber Onkel Otto!

Wir machten mit dem Rad am Mittwoch einen herrlichen Ausflug nach Friedrichroda. Frischer Wind wehte. Richtung Waltershausen ging es weiter. Na, ich sage Dir es war herrlich. Die Rosen blühten! Im Walde marschierten wir singend; da sahen wir mit einem Mal ein niedliches Eichhörnchen. Plötzlich aber tat es einen Satz und weg war es! Wenn Du wissen willst, wer alles mitgemacht hat, lies Dir diesen tausend Grüße enthaltenden Brief recht aufmerksam durch.

Dein Peter

Im Text dieses Briefes, Anrede und Unterschrift nicht mitgerechnet, stecken fünf Jungen- und acht verschiedene Mädchennamen. Wer hilft mir, herauszubekommen, welche es sind? Onkel Otto.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel.

Aus den Silben:
al — an — ath — be — bert — bruck — chro — da — de — del — e — fen — ga — ge — gen — go — halts — in — inns — le — ler — li — nik — per — ree — san — satt — ster — trap — wa — wehr — weiß sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und dritte Buchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben (ch gilt als ein Buchstabe). Die Wörter bedeuten: 1. Teil des Zimmers, 2. Ankerplatz, 3. Stadt in Tirol, 4. Fußbekleidung, 5. Ortsgeschichte, 6. Waffe, 7. Alpenblume, 8. Fahrzeug, 9. männlichen Vornamen, 10. Name eines Riesen aus der biblischen Geschichte, 11. Nordamerikanischen Pelzjäger, 12. Verzeichnis, 13. Handwerker.

Besuchskarten-Rätsel.

Eva Lene Irrklihr

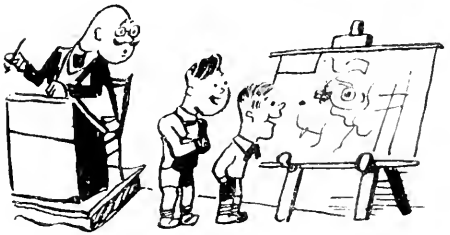
Was ist diese Dame?

Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 25.

1. Iltis, 2. Chirurg, 3. Händel, 4. Hauptmann, 5. Addition, 6. Tatze, 7. Tasse, 8. Erde, 9. Innsbruck, 10. Neiße, 11. Elfe, 12. Nansen, 13. Kerze, 14. Abel, 15. Messer, 16. Else, 17. Riegel, 18. Album, 19. Dante, 20. Eden, 21. Nonne, 22. Edinburg.

Ich hatt' einen Kameraden,
einen bessern findst du nit.

Fridolins Lachkabinett



Lehrer: „Was ist denn das wieder für eine Unruhe? Was macht ihr da an der Landkarte?"

Ernst: „30 Kilometer hinter Potsdam läuft eine Fliege, und wir wollen sehen, in welcher Zeit sie in Brandenburg an der Havel ist."

*

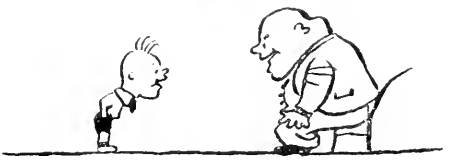
„Deine Schwester hat doch Gesangstunde, Peter, wie singt sie denn?"

Peter: „Ach, es ist schon viel besser geworden, gestern konnten wir uns alle zum erstenmal die Watte aus den Ohren nehmen."

In der Physikstunde erklärt der Lehrer die Wärme und ihre Wirkung. „Nehmen wir an," sagt er, „das Thermometer würde seinen höchsten Punkt erreichen, was würde dann eintreten?"

Schüler: „Sie würden uns Hitzeferien geben, Herr Lehrer!"

*



Onkel: „Paß auf, Günther, ich werde dir mal ein schönes Gedicht aufsagen: Ich bin klein . . ."

Günther: (freudestrahlend): „Ich auch, Onkel!"

*

Lehrer: „Vögel und Fische legen Eier. Die Vögel sitzen im Nest auf den Eiern, bis sie ausgebrütet sind. Was machen die Fische, Max?"

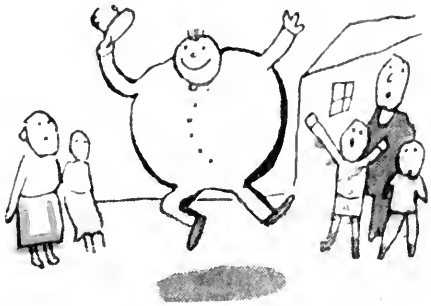
Max: „Die liegen auf den Eiern."

Lehrer: „Unsinn! Hast du schon einen Fisch auf Eiern liegen sehen?"

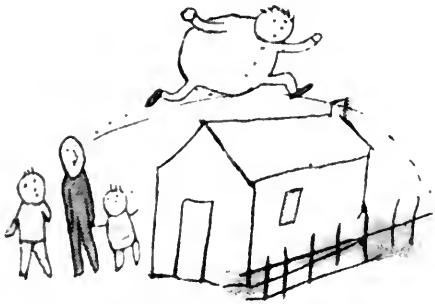
Max: „Jawohl, die Sardelle, Herr Lehrer!"

Pampe als Luftballon

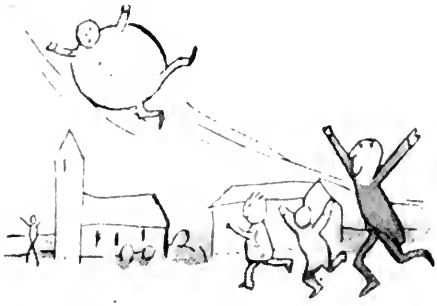
Stets denkt sich Pampe Dummes aus:
Hier steht er schmunzelnd vor dem Haus
Und füllt den Rock mit Gas sich eben,
Als Luftballon davonzuschweben.



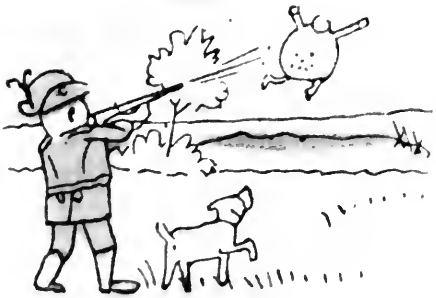
So rundlich und so aufgeblasen
Löst sich der Benjamin vom Rasen;
Man sieht, wie er sich langsam hebt.
Die Leute staunen: Pampe schwebt.



Die Leute schreien „Oh" und „Ach"!
Der Pampe ist schon überm Dach.
Und wißt ihr, wie er das erreicht?
Die Luft ist schwer, das Gas ist leicht.

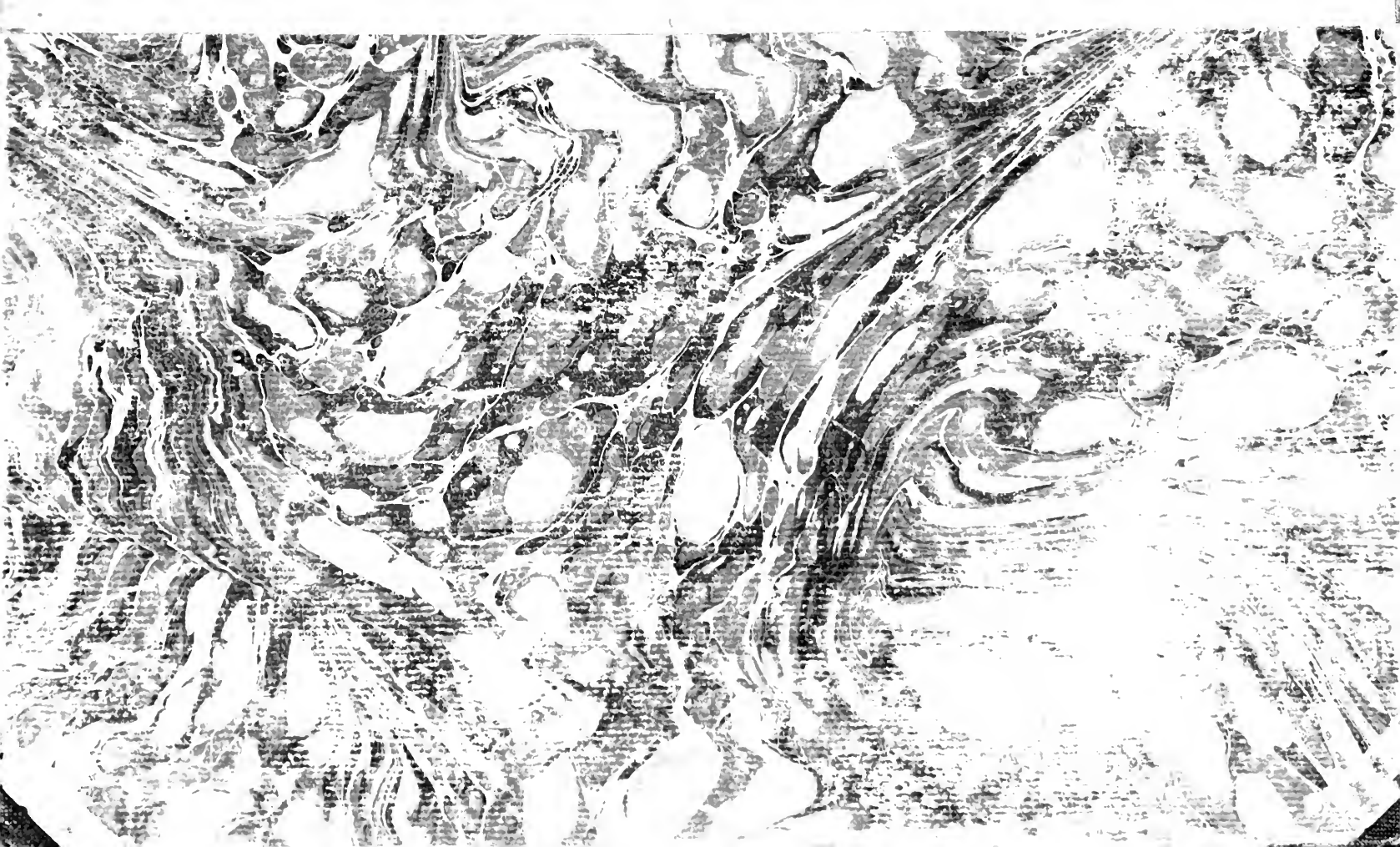


Der Wind weht sanft. Der Tag ist schön.
Der Pampe sieht aus seinen Höh'n
Da unten Dorf und Kirchturm liegen.
Noch nie ist er so hoch gestiegen.



Der Jäger denkt: Das ist zu dumm,
Was fliegt da in der Luft herum?
Ist das ein fremdes Tier? Er schießt.
Und trifft. Was Pampe sehr verdrießt.

Er blieb zwar heil, doch nun entweicht
Das Gas. Er ist nicht mehr so leicht
Und sinkt. Ein kleines Bad zum Schluß.
Ja, Pampe ist ein Luftikus.

Herausgeber: Peter Pfeffer, Berlin. Verantwortlich für die Redaktion: Fritz Gorodiski, Berlin-Grunewald. Druck und Verlag: Ullstein, Berlin SW 68. Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Norbert Freuder, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I., Rosenbursenstraße 8; für die tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag.

mit 26 Numm vorgelegt